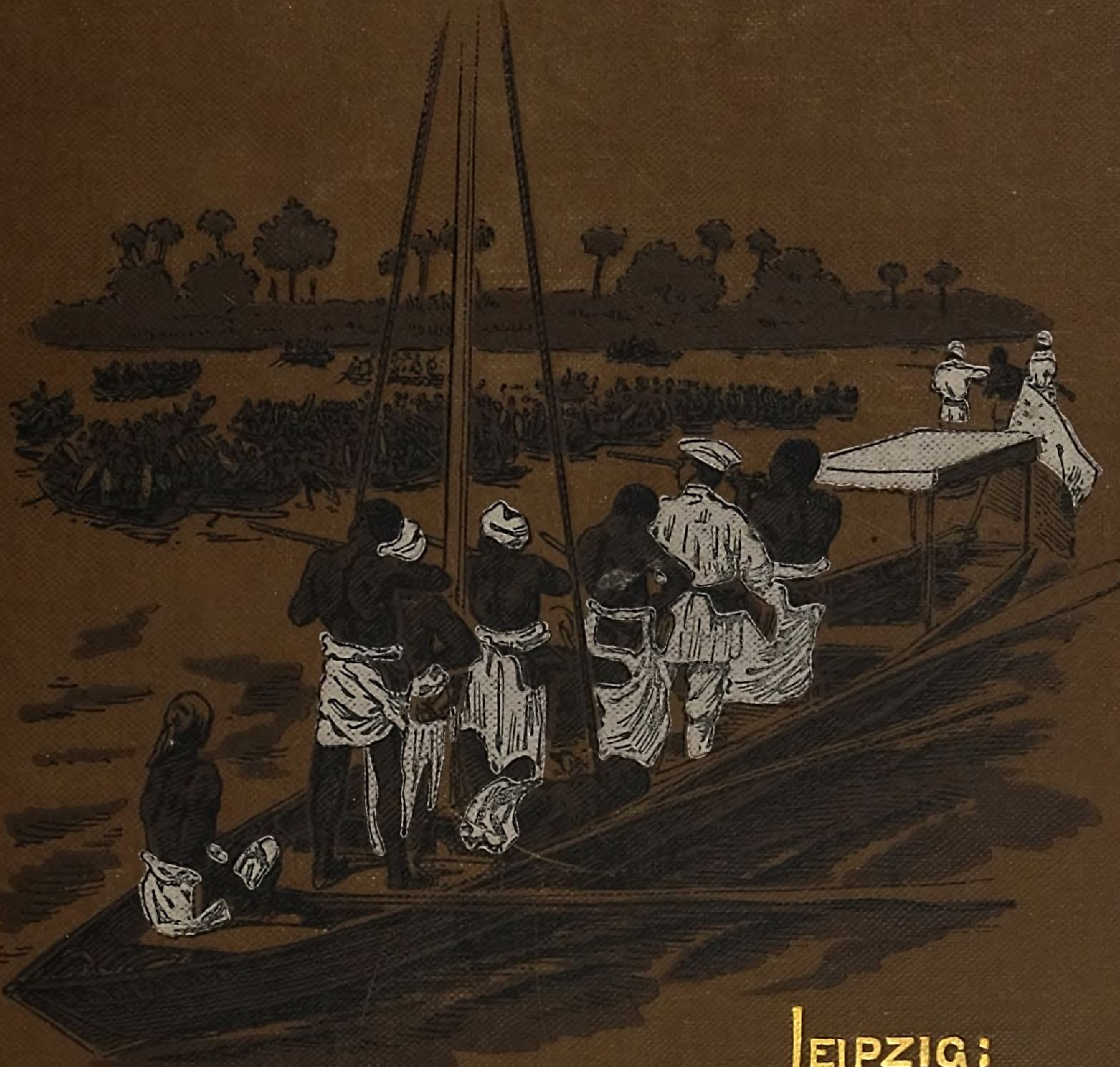
Henry M. Stanley: Durch den dunkeln Welttheil.



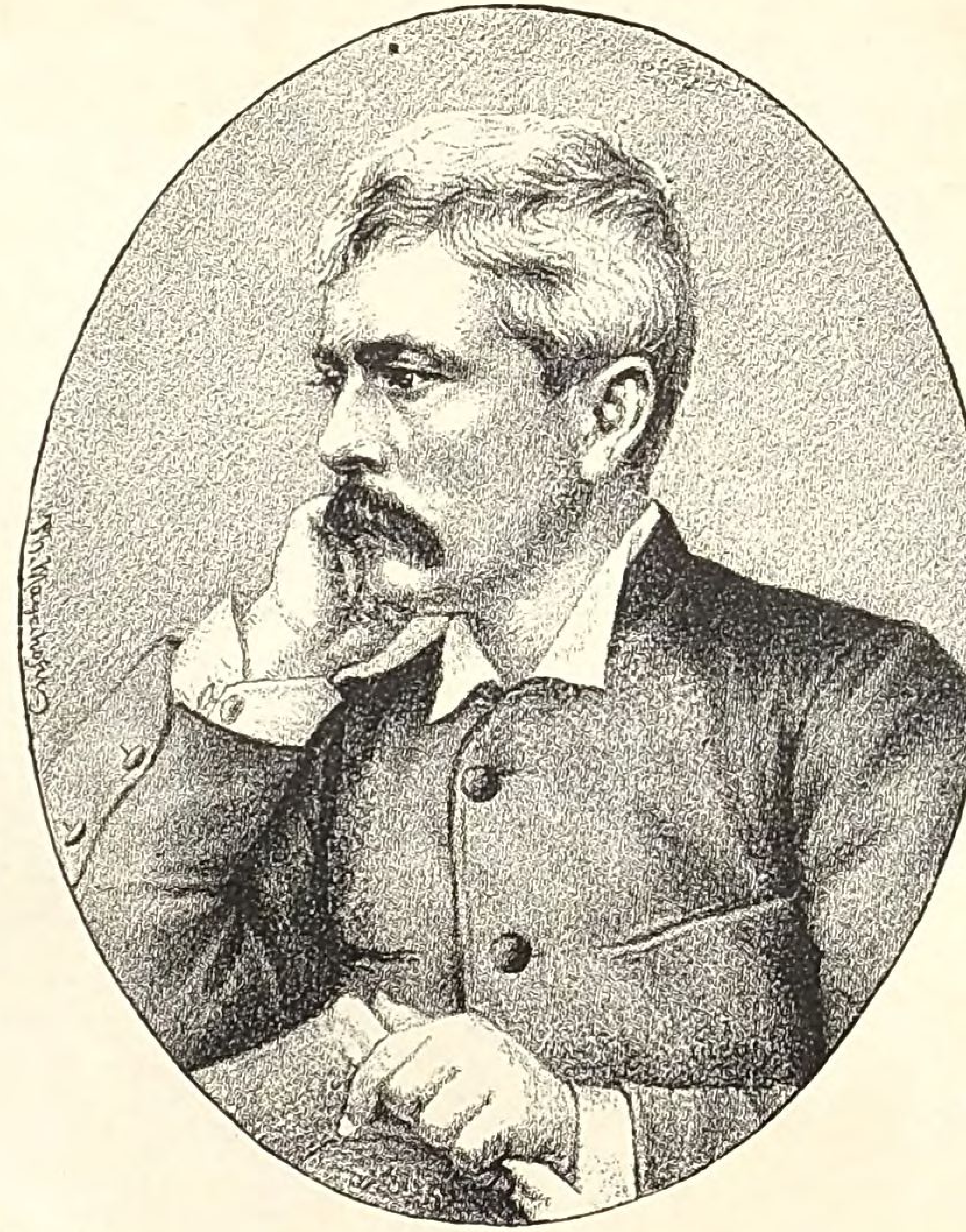
Leipzig:
F. A. Brockhaus.

<36610540350011

Durch den dunkeln Welttheil.

Erster Band.





Henry M. Stanley.

Nach einer Photographie,
1874, acht Tage vor seiner Abreise nach Afrika aufgenommen.

Nach einer Photographie,
im November 1877 in Simon's Town, Kap der Guten Hoffnung
nach seiner Reise quer durch Afrika aufgenommen.



Durch den dunkeln Welttheil

oder

die Quellen des Nils,
Reisen um die großen Seen des äquatorialen Afrika
und den Livingstone-Fluß abwärts
nach dem Atlantischen Ocean.

Von

Henry M. Stanley.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Aus dem Englischen von Professor Dr. C. Böttger.

Mit 240 Abbildungen und 10 Karten.

Erster Band.

Dritte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1891.

Widmung.

Die herzliche Ermuthigung und freigebige Unterstützung, welche es mir ermöglichten, die mir übertragene Mission der Erforschung des dunkeln Innern von Afrika und der Lösung vieler interessanten geographischen Probleme auszuführen und die treuen Ueberlebenden anständig zu belohnen, veranlassen mich, meine wärmste persönliche Erkenntlichkeit dadurch offen darzulegen, daß ich diese über die Resultate der Reise berichtenden Bände den Beförderern des Unternehmens widme, den Herren

J. M. Levy und Edward L. Lawson,

Eigenthümern des „Daily Telegraph",

und

James Gordon Bennett,

Eigenthümer des „New York Herald",

und infolge des großen und stetigen Interesses, das derselbe für den Erfolg des Unternehmens zeigte, darf ich mir wol erlauben, noch den Namen des Herrn

Edwin Arnold

hinzuzufügen — ohne den Gönnerschutz, das volle Vertrauen und die herzliche Sympathie dieser Herren würde mir die Ausführung des mir aufgetragenen und nun glücklich vollendeten Werkes unmöglich gewesen sein.

H. M. Stanley.

Vorwort.

Ehe diese Bände unwiderruflich aus den Händen des Verfassers hervorgehen, ergreift derselbe diese beim Abschluß des Werkes gebotene Gelegenheit, noch einige Worte an seine Leser zu richten.

An erster Stelle habe ich in tiefster Demuth meinen Dank der göttlichen Vorsehung für den gnädigen Schutz auszusprechen, den sie mir und meinen am Leben gebliebenen Begleitern während unserer letzten gefahr- und mühevollen Arbeiten in Afrika gewährt hat.

Zweitens habe ich vielen Freunden meinen Dank für ihre willkommenen Dienste und freundlichen Glückwünsche abzustatten, vornehmlich den Herren Motta Viega und J. W. Harrison, den Ehrenmännern in Boma, deren zur rechten Zeit besorgte Lieferungen von Nahrungsmitteln die Expedition zu neuem Leben erweckten; der mit uns sympathisirenden Gesellschaft in Loanda, welche ihr Möglichstes that, uns durch ihre schmeichelhafte Güte zu verwöhnen; der so überaus gütigen Bürgerschaft der Capstadt, welche die in die Heimat zurückkehrenden Fremden so fürstlich aufnahm und bewirthete; den Directorien der Britisch-Indischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft und der Peninsular- and Oriental-Company und besonders dem Herrn W. Mackinnon, als Mitglied der erstern, und den Herren H. Bayley und Kapitän Thomas H. Black, als Mitgliedern der letztern, für ihren großherzigen Beistand, sowol bei meiner Abreise als bei meiner Rückkehr; der britischen Admiralität und persönlich dem Kapitän Purvis, dem ältesten Offizier auf der westlichen Küstenstation, für das mir so freundlich zur Verfügung gestellte Schiff „Industry“, und dem Commodore Sullivan für die vom Cap bis Sansibar mir fortwährend erzeigten

großen Gefälligkeiten; ferner den Offizieren und Matrosen der „Industry“ für die große Geduld und Güte, welche sie den abgematteten Afrikanern gegenüber zeigten, und meinen Freunden in Sansibar, namentlich Herrn A. Sparhawk, für ihr freundliches Willkommen und ihre herzliche Hülfe.

Zunächst habe ich auch den ehrerbietigen Ausdruck meines Dankgefühls für die mir verliehenen Ehren und Auszeichnungen den hohen und berühmten Persönlichkeiten und gelehrten Gesellschaften zu Füßen zu legen, welche mir ihre volle Anerkennung der Dienste, die ich der Wissenschaft zu leisten im Stande war, ausgesprochen haben — namentlich Sr. Majestät dem Könige Humbert von Italien für sein Porträt, das durch die glänzenden Zeilen, in denen er persönlich meine Dienste würdigt, mir zu einem kostbaren Schatze wird*, den ich zusammen mit der mir von seinem erhabenen Vater, dem König Victor Emanuel, verliehenen goldenen Medaille stets mit Stolz aufbewahren werde — ich danke ferner Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Wales für die auszeichnende Ehre, die er mir durch seine persönliche Anerkennung meines Werkes erwiesen — Sr. Hoheit dem Khedive von Aegypten für die hohe Auszeichnung durch den großen Commandeurstern des Medschidjeordens mit Halsband — der königlichen Geographischen Gesellschaft in London für den herzlichen Empfang bei meiner Rückkehr und für das von mir sehr hochgeschätzte Diplom eines correspondirenden Ehrenmitgliedes, das ich bald darauf erhielt — den Geographischen Gesellschaften und Handelskammern von Paris, Italien und Marseille für die große Ehre der mir verliehenen Medaillen** — den Geographischen Gesellschaften in Antwerpen, Berlin, Bordeaux, Bremen, Hamburg, Lyon, Marseille, Montpellier und Wien und der Gesellschaft der Künste in London für die Ernennung zu ihrem Ehrenmit-

---

* Unter sein Porträt hat der König huldvoll die Worte geschrieben:
„All’ intrepido viaggiatore Enrico Stanley
Umberto Re.“

** Ich bin durch die Ernennung zum Officier de l’Instruction publique geehrt worden; goldene Medaillen erhielt ich von den Geographischen Gesellschaften von London, Paris, Italien und Marseille; silberne von der Handelskammer und dem Gemeinderath von Marseille; zum Ehrenmitgliede wurde ich ernannt von den Geographischen Gesellschaften in Antwerpen, Berlin, Bordeaux, Bremen, Hamburg, Lyon, Marseille Montpellier, Wien u. s. w.

gliede — der großen Zahl ausgezeichneter Männer, welche durch den Einfluß ihrer Autorität in der Welt der Wissenschaften sowie in der gebildeten Gesellschaft die mir so freigebig geschenkte Gunst des Publikums mit erworben haben — allen diesen drängt es mich zu sagen, wie hoch ich alle die Ehre und die Gunst zu schätzen weiß, deren ich theilhaftig geworden bin. Auch noch für eine andere Ehre habe ich meinem Danke einen warmen Ausdruck zu geben — eine Ehre, welche ich, wie man dies verzeihlich finden wird, für werthvoller halte als alle die übrigen Ehrenbezeigungen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat meine Erfolge mit ihrem officiellen Beifall geehrt und das einstimmig in beiden Häusern des Gesetzgebenden Körpers angenommene Dankesvotum hat mich für meine Lebenszeit auf diese Expedition und die von ihr vollbrachten Thaten stolz gemacht.

Leider ist, um diesen Stolz und diese Ehren zu theilen, kein einziger jener braven jungen Engländer übriggeblieben, welche mit mir auszogen, um quer durch den dunkeln Welttheil zu reisen, und welche mir durch ihre Treue und Zuneigung zu Herzensfreunden wurden; leider sind zum Genuß der entzückenden Freuden der Ruhe unter theuern Freunden nach monatelangen Kämpfen um das Leben unter Kannibalen und auf Katarakten auch nur so wenige von jenen braven Afrikanern am Leben geblieben, welchen als den dienstwilligen Händen und den loyalen Herzen der Expedition so viel vom Erfolge derselben zu verdanken ist.

Daß die Richtschnur, nach der ich mein Benehmen in Afrika regelte, nicht von allen verstanden worden ist, das weiß ich zu meinem lebhaften Bedauern; aber indem mein Gewissen ruhig ist und indem der schlichte Bericht, welchen ich jetzt über das, was ich an jedem Tage gethan, veröffentliche, wol zu meinen Gunsten sprechen wird, stellt sich mir dies Misverständniß von seiten Weniger nur als eine recht bittere Lebenserfahrung dar. Die Leser meines Buches werden aus demselben ersehen, daß ich allerdings eine rege Vorstellungskraft und scharfe Auffassung für viele derartige Erfahrungen besitze.

Von den verdienstlichen und schwachen Seiten dieses Buches zu reden, kommt mir nicht zu. Ich mußte selbst von der einfachen Erzählung meiner Reise zunächst sehr vieles weglassen, und zwar waren diese Kürzungen ebenso sehr durch die Anforderungen der Raum- und Zeitersparniß, als durch die Thatsache geboten, daß in der fortlaufenden

Chronik unsers erfolgreichen Zuges Reflexionen und wissenschaftliche Folgerungen — der ganze Nachwuchs des Gedankens — unsern Bericht auf eine langweilige Weise unterbrochen haben würden. Was die Illustrationen anbetrifft, so will ich nicht unerwähnt lassen, daß ich einen photographischen Apparat durch den Continent mitgenommen habe, und daß ich, solange nur die trockenen Platten aushielten, nie eine Gelegenheit vorüber ließ, um eine gute Ansicht aufzunehmen, und als meine Platten aufgebraucht waren, fand ich, daß die Abspiegelung der Naturscenen auf dem Grundglas meiner Camera meinem ungeübten Bleistift eine unschätzbare Hülfe leistete.

Schließlich habe ich noch Herrn Phil. Robinson, dem Verfasser von „In my Indian Garden", für seine Beihülfe bei der Revision meines Werkes zu danken. Meine warme Anerkennung verdient auch der königl. Marinelieutenant S. Schofield Sugden für die Ausdauer und Hingabe, mit welcher er alle meine Beobachtungen nachrechnete und dadurch selbst das mühevolle Zusammentragen der Karten zu einer angenehmen Arbeit machte.

27. Mai 1878.

H. M. S.

Inhalt.

Einleitung.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Funfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Nach dem Muta-Nsige und zurück nach Uganda.

Siebzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Abbildungen im Text.

Separatbilder.

Karten.

Einleitung.

I. Meine neue Mission. — Der „Daily Telegraph". — „Ja — Bennett". — Die „Lady Alice". — Meine europäischen Begleiter. — Enttäuschte Bittsteller. — Sinnige Freundschaftsgeschenke. — Meine Abreise nach Afrika. II. Die Quellen des Nils. — Herodot über den Nil. — Burton über das Nilbecken. — Der Tanganjika-See. — Der Victoria-See. — Speke, Grant und Cameron. — Livingstone's Großer Fluß. — Mein vorliegendes Werk.

I.

Als ich im April 1874 auf der Rückreise aus dem Aschantikriege nach England begriffen war, erreichte mich die Nachricht, daß Livingstone todt sei und daß sich seine Leiche auf dem Wege nach England befinde! —

Livingstone war also seinen Anstrengungen erlegen! Er war gestorben! Er hatte seinen Tod am Saume jener dunkeln Regionen gefunden, welche er zu erforschen wünschte, an den Gestaden des Bemba-Sees! Das Werk, welches zu vollenden er mir versprochen hatte, war eben erst in Angriff genommen, als der Tod ihn überraschte!

Die Wirkung, welche diese Trauerbotschaft auf mich machte, bestand, als der erste schmerzliche Eindruck überwunden war, darin, daß ich den festen Entschluß faßte, sein Werk zu vervollständigen, sodaß ich entweder — falls dies Gottes Wille sein sollte — der geographischen Wissenschaft als der nächste Märtyrer zum Opfer fallen oder die großen Aufgaben lösen würde, sowol den gesammten Lauf des geheimnißvollen Stromes zu verfolgen und klar zu legen, als auch über alle die Punkte, welche in den Entdeckungen Burton's und Speke's, sowie Speke's und Grant's noch problematisch und unvollständig geblieben waren, helles Licht zu verbreiten.

Der feierliche Tag war gekommen, an welchem die irdischen Reste meines berühmten Freundes bestattet werden sollten. Ich hielt in der

Westminster-Abtei einen Zipfel des Leichentuches in meiner Hand, ich sah den Sarg in das Grab hinabsinken, ich hörte es, wie man die ersten Erdschollen auf ihn hinabwarf, und ich ging still hinweg voll tiefen Grams über das Geschick des David Livingstone.

Ich arbeitete darauf Tag und Nacht an meinem Buche „Kumassie und Magdala", denn ich befand mich in einer fieberhaften Spannung, das Werk zu beginnen, welchem alle meine Kräfte zu widmen ich ein Gelübde gethan hatte. In drei Wochen hatte ich jene literarische Arbeit fertig gebracht und ich war frei.

Bald darauf ging ich an einem Antiquarladen vorüber und mein Blick fiel auf einen Band mit dem seltsamen Titel: „Wie hat man zu beobachten?" Als ich ihn aufschlug, bemerkte ich, daß er ziemlich klare Belehrungen über das Wie und Was unserer Beobachtungen enthielt. Er war sehr interessant und reizte mein Verlangen nach tieferm, umfassenderm Wissen; er veranlaßte mich, mir eine ganz bedeutende Sammlung von Büchern über Afrika anzuschaffen, welche zur Geographie, Geologie, Botanik und Ethnologie dieses Welttheils in enger Beziehung standen. Ich kam in den Besitz von mehr als hundertunddreißig Werken über Afrika, welche ich mit dem Eifer eines Mannes, der sich lebhaft für sein Thema interessirt, und mit dem Verständniß eines Reisenden, der schon viermal auf diesem Erdtheile gewesen war, studirte. Mein Kopf wurde förmlich zu einem Compendium afrikanischer Geographie. Ich kannte nun die Resultate, welche die afrikanischen Forscher bisher gewonnen hatten, und wußte auch, wie viel von dem dunkeln Innern Afrikas der Welt noch immer unbekannt war. Bis in die Nächte hinein saß ich am Arbeitstisch und sann und schmiedete Pläne, entwarf Reiserouten, zog langgestreckte Linien für mögliche Durchforschungen und notirte mir viele Vermuthungen und Winke, welche das unablässige Studium meines Planes in mir hervorrief. Ich legte auch Verzeichnisse von Instrumenten und allerlei Ausrüstungsgegenständen an, die sich bei der Kartirung, Veranschaulichung und Beschreibung der neuen Gegenden, welche ich durchwandern wollte, irgendwie brauchbar erweisen dürften.

Eines Tages war ich, ganz erfüllt von meinen Plänen, in das Bureau des „Daily Telegraph" eingetreten. Während ich mit einem der Redacteure journalistische Unternehmungen im allgemeinen besprach, trat der Eigenthümer der Zeitung in das Zimmer. Wir sprachen von Livingstone und den Aufgaben, die er noch ungelöst hinterlassen habe. Als Antwort auf eine lebhafte Bemerkung, welche ich machte, stellte der Zeitungsbesitzer die Frage:

„Könnten und wollten Sie wol sein Werk vervollständigen? Und was ist da zu thun?"

Ich antwortete: „Der Ausfluß des Tanganika-Sees ist noch nicht entdeckt. Wir wissen — mit Ausnahme der von Speke entworfenen Skizzen — fast nichts vom Victoria-See, wir wissen nicht einmal, ob er aus einem oder aus mehrern Seen besteht, und deshalb sind die Quellen des Nils noch immer unbekannt. Ueberdies erscheint die westliche Hälfte des afrikanischen Continents auf den Karten noch immer als ein weißer, leerer Raum."

„Glauben Sie, daß Sie über dies alles bestimmte Resultate gewinnen können, wenn wir Ihnen den Auftrag dazu ertheilen?"

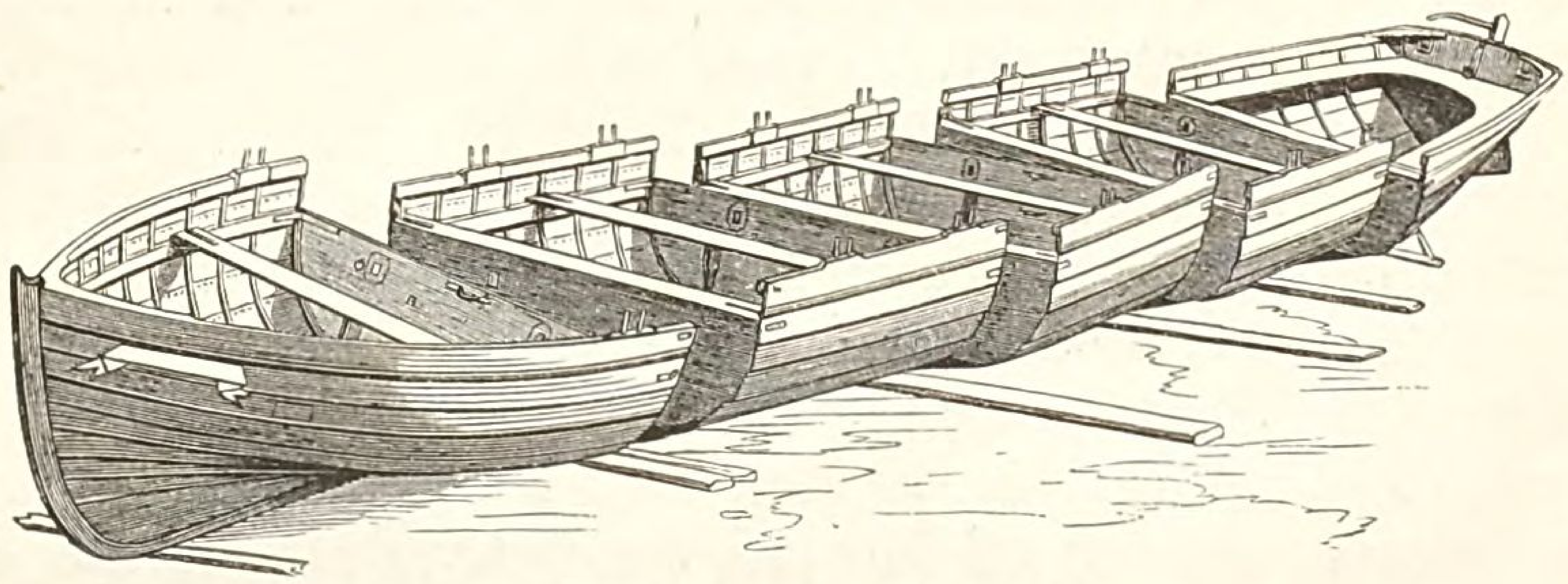
„Jedenfalls werde ich, solange ich am Leben bleibe, Etwas fertig bringen. Wenn ich über die zur Vollendung der ganzen Arbeit nöthige Zeit hinauslebe, so soll Alles gethan werden."

Die Angelegenheit blieb für den Augenblick in der Schwebe, weil der Herausgeber des „New York Herald", Herr James Gordon Bennett, ältere Ansprüche auf meine Dienste hatte. Durch ein nach New York abgesandtes Telegramm wurde bei ihm angefragt, ob er sich mit dem „Daily Telegraph" verbinden wolle zu einer „Sendung Stanley's nach Afrika, um die Entdeckungen Speke's, Burton's und Livingstone's zu vervollständigen", und innerhalb vierundzwanzig Stunden war meine „neue Mission" nach Afrika als ein gemeinsames Reiseunternehmen eine beschlossene Sache, denn durch das Kabel blitzte unter dem Atlantischen Ocean die lakonische Antwort zurück: „Ja — Bennett".

Einige Tage vor meiner Abreise nach Afrika kündigte der „Daily Telegraph" in einem Leitartikel an, daß die Eigenthümer der Zeitung sich mit Herrn James Gordon Bennett zur Ausrüstung einer afrikanischen Entdeckungs-Expedition unter der Leitung von Henry M. Stanley vereinigt hätten. „Der Zweck des Unternehmens", wurde dabei gesagt, „besteht darin, das durch den tiefbeklagten Tod des Dr. Livingstone unvollendet gebliebene Werk zu vervollständigen, die noch übriggebliebenen Probleme der Geographie Centralafrikas womöglich zu lösen und die Schlupfwinkel und Märkte der Sklavenhändler aufzusuchen und über dieselben zu berichten." ... „Er wird die beiden Nationen repräsentiren, deren gemeinsames Interesse an der Regeneration Afrikas so hell beleuchtet wurde, als der verloren geglaubte englische Forscher von dem energischen amerikanischen Correspondenten wieder aufgefunden wurde. Auf jener denkwürdigen Reise entfaltete Herr Stanley die besten Eigenschaften eines Afrikareisenden, und da

er über nicht unbeträchtliche Hülfsmittel verfügen kann, um seine eigene vollständige Kenntniß aller Bedingungen und Verhältnisse afrikanischer Reisen noch zu erhöhen, so darf man sich wol der Hoffnung hingeben, daß aus diesem Unternehmen sehr wichtige und für die Wissenschaft, Humanität und Civilisation ersprießliche Resultate erwachsen werden."

Eine Frist von vierzehn Tagen wurde mir gewährt, um Boote, eine Jolle, einen Schiffsnachen und einen Flußkahn anzukaufen, um Pontons zu bestellen, um meine gesammte Ausrüstung, Gewehre, Munition, Seile, Sättel, Arznei- und Mundvorräthe herbeizuschaffen, um Geld in Geschenken für Häuptlinge der Eingeborenen anzulegen, um physikalische Instrumente, Schreib- und Zeichenmaterialien u. s. w. anzuschaffen.



Die „Lady Alice" in ihren fünf Theilen.

Das große Boot wurde nach meinen eigenen Angaben gearbeitet. Es sollte 12,19 m lang, mit 1,83 m Balkenbreite, und 76 cm tief aus 1 cm dickem spanischen Cedernholz verfertigt werden. Das fertig gestellte Boot sollte sich in fünf Theile zerlegen lassen, von denen jeder durchschnittlich 2,4 m (die beiden Stücke mit dem Bug und Hintertheil etwas mehr als die drei mittlern) Länge erhalten sollte. Für den Fall, daß die einzelnen Stücke bei dem Transport noch zu schwer wären, sollten sie sich nochmals in Hälften zerlegen lassen. Der Bau dieses neu construirten Bootes wurde von dem Kahnbauer James Messenger in Teddington bei London übernommen. Die Potons wurden von Cording verfertigt; aber obgleich sie vortrefflich gearbeitet waren, erzielten sie doch keine großen Erfolge, weil die mannichfachere Brauchbarkeit des zu vielen Zwecken zu verwendenden Bootes sie eigentlich unnöthig machte. Dennoch waren sie keineswegs unnütz und überflüssig. Die Noth zwang uns während unsers Aufenthalts in Afrika, sie zu Zwecken zu benutzen, welche freilich von denen, die wir ursprünglich ins Auge gefaßt hatten, weit ablagen.

Im Langham-Hotel wohnte ein Handlungsdiener Namens Frederick Barker, welcher, entflammt von Begierde nach Afrika zu reisen, sich durch alle die Berichte, welche ihm über das ungesunde Klima Afrikas, über die gefährlichen Fieber und die nicht verlockenden Aussichten, die das Leben eines Entdeckers und Forschers eröffnete, abgestattet wurden, von seinem Vorsatze nicht abbringen ließ. „Er wolle reisen, er sei entschlossen zu reisen", sagte er. Um dem dringenden Anliegen dieses jungen Mannes einigermaßen entgegenzukommen, bat ich ihn zu warten, bis ich aus den Vereinigten Staaten zurückkehren würde.

Der beim „Daily Telegraph" betheiligte Herr Edwin Arnold gab mir auch den Rath, ich möchte mich von ein paar jungen englischen Bootsmännern von gutem Charakter begleiten lassen, und zwar aus dem Grunde, weil ihre Schifferpraxis mir außerordentlich nützlich werden dürfte. Er that von meinem und seinem eigenen Wunsche gegen einen sehr achtbaren Fischer Namens Henry Pocock zu Lower Upnor, in der Grafschaft Kent, Erwähnung, dem er seine Yacht in Verwahrung gegeben hatte. Derselbe besaß zwei derbe und muthige Söhne, an denen ich, wie er mir versicherte, ehrliche und ganz zuverlässige Gehülfen haben würde. Sowol Herr Arnold als ich selbst machten übrigens die Familie Pocock wiederholt darauf aufmerksam, daß das afrikanische Klima einen grausamen Charakter habe, daß der schroffe Wechsel zwischen den zur alltäglichen Gewohnheit gewordenen Bequemlichkeiten des Lebens in England und der strengen, rauhen Lebensweise eines Entdeckungsreisenden selbst die kräftigste Constitution auf die Probe stellen würde, daß er den nicht allmählich daran gewöhnten und nicht acclimatisirten Personen sehr leicht verhängnißvoll werden könne. Ich ließ mich aber schließlich durch den frischen Muth und die Hingebung dieser kühnen und verwegenen Burschen herumbringen, und Francis John Pocock und Edward Pocock, zwei junge Leute von sehr ähnlichem Aussehen, wurden demgemäß von mir als Gehülfen engagirt.

Ich fuhr nun als Gast des Herrn Ismay von der White Star-Dampferlinie nach Amerika hinüber, um meinen dortigen Freunden Lebewohl zu sagen, und kehrte nach einem Aufenthalt von fünf Tagen in einem Dampfer derselben Gesellschaft nach England zurück.

Mittlerweile waren bald nach der Ankündigung der „neuen Mission" Anstellungsgesuche massenhaft in den Geschäftsbureaux des „Daily Telegraph" und des „New York Herald" eingelaufen von Personen, welche an der Reise theilzunehmen wünschten. Bevor ich von England absegelte, lagen mehr als 1200 Briefe vor, von Gene-

ralen, Obersten, Hauptleuten, Lieutenants, Seecadetten, Ingenieuren, Hotel-Commissionären, Handwerkern, Kellnern, Köchen, Bedienten, kurz von allerlei Leuten, hoch und niedrig, selbst Magnetiseure und spiritistische Medien u. s. w. nicht ausgeschlossen. Alle kannten sie Afrika gründlich, waren durchaus an das Klima gewöhnt, und wußten ganz sicher, daß sie mir gefallen, mir wichtige Dienste leisten und mich durch ihren Scharfsinn und ihre Anstelligkeit aus allen möglichen Verlegenheiten erlösen würden; sie wollten mich in Luftballons oder fliegenden Wagen in die Lüfte heben, uns alle durch ihre Zauberkünste unsichtbar machen, oder vermöge der „Wissenschaft des Magnetismus" alle Wilden in Schlaf versenken, sodaß wir ohne irgendeine Störung oder Gefahr nach beliebiger Richtung hätten mitten durch sie hindurch reisen können. Ich kann in der That mit Sicherheit behaupten, daß ich, wenn ich damals Geld dazu besessen hätte, 5000 Engländer, 5000 Amerikaner, 2000 Franzosen, 2000 Deutsche, 500 Italiener, 250 Schweizer, 200 Belgier, 50 Spanier und 5 Griechen, also an 10000 Europäer und halb soviel Amerikaner nach Afrika hätte mitnehmen können. Aber die Zeit war noch nicht gekommen, um nach einem solchen Maßstabe Europa zu entvölkern und Afrika zu colonisiren, und ich sah mich unglücklicherweise gezwungen, die schätzbaren Dienste aller dieser Bittsteller ergebenst abzulehnen und mich auf Francis John und Edward Pocock, sowie auf Frederick Barker zu beschränken, dessen Bitten sich bei meiner Rückkehr von Amerika auch noch seine Mutter angeschlossen hatte.

Vor meiner Abreise wurde ich auch durch die große Zahl von Freunden, die ich in England besaß, angenehm überrascht und um so angenehmer, da sie ihre Freundschaft in sehr reeller Weise dadurch bezeugten, daß sie mir verschiedene sehr nützliche „Zeichen ihrer Hochachtung" zum Geschenk machten und zwar in Form von Feldflaschen, Uhren, Wassergefässen, Pfeifen, Pistolen, Messern, Taschenbüchern, mannichfachen Schreibzeugen, Cigarren, Taschenapotheken, Bibeln, Gebetbüchern, englischen Tractaten zur Verbreitung religiöser Erkenntniß unter den schwarzen Heiden, Gedichten, kleinen seidenen Fahnen, goldenen Ringen u. s. w. Eine Dame, welche ich sehr hochachte, schenkte mir auch einen prächtigen preisgekrönten Kettenhund Namens Castor, ein englischer Offizier einen zweiten, und in der „Hundeheimat" (Dogs' home) in Battersea kaufte ich einen Spürhund, einen Bullenbeißer und einen Dachshund, denen von den beiden Pocock die Namen „Nero", „Bull" und „Jack" gegeben wurden.

Nur zwei kleine Abschiedsdiners nahm ich vor meiner Abreise

aus England an. Das eine fand im Hause des Herausgebers des „Daily Telegraph“ statt und bei demselben traf ich den Kapitän Fred. Burnaby und einige andere liebe Freunde. Kapitän Burnaby versprach mir halb und halb, an den Quellen des Nils mit mir zusammenzutreffen. Das andere Diner wurde von dem Vertreter des „New York Herald“ gegeben. Bei demselben waren die Herren George Augustus Sala, W. G. Stillman, George W. Smalley und drei oder vier andere hervorragende Journalisten zugegen. Es war ein gemüthlich stilles Lebewohl und zwar das letzte in London.

Nachdem ich meine europäischen Begleiter, die Boote, Hunde und alle die zur Expedition angeschafften Gegenstände — welche durch die Freundlichkeit des Herrn Henry Bayley, von der Peninsular and Oriental Company, und des Herrn William Mackinnon, von der Britisch-Indischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, nach Sansibar zu halben Fahrpreisen mitgenommen werden sollten — eingeschifft hatte, verließ ich am 15. August 1874 England und reiste nach der Ostküste Afrikas ab, um dort meine Entdeckungsreisen zu beginnen.

II.

Die Quellen des Nils.

> Aber wenn auch ein noch so tapferer Muth in meiner Brust glüht, eine noch so große Liebe zur Wahrheit, so gibt es doch Nichts, was ich lieber kennen lernen möchte, als die so viele Jahrhunderte lang verborgenen Anfänge des Stroms und seine unbekannte Quelle; man eröffne mir die sichere Aussicht, die Nilquellen zu sehen, und ich will vom Bürgerkriege ablassen.
>
> Julius Cäsar nach Lucan, Pharsalia, X. Ges., V. 188—192.

Im fünften Jahrhundert v. Chr. schrieb Herodot, der erste große Afrika-Reisende, über den Nil und seine Quellen (II, 19 fg.) Folgendes:

Ueber die Natur dieses Stromes konnte ich weder von den Priestern, noch von sonst jemand etwas vernehmen. Ich trachtete aber sehr danach, von ihnen zu erfahren, was es macht, daß der Nil austritt und von der Sommersonnenwende an hundert Tage anschwillt, danach aber, wenn er sich der Zahl dieser Tage nähert, zurücktritt und in seinem Strombette abnimmt, sodaß er den ganzen Winter hindurch niedrig bleibt bis wieder zur Sommersonnenwende. Darüber nun war ich nicht im Stande irgendetwas von den Aegyptern zu vernehmen, als ich mich bei ihnen erkundigte, welches Vorrecht denn der Nil habe, eine der Natur der andern Flüsse gerade entgegengesetzte Natur zu haben. Eben das Gesagte wollte ich wissen und erkundigte mich zugleich, warum dieser Fluß allein keine Lüfte von sich zu wehen pflegt. Einige Griechen aber, welche sich durch Weisheit auszeichnen wollten, gaben zur Auskunft über dieses Wasser dreierlei Wege an, wovon ich zwei der nähern Betrachtung nicht für werth halte und sie deshalb blos andeuten will. Einer von diesen gibt an, die Etesien (Passatwinde) seien die Ursache, daß der Fluß anschwelle, indem sie den Nil verhinderten, in das Meer auszuströmen. Nun haben die Etesien oftmals nicht geweht und der Nil thut doch immer das Nämliche.

Dazu müßten, wenn die Etesien Ursache wären, auch alle die andern Flüsse, welche den Etesien entgegenströmen, in gleichem Falle sein, ebenso gut wie der Nil, ja um noch so viel mehr, als sie kleiner sind und deshalb eine schwächere Strömung haben. Nun sind aber viele Flüsse in Syrien und viele in Libyen, bei welchen dies gar nicht so der Fall ist, wie beim Nil. — Der andere Weg ist noch unverständiger als der eben besprochene und, sozusagen, wunderbarer, da er angibt, indem er aus dem Okeanos ströme, bringe er diese Wirkung hervor, der Okeanos ströme aber um die ganze Erde. — Der dritte Weg der Auskunft ist zwar der bei weitem scheinbarste, aber doch der irrigste; denn auch hier ist nichts gesagt mit der Behauptung, der Nil laufe an von geschmolzenem Schnee, da er doch aus Libyen mitten durch Aethiopien läuft und durch Aegypten ausfließt. Wie mag er denn also vom Schnee anlaufen, da er aus den heißern Gegenden in die kältern läuft? Das sind nun Gründe in Menge für jedermann, der nur so etwas zu ermessen im Stande ist, daß er wol nicht vom Schnee anschwellen kann. Den ersten und stärksten Beweis geben die Winde, welche warm aus jenen Gegenden wehen; den zweiten aber liefert der Umstand, daß dieses Land immerdar ohne Regen und Eis ist, auch nach Schneewetter ganz nothwendig in fünf Tagen Regen fallen muß, jene Lande also, wenn sie Schnee hätten, auch Regen haben würden; zum dritten die dortigen Menschen, welche vom Sonnenbrande schwarz sind. Auch bleiben Weihen und Schwalben jahraus jahrein, ohne abzuziehen, und die Kraniche, die sich vor dem Winter flüchten, wenn er im Scythenlande einbricht, wandern zur Ueberwinterung in diese Gegenden. Wenn es demnach auch noch so wenig schneit in diesem Lande, durch welches der Nil strömt und in welchem er entspringt, so wären alle jene Thatsachen nicht vorhanden, wie es mit (logischer) Nothwendigkeit begründet ist. Wer aber die Meinung vom Okeanos angab, der beweist, indem er seine Mähr auf unsichtbare Erscheinungen zurückführt, gar nichts; denn ich wenigstens weiß nichts von der Existenz eines Flusses Okeanos und glaube nur, daß Homer oder einer der Dichter vor ihm den Namen erfunden und in die Dichtung eingeführt habe.

Kapitän Burton, der gelehrte Reisende, hat in seinen „Nile Basins" einige vortreffliche Paragraphen und bemerkt über diesen Gegenstand in Verbindung mit Ptolemäus:

Jener alte Geograph wies seinem See Nilus eine Stelle etwas südlich vom Aequator (ungefähr 10 Grade) und 5 Längengrade östlich von Alexandrien, d. h. nach unserer Art der Gradberechnung unter dem 34. oder 35.° östl. L. (von Greenwich, ca. 52 ½° von Ferro) an. Er wurde bei den Ortsangaben dieser Partien des Innern zu Irrthümern verleitet, indem er von nach seiner Meinung sicher bestimmten Orten im Osten ausging. So setzt er z. B. das Cap Aromatum (das Cap Asser oder Guardafui) unter dem 6.° nördl. Br. an, während es doch bekanntlich unter 11° 48′ 50″ liegt, und verschiebt es somit um beinahe 6 Grad von seiner richtigen Stelle. Er verlegt den See, als Quelle des westlichen Armes des Flusses, 1 Grad weiter nach Norden und 8 Grad weiter nach Westen, als diejenige für den östlichen Arm; weiter folgende Untersuchungen dürften uns zeigen, daß diese großen Umrisse der afrikanischen Topographie sich noch als im wesentlichen richtig erweisen werden.

Wir können hier nicht auf irgendwelche Untersuchungen in Bezug auf die Widersprüche eingehen, welche sich in den diese Theile von Afrika betreffenden Angaben bei den sehr alten Autoren zeigen. Wir nehmen nur von denjenigen Notiz, welche feststehen und werthvoll sind und auf die Priorität der Entdeckung und der geographischen Kenntniß hinzielen. Die früheste Periode, in der wir von Aethiopien hören, ist die Einnahme der Hauptstadt jenes Landes durch Moses, 1400 Jahre vor unserer Aera und 90 oder 100 Jahre vor dem Auszuge der Israeliten aus Aegypten. Josephus nennt sie Saba und gibt an, daß sie sehr stark befestigt war, am Flusse Astosabos lag und daß ihr Name von Kambyses zu Ehren seiner Schwester Meroë in Meroë verwandelt wurde. Den alten Schriftstellern waren in Aethiopien drei große Nebenflüsse des Nils bekannt, nämlich der Astaboras (Takasse),

der Astosabos (Blaue Fluß) und der Astapus (Weiße Fluß). Herodot sagt, die Quelle des Nils, Astosabos, läge 20 Tagereisen südlich von Meroë, was sie nach dem Dembea- oder Tsana-See hinverlegen würde. Nach Ptolemäus lag Meroë unter 16° 25′ nördl. Br., aber der alte Astronom Hipparch stellt es unter 16° 51′, was wol für die richtigste Angabe zu halten ist. Caillaud fand, daß die sich weit ausdehnenden Ruinen unter 16° 56′ liegen. Unter Psammetich, dem ersten ägyptischen Könige, welcher nach der schließlichen Vertreibung der äthiopischen Könige aus Aegypten regierte, siedelten sich 240000 Auswanderer aus Aegypten auf einer Insel südlich von der Insel Meroë an, d. i. jenseit Chartum, zwischen dem Blauen und Weißen Fluß und acht Tagereisen östlich von den Nubae oder Nubatae. In späterer Zeit dehnten sich die römischen Eroberungen bis in jene Gegenden aus. Petronius, ein römischer Heerführer unter Augustus, eroberte und zerstörte 30 Jahre v. Chr. Napata, die alte Hauptstadt Tirhakas, welche an der großen nördlichen Krümmung des Nils auf dem Berge Barkhall lag, wo man heute noch ausgedehnte Ruinen findet. Meroë, die Hauptstadt der Königin Candace, welche im Neuen Testament (Apostelgesch. 8, 27) erwähnt wird, kam sicherlich auch unter das römische Joch. Nero sandte bald nach seinem Regierungsantritt eine merkwürdige Entdeckungsexpedition unter zwei Centurionen und mit militärischer Bedeckung aus, um die Quelle des Nils und zugleich die Länder westlich vom Astapus oder Weißen Fluß, der in jenen frühen Zeiten für den wahren Nil gehalten wurde, zu erforschen. Unterstützt von einem äthiopischen Souverän (ohne Zweifel Candace) drangen sie durch einen District, der jetzt als das obere Nubien bekannt ist, bis zu einer Entfernung von 890 römischen Meilen von Meroë vor. Im letzten Theile ihrer Reise kamen sie an ungeheuere Sümpfe, deren Ende niemand zu kennen schien. Die Kanäle zwischen ihnen waren so schmal, daß die dort allein zu brauchenden leichten Kähne oder Kanoes kaum je einen Mann durch dieselben zu tragen vermochten. Dennoch setzten sie ihren Zug nach Süden immer weiter fort, bis sie den Fluß zwischen den Felsen herabstürzen oder hervorbrechen sahen, und dann erst kehrten sie um und brachten eine Karte von den Gegenden mit, welche sie durchreist hatten, um dem Nero die Wege anzugeben und ihm genauen Bericht zu erstatten. Dies ist, wie wir bemerken können, noch heute ganz ebenso der Fall. Die holländischen Damen erzählten uns im letzten Jahre, daß sie die Kanäle zwischen diesen Marschländern so beengt vorfanden, daß das leichteste, aus Binsen verfertigte Kanoe, das kaum eine Person zu tragen vermochte, nicht hinlänglichen Raum finden konnte, auf ihnen oder quer durch sie zu passiren. Danach nahmen Plinius, Strabo und andere römische Schriftsteller Notiz von diesem Theile Afrikas, ohne uns indessen irgendetwas Wichtiges oder Neues mitzutheilen.

Ich citire nochmals aus Kapitän Burton's Werk gewisse Stellen:

Edrisi, der aus Nubien gebürtig war, aber in Aegypten um 1150 n. Chr. schrieb, sagt, daß in jenem Theile Aethiopiens im Süden und Südwesten von Nubien die Trennung der beiden Nile zuerst zu sehen ist. Der eine Arm fließt von Süden nach Norden nach Aegypten und der andere fließt von Osten nach Westen, und an jenem Arme des Nils liegen alle oder wenigstens die meisten vielgepriesenen Königreiche der Neger. „Aus den Mondbergen“, sagt Scheabeddin, „entspringt der ägyptische Nil. Er durchschneidet in seinem Laufe nach Norden den Aequator horizontal. Viele Flüsse kommen von diesem Gebirge herab und vereinigen sich in einem großen See. Aus diesem See fließt der Nil, der größte und schönste der Flüsse auf der ganzen Erde. Viele aus diesem großen Strome ihr Wasser entnehmenden Flüsse bewässern Nubien u. s. w.“

Von den Arabern können wir passenderweise auf unsere Zeit herabgehen. Die frühern portugiesischen Entdecker erwarben sich einen ganz bedeutenden Vorrath geographischer Kenntnisse in Bezug auf Innerafrika und speciell in Bezug auf die beiden Seen in der Nähe des Aequators; es wurde auch angegeben, daß aus einem derselben, dem nördlichen, der ägyptische Nil entspringe. Dieser Nachweis wurde von dem französischen Geographen (d'Anville) und den holländischen Geographen jener Zeit in weiter Ausdehnung benutzt. Etwas später berichteten uns Bruce und andere von dem bedeutenden Größenunterschied zwischen dem Blauen und Weißen

Flusse; der letztere entspränge, wie sie behaupteten, weit nach Süden, nahe am Aequator, und in Gebirgen, die mit ewigem Schnee bedeckt wären. Vor 25 Jahren entsandte Mohammed Ali, der mit klarem Blick und mit Energie Aegypten beherrschte, eine Expedition, welche aus mehrern mit allem Nothwendigen gut ausgerüsteten Barken bestand und von befähigten Seeoffizieren geleitet wurde, um den Weißen Nil womöglich bis zu seiner Quelle zu erforschen. Sie lösten ihre Aufgabe im allgemeinen gut, mußten aber am 26. Januar 1840, unter 30° 22′ nördl. Br. angelangt, umkehren, da das Wasser für ihre Schiffe nicht mehr tief genug war. Unter 3° 30′ nördl. Br. fanden sie den Fluß 1370 Fuß breit und ungefähr sechs Fuß tief. In jedem Tagesbericht über ihre Reise gaben sie die Breite und Tiefe des Flusses, die Stärke seiner Strömung, seine Temperatur und die täglich zurückgelegten Meilenzahl an.

Wir sind mit Hülfe dieser Citate bis in unsere Zeit hereingeführt worden. Einige der Hauptpersonen, durch deren Thätigkeit das Nilquellen-Problem gelöst worden ist, sind noch am Leben. Die alte Afrikanische Association verschmolz sich mit der königlichen Geographischen Gesellschaft. Der Wechsel des Namens scheint eine energischere Thätigkeit hervorgerufen zu haben und die Veröffentlichungen der neuen Gesellschaft, die Stellung ihres Präsidenten, sein Einfluß, sein gediegenes Wissen und der Takt seiner Oberleitung zog bald die allgemeine Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. Mitten unter diesen Verhältnissen kündigten die Herren Krapf, Rebmann und Erhardt, in Mombas an der Ostküste Afrikas stationirte Missionare, an, daß arabische Handelsleute und Eingeborene, die mit dem Innern bekannt seien, ihnen die Mittheilung gemacht hätten, daß sich weit landeinwärts ein großer See oder verschiedene Seen befänden, von denen einige unter einem einzigen generellen Namen sprachen. Diese aus solcher Quelle geschöpften Angaben wurden durch eine von Herrn Erhardt entworfene Karte veranschaulicht und in den Verhandlungen der königlichen Geographischen Gesellschaft 1856 veröffentlicht. Als besonders auffällig erschien auf dieser Karte ein See von sonderbarer Gestalt, der sich über 12 Breitengrade ausdehnte.

Der Tanganika-See.

Die königliche Geographische Gesellschaft sah sich darauf veranlaßt, eine Expedition nach Ostafrika zur weitern Erforschung dieser interessanten Gegend im Binnenlande auszusenden. Die Leitung derselben wurde den Lieutenants Richard Francis Burton und John Hanning Speke, Offizieren der ostindischen Armee, anvertraut.

Lieutenant Burton war schon durch sein Buch „Eine Pilgerfahrt nach Mekka und Medina“ als ein unternehmender Reisender rühm-

lichst bekannt. Speke erfreute sich bis zu dieser Zeit nur eines localen Rufes, aber man charakterisirte ihn allgemein als einen vielversprechenden Offizier und einen liebenswürdigen feingebildeten Mann mit einer Vorliebe für naturwissenschaftliche, namentlich botanische Studien und außerdem als einen leidenschaftlichen Jäger und unermüdlichen Fußgänger.

Die Expedition Burton's und Speke's landete in Sansibar am 20. December 1856. Am 13. Februar 1858 erblickten und entdeckten ihre Theilnehmer zuerst den See Tanganika nach einer Reise von 1760 km und in einer linearen Entfernung von 1000 km von ihrem Ausgangspunkte am Indischen Ocean. Wieviel sie von dem See erforschten, wird am besten veranschaulicht durch ihre Karte, welche diesem Bande beigegeben ist. Speke fuhr zuerst über den Tanganika-See nach dessen westlicher Seite, nach der Insel Kasenge, und kehrte dann auf derselben Route zurück nach Kawele, einem District, welcher damals von Arabern in einem großen Dorfe mit einzeln stehenden Häusern am Ufer des Sees im Lande Udjidji eingenommen war.

Bei der zweiten Erforschung des Sees begleitete Lieutenant Burton den Lieutenant Speke nach einer Bucht in Uvira, welche ungefähr 20 km vom Nordende des Sees entfernt liegt. Da es ihnen nicht möglich war, das äußerste Ende des Sees zu erreichen, kehrten sie beide nach Udjidji zurück. Lieutenant Speke hegte den heißen Wunsch, eine dritte Tour zur Erforschung des Sees zu unternehmen, wurde aber vom Lieutenant Burton als seinem Vorgesetzten daran verhindert. Am 26. Mai 1858 trat die Expedition die Heimreise an und langte am 20. Juni in Unjanjembe an.

Der Victoria-See.

Während Lieutenant Burton es vorzog, in Unjanjembe zu rasten, um bei den Arabern und Eingeborenen eine Fülle von Nachrichten einzusammeln, welche wir in meisterhafter Weise in seinem Buche zusammengestellt finden, brachte der in seinem ganzen Wesen activere Lieutenant Speke eine kleine Schar unternehmender Männer zusammen und brach am 9. Juli 1858 zu einer Entdeckungsreise nach Norden zu auf. Am 30. desselben Monats gelangte er zu dem Südende eines Sees, welchen die ihn begleitenden Wanjamwesi den Njansa oder den See, die Araber Ukerewe nannten.

Zu Muansa, im Lande Usukuma, gewann er einen ungefähren Ueberblick über die gesammte Wassermasse, soweit dies von einem 60 m über dem See gelegenen Standpunkte möglich war.

In seinen Betrachtungen über die Größe der vor ihm liegenden Wasserfläche schrieb Speke:

Ich hegte durchaus keinen Zweifel mehr, daß der See zu meinen Füßen die Geburtsstätte jenes interessanten Stromes sei, dessen Quelle der Gegenstand so vieler Erörterungen und das Ziel so vieler Forscher gewesen ist....

Dies ist ein See von weit größerer Ausdehnung als der Tanganika, so breit, daß man nicht über ihn hinwegsehen konnte, und so lang, daß niemand seine Länge kannte.

Diesem großartigen See gab Lieutenant Speke, der Entdecker desselben, den Namen Victoria-Njansa.

Von diesem flüchtigen Blick auf den Victoria-See kehrte Speke nach Unjanjembe zurück und kündigte dem Lieutenant Burton an, daß er die Quelle des Weißen Nils entdeckt habe. Dieser trat indeß den Ansichten seines Reisegefährten nicht bei und bestritt in seinen Werken „Lake Regions" und „Nile Basins", in Vorlesungen, Reden und Journalartikeln, sowie in seinen Unterhaltungen mit Freunden jene Theorie stets auf das kräftigste.

Am 30. Februar endigten Burton's und Speke's Erforschungsreisen, nach einer Dauer von 25 Monaten, mit der Ankunft der Expedition in dem kleinen am Indischen Ocean gelegenen Dorfe Kondudschi.

Wenn man John Hanning Speke's Buch „Die Entdeckung der Nilquellen"* öffnet, so begegnet man gleich auf der ersten Seite der Mittheilung, daß seine neue wichtige Expedition nach dem Innern von Afrika, welche er ausdrücklich zu dem Zwecke unternahm, die Wahrheit der Behauptung nachzuweisen, daß der von ihm am 30. Juli 1858 entdeckte Victoria-Njansa sich vermuthlich als die Quelle des Nils herausstellen werde, sozusagen am 9. Mai 1859 begonnen habe, am ersten Tage nach der Rückkehr nach England, an welchem er, einer Einladung von Sir Roderick Impey Murchison folgend, in dessen Hause seinen Besuch gemacht habe, um demselben zur weitern Mittheilung an die königliche Geographische Gesellschaft seine Karte zu zeigen.

Das Commando der folgenden Expedition, welche die königliche Geographische Gesellschaft zum Zwecke der weitern Begründung der oben angegebenen Theorien auszusenden beschloß, wurde nun dem von

* Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

jetzt an als Kapitän bekannten Herrn Speke anvertraut. Diesmal wurde er von seinem alten indischen Kameraden Kapitän James Augustus Grant begleitet.

Die von Speke und Grant geleitete Expedition brach am 25. September 1860 von Sansibar auf. Am 23. Januar 1861 kam sie in dem Hause an, in welchem die Expedition Burton's und Speke's zu Tabora in Unjanjembe früher sich wohnlich eingerichtet hatte. Die neue Expedition war übrigens auf ihrem Durchzuge durch Afrika fast durchweg der bereits von der frühern eingeschlagenen Route gefolgt. Mitte Mai begann die Weiterreise nach Karagwe. Nach einem an interessanten Beobachtungen reichen Aufenthalte bei Rumanika, dem Könige von Karagwe, verfolgten sie eine Reiseroute, welche ihnen nicht einmal eine Fernsicht auf den Victoria-See eröffnete, bis sie am 31. Januar 1862 in der Nähe von Meruka des großen Sees ansichtig wurden. Von diesem Punkte an bis zu ihrer Ankunft am Hofe Mtesa's, des Kaisers von Uganda, muß die Expedition den See, obgleich sie nicht in der Nähe seiner Gestade reiste, an mehrern Punkten in der Ferne zu Gesicht bekommen haben. Während eines kleinen, von der Hauptstadt des Kaisers aus unternommenen Streifzuges entdeckte sie auch eine lange, breite Einfahrt, welche seitdem als die an dem nördlichen Seeufer belegene Murchison-Bai bekannt ist.

Am 7. Juli 1862 brachen die beiden Reisenden in nordöstlicher Richtung auf, indem sie den See verließen, und Speke berichtet, daß er am 21. in Urondogani angekommen sei. Von diesem Punkte aus ging er längs des linken Ufers am Flusse aufwärts und erreichte am 28. Juli die Ripon-Fälle am Ausflusse des Victoria-Sees. Er gibt die Gesammtsumme der Resultate und des Nettowerths der von ihm selbst und seinen Begleitern in den Jahren 1860—1862 angestellten Forschungen in folgender Weise:

> Der Zweck der Expedition war nun erreicht. Ich sah, daß der alte Vater Nil ohne Zweifel in dem Victoria N'yanza entspringe, und daß, wie ich vorhergesagt hatte, jener See die große Quelle des heiligen Flusses sei, welcher die Wiege des ersten Verkündigers unsers Glaubens trug. . . . Die entferntesten Gewässer, mithin das oberste Ende des Nils, sind in dem dicht am dritten Grade der Breite liegenden Südende des Sees zu suchen, was dem Nile, der somit vierunddreißig Breitengrade durchströmt, in gerader Linie gemessen, die erstaunliche Länge von mehr als 2300 engl. Meilen oder mehr als ein Elftel des Erdumfanges gibt. Von diesem südlichsten Punkte nun westlich herum bis dahin, wo der Große Nil ausströmt, ist nur ein Zufluß von Bedeutung vorhanden, und dies ist der Kitangule-Fluß; während von jenem südlichsten Punkte östlich herum bis zu jener Straße gar keine Flüsse von Bedeutung existiren.

Er taufte den Ausfluß, wo er vom Niveau des Sees sich als Wasserfall hinabstürzt und nach Norden in den Victoria-Nil abläuft,

„Ripon-Fälle“, zu Ehren des Earl Ripon, welcher während der Organisation der Expedition Präsident der königlichen Geographischen Gesellschaft war, und den Arm des Sees, aus welchem der Victoria-Nil hervorbrach, Napoleon-Kanal, als ein Zeichen seiner Hochachtung für die pariser Geographische Gesellschaft, welche ihm für die Entdeckung des Victoria-Sees eine goldene Ehrenmedaille verliehen hatte.

Im weitern Verlaufe dieses Paragraphen berichtet Kapitän Speke über eine wichtige Thatsache, auf welche ich genau zu achten bitte:

> Ein Umstand erschien zuerst etwas verwirrend: die Wassermasse im Kitangule (Alexandra-Nil) schien so groß wie die des Nils (Victoria); der eine war aber ein langsamfließender, der andere ein schnellströmender Fluß, und aus diesem Grunde konnte ich keine zutreffende Schätzung ihres relativen Umfangs und ihres Verhältnisses zueinander machen.

Am 4. Juni schifften sich die Kapitäne Speke und Grant zu Alexandrien in Aegypten nach England ein, wo sie nach einer Abwesenheit von 1146 Tagen ankamen.

Obgleich man wol voraussetzen konnte, daß die Forscher hinreichende Gründe zu der Annahme hatten, daß der Victoria-See eine enorme Fläche bedeckte, die genau oder doch annähernd der großen Ausdehnung über 29000 englischen Quadratmeilen (circa 75000 □km), welche der Kapitän demselben in seiner kühn entworfenen Skizze gab, gleichkam, so fehlte es doch nicht an vielen urtheilsfähigen Männern, welche die von ihm ausgesprochenen Behauptungen in allen Punkten bestritten. Einer von denen, welche in ihren Ansichten den Speke'schen die entschiedenste Opposition machten, war sein ehemaliger Reisegefährte, Kapitän R. F. Burton, und er wurde dabei von vielen andern aus sehr plausibeln Gründen, auf welche wir indeß hier nicht näher eingehen können, unterstützt.

Dr. David Livingstone erhielt, während er auf seiner letzten Entdeckungsreise begriffen war, in Innerafrika viele mündliche Mittheilungen und Belehrungen von arabischen Handelsleuten, nach welchen Speke's großer See sich in fünf Seen zertheilte, und es schien in der That, daß er infolge der von Geographen und Kartenzeichnern unablässig gegen ihn gerichteten Angriffe mit der Zeit gänzlich wieder von der Karte verschwinden oder doch zu einem der bloßen „Binsengräben“ werden würde, wie sie Speke und Grant in jener Gegend in Menge gefunden hatten. Es leuchtete deshalb ein, daß eine gründliche Untersuchung und Durchforschung des Victoria-Sees absolut nothwendig war, um ein für allemal die Discussionen über eins der großen Probleme, welche für die Geographen Europas und Amerikas eine Quelle der Unruhe und der Unzufriedenheit waren, zum Abschlusse zu bringen.

Nochmals der Tanganika.

Der europäische Forscher, welcher zunächst nach Burton und Speke zu den Gestaden dieses Sees vordringen sollte, war Dr. David Livingstone. Er sah ihn zuerst am 2. April 1867, als er auf dem Rande des Plateau stand, welches von der Fläche des Tanganika an seiner Südwestecke steil emporsteigt, und nachdem er die westlichen Ufergegenden fast in ihrer ganzen Ausdehnung von dem äußersten Südende des Sees bis nach Kasenge, der von Speke 1858 besuchten Insel, hin durchreist hatte, fuhr er am 14. März 1869 nach der Ostseite des Sees hinüber und gelangte nach Udjidji.

Nachdem er in Kasenge campirt und sich nach Manjema auf den Weg gemacht hatte, schrieb er am 15. Juli 1869 die folgende Ansicht über den Tanganika-See in sein Tagebuch: „Der Tanganika verengt sich bei Uvira oder Vira und man verliert ihn zwischen den Bergen aus dem Gesicht, danach erscheint er wieder als ein in den Quando-See fallender, von Wanjamwesi gesehener Wasserfall."

In seinen nach der Heimat geschickten Briefen erwähnt Dr. Livingstone beständig zwei Seen, nennt den einen den obern Tanganika (von Burton entdeckt), den andern den untern Tanganika (von Sir Samuel Baker entdeckt), und sagt, daß der letztere die zweite ihre Richtung nach dem Nil zu nehmende und ihre Gewässer an den Nil abgebende Drainirungslinie bilde.

In seinen Tagebüchern erstattet er Bericht über die Gründe, welche ihn veranlaßt hätten, die Richtigkeit seiner Meinungen durch eine persönliche Untersuchung des Nordendes des Tanganika am 16. November 1871 zu prüfen, und wenige Tage nach der Zeit, wo ich als der vierte Europäer, der überhaupt die Gestade dieses Sees erreicht hatte, in Udjidji angekommen war, schreibt er Folgendes:

16. November 1871. — Da die Tanganika-Erforschung, wie Herr Stanley sagt, für Sir Roderick ein interessanter Gegenstand ist, so reisen wir auf seine Kosten und von seinen Leuten unterstützt nach dem Nordende des Sees.

24. November. — Nach der Kisuka-Spitze im Lande Mukamba's. Ein Mgwana kam zu uns vom König Mukamba und versicherte uns auf das bestimmteste, daß alles Wasser des Tanganika in den Fluß Lusize flösse und dann weiter fort nach Mtesa's Ukerewe; nichts konnte klarer sein als seine Aussagen.

25. November. — Unser gestern erwähnter Freund erklärte nunmehr ebenso positiv wie vorher, daß das Wasser des Lusize in den Tanganika flösse und nicht umgekehrt, wie er dies gestern gesagt hatte! Der Tanganika erscheint geschlossen außer an einem Punkte, Nord zu West von uns.

26. November. — Das deutlich gesehene Ende des Tanganika ist ungefähr 4' breit von Ost nach West abgerundet.

Am 29. November fuhren wir, Livingstone und ich, in einem mit mehrern starken Ruderern besetzten Kanoe in den Lusize oder Rusizi ein und entdeckten, daß er in drei Mündungen seine Gewässer mit heftiger Strömung in den Tanganika-See ergoß.

Die im November 1871 von Livingstone und mir bis zum Nordende des Tanganika-Sees ausgedehnten Forschungen lösten jenen Theil des Problems, führten aber nur zu einer Beschreibung von ungefähr 20 km des Ufers, das hier Burton und Speke noch nicht untersucht hatten. Infolge unserer Rückfahrt nach Unjanjembe auf einer südlichern Route fügten wir indeß zur Kenntniß der Uferlinie des Tanganika an der Ostseite von der Landspitze Kabogo bis nach Urimba noch ungefähr 36 km weiter nach Süden hinzu, die Speke nicht gesehen hatte.

Im August 1872, ungefähr fünf Monate nachdem ich ihn verlassen und meine Heimreise angetreten hatte, brach Livingstone wieder zu seiner letzten Reise auf. Am 8. October desselben Jahres sah er den Tanganika wieder, ungefähr 90 km südlich von dem Punkte, wo wir beide acht Monate vorher von dem See Abschied genommen hatten. Beständig auf dem östlichen Ufer des Sees bleibend, reiste er immer weiter, bis er das Südende desselben erreichte.

Hieraus wird nun klar hervorgehen, daß die einzige Partie des Tanganika-Sees, welche nunmehr als undurchforscht noch übrigblieb, jener Theil der Küste am Westende zwischen der Kasenge-Insel und der nördlichsten Spitze der Insel war, welche Burton und Speke Ubwari, und Livingstone und ich Musimu genannt hatten. Ohne Zweifel gab es noch manche Partie auf der Landroute Livingstone's, welche die Uferlinie etwas im Unklaren ließ, und auf der hastigen Fahrt, welche er 1869 nach Udjidji und zwar von Mompara's Lande nach Kasenge auf einem Kanoe gemacht hatte, war ein Theil des Uguha-Ufers unerforscht geblieben. Aber es ist doch Livingstone, der zuerst jenen Theil des Tanganika-Sees, der sich von Urimba nach dem Südende herum und dem östlichen Gestade entlang nach der Kasenge-Insel hinauf ausdehnt, aufzeichnen und seine Gestalt ziemlich correct wiedergeben konnte, so wie dies Burton und Speke in Bezug auf jenen Theil des Tanganika-Sees ausführten, welcher sich von Udjidji bis zu einem Ubwari und dem Nordwesten nahezu gegenüberliegenden Punkte und von dem Nordende bei Ubwari bis nach Uvira ausdehnt.

Im Februar 1874 kam der Marinelieutenant Verney Lovett Cameron in demselben Dorfe Udjidji an, welches von Burton und

Speke 1858 besucht worden, und welches als der Ort bekannt war, wo ich Livingstone 1872 auffand. Er war auf einer Route gereist, mit der schon die Tausende von Lesern von Burton's „See-Regionen von Centralafrika", Speke's „Entdeckung der Nilquellen" und meines „Wie ich Livingstone fand" genau bekannt geworden waren, durch Landstriche, die sorgfältig kartirt, vermessen und beschrieben sind. Aber die Erforschung des Landes, das westwärts vor ihm lag, war von Livingstone nur erst begonnen und es lag noch ein weites und wichtiges Feld für die Forschung jenseit des fernsten Punktes, den er erreicht hatte.

Cameron verschaffte sich zwei Kanoes, wandte sich nach Süden und fuhr längs der Ostgestade des Tanganika hin. Als er dem Südende des Sees nahegekommen war, fuhr er quer über denselben, wandte sich nach Norden hinauf, dem westlichen Ufer entlang und entdeckte zwischen zwei langen, schmalen Landzungen von klarem weißen Sand einen engen Kanal. Er fuhr in diesen Kanal, den Lukuga-Fluß, ein und verfolgte dessen Lauf, bis seinem weitern Vordringen durch ein Dickicht von Papyrusstauden, das eine unbewegliche und undurchdringliche Wand bildete, Einhalt gethan wurde. Dieser Kanal war, wie Cameron schrieb, der Ausfluß des Tanganika-Sees. Durch diese Entdeckung befriedigt, zog er sich aus dem Kanal zurück, verfolgte seinen Curs dem Westufer entlang bis zur Kasenge-Insel, wo sowol Speke als Livingstone früher ihr Lager aufgeschlagen hatten, und kehrte direct nach Udjidji zurück, ohne weitere Anstrengungen zu machen.

Der See Tanganika war nun, wie man bei Cameron's Abreise bemerken wird, in seinen ganzen Uferlinien beschrieben, jedoch mit Ausnahme des äußersten Südendes, der Mündung des Lufuvu und jener Partie des Gestades, welche in einer Ausdehnung von ungefähr 225 km zwischen der Kasenge-Insel und dem nördlichen Punkte bei Ubwari liegt.

Livingstone's großer Fluß.

Unser genaueres Wissen von diesem großen Flusse beginnt mit der letzten Reise Livingstone's, als er 1869 von Udjidji aus schrieb und dabei das wiederholte, was er schon 1867 in der Stadt Casembe in einer an Lord Clarendon abgesandten Depesche niedergeschrieben hatte.

Diese letzte Reise begann, um uns kurz über sie auszusprechen, in Sansibar, wo er am 28. Januar 1866 angekommen war. Am

19. März segelte er in dem Schiffe „Penguin“ nach der Mündung des Rovuma-Flusses ab, nachdem er den Segen des Höchsten zu dem von ihm beabsichtigten Verkehr mit den Heiden erfleht hatte. Nachdem er seine Landung in der Mikindini-Bai bewerkstelligt hatte, schlug er auf seinem Zuge eine südwestliche Richtung ein und kam am 13. September 1866 in Sicht des Njassa-Sees.

Am 16. Januar 1867 erreichte er die südlichsten Flüsse, die sich in den Tschambesi ergießen, nachdem er die Berge durchzogen hatte, welche die Wasserscheide für die nach Osten dem Loangwa zufließenden Gewässer bilden. Er beschreibt den nördlichen Abhang, auf dem die Quellen der Zuflüsse des neuen Stromes entspringen, folgendermaßen:

Es ist unnöthig, zu wiederholen, daß auf den Nordabhängen der Berge nichts als Wald ist — hier und da eine offene Lichtung und dann Meilen Waldes; der Boden ist gegenwärtig überall feucht und schmutzig, die Quellen und Rinnsale bis zum Ueberfließen voll, die Füße fortwährend naß. Die Bäche fließen, obgleich sie angeschwollen sind, mit klarem Wasser; man kann vermuthen, welche von ihnen immerwährend Wasser haben und welche zeitweilig austrocknende Torrenten sind; sie fließen nord- und westwärts nach dem Tschambesi.

Acht Tage später erreichte er unter 10° 34′ südl. Br. den Hauptfluß, den Tschambesi, dessen Bett mit klarem Wasser bis an den Rand gefüllt war, die Ufer nicht weiter als 37 m voneinander entfernt; dabei zeigte der Strom eine Fülle thierischen Lebens in seinen Gewässern und auf seinen Ufern und strömte nach Westen. Gerade an der Stelle, wo Livingstone den Tschambesi zuerst sah, sammeln sich zahlreiche Gewässer von allen Seiten her — nördlich, östlich und südlich — von dem westlichen Abhange der Hochlande von Mambwe und fließen dem Hauptfluß zu, der nun zu einem gewaltigen Strom wird und, wie dies spätere Forschungen ergeben haben, in den Bemba-See an seiner Ostseite einmündet.

Am 8. November 1867 erstattet der Reisende einen sehr umfassenden Detailbericht. Er schreibt ihn am Abend seiner Ankunft am See Mweru oder Moero nieder.

Der Moero-See scheint eine anmuthige Form zu besitzen und an seiner östlichen und westlichen Seite ziehen sich Bergketten hin. Seine Ufer bestehen aus grobem Sand und fallen schräg und allmählich nach dem Wasserspiegel zu ab; außerhalb dieser Gestade zieht sich ein dichter Gürtel tropischer Vegetation herum, in welchem Fischer ihre Hütten gebaut haben. Die Gegend, welche Rua heißt, liegt nach Westen und zeigt sich unsern Blicken als eine hohe Kette dunkler Berge; eine zweite weniger hohe, aber häufiger unterbrochene Reihe zieht sich längs des Ostgestades hin. . . .

Das Nordgestade zeigt eine schöngeschwungene Linie, wie ein ungespannter Bogen, und um das westliche Ende herum fließt das den Fluß Lualaba bildende Wasser, welcher, bevor er in den Mweru eintritt, der Luapula ist, und wenn der am meisten verständliche Bericht die Wahrheit sagt, so ist dieser wieder der Tschambesi vor seiner Einmündung in den See Bemba oder Bangweolo.

Auf Seite 261 des ersten Bandes von Livingstone's „Last Journals" finden wir alle die Kenntniß, die er von dem Lande, welches der Schauplatz seiner Forschungen in den Jahren 1866 und 1867 war, erlangt hatte, kurz zusammengefaßt.

Zu allererst läuft der Tschambesi in dem Lande Mambwe, nordöstlich von Molemba. Er fließt dann nach Südwesten und Westen, bis er den 11. Grad südl. Br. und den 29. Grad östl. L. erreicht, wo er den See Bemba oder Bangweolo bildet. Aus demselben hervortretend, nimmt er den neuen Namen Luapula an und kommt hier herab, um sich in den Mweru zu ergießen. Bei seinem Austritt aus diesem See ist er unter dem Namen Lualaba bekannt und fließt dabei nach Nordwest durch Rua, um einen zweiten an Inseln überaus reichen See zu bilden, welcher Ulenge oder Urenge heißt. Ueber diesen Punkt hinaus liegen keine positiven Nachrichten darüber vor, ob er sich in den Tanganika oder einen andern jenseit desselben gelegenen See ergießt.

Am 18. Juli 1868 wurde der See Bemba oder Bangweolo von Dr. Livingstone entdeckt.

Auf Seite 59 des zweiten Bandes der „Last Journals" werden auch die Ursachen klar erörtert, welche ihn fast in jeder Hypothese oder Theorie, die er später in seinen Briefen zur öffentlichen Kenntniß brachte oder in seinen Journalen ausarbeitete, irreführten.

Bambarre, 25. August 1870. — Einer meiner wachen Träume ist, daß den legendenhaften Erzählungen von Moses, der nach Unter-Aethiopien mit seiner Pflegemutter Merr hinaufgezogen sei und dort eine Stadt gegründet habe, die er ihr zu Ehren „Meroe" nannte, eine Thatsache zu Grunde liegen dürfte. . . .

Ich träumte von der Entdeckung einiger monumentalen Ueberreste von Meroe, und wenn irgendetwas die heiligen Geschichten Bestätigendes noch vorhanden sein sollte, so bete ich zu Gott, daß er mich dahin führen möge. Wenn die heilige Chronologie dadurch bestätigt werden könnte, so würde ich mich alle die Mühe und das Ungemach, den Hunger und die Noth, die ich erduldet, nicht verdrießen lassen — die sehr empfindlichen Geschwüre würden nur eine Kasteiung sein.

Der alte Forscher, der in diesen letzten Tagen seines Lebens ein großartiges Schauspiel darbietet, der uns wie ein Musterbild edler Mannhaftigkeit erscheint, wandert weiter und weiter, kommt aber doch an die Lösung des seine Seele tief bewegenden Problems niemals näher heran, als in der arabischen Handelsniederlassung Njangwe, die einige Kilometer südlich vom 4. Grade südl. Br. und ein wenig östlich vom 26. Grade der Länge liegt; dort verläßt er den immer nach Norden zufließenden großen Fluß.

Livingstone kehrte nie nach diesem Punkte zurück, sondern verfolgte zunächst einen alten Weg zurück nach Udjidji, reiste darauf nach dem Nordende des Tanganika-Sees, dann nochmals zurück nach Udjidji und Unjanjembe und richtete endlich seinen Curs nach dem Südgestade des Bemba-Sees, wo er zu Anfang Mai 1873 an der Ruhr stirbt.

Im August 1874 erreichte Lieutenant Cameron, den wir in Udjidji verlassen haben, nachdem er von jenem südlich von Udjidji

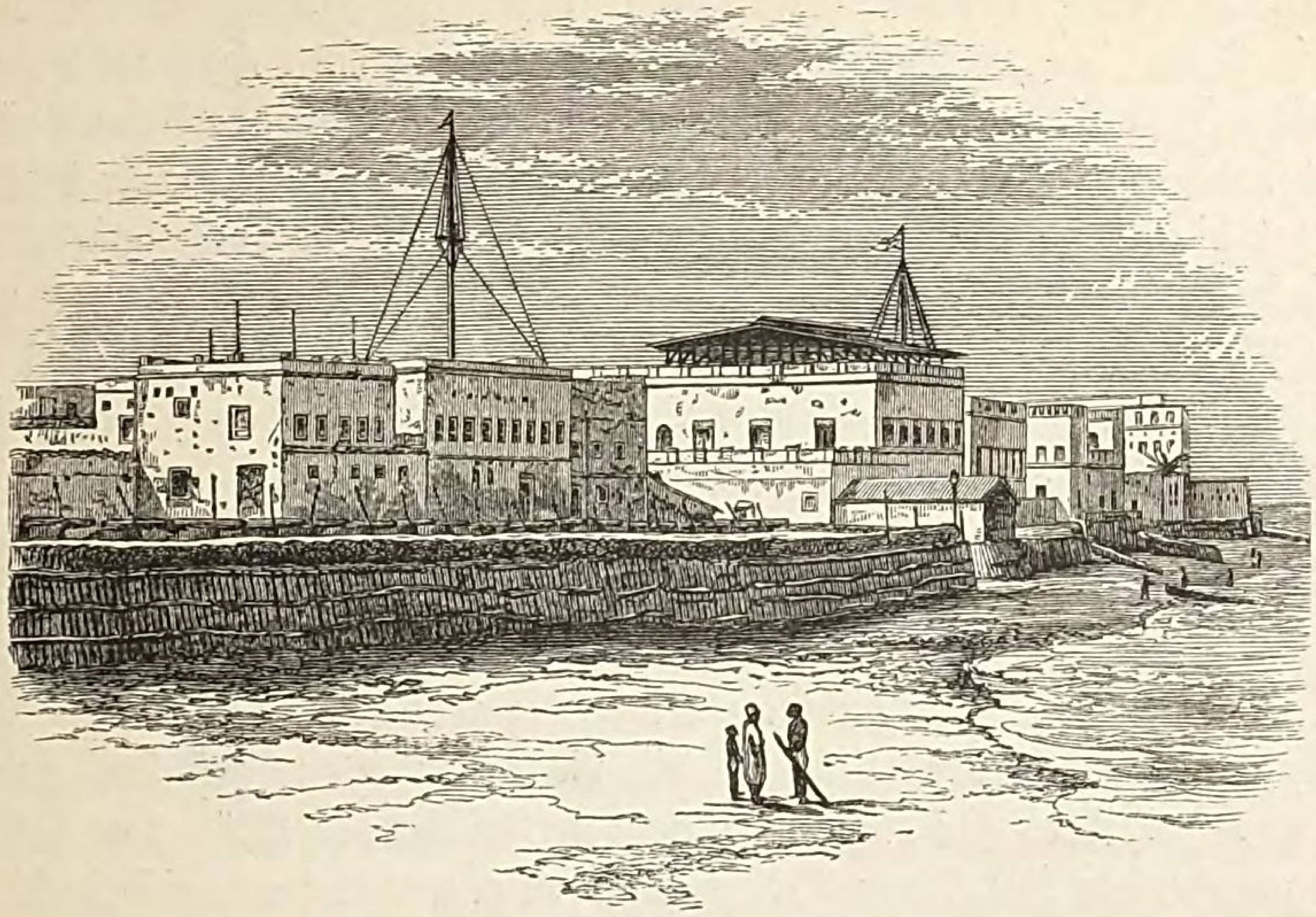
gelegenen Theile des Tanganika-Sees eine Zeichnung entworfen und Livingstone's Route nach Kasongo's Gebiet in Manjema durchzogen hatte und ungefähr 56 km in einem Kanoe weiter gefahren war, den entferntesten Punkt seines Vorgängers, Njangwe. Obgleich er die Lösung des Problems nicht versucht und in die Gegenden nördlich von Njangwe nicht weiter vordringt, wagt es Lieutenant Cameron doch, die folgende Hypothese aufzustellen:

Dieser große Strom muß einer der Hauptzuflüsse des Kongo sein, denn woher sollen sonst diesem Riesen unter den Flüssen, der nur dem Amazonenstrom an Volumen nachsteht, die zwei Millionen Kubikfuß Wasser kommen, welche er in jeder Secunde dem Atlantischen Ocean zuführt? Aus den reichen Zuflüssen vom Norden ließe sich das verhältnißmäßig geringe Anwachsen des Kongo an der Küste erklären; denn da sich sein ungeheueres Bett zu beiden Seiten des Aequators ausdehnt, so liegt ein Theil desselben immer in der Regenzone, und deshalb ist die Wasservermehrung des Hauptstroms zu allen Jahreszeiten fast die gleiche, anstatt wie in denjenigen tropischen Flüssen, deren Bett nur auf einer Seite des Aequators liegt, dem Wechsel unterworfen zu sein.

Auf der Karte illustrirt Cameron seine Hypothese, indem er Livingstone's großen Fluß, bald nachdem er Njangwe verlassen, geradesweges nach Westen fließen läßt; der höchste Punkt seines Laufes ist hier nur 3° 30′ südl. Br.

Cameron fuhr zu Njangwe über den Fluß, drang dann wenige Tagereisen mit einigen arabischen Händlern nach Süden vor und reiste danach, von Führern begleitet, noch weiter südlich nach Djuma Merikani's Niederlassung und Kasongo's Reich, zog von da nach einem Aufenthalte von beinahe neun Monaten in Begleitung einiger portugiesischen Handelsleute nach Benguela, einem kleinen der portugiesischen Regierung gehörenden Hafenort am Atlantischen Ocean, und hatte somit ganz Afrika von Osten nach Westen südlich vom 4. Breitengrade durchreist.

Vorstehend habe ich in Kürze eine Skizze gegeben, welche mit Hülfe der kleinen, diesem Bande beigefügten Karten die verschiedenen, von meinen Vorgängern ungelöst gelassenen geographischen Probleme klarlegen und veranschaulichen soll. Es ist nunmehr mein Vorhaben, auseinanderzusetzen, wie diese Probleme gelöst und die unvollständigen Entdeckungen Burton's und Speke's, Speke's und Grant's, Cameron's und des Dr. Livingstone zum Abschluß gebracht wurden, und wie weitere Kenntniß von Sir Samuel Baker's Entdeckung des Albert-Sees gewonnen wurde durch eine weitumfassende, von Meer zu Meer sich ausdehnende, 2 Jahre 8 Monate und 20 Tage dauernde Entdeckungsreise. Die Resultate derselben wird man in diesen Bänden niedergelegt finden.



Ansicht eines Theils der Seefront von Sansibar, von der Wasserbatterie nach der Schangani-Spitze.
(Nach einer Photographie von Mr. Buchanan in Natal.)

Erstes Kapitel.

Ankunft in Sansibar. — Leben in Sansibar. — Die Stadt Sansibar, ihre Rhede und Gebäude. — Der Eine Kokosbaum und die Rothen Klippen. — Auswahl und Einkauf der Waaren für die Reise. — Die Residenz des Fürsten Bargasch. — Geschäftige Tage. — Angenehmer Spazierritt und ruhige Abende.

Achtundzwanzig Monate waren verflossen zwischen der Zeit, wo ich Sansibar nach der Auffindung Livingstone's verlassen hatte, und meiner abermaligen Ankunft auf dieser Insel, am 21. September 1874.

Die mir noch frisch in der Erinnerung vorschwebenden wellenförmigen Berglinien und die sanften, mit Palmen und Mangobäumen besetzten und in warmen Duft gebadeten Abhänge schienen sich in jenem stillruhigen, schlaftrunkenen Zustande zu befinden, in welchem jeder Theil des tropischen Afrika dem ersten Eindrucke nach sich jederzeit unsern Blicken darbietet. Ein blaßblauer Himmel wölbte sich über das in Nebel liegende Land und über die schlummernde See, während wir durch die enge Wasserstraße dampften, welche Sansibar vom Festlande trennt. Jeder Fremde pflegt beim ersten Anblick der

Küste den angenehmsten Gefühlen Ausdruck zu geben. Das prachtvolle Grün des Laubwerks, der Purpur der fernen Höhenzüge, die ruhige See, die wie durch einen dünnen Flor leuchtende Atmosphäre, das halb mysteriöse Schweigen, das sich über die ganze Natur breitet, erregt die Bewunderung des Reisenden; denn er ist doch wahrscheinlich durch die erstickende Schwüle des arabischen Meeres gesegelt, von der Mitte desselben nach den in düsterm Ernst daliegenden Felsengebirgen Nubiens und nach den traurigöden, ockerfarbigen Berghöhen der arabischen Halbinsel ausschauend und den Anblick der durstigen Vulkanfelsen Adens und der trockenen, braunen, hohen und steilen Ufer von Guardafui noch frisch im Gedächtniß bewahrend.

Aber ein vollständiger Wechsel des Landschaftsbildes ist nun eingetreten. Während er dicht an den saftig-grünen Gestaden der Insel Sansibar vorbeifährt, sieht er die Natur in ihren grünsten Laubschmuck gekleidet, mit einer entzückenden Frische der Blätter und dem herannahenden Wanderer Wohlgerüche entgegenhauchend. Sein Auge ist ermüdet von dem natürlichen Tiefblau des Oceans und verlangt mit Gier nach Veränderung. Er erinnert sich an die unüberwindbare Dürre und die ausgetrockneten und gebleichten Höhenzüge, die er zuletzt betrachtet hat, und siehe, welch ein Wechsel! Einem Wunsche, der eben in seiner Seele nach Formen ringt, freundlich entgegenkommend, steigt die Erde vor seinen entzückten Blicken empor, frisch, fruchtbar, in üppigster Kraftfülle, Palmen heben ihre wie mit Federn geschmückten Häupter empor, Mangobäume ihre großen Bälle dunkelgrünen Laubwerks, Bananenpflanzungen von undruchdringlichem Schatten, und daneben Orangenhaine und duftende Zimmtbäume und weit sich ausbreitende Gewürznelkenpflanzungen. Brotfruchtbäume werden sichtbar mit ihren großen, massiven Kronen von Laub und Zweigen, und zwischen den Bäumen und an den bewohnten Stellen bedecken saftige Gräser und Pflanzen den Boden mit einem dichten grünen Teppich. Es liegt keine großartige oder erhabene Scene vor ihm, sein Blick wird nicht von irgendeiner besonders auffälligen Form angezogen, weil alles in weichen Contouren verschmilzt in dem Duft und Dunst, der aus dem sich warm hebenden Busen der Insel emporsteigt. Seine Phantasie ist aber doch dadurch gefesselt und erregt, sein Geist verliert seine rastlose Thätigkeit und er gibt sich unter dem Einfluß dieser ewigen Sommeratmosphäre einer stillen Ruhe hin.

Jetzt steigen nun auch am Horizont wie dünne, senkrechte, verschwommene Linien Schiffsmasten auf und zur Linken liegt eine blaßweiße Masse — wie man uns sagt, die Hauptstadt der Insel Sansibar.

Indem unser Dampfer in Flintenschußweite von den niedrigen grünen Gestaden immer weiter nach Süden fährt, können wir nun auch allmählich die Hauptstadt genauer erkennen. Sie besteht aus einer Zahl quadratförmiger massiver Bauwerke, in ihrer Höhe wenig verschieden, alle weiß angestrichen und auf einer niedrigen Landspitze stehend, vom Meer getrennt durch einen breiten Streifen eines sandigen Strandes, an einer Bucht, die nach innen zu zur Linken von der Landspitze aus gegen uns hin eine sanfte Krümmung macht.

Noch nicht zwei Stunden von dem Augenblicke an, wo wir zuerst der Stadt ansichtig wurden, waren verflossen, als wir in einer Entfernung von ungefähr 650 m von der Bucht den Anker auswarfen und dem halben Dutzend Schiffen, deren Masten wir schon aus der Ferne entdeckt hatten, noch eines zufügten. Die Ankunft des Dampfbootes der Britisch-Indischen Compagnie erregt natürlich jedesmal große Sensation. Es ist zugleich die monatliche Post von Aden und Europa! Eine Menge von Booten stößt vom Ufer der Bucht ab und kommt auf das Schiff zu. Europäer sitzen am Steuerruder, die Ruderer sind Wangwaná (aus der Sklaverei befreite Neger) in weißen Hemden, mit rothen Mützen. Die erstern sind begierig, die neuesten Nachrichten zu erfahren, Zeitungen und Briefe zu erhalten und kleine Packete in Empfang zu nehmen, die ihnen von Freundeshand „durch gütige Besorgung des Kapitäns" übermittelt werden.

Der Fremde nimmt natürlich ein starkes Interesse an diesem sich jetzt zum ersten mal vor ihm entfaltenden Leben, wie es sich in der Nähe des Aequators in Afrika zeigt. Alles was er von Gestalten und Gesichtern sieht, was er von Tönen hört, macht durchaus neue Eindrücke auf seine Sinne und sein Gedächtniß. Die Gestalten und Gesichter sind wahrlich auch malerisch genug. Glücklich und vergnügt aussehende Menschen von schwarzer, gelber oder rothbrauner Farbe, in langen, weißen Baumwollenhemden bewegen sich mit großer Hast und Lebhaftigkeit umher und rufen, ohne sich in irgendeine Ordnung zu fügen, Freunden oder Gefährten laute Anreden in der Suaheli- oder in arabischer Sprache zu; der Freund oder Gefährte antwortet mit gleichlauter Stimme und lebhaften Gesten, bis bei der Ankunft immer neuer Boote sich ein Babel zu erzeugen scheint, in welchem sich englische, französische, Suaheli- und arabische Laute mit Hindi- und vielleicht auch persischen Accenten mischen.

Mitten in einer solchen Scene stieg ich in ein Boot, um mich nach dem Hause eines alten Freundes, des Herrn Augustus Sparhawk, eines Theilhabers an der Bertram-Agentur, rudern zu lassen.

Es ist ein niedriges, aber massiv aussehendes Haus, in der Nähe der Schangani-Spitze. Ich wurde dort ebenso freundlich und gastfrei bewillkommnet, wie bei meiner Ankunft in Sansibar vor vierthalb Jahren, als ich zur Aufsuchung Livingstone's aufbrach.

Mit Hülfe des Herrn Sparhawk schiffte ich alsbald meine drei jungen Engländer, Francis John und Edward Pocock und Frederick Barker, meine fünf Hunde, die Jolle „Wave" (Woge), welche Herr Edwin Arnold für mich in Yarmouth gekauft hatte, das Gig und die Lasten von Gepäck, Waaren und allerhand Vorräthen aus und brachte alles bequem unter Dach und Fach.

Das Leben in Sansibar ist für den, der eine Entdeckungsreise plant, sehr reich an mannichfachen Geschäften. Die Zeit fliegt schnell dahin und bei Tageslicht muß jeder Augenblick zur Auswahl und zum Ankauf der verschiedenen Arten von Zeug, Glasperlen und Draht benutzt werden, welche bei den Eingeborenen des Festlandes, durch dessen verschiedene Gegenden er zu reisen beabsichtigt, gesuchte und gangbare Tauschartikel sind. Starke, halbnackte Lastträger kommen mit großen Ballen ungebleichter Baumwollenzeuge, gestreifter und buntfarbiger Stoffe, Tücher und rother Mützen, mit Säcken voll blauer, grüner, rother, weißer und bernsteinfarbiger Perlen, klein und groß, rund und oval, und Gewinde von dickem Messingdraht werden in Massen herbeigeschleppt. Alles dies muß geprüft, assortirt, geordnet und Stück für Stück numerirt, es muß in tragbare Ballen, Säcke oder Colli verpackt, oder je nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit und seinem Werth emballirt werden. Der Fußboden in den Hausfluren ist mit losgelösten Packtüchern und Umschlägen, mit Schachteldeckeln und einem Mischmasch von weggeworfenem Papier, von Packleinwand, Zinkkisten, von zerbrochenen Bretern und Pappdeckeln, von Sägespänen und anderm Gerüll dicht bestreut. Packträger und Diener und Herren, Kaufleute und Gehülfen kommen und gehen und laufen hin und her mitten durch diesen Wust, wälzen Ballen fort oder stoßen Kasten um und ein Zerreißen von Packleinwand oder Papier, ein Dröhnen der Hammerschläge, ein Rufen nach den Farbetöpfen zum Signiren oder ein Fragen nach den Nummern der Ballen und Kisten ertönt mit hastigem Athem und lautem Geschrei vom Morgen bis in die Nacht.

Nach einem solchen glühendheißen Arbeitstage tritt dann gegen Abend Erschöpfung ein; der Lehnstuhl wird aufgesucht, und die Pfeife oder Cigarre und eine Tasse Thee bringen die an Geschäften überreichen Stunden zum Abschluß. Bisweilen kam es wol auch vor,

daß wir die Arbeit schon früher einstellten und dann nach einer tüchtigen Mahlzeit um ½5 Uhr die Pferde sattelten und einen Ritt in das Innere der Insel machten, von dem wir während der kurzen Dämmerung zurückkehrten. Manchmal pflegten wir auch den wohlbekannten Pfad nach dem Mnasi-Moja — dem einen Kokosbaum — einzuschlagen, der über den niedrigen Grabhügeln auf dem Kamme eines früher benutzten Meergestades hinter der Schangani-Spitze gleichsam wie eine verzauberte Schildwache dasteht. Als letzter und einziger Erholungs- und Zufluchtsort blieb unserm nachdenkenden und sinnenden Geist das flache Dach; dort hinauf trugen wir unsere Lehnstühle, und neben den Kuhhäuten des Kaufmanns, die dort mit Gift getränkt und getrocknet werden, warteten wir, die Füße auf hohe Sessel ausstreckend, den Einbruch der Nacht ab.

Wenn wir unsern Spazierritt machen, so können wir ganz nach Wohlgefallen alle jene charakteristischen Züge dieser Localität beobachten, welche bei einer Temperatur von 28° R. leicht gefährlich und jedenfalls unangenehm werden können. Durch eine enge, krumme, gepflasterte Gasse reiten wir, indem die Hufschläge unserer Pferde weithin schallen, an den hohen, weißgetünchten, massiven Häusern entlang, die sich zu zwei und drei Stockwerken über unsern Köpfen erheben. Die Wohnungen der europäischen Kaufleute und Beamten reihen sich hier aneinander und in dem hohen Thorwege eines jeden sitzt der Thürhüter so bequem, wie es ihm eben die Umstände erlauben. Bei unserm weitern Vordringen eröffnen sich uns auf Momente Aussichten auf die Bai, dann tauchen wir aber wieder tief in die Gasse hinein, bis wir endlich das wurmstichige alte Fort in Sicht bekommen, das schnell verfällt und zwecklos wird. Vor Jahren sah ich hinter demselben einen Markt, auf dem man einige Sklaven feilbot. Glücklicherweise ist heutzutage ein solcher Markt dort nicht mehr vorhanden.

Alsbald werden wir auch zu unserer Rechten den Eingang zum Fort gewahr, an welchem einige träge Belutschen und Araber von schmutzigem Aussehen sitzend Wache halten. Zu unserer Linken befindet sich die Salut-Batterie, welche häufig mit dem Verpuffen von Pulvermassen dienstlich beschäftigt ist, denn es ist hier alter Brauch, mit Kriegsschiffen derartige Complimente auszutauschen und den Regierungsbeamten in solcher Weise seine Ehrerbietung zu bezeigen. Dicht daneben liegen die Zollschuppen und uns gerade gegenüber erhebt sich das hochragende Haus und der Harem des Fürsten Bargasch. Es ist ein ansehnliches Gebäude, in dem in Maskat beliebten arabischen

Baustil gehalten; es hat drei Stockwerke und ist weiß abgeputzt, wie dies hier bei allen Häusern üblich zu sein scheint. Durch einen bedeckten, etwa 9 m über unsern Köpfen angebrachten Gang steht es mit einem großen Hause auf der entgegengesetzten Seite der Gasse in Verbindung und zeichnet sich vorn durch ein prächtiges Thor aus, das ungefähr 1 m hoch über der Straße angebracht ist und zu dem man auf 4 oder 5 breiten, halbkreisförmigen Stufen emporsteigt. In dem untern Saal befinden sich einige Soldaten, nach demselben Muster ausgerüstet, wie die am Fort, mit Henry-Martini-Gewehren oder Steinschloßflinten, mit Schwert und kleinem Schild bewaffnet. Eine kurze Strecke weiter gelangen wir in eine noch engere Gasse, wo der Abputz der Häuser nicht ganz so weiß ist wie in Schangani, dem europäischen Stadtviertel. Wir befinden uns nun in der Nachbarschaft von Melindi, wo die Europäer, denen es nicht möglich gewesen ist, in Schangani eine Wohnung zu finden, sich mit Nachbarn von ostindischer Rasse oder mit Arabern vertragen müssen. Ueber Melindi hinaus liegen noch, unregelmäßig durcheinander gemischt, große weiße Häuser und niedrige Hütten, wo reiche Eleganz und schmutzige Unsauberkeit sich dicht aneinander drängen, und darauf befinden wir uns auf der Brücke über der Einfahrt in den Malagasch, welcher sich von der Bai bis hinauf nach dem Mnasi-Moja oder dem einen Kokosbaum hinter Schangani erstreckt. Beim Ueberschreiten der Brücke liegen die beiderseitigen Ufer vor unsern Blicken und wir bemerken eine dichte Masse von Hütten und ärmlichen Baulichkeiten mitten zwischen Bergen von Unrath und Schutthaufen von allerhand Abfällen, und an denselben eine Menge halbnackter Neger oder Leute in weißen Kleidern, sodaß der Gesammteindruck dieser Localität einigermaßen dem allerdings noch schmutzigern Dorfe Bulak bei Kairo ähnelt.

Nachdem man die Brücke von Melindi aus passirt hat, befindet man sich in einer Oertlichkeit, welche sehr passend Ngambu oder „Jenseits“ heißt. Die Straße ist breit, aber das ganze Stadtviertel noch schmutziger. Hier finden wir die Wangwana oder freigelassenen Sklaven Sansibars, deren Dienste der Entdeckungsreisende auf dem Festlande zu seiner Begleitung und Escorte zu requiriren pflegt. Hier leben sie ganz glücklich und zufrieden mit dem wohlhäbigen Küstenfischer oder Msuaheli, mit armen Banianen, Hindus, Persern, Arabern und Belutschen, achtbare Sklaven-Handwerker und Handelsleute. Wenn die dortige Bevölkerung ihre Festkleider angelegt hat, dann gewinnt Ngambu ein malerisches, sogar ein munteres Aussehen und alles überläßt sich dann einer ausgelassenen Lust und Fröhlichkeit. An Werk-

tagen sind wol die Farben auch bunt genug und heben sich von den Lehmwänden mit den mit vertrockneten Palmblättern gedeckten Dächern effectvoll ab, aber dann hat dieser Armenbezirk einen weniger frischen Farbenton, welchen die nirgends auch nur bekämpfte Unsauberkeit, die schwarzen Gesichter und die halbnackten Körper noch düsterer zu machen scheinen. Das ganze Stadtviertel ist indessen nur $2^1/_2$ km lang, und wenn man seine Schritte etwas beschleunigt, hat man bald einzeln liegende Häuser und Hütten, sowie Gruppen von Kokospalmen und alten, mit enormen dunkelgrünen Kuppeln von Laubwerk gekrönten Mangobäumen vor sich. Ungefähr 6 km weit kann man bequem auf einer ockerfarbigen Straße von ansehnlicher Breite hingaloppiren. Zu beiden Seiten ziehen sich Hecken hin, hinter denen auf den Feldern Zuckerrohr, Bananen, Palmen, Orangen-, Gewürznelken-, Zimmt- und Brotfruchtbäume, Maniokstauden, Ricinuspflanzen, abwechselnd mit Hirse, Mais, süßen Kartoffeln, Eierpflanzen und allen sonstigen tropischen Gemüsearten wachsen. Die sanfte Wellenlinien bildenden Felder entfalten die Mannichfaltigkeit ihrer Vegetation, auf welcher die Lichter und Schatten spielen, und deren Farbentöne tiefer oder blasser werden, je nachdem die untergehende Sonne die Reize des Grüns verhüllt oder hell beleuchtet.

Wenn wir schließlich auf dem Kamme des Wiresu-Berges ankommen, genießen wir eine wunderschöne Aussicht auf die Rhede und auf die Stadt Sansibar, und indem wir uns zu derselben umwenden, werden wir durch das eigenthümliche zu unsern Füßen liegende Landschaftsbild überrascht. Da die bereits erwähnten tropischen Bäume auf einer schrägen, allmählich zur Stadt hin abfallenden Fläche stehen, so scheinen sie sich, aus der Vogelperspective betrachtet, zu einem dichten Wald zusammenzudrängen, in dem man indeß alles das Detail einzelner Bäume und Hütten noch deutlich herausfinden kann. Welche Schönheiten aber auch in dieser Scene liegen mögen, sie gehören alle der Natur allein an, denn der Mensch hat wenig gethan; er hat hier und da und ohne Sorgfalt nur eine Wurzel oder ein zartes Bäumchen gepflanzt oder etwas Samen ausgestreut. Die Natur hat das Samenkorn und die Wurzel und den Setzling genährt und gepflegt, bis sie zu kraftvollen Riesen wurden, von denen sich einer über den andern in hügeligen Formen dunkelgrünen Laubwerks erhebt, sie hat dem Ganzen jene wunderbar gesättigten und mannichfachen Farbentöne verliehen, welche sie nur unter den Tropen hervorbringt.

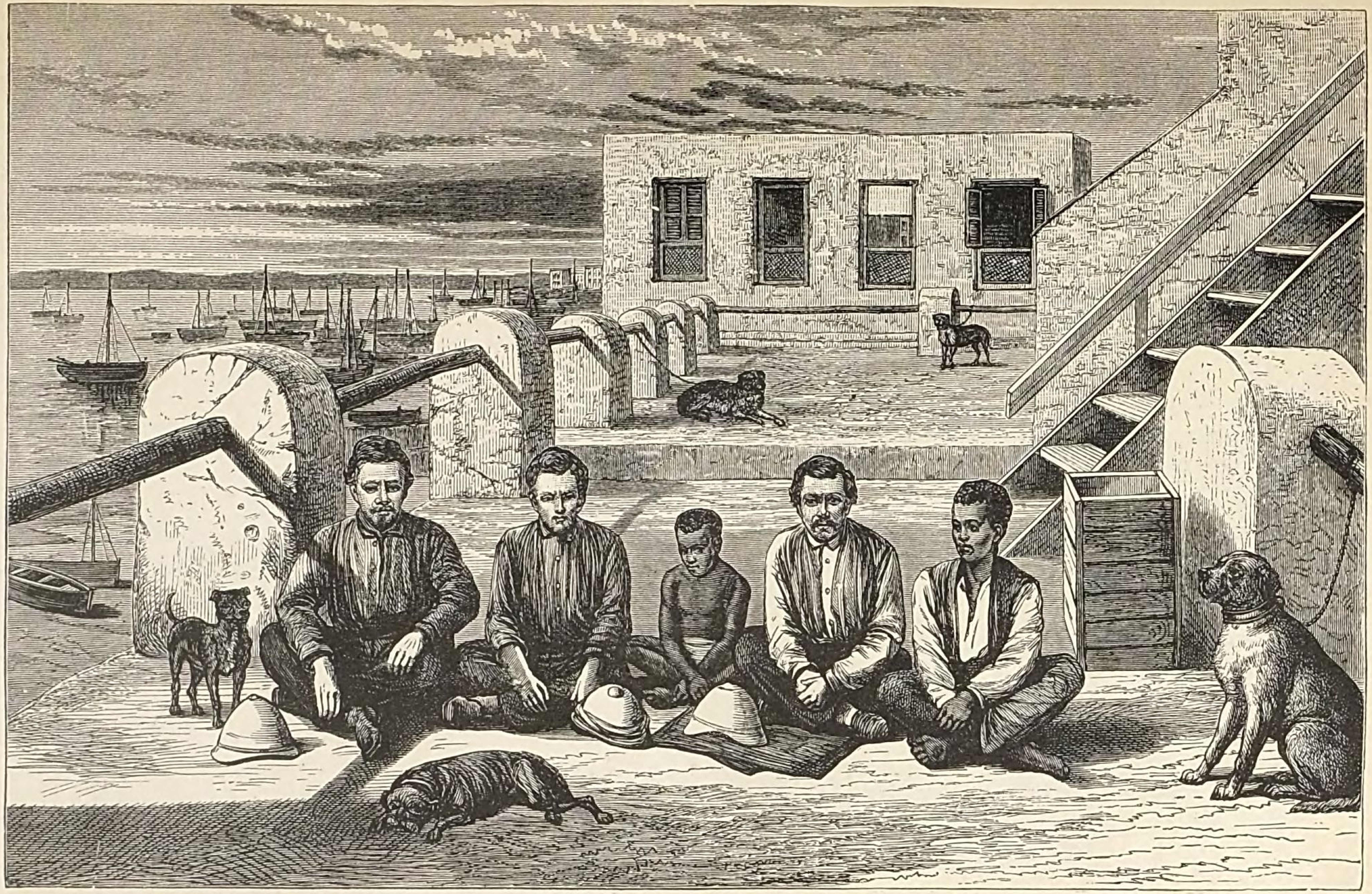
Der Spaziergang nach dem Mnasi-Moja ist wohlgeeignet, den Wanderer zu moralischen Betrachtungen und zu ernstem Nachdenken

anzuregen. Alles spricht zu ihm von Vergänglichkeit, und von dem Augenblicke an, wo er das Haus verläßt, bis zu seiner Rückkehr verweilt sein Geist beständig bei Spuren des Todes und der Sterblichkeit. Nachdem er einige Gassen durchwandert hat, kommt er nämlich zu einem gräberreichen Friedhof, welchen das wilde Gras ganz überwuchert hat, und an dessen Wegen die verwitterten und moosbewachsenen Leichensteine weiß durch die Blätter leuchten. Quer durch das ausgedehnte Ackerfeld, das den Opfern der schrecklichen Cholerajahre angewiesen war, hat der Fürst von Sansibar ohne Rücksicht und Erbarmen sich einen Weg gebahnt, um einen Garten einzurichten, den er mit einer hohen Mauer umgeben hat. Hier zieht ein grinsender Schädel, dort ein gebleichter Schenkelknochen oder ein eingesunkenes Grab, das seinen gräßlichen Inhalt zur Schau stellt, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Seit undenklichen Zeiten ist diese alte Meeresbucht der Bestattungsort für die Todten gewesen, und wofern der Fürst sein verdienstliches Werk, dieses Golgatha zu andern Zwecken zu reclamiren, nicht weiter verfolgt (und die europäischen Beamten treiben ihn eifrig dazu an), so dürfte dieser Gebrauch noch lange Zeit fortbestehen.

Jenseit dieses Begräbnißplatzes wird man die schlammige Ausmündung des in den Malagasch führenden Kanals gewahr. Zwischen dieser und der See südlich von Schangani liegt nur eine uralte gegen 200 m breite Sandbank. Auf dem Kamm dieser Sanddüne steht der einzige Kokosnußbaum, welcher seinen Namen dieser Oertlichkeit mitgetheilt hat. Dieser Fleck ist auch unter dem bisweilen gebrauchten Namen „Fiedler's Grab" bekannt. Es ist der Ruheplatz, wo die arbeitsamen und abgematteten Europäer Luft schöpfen, und indem sie sich hier auf den übergipsten Gräbern in der Nähe des Stammes der einen Kokospalme niederlassen, können sie dann und wann einen Blick auf den „Todesschlaf und das Vergessen" werfen, dessen Repräsentanten diese niedrigen weißen Grabdenkmäler sind, sie können sich aber auch an dem Ocean und seinem kühlenden Lufthauche sättigen und die Sonne beobachten, wenn sie nach ihrem Tageslauf zur Ruhe geht.

Jenseit Mnasi-Moja liegt Mbwenni, die Mission der Universitäten, und dicht dahinter erheben sich einige eigenthümliche rothe Klippen, welche sehenswerth sind.

Von dem Dache des Hauses haben wir, wenn wir unsern bereits erwähnten letzten Erholungs- und Zufluchtsort aufsuchen, eine Aussicht auf die Rhede und die Bai von Sansibar. Gewöhnlich liegen dort zwei oder drei englische Kriegsschiffe vor Anker, welche hier eben ausruhen von ihrer Jagd auf halsstarrige arabische Sklavenhänd-



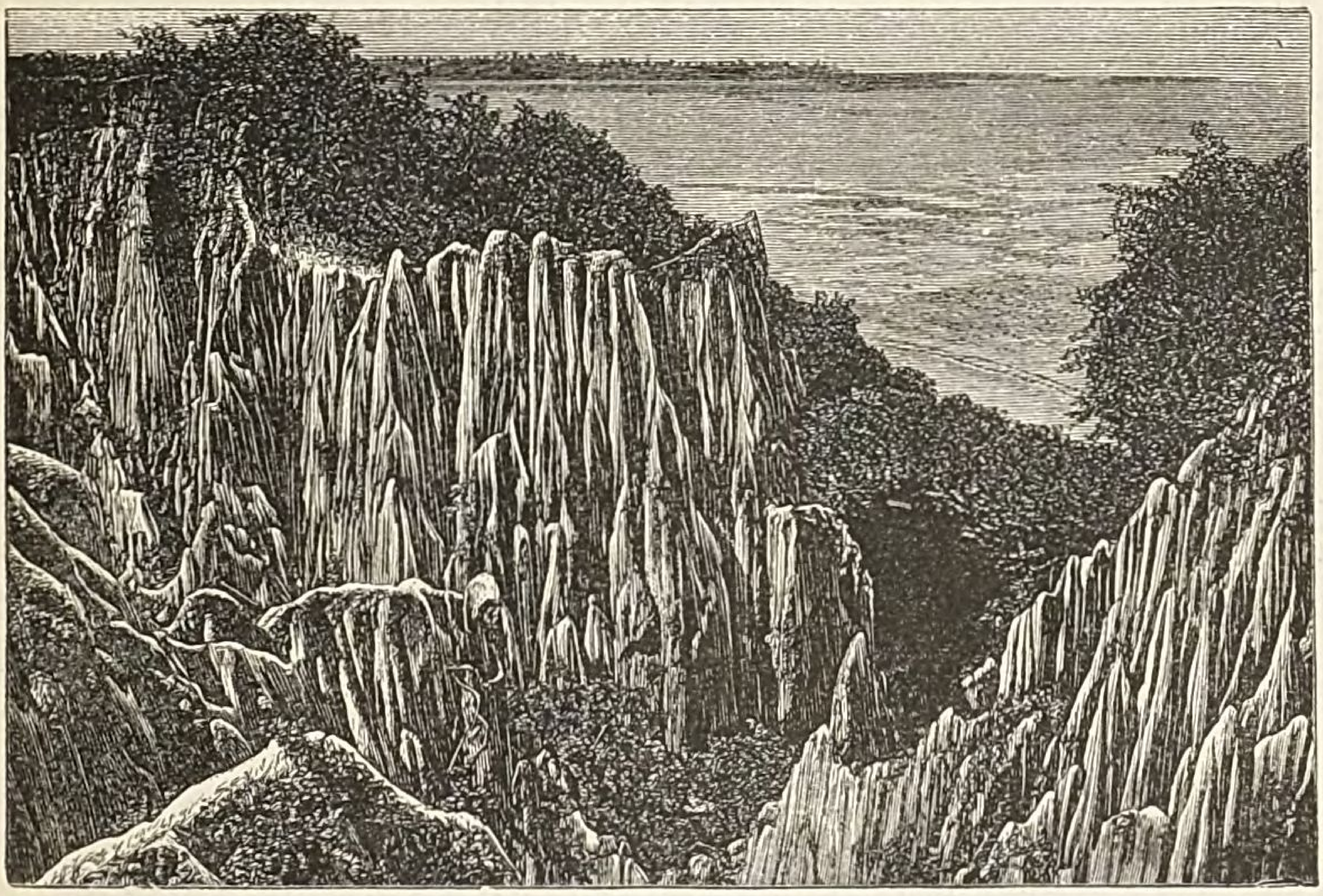
Ansicht vom Dache des Hauses des Mr. Augustus Sparhawk. I. S. 28.

Frank Pocock. Frederick Barker. Knabe aus Sansibar. Edward Pocock. Kalulu.

„Jack." „Bull." „Nero." „Captain." „Castor."

(Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

ler; denn diese beharren gegen die Befehle ihres Fürsten hartnäckig bei ihren Sklaventransporten über die hohe See. Ein Schiff ankert näher an der Franzosen-Insel, und sein zerbrochner Hintertheil ist ein Erinnerungszeichen an jenen Orkan vom Jahre 1872, welcher die Flotte des Fürsten zertrümmerte. Näher nach dem Strande zu schwimmt eine Anzahl von arabischen Dhaus, Booten und Leichterfahrzeugen, kleinere Dampfboote und zwei größere Dampfer, von denen



Die rothen Klippen hinter der Universitäten-Mission.

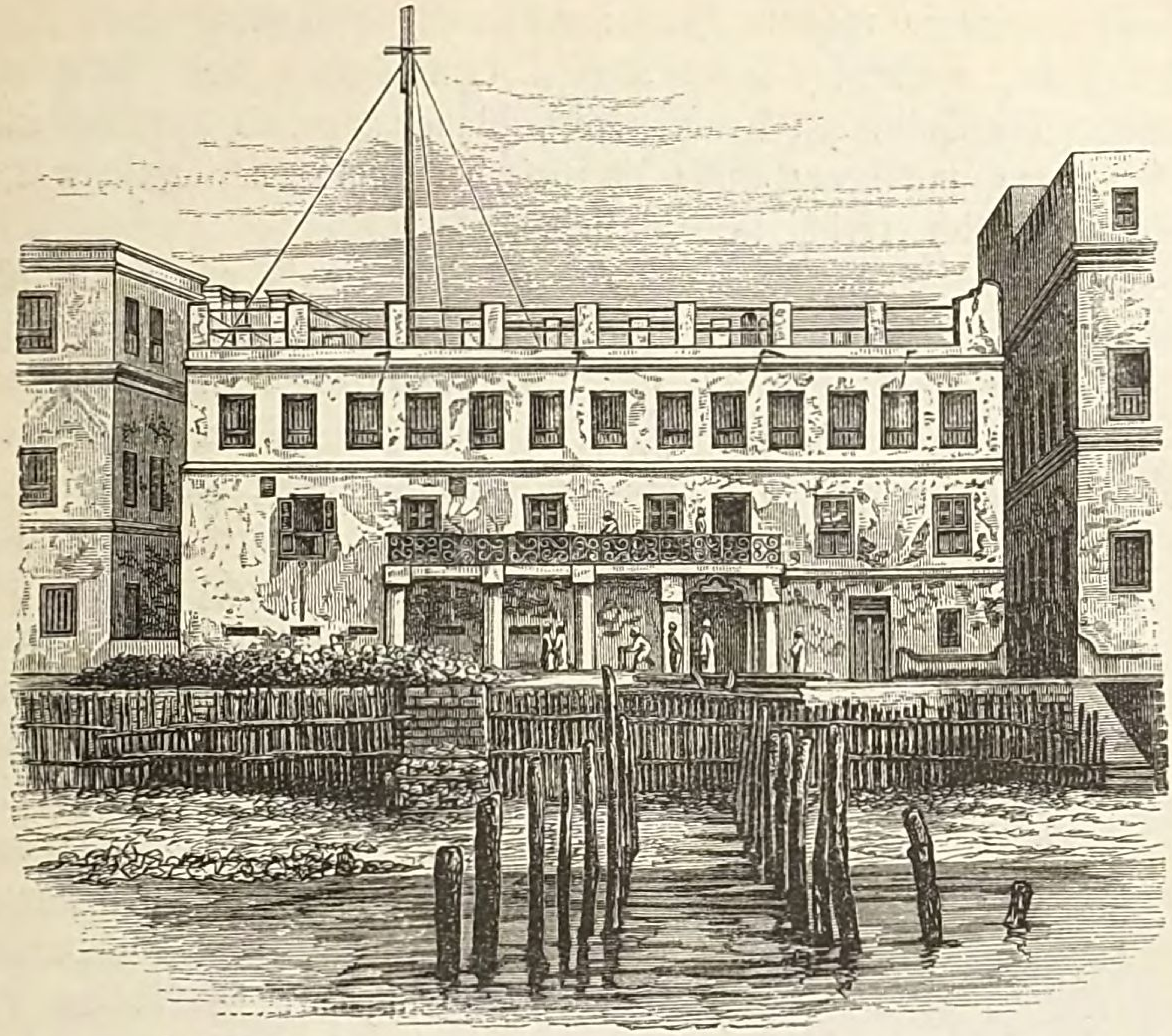
der eine der berüchtigte „Deerhound" ist. Eines Tages zählte ich aus Neugierde die großen und kleinen Schiffe auf der Rhede und im Hafen, und fand, daß es 135 waren.

Von unsern Lehnstühlen auf dem Dache aus können wir auch das massive Gebäude sehen, welches früher die Universitäten-Mission innehatte und in welchem gegenwärtig Kapitän Prideaux, der britische Consul und politische Resident, wohnt. Ich machte seine Bekanntschaft zuerst 1868 bald nach seiner Befreiung aus Magdala. Dieses Gebäude steht auf dem äußersten Ende der Schangani-Spitze und der ersten Häuserlinie, deren Fronten sich an der Bai entlang nach Norden zu in einer sanften Krümmung hinstrecken, fast bis zu Livingstone's altem Wohnhause an der andern Seite der Malagasch-Einfahrt hinauf.

Während des Tages ist der Strand in seiner ganzen Länge von den sich hin- und herbewegenden Hamalen belebt, welche Gewürznel-

ken- und Zimmtsäcke, Elfenbein, Kopal- und andere Pflanzenharze und Häute zur Verladung in den am Uferrande wartenden Leichterschiffen hinabtragen, ferner von Matrosen, die aus den Schiffen ans Land kommen, und von schwarzen Bootsleuten, welche die verschiedenen Einfuhrartikel auf dem Sande der Küste abladen. Am Abend drängen sich die nackten Gestalten von Arbeitern und Knaben auf den ins Wasser hinabführenden Wegen. Alle bereiten sich vor zum Baden und zum Abwaschen des Schmutzes, den das Kopalharz und die Felle auf ihrem Körper angesammelt haben. Einige der arabischen Kaufleute haben sich Stühle oder Kissen auf den Hafendamm bringen lassen, um gesellig miteinander zu plaudern, bis die Sonne untergeht und die Zeit des Gebets gekommen ist. Boote eilen vorüber und kehren mit Schiffsherren und Matrosen nach ihren Schiffen zurück. Dhaus bewegen sich träge und schwerfällig vorüber, indem sie beim Abfahren nach den Häfen des Festlandes die knarrenden Raaen ihrer lateinischen (dreieckigen) Segel hissen. Sansibarische Kanoes und „Matepes" kommen heran mit Holz und Producten, und andere breiten ihre Mattensegel zu Vierecken aus, um in die See hinauszufahren. Der Sonnenuntergang rückt heran und auf denselben folgt alsbald allgemeines Schweigen. Denn da es in Sansibar keine Räderfuhrwerke mit dem ewigen Gerassel ihres Verkehrs gibt, so tritt mit dem frühen Abend auch frühzeitig Friede und Ruhe ein.

Der Reisende indeß mit seinen Entdeckungsplänen, dessen Ziel jener dunkle Saum des Continents ist, welchen er von Sansibar aus am westlichen Horizonte entlang wie ein schmales Band sich hinstrecken sieht, der Forscher hegt zu dieser Stunde andere Gedanken, welche der im Lande Seßhafte nicht theilen kann. Sowenig wie seine Augen die Einzelheiten in jenem dunkeln Streifen am Horizonte erkennen und unterscheiden können, sowenig vermag er zu sagen, ob Leid oder Freude, ob Wohl oder Wehe vor ihm liegt. Alles ist in einem Mysterium begraben, über welches er nachsinnt; nichts ist ihm gewiß als die Ungewißheit des Lebens. Und dennoch will er versuchen, zwischen dem, was er beim Sonnenuntergang sieht, und seiner eigenen Zukunft einen Vergleich anzustellen. Allerdings ist das Dunkel, das die herannahende Nacht über das Festland breitet, düster genug, aber sieht er nicht, daß doch mitten durch die Masse, die sonst ein totales, allgemeines Schwarz sein würde, noch sich hellröthende farbige Stellen und rosige Uferlinien und hochrothe Tinten hindurchziehen? Und darf er deshalb nicht ausrufen: „So wie jene Farben jetzt im dunkelnden Westen leuchten, so leuchten meine Hoffnungen im Dunkel meiner Zukunft?"



Das englische Consulat in Sansibar.

Zweites Kapitel.

Seyid Bargasch. — Gegner des Sklavenhandels, sein Charakter und seine Reformen. — Vertrag mit der britischen Regierung durch Sir Bartle Frere. — Schienenwege eine Nothwendigkeit für Afrika. — Araber im Innern. — Araber in Sansibar. — Mtuma oder Mgwana? — Die Wangwana, ihre Laster und ihre Tugenden. — Der höchste Ehrgeiz eines Mgwana. — Die Wanjamwesi die Rasse der Zukunft.

Die untenstehende Anmerkung erklärt eigentlich alles, was die Leser im allgemeinen in Bezug auf die Geographie der Insel Sansibar zu wissen brauchen.* Jeder Wißbegierige, der die Insel zu einem Gegenstand seiner speciellen Studien zu machen wünscht, wird Bücher, die diesen geographischen Stoff sehr genau behandeln, in allen großen Bibliotheken finden. Ohne mich also auf mehr Detail einzulassen,

---

* „Das Fort Sansibar liegt unter 6° 9′ 36″ südl. Breite und 39° 14′ 33″ östl. L.“ — East African Pilot.

als ich bereits in meinem Buche: „Wie ich Livingstone fand", gegeben habe, werde ich dieses Kapitel dem Sultan von Sansibar, Bargasch ben Said, den Arabern, den Wangwana und den Wanjamwesi widmen, mit deren Hülfe die Ziele der anglo-amerikanischen Expedition glücklich erreicht worden sind.



Seyid Bargasch.

Es ist unmöglich, für den Fürsten Bargasch nicht ein lebhaftes und ganz natürliches Interesse zu hegen und ihm in den Reformen, welche er jetzt in seinem Lande durchzuführen bestrebt ist, nicht vollkommenen Erfolg zu wünschen. Hier sehen wir einmal einen arabischen Fürsten, der in der strengsten Schule des Islam erzogen und daran gewöhnt ist, die schwarzen Eingeborenen Afrikas als die gesetzmäßige Beute der Eroberung oder der Wollust und als ehrlich erworbene Objecte des Tauschhandels zu betrachten, dem Drängen europäischer Menschenfreunde nachgebend plötzlich kehrt machen und zu einem der thätigsten Gegner des Sklavenhandels werden — und solch ein Schauspiel muß ihm natürlich viele ihm von Herzen wohlwollende Freunde erzeugen.

Obgleich der Fürst Bargasch mir selbst den Besuch der Kriegsschiffe unter dem Admiral Cumming zugeschrieben hat, so wird doch niemand, der sich jener Zeitperiode erinnert und deshalb die damaligen Ereignisse in ihrem Zusammenhange zu verfolgen vermag, darüber im Zweifel sein, daß die ersten von der britischen Regierung zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der Ostküste von Afrika mit Entschiedenheit gethanen Schritte dem Einflusse der beständigen Auf-

forderungen und Bitten Livingstone's zu verdanken sind. Einige seiner Briefe wurden, wie man sich erinnern wird, von mir nach England gebracht und die durch dieselben erregte Sensation war so groß, daß die britische Regierung dazu gedrängt wurde, Sir Bartle Frere mit dem Schiff „Enchantreß" als einen Specialgesandten nach Sansibar zu schicken, um mit dem Fürsten Bargasch einen Vertrag abzuschließen. Als es bekannt wurde, daß der Fürst sich gegen die Unterzeichnung des Vertrags sträube, erschien die Flotte unter dem Commando des Admirals Cumming vor Sansibar, und durch den Druck eines gelinden Zwanges oder vielmehr durch eine ruhige Demonstration wurde die Unterschrift des Fürsten endlich erlangt. Indeß blieb doch noch eins zu thun übrig, bevor der Vertrag zu voller Wirksamkeit gebracht werden konnte, und dies bestand darin, jedes Gefühl von Unzufriedenheit oder murrender Verdrießlichkeit, das durch die Anwendung von Gewaltmaßregeln hätte erzeugt werden können, in seinem Geiste auszurotten, und dies wurde, wie ich zu bemerken mich freute, bewirkt durch die gastfreundliche Aufnahme, deren er sich 1875 in England zu erfreuen hatte. Es liegt eine große Verschiedenheit in dem Wesen und der ganzen Stimmung des Sultans im Jahre 1874 und im Jahre 1877, was ich nur der genauern Erkenntniß zuschreiben kann, welche er in Bezug auf die Größe der von ihm beinahe zum Kampfe herausgeforderten Macht gewonnen hatte. Wir dürfen ihn jetzt als einen befreundeten und, wie ich glaube, aufrichtigen Verbündeten ansehen und als einen Mann, der sein Aeußerstes zur Unterdrückung des Sklavenhandels zu thun gewillt ist.

Da der Menschenfreund schließlich bei dem Fürsten so ausgezeichnete Erfolge erzielt hat, so ist es nun auch an der Zeit, daß der Kaufmann einige Versuche bei ihm macht. Der Fürst muß als ein unabhängiger Souverän angesehen werden. Sein Gebiet umfaßt außer den Inseln Sansibar, Pemba und Mafia fast 1500 km an der Küste und erstreckt sich wahrscheinlich über einen Flächenraum von 45000 qkm mit einer Bevölkerung von einer halben Million. Die Producte Sansibars haben viele Europäer, welche mit denselben Handel trieben, reich gemacht. Gewürznelken, Zimmt, Schildpatt, Pfeffer, Kopalharz, Elfenbein, Orseille, Kautschuk und Felle sind seit Jahren exportirt worden; aber dieses Verzeichniß gibt noch nicht ein Zehntel von dem an, was durch eine rationelle Kapitalanlage producirt werden könnte. Diejenigen, welche sich auf Handelsunternehmungen einzulassen beabsichtigen, würden wohl daran thun, Werke über Mauritius, Natal und die portugiesischen Territorien zu studiren, wenn sie

einen Einblick in alles das zu gewinnen wünschen, wozu diese schönen und fruchtbaren Länder befähigt sind. Die Kokospalme gedeiht in Sansibar und auf dem Festlande, die Oelpalme wächst üppig in Pemba, und Zuckerrohr würde überall fortkommen. Kautschuk wird in den an der See gelegenen Waldlandgegenden unausgebeutet gelassen und die Akazienwälder mit ihrem Reichthum an Gummiarten sind fast noch unberührt. Reis wird an den Ufern des Rufidschi gesäet und gibt reichen Ertrag. Baumwolle würde in jeder der fetten Flußniederungen gedeihen, und dann gibt es außerdem Weizen, Hirse, Mais, und viele andere Getreidearten, auf deren Anbau die Eingeborenen sich verstehen, wenngleich sie denselben nur schlaff und matt betreiben. Das Rindvieh, der Kaffee und die Ziegen Innerafrikas warten auch nur auf energische Geldmänner und befähigte Kaufleute.

Zuerst jedoch muß der Kapitalist Mittel und Wege zum Waarentransport ausfindig machen, sonst wird er die afrikanischen Schwierigkeiten niemals überwinden. Wenn Wege durch dicke Gebüsche geschlagen oder Lastwagen benutzt werden, so sind dies blos temporäre Transportgelegenheiten, die überdies große Auslagen, viel Geduld und eine fortwährende Verstärkung der Arbeitskräfte und der Energie erfordern. Fast ebenso schnell wie das Land abgeholzt und gelichtet wird, bedeckt es sich wegen der erstaunlichen Fruchtbarkeit des Bodens mit hohen wilden Gräsern von der Stärke des Rohres, und eine einzige Jahreszeit reicht hin, um Arbeiten, zu deren Ausführung die Pioniere der Cultur Monate gebraucht haben, nutzlos zu machen. Das Rindvieh stirbt, indem es von Insekten zu Tode gepeinigt oder von geilwachsenden Gräsern vergiftet wird; die Eingeborenen kommen um aus Mangel an passender Nahrung und sind, während sie an Ermattung und Erschöpfung leiden, vielen tödlichen Krankheiten ausgesetzt.

Schienenwege sind vor allem ein dringendes Bedürfniß für Afrika. Alle andern Wohlthaten, welche die Berührung mit Culturländern zu verleihen pflegt, werden diesen Bahnen nachfolgen; sie werden ein unzerstörbares Eisenband zwischen Afrika und den begünstigtern Welttheilen bilden.

Wie energisch auch der Kaufmann im Kleinhandel sein mag, er kann doch zum Besten eines Landes, welches weder Landstraßen noch schiffbare Flüsse hat und dessen Klima für den zum Tode erschöpften Hamal wie für das Lastthier gleich verhängnißvoll ist, keine andauernden Erfolge erzielen. Dem an der See sich hinziehenden Gürtel entlang muß zuerst eine Eisenbahn angelegt werden, und eine zweite

muß direct in den Mittelpunkt der Reisfelder des Rufidschi-Thales eindringen, um billige und kräftige Nahrung in Ueberfluß zu sichern. Einer Gesellschaft, welche die zum Bau einer Eisenbahn erforderliche Summe auftreiben kann, bietet aber Ostafrika ganz besondere Vortheile dar. Der Sultan selbst bietet eine ganz hübsche Summe an, fünf Lakhs-Dollar oder rund 2 Millionen Mark, und es gibt reiche Hindus in Sansibar, welche ohne Zweifel große Summen anlegen würden, und auf solche Weise würde die Gesellschaft zugleich den Haupthandel längs ihrer Linie in die Hand bekommen. Der Sultan hat auch arme Unterthanen genug, welche die ihnen so gebotene Gelegenheit, gegen angemessene Bezahlung zu arbeiten, freudig ergreifen würden, sodaß man wegen des Mangels an Arbeitskräften nur geringe Besorgniß zu hegen brauchen würde. Außerdem sind auch noch die Eingeborenen des Innern da, welche, nachdem erst einige mit ihrem Beispiel kühn vorangegangen wären, wol bald dazu vermocht werden würden, längs der Bahnlinie um Beschäftigung nachzusuchen.

Diejenigen, welche wir Araber von Sansibar nennen, stammen entweder aus Maskat und sind eingewandert, um hier ihr Glück zu suchen, oder sie sind die Abkömmlinge derer, welche einst die Portugiesen besiegt haben. So wie sich der jetzige Sultan Bargasch Sohn Said's des Sohnes Sultans des Sohnes Hamed's nennt, so sind alle Araber, vom Höchsten bis zum Niedrigsten seiner Unterthanen, unter ihren Eigennamen bekannt, denen man die Eigennamen der Väter und Großväter u. s. w. zufügt, also z. B. Achmed oder Chamis oder Abdullah als Söhne des Mussud, des Mustafa oder des Mohammed. Einige derselben rühmen sich ungewöhnlich langer Stammbäume, und einige meiner arabischen Bekannten erklärten sogar ihre Abstammung für reiner und adeliger als die des Sultans selbst.

Die arabischen Eroberer, welche den Seyid Sultan, den Großvater des Seyid Bargasch, begleiteten, nahmen sich, wie dies bei Polygamisten Brauch ist, ihren Vermögensverhältnissen gemäß Frauen ihrer eigenen Rasse, kauften aber außerdem fast ohne Ausnahme Negerinnen, und die Abkömmlinge dieser Concubinen erkennt man heutzutage an der verschiedenen Gesichtsfarbe derer, welche sich Araber nennen. Durch diesen zwischen verschiedenen Rassen und Mischlingen vorgehenden Zeugungsproceß verlieren auch bereits die Araber der letzten Einwanderung schnell ihren prächtigen Teint und ihre schöne Gesichtsbildung, während bei den Abkömmlingen der Araber der ersten Einwanderung jetzt die Rasse so verschlechtert ist, daß sie an der Küste kaum von den Ureinwohnern unterschieden werden können.

Während viele von den Abkömmlingen der alten Ansiedler, welche mit Seyid Sultan ins Land kamen, noch immer an ihren alten Häusern, Meiereien und Pflanzungen festhalten und durch den Anbau von Gewürznelken, Zimmt, Orangen, Kokospalmen, Zuckerrohr und andern Producten ihr hinlängliches Auskommen haben, ist eine große Anzahl in das Innere ausgewandert, um dort neue Colonien zu gründen. Hamed Ibrahim ist 18 Jahre in Karagwe, Muini Kheri 30 Jahre in Udjidji, Sultan ben Ali 25 Jahre in Unjanjembe, Muini Dugumbi 8 Jahre in Njangwe, Djuma Merikani 7 Jahre in Rua gewesen, und man kann eine Anzahl anderer angesehener Araber citiren, um zu beweisen, daß, wenn sie auch fest an ihre dereinstige Rückkehr nach der Küste glauben, doch allzu viele Gründe für die Behauptung vorliegen, daß sie nie zurückkehren werden.

Keiner von den Arabern im Innern, deren Bekanntschaft ich machte, ging jemals mit der bestimmten Absicht dahin, dort eine Colonie anzulegen. Einige wurden durch die trügerische Hoffnung dorthin verlockt, durch Handelsgeschäfte mit Sklaven und Elfenbein sich sehr schnell ein Vermögen zu erwerben; nachdem sie eingesehen, daß es noch schlechtere Handelsplätze auf der Erde gibt als in Afrika, harrten sie dort lieber ruhig aus, als daß sie sich dem Spott und der Schmach eines Bankrotts ausgesetzt hätten. Andere borgten große Summen auf Credit von leichtgläubigen Hindus und Banianen und zogen, nachdem ihre Speculationen fehlgeschlagen waren, die Ertragung einer Verbannung, die sie selbst über sich verhängt hatten, der Heimkehr und der Festnahme durch ihre in Wuth versetzten Gläubiger vor. Andere wiederum sind nicht bloße Bankrottirer, sondern Personen, welche wegen politischer Vergehen und gemeiner Verbrechen vor der gesetzlichen Strafe entflohen sind. Es gibt viele, welche sich im Innern in bessern Umständen befinden, als dies auf ihrer eigenen Insel Sansibar möglich sein würde. Einige von ihnen halten Hunderte von Sklaven, und der würde gewiß für einen sehr armen Araber gelten, der nur zehn besäße. Diese Sklaven haben unter Leitung ihrer Herren geräumige und bequeme Häuser mit flachen Dächern oder hohe kühle Hütten gebaut, welche in den gefährlichen und von Feinden bedrohten Districten mit starken Palissaden umgeben sind. So befinden sich z. B. in Unjanjembe 60 oder 70 starke Verschanzungen, welche das Haus des Eigenthümers, die Vorrathskammern und die zahlreichen Hütten seiner Sklaven einschließen. Auch Udjidji läßt sich beschreiben als ein langgestrecktes Dorf, das aus den einzeln liegenden großen Tembehütten der Araber gebildet wird,

und Njangwe ist eine Udjidji ähnliche Ansiedelung. Viele unter den in den Hirtendistricten angesiedelten Arabern besitzen große Rinderheerden und ausgedehnte Felder, wo Reis, Mais, Mtama (Kafferkorn, Holcus sorghum) und Hirse gebaut und wo außerdem Zuckerrohr und Zwiebeln und die Fruchtbäume Sansibars, Orangen-, Citronen-, Melonen-, Mango- und Granatapfelbäume, jetzt allmählich eingeführt werden.

Die Araber von Sansibar sind entweder wegen ihres lebhaften und häufigen Verkehrs mit den Europäern oder aus andern Gründen ohne Zweifel die besten ihrer Rasse. Vernünftigen Vorstellungen williger Gehör gebend, als die ägyptischen oder gar die scheuen, mistrauischen, zugeknöpften und bigotten Fanatiker Arabiens, veranlassen sie dem europäischen Reisenden keine Verkehrsschwierigkeiten, sondern sind gesellig, umgänglich, offenherzig, gutmüthig und gastfrei. In ihren Geschäften sind sie schlaue, auf ihren Vortheil erpichte Kaufleute und pflegen dem unbefangenen, arglosen Europäer, wenn man sie gewähren läßt, natürlich möglichst hohe Procente abzufordern. Sie sind zuverlässige Freunde, aber auch glühend in ihrem Hasse. Blut wird selten anders als mit Blut gesühnt, wenn nicht ganz außerordentliche Opfer gebracht werden.

Das Benehmen eines gebildeten arabischen Herrn ist ganz tadellos. Unzarte Angelegenheiten werden vor Fremden nie besprochen und keine gemeine Aeußerung gethan; ungeschliffenes und ungezogenes Benehmen wird von den ältern Personen sofort in die gehörigen Schranken zurückgewiesen und Roheiten sind niemals erlaubt. Natürlich zeigen sie wol die Fehler ihrer Erziehung, ihres Blutes und ihrer Rasse, aber diese moralischen Gebrechen drängen sich vermöge ihrer traditionellen, wohlgesitteten Lebensart nur selten den beobachtenden Blicken des Fremden auf.

Nach den Arabern wollen wir uns die Wangwana ansehen, wie man in Europa nach dem Studium der Lage und des Charakters der Mittelklassen sich der nähern Betrachtung der Arbeiterbevölkerung und ihrer socialen Verhältnisse zuwendet.

Ueber die Wangwana wird auf den folgenden Seiten viel geschrieben, es werden die Resultate sorgfältiger über sie angestellter Studien und seit längerer Zeit gemachter Erfahrungen mitgetheilt werden. Wenige Beobachter haben irgendetwas ihnen wesentlich Günstiges berichtet. Einer derselben sagte vor kurzem, daß der Neger weder Liebe noch Zuneigung kenne, ein anderer, der Neger sei schlechthin das Mittelglied zwischen dem Affen und dem Europäer. Wieder

ein anderer sagt: „Diese Elenden mühen sich förmlich ab in Widersetzlichkeit und Ungehorsam, in Verkehrtheit und Eigensinn, in lästigem und schurkischem Benehmen und entfalten nach dieser Richtung hin eine Anstelligkeit und einen Scharfsinn, der sie, wenn er auf die richtigen Bahnen geleitet würde, unschätzbar machen könnte.“ Fast alle sind in ihrer Kritik über den Neger Sansibars sehr strenge Sittenrichter gewesen.

Man gestatte uns zunächst einige kurze Bemerkungen über den Ursprung des Mgwana oder befreiten Sklaven. Als die Araber Sansibar eroberten, fanden sie zwei Klassen der schwarzen Unterthanen der Portugiesen vor, nämlich Watuma (Sklaven) und Wangwana (freie Männer). Die letztern waren sehr wahrscheinlich Schwarze, welche sich ihre Freiheit mit den Ersparnissen ihres Fleißes erkauft hatten oder die bei dem Tode ihrer Herren freigelassen worden waren; diese erzeugten Kinder, welche, als außerhalb des Sklavenverhältnisses geboren, ebenfalls frei waren. Die arabischen Herrscher bemerkten bei der Klassificirung ihrer Unterthanen in der physischen und allgemeinen Erscheinung keinen großen Unterschied zwischen denen, welche noch Sklaven, und denen, welche frei waren, da beide Menschenklassen ursprünglich denselben Negerstämmen Innerafrikas angehörten. So kam es, daß wenn irgendeiner derselben als eines Vergehens schuldig vor die Behörden gebracht wurde, die natürlich gestellte Frage war: „Bist du ein Mtuma (ein Sklave) oder ein Mgwana (ein freier Mann)?“ Durch die langjährige Wiederholung dieser Fragen stellte sich der Gebrauch fest, die zwei Klassen der Neger in Sansibar mit den Watuma (Sklaven) und Wangwana (freie Männer) zu identificiren. Später indeß trat eine neue Unterscheidung ein und man ließ das Wort Watuma, specielle oder locale Fälle ausgenommen, fallen; denn als freie eingeborene Händler direct aus dem Festlande herüberkamen und der Verkehr zwischen Sansibar und dem Festlande zunahm, fingen die Araber zugleich auch aus Artigkeit gegen ihre eigenen Sklaven nunmehr an, den schwarzen Fremden zu fragen: „Bist du Mgwana (ein Freier) oder Mschensi (ein Heide)?“ Bei Streitigkeiten zwischen ihnen selbst wird die Frage noch immer gestellt: „Bist du ein Sklave oder ein freier Mann?“ Aber wenn Fremde mit darein verwickelt sind, so lautet sie jedesmal: „Bist du Mgwana (ein Freier) oder ein auf Sansibar Eingeborener, oder Mschensi (ein Heide) oder ein nichtbeschnittener Eingeborener des festen Landes?“

Man wird daraus ersehen, daß das Wort „Wangwana“ jetzt

zu einem generischen, in weiter Bedeutung gebrauchten, geworden ist und daß man darunter die farbigen Eingeborenen Sansibars zu verstehen pflegt. Wenn deshalb dieser Ausdruck in diesem Buche gebraucht wird, so umfaßt er zugleich die Sklaven und die Freien in Sansibar.

Eine beinahe siebenjährige Bekanntschaft mit den Wangwana hat mich bemerken lassen, daß sie in ihrem Charakter und ihren Anlagen viele Züge zeigen, welche denen eines großen Theils der Negerstämme des Festlandes ähneln. Ich finde sie warmer Liebe und Zuneigung fähig; sie zeigen Dankbarkeit und andere edle Züge der Menschennatur. Ich weiß auch, daß sie sich zu guten, gehorsamen Dienern schulen lassen, daß viele von ihnen gewandt, ehrlich, fleißig, gelehrig, unternehmend, rechtschaffen und wohlgesittet sind, daß sie, um es kurz zu sagen, in allen den charakteristischen Eigenschaften des Menschen jeder andern Rasse oder Farbe auf unserm Erdball gleichstehen. Aber um ihren Werth richtig erkennen und abschätzen zu können, muß der Reisende ein durchaus unbefangenes Urtheil mitbringen, er muß klar, frisch und geduldig beobachten und jenes ideale Musterbild vergessen, das er von sich und seiner eigenen Rasse stolz zu entwerfen pflegt, und dann erst wird er die Anlagen und Fähigkeiten des sansibarischen Negers billig und gerecht würdigen können. Der Reisende sollte den Ursprung seines eigenen Geschlechts, die Culturverhältnisse der Britannier, ehe der heilige Augustin ihr Land besuchte, nicht vergessen, sondern sollte sich vielmehr den Urzustand der wilden Caledonier und die ursprünglichen Umstände und Verhältnisse, in denen der Urmensch lebte, in das Gedächtniß zurückrufen.

Louis Figuier sagt: „So sehr auch unser Stolz unter dieser Vorstellung leiden mag, wir müssen doch zugestehen, daß der Mensch in der frühesten Periode seiner Existenz sich nur wenig von dem Thiere unterschieden haben dürfte. Sein Kopfkissen war ein Stein, sein Dach das schattige Laubwerk eines sich weit ausbreitenden Baumes oder eine dunkle Höhle, welche auch zum Zufluchtsort gegen wilde Thiere diente."

Und wiederum in seinem Kapitel über die „Eisenzeit" bemerkt er, wie „seit dem Tage, an welchem das Eisen dem Menschen zuerst zur Verfügung gestellt wurde, die Civilisation mit schnellen, großen Schritten vorwärts zu gehen begann. In demselben Verhältniß, nach welchem die Bearbeitung dieses Metalls Fortschritte machte, erweiterte sich auch das Herrschaftsgebiet des Menschen, seine Fähigkeiten, seine Intelligenz und seine reelle Thätigkeit". Am Schlusse seines ganz

vortrefflichen Buches räth er aber dem Reisenden: „Behalte dies im Auge, damit dich dein Stolz nicht deinen eigenen Ursprung vergessen lasse."

Indem ich selbst hoffentlich ganz frei bin von Vorurtheilen der Kaste, der Körperfarbe, Rasse oder Nationalität und mich bemühe, ein, wie ich glaube, gerechtes Urtheil über die Neger Sansibars zu fällen, finde ich, daß sie ein eben erst in die Eisenzeit eingetretenes Volk sind, das gegenwärtig durch die Gewalt der Umstände sich der Kenntnißnahme von Nationen aufdrängt, hinter welchen es so weit zurückgeblieben ist, wie dies die Culturfortschritte von mehr als vier Jahrtausenden mit sich bringen. Sie besitzen ohne Zweifel alle die Laster eines Volkes, das noch tief in der Barbarei steckt, aber sie sind zugleich über die Beschaffenheit und die Niedrigkeit eines solchen Zustandes vollkommen im klaren; es ist deshalb eine von der Religion, zu welcher wir uns bekennen, und durch den geheiligten Befehl des Sohnes Gottes uns auferlegte Pflicht, ihnen aus dem beklagenswerthen Zustand, in welchem sie sich jetzt befinden, herauszuhelfen. Jedenfalls laßt uns, bevor wir die Veredelung und Ausbildung so lange in geistiger Nacht gehüllter Rassen zu erhoffen anfangen, von diesem unnützen und ohnmächtigen Jammern und Wehklagen über ihre Laster und Untugenden absehen und uns lieber bemühen, einige von den Tugenden zu entdecken, welche sie als Menschen besitzen; denn nur mit Hülfe ihrer Tugenden und nicht durch ihre Gebrechen kann der Sendbote der Civilisation jemals hoffen, ihnen beizustehen. Während ich also über meine in Afrika gesammelten Erfahrungen berichte, werde ich häufig Gelegenheit finden, mich sowol über die Laster wie die Tugenden der Wangwana und der Eingeborenen Innerafrikas weitläufig auszulassen, aber dies wird nicht mit der Absicht geschehen, einerseits die Selbsttäuschung der Culturwelt oder die absurden, Jahrhunderte hindurch von den weitüberlegenen Vorzügen dieser Welt erzeugten Vorurtheile zu befördern, und andererseits durch eine gar zu optimistische Anschauung der Dinge irrezuführen. Ich will ganz allein und einfach mit dem ernsten Bestreben schreiben, alle, welche sich für die Neger interessiren, dem richtigen Verständnisse ihrer intellectuellen und moralischen Kräfte näher zu bringen.

Der Mgwana oder sansibarische Eingeborene, der in Ngambu wohnt, ist ein glücklicher, heiter gelaunter Mensch. Er liebt die Geselligkeit und ist deshalb umgänglich. Seine Eitelkeit läßt ihn nach dem Besitz etlicher weißer Hemden und knallrother Mützen trachten, und da er bemerkt hat, daß die Vornehmen Spazierstöcke tragen,

so kann man ihn, wenn er reich genug ist, sich den Luxus eines weißen Hemdes und einer rothen Mütze zu gestatten, zugleich auch mit einem leichten Rohrstöckchen spielen sehen. Die allerärmsten ihrer Klasse vermiethen sich, oder werden von ihren Herren an andere vermiethet zum Tragen von Ballen, Kisten und Waaren vom Zollamt nach dem Boot oder dem Lagerhause oder umgekehrt, im allgemeinen also als Lastthiere, denn Kamele gibt es nicht viel und Räderfuhrwerk gar nicht. Diejenigen, welche leichtere Arbeit vorziehen und von gutem Charakter sind, finden Stellung als Thürhüter oder Hausdiener, oder werden von den europäischen Kaufleuten mit dem Waschen von Kopal oder Trocknen der Felle beschäftigt. Andere, welche ein Handwerk gelernt haben, verdienen sich ihr Brot mit dem Repariren von Flinten, mit dem Verfertigen von Messern, Gürteln und allerhand Zierathen oder mit Zimmermanns- und Schiffsbauerarbeiten. Eine gewisse Klasse von Wangwana, welche in Ngambu, in den kleinen Gärten im Innern der Insel und längs der Küste des Festlandes wohnt, zieht das ihnen von den arabischen Kaufleuten und den wissenschaftlichen Expeditionen gebotene Wanderleben einer dienstlichen Stellung vor, in welcher sie den Launen, der Tyrannei und den Gemeinheiten kleiner Grundbesitzer unterworfen sind. Sie beklagen sich darüber, daß die Araber hochmüthig sind, daß sie nach allem greifen und fortwährend etwas zu verlangen haben, daß sie die Leute schinden und sie schlecht bezahlen, daß falls die Wangwana bei den Kadis eine streng richterliche Untersuchung verlangen, das Urtheil jedesmal auf irgendeine Art gegen sie gefällt wird. Andererseits sagen sie, daß wenn sie an commerziellen oder andern Reisezügen theilnehmen, sie dabei gut bezahlt werden, vollauf zu essen und verhältnißmäßig nur wenig Arbeit haben.

Wonach aber ein ehrgeiziger Mgwana vor allem strebt, das ist der Besitz eines Hauses nebst Schamba (Garten oder kleine Farm). Die Schamba braucht nur groß genug zu sein, um ein Dutzend Kokospalmen, ein Dutzend 30 m lange Reihen von Maniokstauden, ein halbes Dutzend Bananenbäume, ein halbes Dutzend mit süßen Kartoffeln besetzter Beete und zwei oder drei Reihen Erdnußbäume zu fassen; es würde dies aber immerhin *sein* Garten oder Landgut und für ihn deshalb über alle Berechnung hinaus werthvoll sein. In einer Ecke dieses winzig kleinen, aber seinen Bedürfnissen doch vollkommen entsprechenden Grundstückes würde er dann seine Hütte aufbauen und daneben einen kleinen eingeschlossenen Hof einrichten, in dem er ein halbes Dutzend Hühner und eine Ziege halten würde;

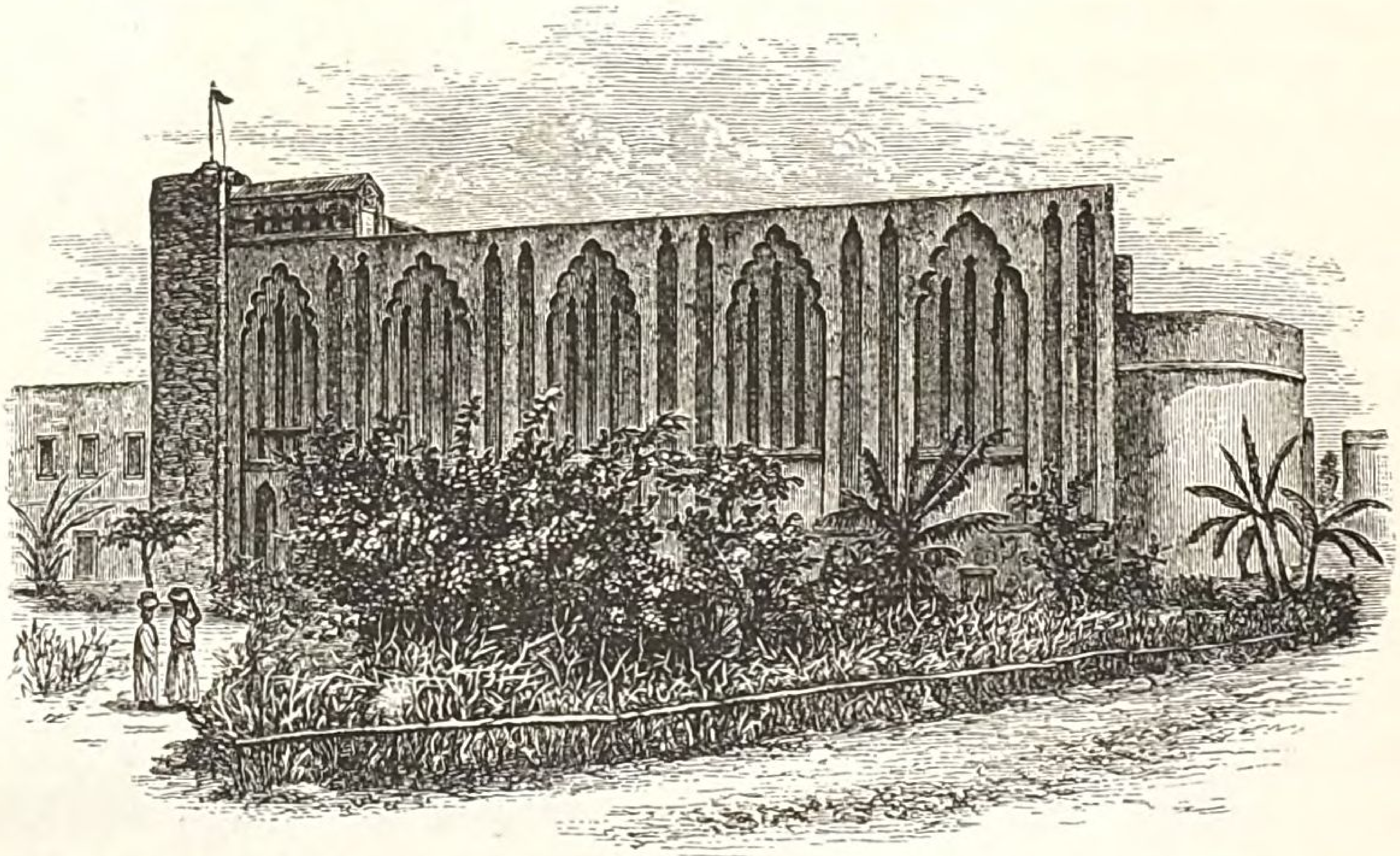
letztere würde er, wie wir nebenbei bemerken, durch allzu gütige Behandlung bald verhätscheln und dadurch nutzlos machen. Dreihundert Dollars würde wahrscheinlich der Gesammtwerth des Hauses, des Gartens, des Federviehs, der Ziege, des Hausgeräths, der Werkzeuge u. s. w. sein, und doch würde er auf diesem Besitzthum zwei Frauen nehmen, Vater von vier oder fünf Kindern und selbst Besitzer von ein paar Haussklaven werden. Sollte er sich in eine solche Lage versetzen können, dann würde er sich nicht weiter um die grausame Welt kümmern und sich für so glücklich, wohlhabend und behaglich situirt halten, wie dies nur irgendein Araber in Sansibar sein kann. Er geräth aber nur selten in die Gefahr, durch diese große Prosperität verdorben zu werden. Er ist ein geselliger Mensch von sanftem, freundlichem Gemüth und mit seiner offenherzigen Natur hat er sich eine Schar von Freunden gewonnen. Bier, aus gegorenem Mtama oder Mais bereitet, Wein aus Palmen- oder Kokosnußmilch, oder der in der Stadt von den Goanesen für 25 Cents die Flasche verkaufte Branntwein dienen dann noch außerdem dazu, diese Freundschaftsbande weiterhin auszubreiten und zu befestigen.

Den Wangwana haben Livingstone, Burton, Speke und Grant zum großen Theil die Ausführung ihrer Pläne zu verdanken gehabt, und während diese Menschenklasse von jenen Forschern zu mancherlei Zwecken verwendet wurde, hat sie der Geographie wichtige Dienste geleistet. Sie hat von weit nördlich vom Aequator belegenen Punkten bis hinab zum Zambesi und quer durch Afrika bis nach Benguela und bis zur Mündung des Livingstone-Flusses mit den Namen dieser Reisenden Volksstämme genau bekannt gemacht, welche ohne die Beihülfe der Wangwana bis auf den heutigen Tag mit der ganzen außerhalb ihrer Ansiedelung liegenden Welt noch völlig unbekannt geblieben sein würden. Bei manchen Schwächen und Untugenden besitzen dieselben auch viele gute Eigenschaften. Während sie sehr abergläubisch sind, sehr leicht verzagen und den Einflüsterungen einer vagen Furcht in unvernünftigster Weise ihr Ohr bieten, können sie doch auch wieder durch eine verständige und vorsichtige Behandlung und Leitung dazu vermocht werden, über ihre eigene Leichtgläubigkeit zu lachen; sie lassen sich auch durch anregende Worte in eine herzhafte, muthige Stimmung und Haltung versetzen, sodaß sie Leiden wie Stoiker geduldig ertragen und wie Helden kämpfen. Es hängt meist ganz und gar von dem Führer einer Schar von solchen Männern ab, ob ihre schlechtesten oder ihre besten Eigenschaften die Oberhand gewinnen sollen.

Es macht sich uns jetzt noch eine andere Menschenklasse aus dem Innern Afrikas bemerkbar, welche, obgleich von einem ernstern und rauhern Charakter, doch, meiner Ueberzeugung nach, wenn wir sie erst genauer kennen lernen, sich unsere Gunst noch in weit höherm Grade erwerben wird als die Wangwana. Ich meine die Wanjamwesi oder die Eingeborenen von Unjamwesi und die Wasukuma oder das Volk von Usukuma. Da sie bei ihrem Emporsteigen zur Civilisation noch eine Stufe niedriger stehen als die Wangwana, so sind sie natürlich nicht so leicht an Zucht und Unterwürfigkeit zu gewöhnen wie die Wangwana. Die Forschungsreisenden würden bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Bekanntschaft mit den afrikanischen Stämmen die Wangwana als Escorte vorziehen, aber die Wanjamwesi sind jenen als Lastträger unbedingt überlegen. Ihre den Krankheiten weniger ausgesetzte Leibesbeschaffenheit, ihre größere Stärke und Ausdauer, der Stolz, mit dem sie ihre Functionen als Packträger verrichten, alles dies beweist, daß sie geborene Reisende von unberechenbarem Nutzen und Gewinn für Afrika sind. Wenn man sie gütig behandelt, so sind sie die gelehrigsten und gutartigsten Geschöpfe, die ich kenne. Aber die Disciplin darf nicht allzu straff und streng sein, bevor sie nicht Gelegenheit gefunden haben, den Charakter und die Gewohnheiten des ihre Dienste benutzenden Herrn zu verstehen, und einzusehen, daß Disciplin etwas ganz anderes ist als Mishandlung oder Misbrauch ihrer Kräfte. Ihren Muth haben sie wiederholt in mancher tapfern Feldschlacht gegen die Araber und Wangwana unter ihrem napoleonischen Führer Mirambo bewiesen. Ihre Tüchtigkeit und Gewandtheit als Krieger, ihre Hartnäckigkeit bei der Verfolgung ihrer Absichten und ihre entschiedene Festigkeit bei der Vertheidigung der Rechte ihres erwählten Häuptlings gegen die Fremden haben den Barden Centralafrikas reichen Stoff für ihre Gesänge geliefert. Tippu-Tib hat 500 dieser Männer durch das weit abgelegene Bisa und durch die Ebenen von Rua geführt; den Djuma Merikani haben sie als Escorte bis in das Herz der Gegenden jenseit des Tanganika begleitet; Chamis ben Abdallah hat ein starkes Heer derselben befehligt, als er nach den Ländern innerhalb der Seen auszog, um nach Elfenbein zu suchen. Der englische Entdecker des Tanganika-Sees und ich selbst auf meinem ersten und auf meinen letzten Reisezügen, wir sind ihnen auf gleiche Weise zu Dank verpflichtet.

Ihre große Zahl und ihre vielen vortrefflichen Eigenschaften lassen mich glauben, daß der Tag kommen wird, wo man sie für etwas Besseres als die brauchbarsten unter den Pagasi (Trägern) halten

wird, daß sie für gute Unterthanen irgendeines aufgeklärten Herrschers werden angesehen werden, der sie als den Kern der großen afrikanischen Nation zu weiterer Entwickelung bringen und zum Besten des dunkeln Welttheils ebenso mächtig und wirksam machen mag, wie sie unter der gegenwärtigen Lage der Dinge zum Nachtheil und Schaden desselben zu werden drohen.



Neue Kirche an dem ehemaligen Sklavenmarkt in Sansibar.



Der Bootführer Uledi und Manwa Sera.
(Nach einer Photographie.)

Drittes Kapitel.

Organisation der Expedition. — Das „Schauri". — „Poli=Poli." — Msenna's erfolgreiches Eingreifen. — Schwarzes Schaf in der Heerde. — Umbau der „Lady Alice". — Anfertigung der englischen Flagge. — Tarya Topan, der Millionär. — Unterzeichnung der Verträge. — „Auf das Wort eines ehrenwerthen weißen Mannes." — Verabschiedung. — Beladung der Dhaus. — Lebe wohl! — Nach dem dunkeln Welttheil.

Es ist ein äußerst nüchternes Geschäft, eine afrikanische Expedition zu organisiren. Man wird körperlich und geistig ohne Unterbrechung in Anspruch genommen; da sind bald Rechnungen aufzustellen, bald muß man hin= und hereilen, um Boten zu empfangen und angekaufte Gegenstände zu besichtigen, bald muß man mit Hindu=Kaufleuten feil= schen, die scharf und zäh nach ihrem Gewinn ausspähen, allerlei

Notizen aufschreiben, übermäßige und wucherische Preise herabdrücken, dann wieder eine Masse brauchbarer Gegenstände zusammenpacken, die Liste von allerlei noch nöthigen, zum Theil auch bereits angeschafften Artikeln genau durchsehen und dabei in allen Winkeln der aufs äußerste angespannten Einbildungskraft nach Gegenständen herumstöbern, die man wol noch kaufen sollte, oder die man gar nicht entbehren könnte, und dann geht es wieder an ein Durchsehen, Ordnen, Sortiren und Einpacken — und alles dies bei einer Temperatur von 28° R.

Mitten in diesen schrecklichen Arbeitstrouble stürmt dann noch die erste Gruppe von Leuten hinein, welche ihre Dienste anbieten; denn schon lange hat sich das Gerücht weithin verbreitet, daß ich bereit sei, alle körperlich dazu befähigten menschlichen Wesen, die Gepäck zu tragen gewillt seien, anzuwerben, mögen es nun Wangwana oder Wanjamwesi, Wagalla, Somali, Wasagara, Wajow, Wadschindo, Wagogo oder Wasaramo sein. Seit meiner Ankunft in Sansibar und seit der Zeit, wo ich zur Erforschung des Rufidschi-Flusses von dort abwesend war*, habe ich bei den Arabern und Wangwana stets in sehr gutem Rufe gestanden. Sie haben es nicht vergessen, daß ich es war, der den „alten weißen Mann" — Livingstone — in Udjidji auffand, auch nicht, daß Freigebigkeit und Freundlichkeit gegen meine Mitmenschen specielle Züge meines Charakters waren. Sie haben auch, dem echt orientalischen Hange zur Uebertreibung nachgebend, überall ausgesprengt, daß ich nur wenige Monate abwesend gewesen sei, und daß sie nach diesem kurzen Ausfluge heimgekehrt seien, um sich, da sie sich nach der kleinen Reise wohler als je gefühlt hätten, des ihnen freigebig gewährten Lohnes zu erfreuen. Dieses ungesuchte Renommée legte mir die mühevolle Arbeit auf, aus einer außerordentlich großen Zahl von Bittstellern geeignete Individuen auszuwählen. Fast alle Krüppel, Gichtbrüchigen, Schwindsüchtigen und ausgediente Alte, welche Sansibar nur liefern konnte, kamen mit der Bitte, wegen ihrer schätzbaren Dienste in die Musterrolle eingetragen zu werden; aber sobald ich sie einer genauen Untersuchung unterworfen, wurden sie abgewiesen. Dicht auf ihren Fersen kamen alle die Raufbolde, Bummler und Räuber, kurz das roheste Gesindel der Insel, und diese waren, da sie von ihren Genossen gut instruirt waren, schwerer zu prüfen und ihre schlechten Eigenschaften nicht so

---

* Man vergleiche in Beziehung auf diese Forschungsreise den kurzen Bericht im Anhange.

leicht zu entdecken. Sklaven wurden auch ausgemustert, da sie zu sehr unter dem Einfluß und der Instruction ihrer Herren stehen, und doch wurden viele angenommen, von deren Charakter ich nicht die geringste Vorstellung hatte, bis ich, Monate später, aus ihren Zänkereien im Lager ersah, daß mich die schlauen Schufte irregeführt hatten.

Alle diejenigen, welche während der frühern Expedition einen guten Charakter gezeigt hatten und 1872 zur Unterstützung Livingstone's abgesandt worden waren, fanden sofortige Annahme. Aus diesen wurden die Anführer ausgewählt; diese waren: Manwa Sera, Tschaupereh, Wadi Rehani, Katschetsche, Saidi, Tschakandja, Fardjalla, Wadi Safeni, Bukhet, Mabruki Manjapara, Mabruki Unjanjembe, Muini Pembe, Ferahan, Bwana Muri, Chamsin, Mabruki Speke, Simba, Gardner, Hamoidah, Saidi Mganda und Ulimengo.

Bevor man aber auf wirkliche Geschäfte eingehen konnte, mußten an alle die gebräuchlichen Geschenke vertheilt werden.

Ulimengo oder „die Welt", der unverbesserliche Spaßmacher und Hauptjäger bei meiner frühern Expedition zur Aufsuchung Livingstone's, erhielt einen goldenen Ring als eine Zierde für seine dicken schwarzen Finger und eine silberne Halskette, was ihn veranlaßte, aus Dankgefühl seinen Mund weit aufzusperren. Rodjab, der alsbald an den unglückseligen Unfall mit Livingstone's Tagebuch in dem schmutzigen Gewässer des Mukondokwa erinnert wurde, erhielt ein freigebiges Geldgeschenk, was ihn dergestalt für meine Dienste gewann, daß ich eine Bestechung von anderer Seite nicht mehr zu fürchten hatte. Manwa Sera, der gefürchtete Gesandte Speke's und Grant's an Manwa Sera — den königlichen, durch die hitzige Verfolgung der Araber bedrängten Flüchtling — der Führer meiner zweiten Karavane im Jahre 1871, der Anführer der im Jahre 1872 zum Beistande Livingstone's nach Unjanjembe abgesandten Abtheilung und jetzt zum Hauptführer der anglo-amerikanischen Expedition ernannt, ward eine Weile vor Dankbarkeit ganz sprachlos, weil ich ihm ein prächtiges Jethalsband um den Hals gehangen und an einen seiner Finger einen schweren Siegelring gesteckt hatte. Der historische Mabruki Speke, der von einem meiner Vorgänger „the Bullheaded" (der Stierköpfige) genannt worden ist, und der sich in Diensten der europäischen Entdeckungsreisenden jederzeit mit unvergleichlicher Treue betragen hat und außerdem wegen der Wahrung ihres Eigenthums und ihrer Interessen, worüber er wie mit Falkenaugen wacht, ein ausgezeichneter Diener ist, war über die maßen durch das ihm in Aner-

kennung früherer Dienste verliehene Geschenk entzückt; der tapfere, treue und handfeste Tschauperch, ein Mann von mannichfachen Tugenden, wurde in Würdigung seiner frühern Leistungen mit einem silbernen Dolch, einem goldenen Armbande und Ohrringen belohnt. Sein Weib wurde auch mit einem passenden Geschenke beglückt und der Erbe des Tschauperch'schen Landgutes, ein zwölfjähriges Kind, wurde auf die dringenden Bitten seines Vaters durch Impfung gegen jeden Pockenangriff während unserer Abwesenheit in Afrika geschützt.

Alle großen Unternehmungen verlangen eine vorherige genaue Besprechung, oder wie die Wangwana es nennen, ein „Schauri". In Ostafrika sind solche „Schauris" ganz besonders beliebt. Vor übereiltem oder selbst nur energischem Handeln hat man eine gewisse Scheu. „Poli, Poli!" oder „Sachte!" ist der Warnungsruf, zu dem hier die Vorsicht veranlaßt.

Die Führer bildeten also am Tage des Schauri einen Halbkreis und ich setzte mich wie ein Türke vor ihrer Front hin. „Was gibt es, meine Freunde? Sprecht aus, was ihr denkt." Sie murmelten und stammelten und sahen sich gegenseitig an, als wenn jeder auf seines Nachbars Gesicht den Zweck ihres Kommens lesen könnte; aber da alle zauderten und keiner anfangen wollte, so brachen sie schließlich in ein lautes Gelächter aus.

Manwa Sera, der immer ernst war, wenn ihn nicht ein treffender Witz und Spaß aus seiner Ruhe brachte, stellte sich hierüber ärgerlich und sagte: „Sprich du, Sohn des Safeni; wahrhaftig, wir benehmen uns wie die Kinder! Wird der Herr uns auffessen?"

Wadi, der Sohn Safeni's, welcher auf solche Weise ermuthigt wird, das Amt eines Sprechers zu versehen, zögert darauf genau zwei Secunden und wagt sich dann mit diplomatischer Zartheit und Anmuth heraus. „Wir sind gekommen, Herr, mit Worten. Höre uns an. Es ist gut, daß wir jeden Schritt vor uns kennen, ehe wir losspringen. Ein Reisender reist nicht ohne zu wissen, wohin er wandert. Wir sind gekommen, um darüber Gewißheit zu erlangen, nach welchen Ländern deine Reise hingehen soll."

Indem ich die anmuthige Zartheit des Sohnes Safeni's und seinen leisen Stimmton nachzuahmen suchte, wie wenn die Auskunft, welche ich der in hohem Grade sich dafür interessirenden und mit Spannung lauschenden Gruppe zu geben im Begriff stand, zu wichtig wäre, um mit lauter Stimme ausgesprochen werden zu können, beschrieb ich in gebrochenem Kisuaheli in kurzen Umrissen die in Aussicht stehende Reise. Als ein Land nach dem andern erwähnt wurde,

von dem sie bisher nur ganz unbestimmte Ideen gehabt hatten, und als viele Flüsse und Seen nacheinander namhaft gemacht wurden, die ich alle mit ihrer getreuen und zuverlässigen Hülfe sorgfältig zu durchforschen hoffte, da brachen verschiedene Ausrufe, welche Bewunderung und mit etwas Angst und Besorgniß gemischte Freude ausdrückten, aus ihren Lippen hervor; als ich aber meine Rede schloß, holte ein jeder in der Gruppe tief Athem und fast gleichzeitig gaben sie ihrer Bewunderung mit den Worten Ausdruck: „Ja, Kameraden, das ist eine Reise, die es verdient, eine Reise genannt zu werden!"

„Aber, Herr", sagten sie, nachdem sie sich etwas beruhigt hatten, „diese lange Reise wird Jahre zur Wanderung beanspruchen — sechs, neun oder zehn Jahre." „Unsinn!" entgegnete ich. „Sechs, neun oder zehn Jahre! Wo denkt ihr denn nur hin? Es kostet zwar den Arabern beinahe drei Jahre, Udjidji zu erreichen, aber wie ihr euch erinnern werdet, brauchte ich nur 16 Monate von Sansibar nach Udjidji und zurück. Nicht wahr?" „Ja, das ist richtig", antworteten sie. „Nun gut, und ich versichere euch, daß ich nicht hergekommen bin, um in Afrika zu leben. Ich bin einfach gekommen, um mir diese Flüsse und Seen anzusehen und nachdem ich sie gesehen habe, in meine Heimat zurückzukehren." „Ja, Ihr wißt doch aber, daß der alte Meister Livingstone", erwiderte Hamoidah, der dem Veteran beinahe acht Jahre auf seinen Reisen gefolgt war, „immer sagte, er wolle nur zwei Jahre lang auf Reisen gehen, und Ihr wißt auch, daß er niemals zurückkehrte, sondern dabei starb." „Das ist freilich ganz wahr, aber wenn ich auf meiner ersten Reise schnell vorwärts kam, ist es da wahrscheinlich, daß ich jetzt langsam reisen werde? Bin ich jetzt etwa viel älter als damals? Bin ich weniger stark? Weiß ich nicht jetzt, was Reisen ist? Glich ich damals nicht einem Knaben und bin ich nicht jetzt ein Mann? Ihr erinnert euch, daß ich auf dem Hinwege nach Udjidji dem Führer gestattete, uns den Weg zu zeigen, aber als wir auf dem Rückwege waren, wer war es, der da voranzog? War ich es nicht, mit Hülfe jenes kleinen Kompaß, der nicht lügen konnte, wie der Führer?" „Ja, das ist wahr, Meister, jedes Wort wahr!" „Nun wohlan, laßt uns das Schauri beendigen und gehen. Morgen wollen wir vor dem Consul einen gehörigen Vertrag abschließen" — und nach den Worten der Schrift „standen sie alsbald auf und thaten, wie ihnen befohlen war".

Als ich von der Küste die Nachricht erhielt, daß sich dort eine große Zahl von Menschen befände, die auf mich warteten, wurde ich in meiner Auswahl noch weit vorsichtiger. Aber bei all meiner

Sorgfalt und Gewandtheit im Auswählen mußte ich doch bald zu meiner Beschämung die Entdeckung machen, daß viele Gesichter und Charaktere die strenge Untersuchung und Prüfung, welcher ich dieselben unterworfen hatte, zu Schanden machten, und daß mehrere Dutzende der verworfensten und lasterhaftesten Burschen auf der Insel von mir in die Liste der Theilnehmer an der Expedition eingetragen worden waren. Ein Individuum, Namens Msenna, imponirte mir dadurch, daß er eine so zerknirschte, reuevolle Miene annahm und so reichliche Thränen vergoß, als ich ihm eröffnete, daß er einen zu schlechten Charakter habe, um angestellt werden zu können, daß ich vermöge meiner Gutmüthigkeit endlich dazu vermocht wurde, seine Dienste anzunehmen; doch gab ich ihm zu verstehen, daß wenn er in Afrika sich je wieder seinen mörderischen Neigungen hingeben sollte, ich ihn die ganze große Wegestrecke in Ketten nach Sansibar zurücksenden wollte, wo dann der Fürst ein gerechtes Urtheil über ihn fällen würde.

Zur Vertheidigung seines Benehmens schlug er ungefähr folgenden Weg ein: „Bwana (d. i. Herr), du siehst diese Narben an meinem Kopf und Halse. Sie rühren von den Säbeln der Krieger des Seyid her. Frage irgendjemand, einen Araber oder freien Mann, weshalb ich sie empfangen habe. Sie werden dir erzählen, daß diese Wunden wegen der Rebellion gegen den Fürsten Madjid in Melinda geschlagen worden sind. Die Araber hassen mich, weil ich mich mit den Küstenbewohnern gegen ihre Regierung verband. Kann irgendjemand mich schlechterer Thaten zeihen?" Er richtete diese letzten Worte an die Wangwana, welche alle stillschwiegen. „Ich bin ein freigeborener Sohn der Küste und habe niemals irgendeinem Mann oder einer Frau, welche mich selbst in Ruhe ließen, das geringste Leid zugefügt. Allah sei gepriesen! Ich bin stark, gesund und mit meinem Lose zufrieden, und wenn du mich nimmst, so wirst du niemals Ursache haben, es zu bereuen. Wenn du befürchtest, daß ich desertiren möchte, so bezahle mir durchaus keinen Lohn voraus, sondern bezahle mich bei meiner Rückkehr nach Sansibar meinen Verdiensten gemäß."

Diese Anrede und der Appell an die Zuhörer wurde in leidenschaftlichstem Tone und mit lebhaftester Gesticulation vorgetragen, was auf die buntgemischte Menge, welche auf seine Worte lauschte, eine große Wirkung ausübte, und indem ich mehr von ihren Gesichtern ablas, als nach meiner eigenen Ueberzeugung annahm, daß der arme mit Narben bedeckte Msenna eine Art politischer, sehr mishandelter und misverstandener Flüchtling sei, so wurden seine Dienste angenommen, und da er ein einflußreicher Mann zu sein schien, wurde er

zugleich zu einem jüngern Anführer mit Aussicht auf Beförderung und Solderhöhung ernannt.

In der Folge kam es indeß an den Gestaden des Victoria-Sees an den Tag — denn in Afrika sind die Leute ungewöhnlich mittheilsam — daß Msenna acht Menschen ermordet hatte, daß er ein Räuber der schlimmsten Sorte war, und daß die Kaufleute in Sansibar sich ungemein erleichtert gefühlt hätten, als sie erfuhren, daß der berüchtigte Msenna im Begriff stände, auf einige Zeit dem Schauplatze, auf dem er so viele seiner wilden Heldenthaten ausgeführt hatte, Lebewohl zu sagen. Msenna war nur einer unter vielen seines Gelichters, aber ich habe mich auf die Art und Weise seiner Anwerbung näher eingelassen, um dadurch die Schwierigkeiten meiner Stellung deutlicher erkennen zu lassen.

Bald nach meiner Rückkehr vom Rufidschi-Delta hatte der Dampfer „Euphrates“ der Indischen Dampfschiffahrt-Gesellschaft das zertheilbare, für unsere Forschungsreise speciell gebaute Boot „Lady Alice“ nach Sansibar gebracht. Wegen der Tragbarkeit der einzelnen Theile außerordentlich besorgt, ließ ich sie sogleich wiegen und mein Erstaunen und zugleich meine Sorge und Unruhe waren groß, als ich die Entdeckung machte, daß vier der Sectionen je 127 kg wogen und die eine sogar 140 kg. Das Boot war zwar wunderbar schön angefertigt und ein so ausgezeichnetes Muster eines Bootes, daß wol die Arbeiten nur weniger Schiffbauer in England oder Amerika mit einem solchen Meisterstück rivalisiren könnten, aber in seinem vorliegenden Zustande hätte sein Transport, namentlich durch das dichte Gebüsch und Röhricht der Niederungen, hundert starke Männer erfordert, um beim Vordringen in noch unbekannte Gegenden alle Schwierigkeiten und die auf ihrem Wege sich häufenden Hindernisse zu beseitigen.

Als ich darüber schon fast der Verzweiflung nahe war, kam mir die Nachricht zu, daß ein sehr geschickter englischer Zimmermann Namens Ferris im Begriff stehe, auf dem „Euphrates“ nach England zurückzukehren. Herr Ferris war schnell mit den mir erwachsenen Schwierigkeiten bekannt gemacht und versprach, nachdem er das Boot in Augenschein genommen, gegen eine Geldentschädigung seine Abreise einen Monat aufzuschieben und sein Aeußerstes zu thun, um die einzelnen Sectionen, ohne ihre Brauchbarkeit und Haltbarkeit zu verringern, tragbar zu machen. Als ihm das Boot vorgezeigt wurde, setzte ich ihm auseinander, daß die Schmalheit der Pfade seinen Transport absolut unmöglich machen würde; denn da die Wege in Afrika oft kaum $^1/_2$ m breit und zu beiden Seiten von dichtverwachsenem

Gebüsch eingefaßt wären, so könnten gegen 2 m breite Gepäckstücke durchaus nicht auf denselben transportirt werden. Es war deshalb nothwendig, daß jede der vier Sectionen nochmals in je zwei Theile zerlegt wurde, wodurch ich acht tragbare und nur je 91 cm breite Stücke erhielt. Ein Hinterstück konnte leicht von mir selbst nach meiner Ankunft an den Seen angefertigt werden. Herr Ferris, der alle meine Angaben mit vollständigem Verständniß erfaßte, lieferte mir mit Beihülfe der beiden jungen Pocock bereits nach 14 Tagen die nach dem neuen Plan modificirte „Lady Alice" ab. Immerhin darf man nicht übersehen, daß ihre Erfolge als sicheres Reiseboot vor allem der gewissenhaft und geschickt ausgeführten Arbeit des tüchtigen Bootbauers in Teddington zu verdanken sind.

Der Stolz, der die jungen Pocock und Frederick Barker in Bezug auf ihre Dienste und Pflichten in der sich jetzt vor ihnen eröffnenden durchaus neuen und abenteuerlichen Laufbahn beseelte, schien auch keineswegs jene ehrenwerthe Vaterlandsliebe abzuschwächen, welche jeder Engländer in der Fremde zur Schau trägt und die er, wo er irgend kann, zu befriedigen sucht. Ihre Bekanntschaft mit dem Schiffsbaumeister Ferris, der offenbar bei der Feierlichkeit, mit welcher die britische Flagge auf der Mastspitze eines neugebauten, zur Fahrt auf fernem Meere bestimmten Schiffes zum ersten male aufgesteckt wird, öfters eine Rolle gespielt hatte, brachte sie an einem der geselligen Abende, welche sie miteinander verlebten, auf den Gedanken, daß es doch ganz schön wäre, wenn man ihnen erlaubte, Embleme ihrer Nationalität en miniature über ihrem Lagerzelte und über ihren Kanoes auf den Seen und Flüssen Afrikas aufzuhissen.

Die Pocock nebst Barker traten demgemäß einige Tage vor unserer Abreise zu einer förmlichen Deputation zusammen, und Frank, als deren Wortführer, überraschte mich mit dem folgenden Gesuche:

„Mein Bruder, Frederick Barker und ich, wir haben uns erkühnt, Sie, geehrter Herr, um eine Gefälligkeit zu bitten, welche Sie ohne Zweifel für sonderbar und unpassend halten werden. Wir können aber, wohin wir auch gehen, nicht vergessen, daß wir Engländer sind, und wir möchten uns gern die Erlaubniß auswirken, etwas mitzunehmen, das uns überall daran erinnern wird, wer wir sind, das in den finstern Stunden des Ungemachs uns trösten und uns vielleicht sogar dazu anfeuern wird, unsere Pflichten besser als ohnedem zu erfüllen. Wir sind gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie uns wol gestatten würden, eine kleine englische Flagge anzufertigen, die wir über unserm Zelte und über unserm Kanoe auf den Seen aufhissen würden."

„Mein theurer Reisegefährte", erwiderte ich, „du überraschest mich dadurch, daß du dir nur einen Augenblick einbilden kannst, ich würde ein solches Gesuch abschlagen. Dies ist nicht eine Expedition der amerikanischen oder der englischen Regierung, und ich habe weder die Macht, noch die Neigung, euerm Gesuche meine Gewährung zu verweigern. Wenn dies euch irgend Vergnügen bereiten sollte, so macht euch dasselbe, ich selbst kann gegen einen so unschuldigen Vorgang nicht das Geringste einzuwenden haben. Alles, was ich von euch in Afrika verlangen werde, besteht in solcher Dienstleistung, wie sie euch irgend möglich ist, und wenn ihr euch als die braven Genossen bewährt, als welche ihr mir empfohlen seid, so werde ich mich nie störend einmischen in irgendein unschuldiges Vergnügen, das ihr euch in voller Freiheit gestatten mögt. Wenn eine britische Flagge nicht genügt, mögt ihr, soweit mich das angeht, tausend mitnehmen."

„Wir danken Ihnen herzlich! Seien Sie nach wie vor versichert, daß wir mit der Absicht in Ihren Dienst eingetreten sind, stets dessen eingedenk zu sein, was mein alter Vater und unsere Freunde uns eingeschärft haben, und das bestand darin, mit Ihnen durch dick und dünn zu gehen."

Bald darauf konnte man die jungen Engländer mit dem Nähen einer kleinen Flagge beschäftigt sehen, welche, ungefähr ein Fünftel Quadratmeter groß, aus einem Stück Flaggentuch nach einem von Ferris verschafften Muster hergestellt wurde. Ob, dem Muster entsprechend, die drei Farben roth, blau und weiß in gehöriger Folge zusammengesetzt, oder die Kreuze richtig angebracht wurden, weiß ich nicht zu sagen, aber ich beobachtete, daß sie sich für ihre Arbeit ganz besonders interessirten, und daß sie, nachdem die Flagge, obgleich nur von der Größe eines Damentaschentuches, fertig war, ihr Wohlgefallen daran offen zu erkennen gaben.

Sansibar besitzt auch seine „Millionäre", und einer der reichsten Kaufleute in der Stadt ist Tarya Topan, ein durch eigenen Fleiß emporgekommener Mann aus Hindostan von seltener Ehrlichkeit und Rechtlichkeit; ein frommer Muselman, doch liberal in seinen Ideen, ein äußerst scharfer und kluger Geschäftsmann und doch mildthätig. Ich hatte Tarya's Bekanntschaft 1871 gemacht, und die redliche Weise, in welcher er mich damals bei unsern Handelsgeschäften behandelte, veranlaßte mich jetzt wieder, in derselben Absicht zu ihm zu gehen, nämlich zum Ankauf von Zeug, billigen Baumwollenwaaren und Kaniki und zur Acceptirung meiner Wechsel auf Herrn Joseph M. Levy, vom „Daily Telegraph".

Der ehrliche Djetta wurde wie bereits früher als mein Wekil mit dem Ankauf der verschiedenen farbigen, feinen und groben Zeuge für die Häuptlinge und ihre Weiber, sowie einer reichen Auswahl von Perlen von allen Größen, Formen und Farben und außerdem einer großen Masse 3 mm dicken Messingdrahtes beauftragt. *

Das Gesammtgewicht der Waaren, des Zeuges, der Perlen, des Drahtes der Mundvorräthe und Arzneien, des Bettzeuges, der Kleider,



Tarya Topan.

der Zelte, der Munition, des Bootes, der Ruder, Steuerruder und Bootbalken, der Instrumente und Schreibmaterialien, des photographischen Apparates, der Trockenplatten und verschiedener für die specielle Erwähnung zu zahlreichen Artikel betrug etwas über 8160 kg. Die ganze Masse wurde so genau wie möglich in einzelne Packe zu ungefähr 26 kg vertheilt und beanspruchte deshalb die Tragkraft von 300 Menschen. Die einzelnen Lasten waren leichter gemacht als gewöhnlich, damit wir schnell reisen könnten und die Leute nicht ermüdeten.

---

* Ein Verzeichniß aller dieser Waaren und ihrer Preise ist im Anhange einzusehen.

Um aber für den Eintritt von Krankheit und Erschöpfung noch weitere Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, wurde noch eine überzählige Schar von 40 Mann in Bagamoyo, Kondutschi und in dem Rufidschi-Delta rekrutirt. Diese wurden aufgefordert, sich in der Nachbarschaft des zuerst erwähnten Ortes zu versammeln. 230 Mann (Wangwana, Wanjamwesi und Küstenbewohner von Mombas, Tanga und Saadani) fügten vor dem amerikanischen Consul ihre Zeichen in der Namensliste ein und ließen sich so für eine Löhnung anwerben, die, außer der Beköstigung, zwischen 2 bis 10 Dollars für den Monat, je nach ihrer körperlichen und geistigen Befähigung und Stärke, schwankte. Es wurde ausgemacht, daß sie zwei Jahre lang zu dienen hätten oder bis zu dem Termin, wo ihre Dienste in Afrika nicht länger gebraucht werden würden, und ihnen bedeutet, daß sie ihre Pflichten willig und pünktlich zu erfüllen hätten.

Am Tage der Contractunterzeichnung erhielt jeder Erwachsene einen Vorschuß von 20 Dollars oder viermonatlichen Lohn und jeder junge Mensch die Hälfte. Beköstigungsgeld wurde ihnen auch von ihrer Anwerbung an bezahlt und zwar 1 Dollar wöchentlich bis zu dem Tage, an dem wir die Küste verlassen würden. Diese contractlichen Bedingungen wurden indeß nicht eingegangen, ohne daß dabei zugleich die Anwesenheit der Freunde und Verwandten einer jeden Person zur Bezeugung und Bestätigung aller Verpflichtungen erforderlich gewesen wäre, und so kam es, daß an jenem Tage die Aeltern, Oheime, Vettern und nahen oder entfernten Verwandten, Weiber und Kinder die zur Anwerbung Erschienenen begleiteten und sich in allen Zimmern und im Hofe des amerikanischen Consulats zusammendrängten. Die Gesammtsumme des am Tage des formellen Contracts baar für Vorschüsse und Kostgelder ausgegebenen Geldes belief sich auf 6260 Dollars.

Die Verpflichtungen waren indeß keineswegs einseitig. Außer dem Versprechen, ihnen ihren Lohn auf Verlangen richtig zu bezahlen und ihnen die Zeuge, welche sie während ihres Aufenthalts in Afrika zu ihrer Bekleidung verlangen würden, zu mäßigen Preisen (d. h. nur ein wenig über den Kostenpreis in Sansibar) abzulassen, wurde ich genöthigt, mich ihnen gegenüber auf das Wort eines „ehrenwerthen weißen Mannes" zur Beobachtung der folgenden, mein Verhalten gegen sie betreffenden Bedingungen zu verpflichten:

1) daß ich sie freundlich behandeln und mit ihnen Geduld haben wolle;

2) daß ich in Krankheitsfällen ihnen die passenden Arzneien in gehöriger Dosis und die beste Nahrung, welche die betreffende Gegend

bieten würde, geben solle; daß in dem Falle, wenn Patienten nicht weiter wandern könnten, sie nicht der Gnade oder Ungnade der Heiden überlassen, sondern nach solchen Plätzen geschafft werden sollten, die in Bezug auf ihre Personen und ihre Freiheit als sicher zu betrachten und welche zugleich für die Rückkehr zu ihren Freunden, im Falle der Genesung, bequem gelegen wären; daß ich ferner allen so zurückgelassenen Patienten auch hinreichend viel Zeug und Glasperlen geben sollte, um den eingeborenen Krankenpfleger für seine Dienstleistungen und für den dem Patienten gewährten Beistand zu bezahlen;

3) daß ich im Falle von Mishelligkeiten zwischen einzelnen Personen ein gerechtes, ehrliches und unparteiisches Urtheil fällen sollte; daß ich alle meine Kräfte aufbieten sollte, um die Mishandlung der Schwachen seitens der Stärkern zu verhindern und nie die Unterdrückung der zum Widerstande Unfähigen zugeben sollte;

4) daß ich mich gegen sie wie „ein Vater und eine Mutter" benehmen und soweit ich dies irgend vermöchte, gegen alle Gewaltthaten, mit welchen sie von „wilden Eingeborenen und herumstreifenden und kein Gesetz achtenden Banditen" bedroht werden könnten, Widerstand leisten sollte.

Wenn die obigen Bedingungen erfüllt würden, so versprachen sie auch ihrerseits, daß sie ihre Pflicht wie Männer thun und meine Anordnungen und Verhaltungsbefehle ehren und respectiren würden, indem sie mir mit vereinten Kräften ihre Unterstützung gewährten und, soviel in ihren Kräften läge, sich bestrebten, treue Diener zu sein, und daß sie in der Stunde der Noth mich nie im Stiche lassen wollten — kurz, daß sie sich wie gute und treugesinnte Kinder betragen, und „es möge", so sagten sie zum Schluß, „der Segen Gottes auf uns ruhen!"

Wie wir an diesem Bande gegenseitigen Vertrauens und schonender Nachsicht festhielten und in den Stunden schweren Ungemachs und drückender Noth fest aneinander hingen, indem wir unsern gegenseitigen Verpflichtungen treu und redlich nachkamen, wie wir uns gegenseitig ermuthigten und aufrecht erhielten, aufheiterten und unterstützten, und wie wir in allen den Diensten und Gefälligkeiten, die ein Mann dem andern, ein Kamerad dem andern, der Herr seinen Dienern und die Diener ihrem Herrn erweisen sollten, unser gegebenes Wort treulich hielten, alles dies wird man aus den folgenden Kapiteln ersehen, welche die wunderbare und ereignißreiche Geschichte unserer Reisen erzählen.

Die aus sechs arabischen Schiffen bestehende Flotte, welche uns quer über das Sansibarische Meer nach dem Westen hinübertragen sollte,

legte sich endlich wenige Meter vor dem Quai des amerikanischen Consulats vor Anker. Der Tag der Abschiedsbesuche war vorüber und feierlich hatten wir dem gastfreien und gefälligen britischen Consul, Kapitän William F. Prideaux, und seiner vortrefflichen Gemahlin*, dem uns befreundeten liebenswürdigen Dr. James Robb und seiner Gemahlin, dem Dr. Riddle und dem deutschen und französischen Consul Lebewohl gesagt. Seyid Bargasch ben Said nahm meinen Dank für seine Artigkeit und seine sich stets gleichbleibende Güte und zugleich meine aufrichtigen Wünsche für sein ferneres Glück und Wohlergehen freundlich entgegen. Auch viele gütige arabische und Hindu-Freunde empfingen meine Abschieds-Salaams. Der ernste Scheich Haschid gab der Hoffnung Ausdruck, daß wir uns auf Erden noch einmal begegnen würden, der Kapitän Bukhet, der Pilot, wünschte mir eine schnelle und gesunde Rückkehr aus den gefürchteten Ländern der Heiden, und der fürstliche indische Kaufmann Tarya Topan sprach aufrichtig seine Hoffnung aus, daß ich bei meinem Unternehmen vom Glück begünstigt sein und mit Erfolg gekrönt zurückkehren werde.

Die jungen Engländer, deren charmante einfache Manieren und deren mannhaftes Benehmen ihnen in Sansibar manche wahre Freunde gewonnen hatten, wurden ebenfalls durch viele Herzenswünsche ihrer Gönner erfreut und manches herzliche Lebewohl wurde ihnen von zahlreichen Freunden zugerufen.

Am Ende Ramadan, des Fastenmonats der Mohammedaner, erschienen die Wangwana, getreu ihrem Versprechen, daß sie dann reisefertig sein wollten, mit ihren Bündeln und Matten und schickten sich an, ihre Plätze auf den ihrer harrenden Schiffen einzunehmen. Da sich ihre Freunde in Scharen versammelt hatten, um von ihnen zum letzten mal Abschied zu nehmen und ihnen ihre letzten nützlichen Winke und weisen Rathschläge auf die Reise mitzugeben, so war es unmöglich, in dem buntgemischten Haufen am Strande die anwesenden Reisegefährten zu unterscheiden oder zu bemerken, wer etwa fehlte. Die Mehrzahl meiner Begleiter war in überaus heiterer Stimmung, und daraus schloß ich, daß sie nicht versäumt hatten, sich angesichts des kritischen Augenblicks der Abreise mit gewissen Reizmitteln zu stärken.

Sobald gemeldet wurde, daß eine Dhau angefüllt war, erhielt der Nakhuda oder Kapitän die Weisung, weiter ab von der Küste zu

* Keiner Dame wurde je eine allgemeinere Hochachtung in Sansibar gezollt als der Frau Prideaux, und kein Todesfall wurde wol je aufrichtiger von allen dort lebenden Europäern bedauert als der ihrige.

ankern und dort auf das Signal zum Absegeln zu warten. Um 5 Uhr nachmittags am 12. November hatten 224 Mann beim Namensaufruf geantwortet und fünf der arabischen Schiffe, mit Menschen, Rindvieh und dem Material der Expedition beladen, warteten ungeduldig, mit eingewundenen Ankertauen, auf das Commandowort. Nur ein Schiff lag noch dicht an der Küste, um mich und Frederick Barker, der unsere persönlichen Diener zu beaufsichtigen hatte, unser Gepäck und die Hunde fortzuführen. Indem ich mich zu meinem stets als treu bewährten theuern Freund Augustus Sparhawk umwandte, hielt ich seine Hand fest in der meinen und versuchte mit überströmendem Herzen, aber mit einer durch meine Rührung fast gelähmten Zunge meinen Dank für seine aufopfernde Güte und lange gewährte Gastfreundschaft, mein tiefes Bedauern bei unserm Scheiden und die Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen auszusprechen; ich war aber in zu großer Aufregung, um beredt sein zu können, und alle meine erzwungene Fröhlichkeit konnte mich nicht über diese schwere Prüfung hinwegbringen. So schieden wir denn in fast vollständigem Schweigen, aber ich hatte das sichere Gefühl, daß er meine Gemüthswallungen nach seinen eigenen Gefühlen beurtheilen und die schwachen Versuche, sie auszudrücken, ganz so aufnehmen würde, wie wenn er mich meine Danksagungen in fließender Rede hätte aussprechen hören.

Ein Wink mit meiner Hand, und die Anker wurden aufgewunden und in den Schiffen niedergelegt; darauf unsere lateinischen Segeln aufhissend, fuhren wir westwärts, um uns in die Arme des Glücks zu werfen. Viel Tücher- und Hüteschwenken, viele von weißen Händen gegebene Abschiedssignale und letzte, auf die weißen Gesichter der Freunde geheftete lange Blicke, schließlich sich verwirrende Bilder der Figurengruppen unserer Freunde am Strande — und dann hatte uns der kühle Abendwind über den Bereich des sinnlichen Erkennens hinaus mitten in die See hinweggeweht.

Die Trennungsstunde ist vorüber! Wir haben auf Jahre, vielleicht auf ewige Zeiten unsere letzten Worte lieben freundlichen Menschen zugerufen! Die Sonne sinkt schnell zum westlichen Horizont hinab und düster ist die Dämmerung, welche bald in immer tieferes Dunkel übergeht. Dichter Schatten fällt auf das ferne Land und über die schweigende See und legt sich auch drückend auf unser klopfendes, mit Wehmuth erfülltes Herz, während wir durch das hinsterbende Licht hinübergleiten nach dem dunkeln Welttheil.



„Nach dem dunkeln Welttheil."

Viertes Kapitel.

Bagamoyo. — Zähmung des schwarzen Bruders. — Bagamoyo in Gärung. — Eine aufregende Scene. — Unterdrückung der Störung. — Die Mission der Universitäten; Ursprung, Geschichte, Verfall und gegenwärtige Lage derselben. — Rev. Edward Steere. — Notre Dame de Bagamoyo. — Auf nach Westen! — In Marschordnung. — Sub Jove fervido. — Uebergang über den Kingani. — Gestohlene Weiber.

Bagamoyo und Windi, Saadani, ostafrikanische Dörfer an der Meeresküste, stellen sich uns aus vielen Gründen als ausnehmend gute Ausgangspunkte für eine Reise in das Innere dar. Erstens, weil die Reisenden und die Dorfbewohner einander ganz fremd sind, und weil eine wenigstens oberflächliche Kenntniß der Stärke ihres wechselseitigen Zusammenhangs, ihrer Gewohnheiten und relativen Einflüsse wünschenswerth ist, ehe man in das Innere des Welttheils eindringt. Zweitens sind die Bewohner dieser Seedörfer daran gewöhnt, daß in ihr im Normalzustande schlaffes und friedliches Leben der Lärm von Fremden, die über See oder aus dem Festlande kommen, von nach dem Innern ziehenden arabischen Händlern oder von langen Eingeborenen-Karavanen von Unjamwesi her störend eingreift. Drittens

kann eine in Anbetracht ihrer nothwendigen Stärke in Sansibar noch nicht vollständig rekrutirte Expedition in diesen Häfen leicht mit Freiwilligen aus den Karavanen der Eingeborenen verstärkt werden, welche sehr gern in ihre Heimat zurückkehren möchten und die alltäglich längs der Route einzeln umherstreifend zu dem Reisezuge stoßen, bis die Liste der Angeworbenen ganz vollzählig geworden ist.

Dies waren also die Hauptgründe, warum ich Bagamoyo zum Anfangspunkt meiner Wanderungen wählte. Gleich dort wollte ich den verschiedenen ungezähmten Geistern, welche sich jetzt unter mein Commando gestellt hatten, Respect für Ordnung und Disciplin, für Gehorsam und System (das beste Präservativ gegen Miserfolge) einimpfen und hoffte dann in voller Freiheit überallhin wandern zu können, wo nur irgendein Nutzen aus den Entdeckungen erwachsen würde. Diese Einimpfung kann jedoch erst nach einem Studium ihrer Naturen, ihrer Mängel und Schwächen vorgenommen werden. Gewalt anzuwenden würde in dieser kritischen Lage gefährlich für unsere Pläne und Aussichten sein, und deshalb sind zuerst alle Mittel der Sanftmuth, Geduld und Ueberredung zu versuchen. Mit allen Mängeln, Gebrechen und Schwächen, welche die Leute entfalten, muß man so manipuliren, daß sie während des Lernens der ihnen noch neuen und ungewöhnlichen Lectionen des Gehorsams nur eben zu vermuthen anfangen, daß hinter aller dieser Milde und Freundlichkeit doch die starke, unbeugsame Kraft liegt, welche, obgleich sie augenblicklich noch Wildlinge sind, sie eventuell zu Männern veredeln wird. Für die allerersten Monate ist demnach Nachsicht und Schonung absolut nothwendig. Dem schwarzen Bruder, der wild ist wie ein Füllen, leicht in Wuth versetzt wird, dabei unruhig, ein Knecht wildester Triebe, aus Aberglauben furchtsam, heftigen Demonstrationen sich leicht hingebend, argwöhnisch und unvernünftig ist, muß siebzig mal sieben mal vergeben werden, bis die Prüfungszeit vorüber ist. Schon lange vorher wird sich aber infolge eines so gelassenen und gemäßigten Benehmens eine mächtige Schar angesammelt haben, welche an ihren Führer durch Bande des Wohlwollens und der Achtung, vielleicht sogar der Liebe und Ergebenheit geknüpft ist, und durch den moralischen Einfluß ihrer Haltung und des Widerhalls, den der Führer an ihnen hat, wird selbst das unverbesserlichste mauvais sujet in Schranken gehalten und schließlich auch überwunden.

Es pflegt so mancherlei während der ersten Wochen allmählich an den Tag zu kommen, was dem Reisenden Seufzer auspreßt und in ihm den Wunsch wachruft, er möchte sich lieber gar nicht an ein

Unternehmen gewagt haben, das doch weiter nichts als vergebliche Mühe und Arbeit sein werde. Durch starke Getränke und allerlei Betäubungsmittel in Raserei versetzt, ihre Situation im Lager mit mistrauischen Blicken betrachtend, gelegentlich auch, wie wir selbst, bedauernd, daß sie die Reise so hastig unternommen, über die von ihnen schnell zurückweichenden Freuden der Heimatsinsel mismuthig brütend, wegen der Zukunft beunruhigt, für die ersten besten Einflüsse empfänglich, welche sie mit Versuchungen zur Rückkehr nach der Küste bestürmen, wollen diese Leute mit der äußersten Güte und Umsicht behandelt sein, und der sie beaufsichtigende Reisende muß im Verkehr mit ihnen gar vorsichtig und behutsam sein. Da ich schon früher mit solchen Männern manche Erfahrung gemacht hatte, so wird man mir gern glauben, daß ich auf die Scenen, welche, wie ich vorherwußte, sich nun in Bagamoyo abspielen würden, vorbereitet war, und daß ich meine Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte.

Nach unserer Landung in Bagamoyo am Morgen des 13. zogen wir vorwärts, um das alte Haus wieder einzunehmen, wo ich während meiner Vorbereitungen zur ersten Expedition so lange verweilt hatte. Die Waaren wurden in Magazine gebracht, die Hunde an Ketten, die Reitesel an Spannseile gelegt, die Gewehre in dem Vorrathshause ordentlich aufgestellt und das zerlegbare Boot dicht daneben unter ein Dach gebracht und zwar auf Walzen, um es vor Beschädigungen durch die weißen Ameisen zu bewahren, eine Vorsichtsmaßregel, welche wir, wie ich kaum zu sagen brauche, auf unserer ganzen Reise zu beobachten hatten. Dann mußte noch etwas Kostgeld für zehn Tage unter die Leute vertheilt werden, den beiden jungen Pococks wurden verschiedene Verrichtungen im Lager aufgetragen, um sie in das afrikanische Reiseleben einzuführen, und dann, als die erste Verwirrung nach der Ankunft beseitigt war, begann ich meine neuengagirte Truppe zu mustern.

Aber schon nach drei Stunden war ganz Bagamoyo in Gärung. „Der weiße Mann hat alle Räuber, Raufbolde und Mörder Sansibars hergebracht, um die Stadt in Besitz zu nehmen.“ Ein solches Gerücht durchlief in wilder Hast alle Straßen, Gassen, Höfe und Bazars. Männer mit blutrothen Gesichtern, wilden blutgierigen Augen, beschmutzten, zerknitterten und zerrissenen Kleidern taumelten an unser ordentlich eingerichtetes und fast stilles Quartier heran und schrien nach Flinten und nach Munition. Araber mit gezogenen Schwertern und sehnige Belutschen mit Luntenschloßflinten und zum Anzünden bereit gehaltenem Zunder kamen unter Drohungen heran und hinter

ihnen drein eine buntgemischte Menge von aufgeregten Männern, während im Hintergrunde ein Pöbelhaufe toller Weiber und boshafter Kinder siedete und kochte.

„Worüber führt ihr Klage?“ fragte ich, kaum wissend, wie ich es anfangen sollte, diese ungestüme Masse leidenschaftich erregter Wesen zu beruhigen.

„Klage!“ hallte es wider. „Worüber führt ihr Klage?“ „Klage genug. Die Stadt ist in Aufruhr. Euere Leute stehlen, morden, rauben Waaren aus den Vorrathshäusern, brechen Teller entzwei, schlachten unsere Hühner, greifen jedermann an, zücken ihre Messer gegen unsere Frauen, nachdem sie sie mishandelt haben, und drohen, die Stadt anzuzünden und ihre Bevölkerung auszurotten. Wahrlich Klage genug! Was habt Ihr im Sinn, indem Ihr dieses wilde Gesindel aus Sansibar herüberführt?“ Solche Worte stieß, vor Zorn tobend, ein Araber aus, der unter den Magnaten Bagamoyos einiges Ansehen zu genießen schien.

„O Himmel, mein Freund, das ist ja eine sehr ärgerliche Sache, ganz entsetzlich! Bitte, setz dich nieder und sei ruhig. Setz dich hier an meine Seite und laß uns diese Sache wie weise Männer besprechen“, sagte ich in besänftigendem Tone zu diesem enfant terrible, denn er erschien mir seinen Gesichtszügen, seinem Anzug und seinem Benehmen nach wirklich gerade so wie das Bild, das ich mir als ein junger Mensch ohne Erfahrung, aber mit um so stärkerer Phantasie von der „fleischgewordenen Geisel Afrikas“ entworfen haben würde, und mit seinen nackten, sehnigen Armen, seinem hochgeschwungenen Schwert und seinen wilden, schwarzen Augen sah er grimmig genug aus und schien mir mein unschuldiges Haupt sofort abschlagen zu wollen.

Stillschweigen trat nun ein, denn der Araber leistete nach einem kurzen Nicken meiner Aufforderung Folge und setzte sich. „Wir stehen im Begriff, ein Schauri — eine Berathung — anzustellen.“ „Still da! Schweigt!“ „Leere Worte!“ „Schauri!“ „Worte — höret zu!“ „Sklaven!“ „Horchet hin, ihr Araber!“ „Du Belutsch da, zügele deine Zunge!“ u. s. w. Solche Rufe tönten mit seltsamer Mischung der verschiedenartigsten Stimmklänge, Stillschweigen gebietend oder erflehend.

Der Araber wurde nun ersucht, den Sprecher zu machen und, wenn er sie kennen sollte, die Wangwana, welche der Erregung einer so erstaunlichen Verwirrung schuldig wären, zu bezeichnen. In unwilligem Tone, aber mit beredtem Redefluß trug er nunmehr seine specielle Klage vor. Ein Mann Namens Mustafa war betrunken in seinen Laden gekommen und hatte ihn wie einen gemeinen Troßbuben mis-

handelt, und nachdem er darauf ein Stück Baumwollenzeug weggerafft, war er mit demselben fortgelaufen; als er aber verfolgt und ergriffen wurde, hatte er ein Messer herausgezogen und war im Begriff gewesen, ihm einen Stich beizubringen, als einer seiner Freunde noch zur rechten Zeit den Bösewicht mit einem Knittel niedergeschlagen und so sein Leben gerettet hatte. Durch die Aussagen mehrerer Zeugen wurden die Klagepunkte bestätigt und Mustafa wurde deshalb arretirt und, nachdem ihm sein Messer weggenommen worden war, in ein finsteres Loch gesteckt, um in der Einsamkeit über sein Verbrechen nachzudenken. Mit lautem Beifall wurde dieser Urtheilsspruch begrüßt.

„Wer hat sonst noch zu klagen?“

Ueber ein Dutzend Leute beiderlei Geschlechts kamen mit mannichfachen Beschwerden auf mich losgestürzt, und es schien, als wenn die Ruhe gar nicht wieder hergestellt werden könnte, aber durch meine Drohung, die Bursa (Zusammenkunft) rein aus Verzweiflung zu verlassen, wurde endlich Ruhe geschafft. Es ist unnöthig, die verschiedenen gegen meine Leute vorgebrachten Beschuldigungen hier einzeln aufzuzählen oder die Art und Weise, wie sie überführt wurden, zu beschreiben, aber nach drei Stunden herrschte wieder Frieden in Bagamoyo und mehr als 20 der Wangwana waren in den verschiedenen Kammern des Hauses in Sicherheit gebracht und eingesperrt und ein Dutzend ihrer Kameraden war mit ihrer Bewachung beauftragt.

Um die Wiederholung dieses schrecklichen Auftritts zu verhüten, sandte ich einen Boten mit einem höflichen Gesuch an den Befehlshaber der Stadt, den Scheich Mansur ben Suleiman, er möge doch alle in meinen Diensten stehenden Wangwana, die sich Ungesetzlichkeiten zu Schulden kommen ließen, verhaften und so, wie das Recht es verlangt, bestrafen; aber zu meinem Bedauern muß ich berichten, daß der Wali (Gouverneur) diesem Gesuch in solcher Ausdehnung nachkam, daß wenige von den Wangwana, welche sich am folgenden Tage in den Straßen blicken ließen, einer gewaltthätigen Behandlung entgingen. Von dem Grundsatze ausgehend, daß verzweifelte Krankheiten auch verzweifelte Heilmittel verlangen, ließ er mehr als 30 Mann in Ketten legen und schlagen, und viele andere entgingen diesem Misbrauch der Gewalt nur dadurch, daß sie vor der Häscherschar des rachsüchtigen Scheich schleunigst die Flucht ergriffen.

Unter diesen Umständen sandte ich eine zweite Botschaft an den Gouverneur, beschwor ihn, so gelinde wie möglich, soweit sich dies mit einer billigen Ausübung der Justiz vertrage, zu verfahren, und suchte ihm die Natur und die Ursachen dieser wild aufgeregten Stim-

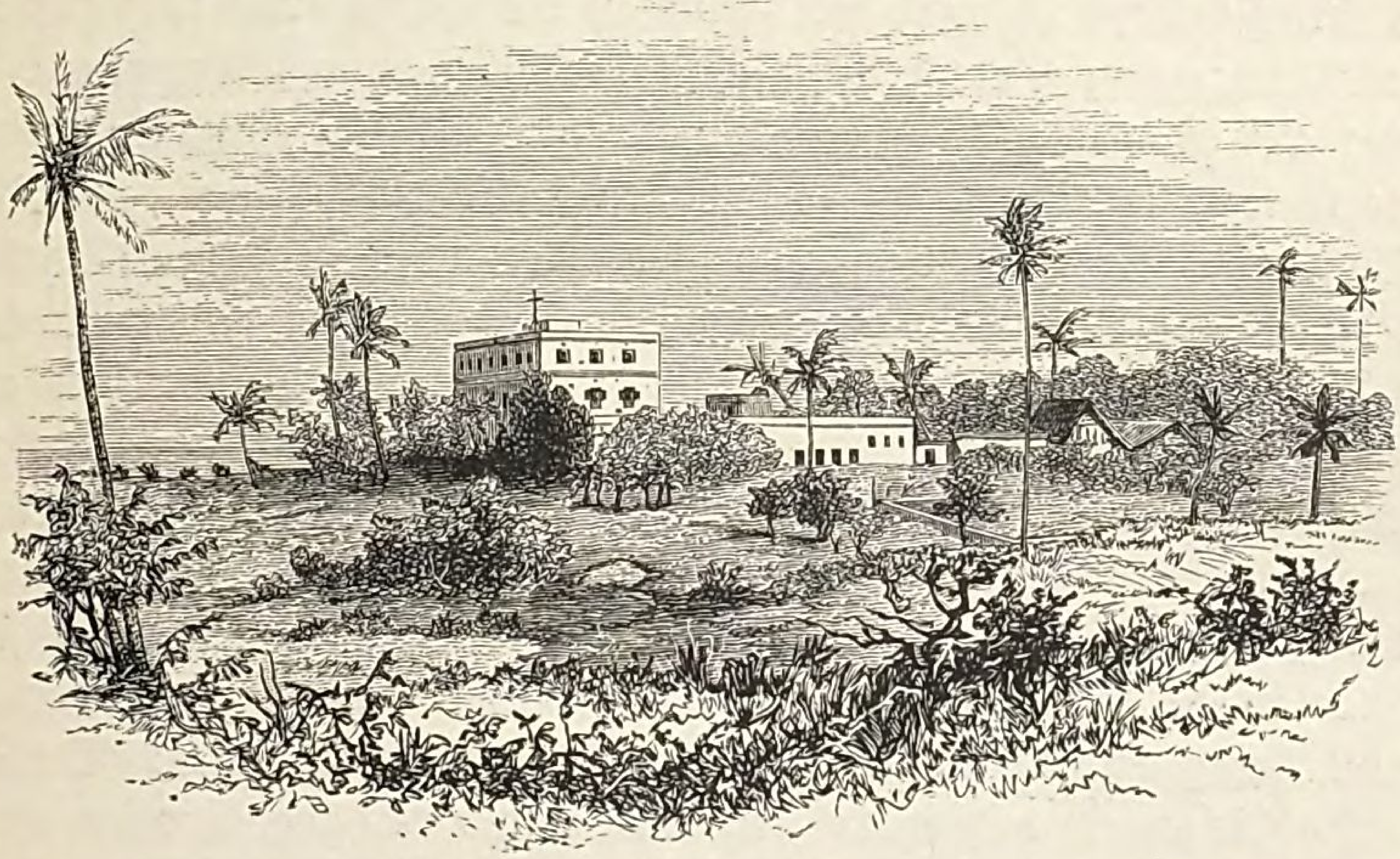
mung und dieser Aufwallungen des Temperaments, wie sie sich bei den Wangwana zeigten, zu erklären. Ich versuchte ihm einen Begriff von Leuten beizubringen, die man in Amerika „sprees" nennt, und setzte ihm auseinander, jeder, der im Begriff stehe, sich von seinen Freunden und seiner Heimat auf lange Zeit zu entfernen, halte sich in einer solchen Lebensperiode für berechtigt, sich größere Freiheiten zu gestatten; sie seien gleichsam aus dem Häuschen, und einige zu Lastern hinneigende Schwachköpfe hätten nun, indem sie von diesem Privilegium Gebrauch machten, sich Uebergriffe in die Privilegien anderer erlaubt und daher sei diese Collision und Verwirrung entstanden. — Aber der Gouverneur wurde nur noch tyrannischer; immer häufiger ließ er meine Leute ausprügeln, in Ketten legen und ihnen Geldstrafen gewaltsam erpressen. Da dieser Zustand unerträglich wurde, so erschienen endlich die Wangwana in corpore vor mir und verlangten ein zweites „Schauri".

Wir hielten eine lange Berathung. Nachdem ich ernstlich gegen ihr zügelloses Benehmen, das mich, wie ich ihnen sagte, nur in höchst bedenklicher Weise compromittiren könne, protestirt, sie darauf wegen ihrer Uebelthaten zur Rede gestellt und ihnen angekündigt hatte, daß ich eigentlich geneigter wäre, den Gouverneur in der harten Behandlung, die er ihnen zutheil werden lasse, noch zu bestärken, als eine Linderung derselben zu veranlassen, schärfte ich ihnen ein, während unsers kurzen Aufenthalts Geduld zu haben und sich wohlgesittet zu benehmen, und versprach ihnen, sie innerhalb zwei Tagen weiter nach Afrika hinein zu führen. In unserm ersten Lager sollte ihnen dann ein Generalpardon gewährt werden und ein neues Leben sollte beginnen, in wechselseitigem Frieden und in Eintracht, und es sollte, wie ich hoffte, bis zu unserer Rückkehr nach der Meeresküste ohne Störung fortbestehen.

Es existirt in Bagamoyo ein Institut, das wir nicht unerwähnt lassen dürfen; ich kann mich aber eigentlich erst dann mit einer nähern Betrachtung desselben befassen, wenn ich das ähnliche und ebenso wichtige Institut in Sansibar, nämlich die „Universitäten-Mission" beschrieben habe. Drei Zöglinge dieser Mission stehen im Begriff, mich mit nach Innerafrika zu begleiten — Robert Ferusi, Andrew und Dallington. Robert ist ein stämmiger, 18jähriger Bursche, der früher bei einem Mitgliede von Cameron's Expedition in Diensten stand, aber in Unjanjembe aus nicht ganz klaren Gründen entlassen wurde, um allein heimzukehren. Andrew ist ein starker junger Mensch von 19 Jahren, etwas zurückhaltend und, wie ich behaupten möchte, von nicht glänzenden Anlagen. Dallington ist viel jünger, wahrscheinlich erst 15 Jahre

alt, im Gesichte von Pockennarben sehr entstellt, aber ein so heller und intelligenter Kopf, wie ihn nur irgendein weißer oder schwarzer Knabe seines Alters haben kann.

Die Universitäten-Mission ist ein Resultat der Sensation, welche Livingstone's Entdeckungen des Njassa- und Schirwa-Sees und am Zambesi in England hervorriefen. Sie wurde von den Universitäten Oxford und Cambridge im Jahre 1860 ausgesandt und bestand aus dem Bischof Mackenzie, früher Archidiakonus in Natal, und den Geistlichen Proctor, Scudamore, Burrup und Rowley. Die sich dieser Mission widmenden Herren kamen im Februar des Jahres 1861 am Zambesi an.



Die Universitäten-Mission in Mbweni, Sansibar.
(Nach einer Photographie von Mr. Buchanan in Natal.)

Als diese von den Universitäten ausgehenden Missionare mit Livingstone zusammentrafen, welcher damals mit der weitern Verfolgung seiner Entdeckungen am Zambesi und andern Gewässern in dessen Nähe praktisch beschäftigt war, wurde über die Wahl einer Oertlichkeit, an welcher das Missionswerk am vortheilhaftesten beginnen könnte, berathschlagt. Livingstone rieth dem Bischof und seinen Begleitern den Rovuma hinaufzufahren und dann zu Lande nach einer am Njassa-See ausgewählten Oertlichkeit weiter zu reisen. Als man aber diesen Plan ausführen wollte, bemerkte man, daß der Fluß im Fallen begriffen und zu seicht war, um von einem Dampfboote wie der „Pioneer" befahren werden zu können, und da überdies viele Krankheiten an Bord

ausgebrochen waren, segelte die Mission nach den Comoren, um sich zu rekrutiren. Im Juli 1871 kamen sie am Fuße der Murchison-Fälle am Schire an. Bald darauf begegneten sie auf ihrem Zuge über Land einer Karavane von Sklaven, welche sie mit einem wol an sich löblichen, aber unpolitischen Religionseifer befreiten. In der Folge wurden noch mehr Sklaven aus den Karavanen gewaltsam zurückgehalten, bis die Zahl der so befreiten Neger auf 148 gestiegen war, und mit diesen beschlossen die Missionare ihr heiliges Werk zu beginnen.

Während die Mission ihr Quartier in Magomero aufschlug, wurde sie von den Adjawa angegriffen; aber die geistlichen Herren und ihre Zöglinge schlugen den Feind in die Flucht. Als kurz darauf eine Meinungsverschiedenheit zwischen der Mission und Livingstone in Bezug auf die weiter zu thuenden politischen Schritte entstanden war, reiste letzterer ab, um seine Forschungen weiter fortzusetzen, und der Bischof nebst seinen Genossen und Zöglingen fuhr in seinem Wirken mit den besten Aussichten auf Erfolg fort. In ihrem Feuereifer für die Unterdrückung des Sklavenhandels schloß aber die Mission ein Bündniß mit den Manganbja und verband sich mit denselben in einem Kriege gegen die Adjawa, welche, wie sie erst später entdeckten, ein wirklich friedliebender Volksstamm waren. Auf solche Weise wurde der ursprüngliche Charakter der Mission dadurch verändert, daß sich dieselbe in die politischen Wirren und Zwistigkeiten der eingeborenen Stämme eingemischt hatte, ohne die Folgen vorher zu bedenken. Darauf kam die Regenzeit mit ihren ungesunden und verhängnißvollen Einwirkungen. Durch Fieber und Entbehrungen erschöpft, starb der arme Mackenzie, und noch vor Ablauf eines Monats folgte ihm Rev. Burrup nach. Die Herren Scudamore, Dickinson und Rowley verlegten darauf die Mission an das Ufer des Schire, wo die beiden erstern auch starben. Die nun am Erfolge verzweifelnden wenigen Ueberlebenden verließen bald darauf das Land, und die Mission der Universitäten für Centralafrika wurde nun zu einem bloßen Namen, mit welchem der nachfolgende Bischof Tozer seine Mission in Sansibar zu bezeichnen fortfuhr.

Aber auch in der Stadt Sansibar mit ihrer Zugabe von mancherlei Bequemlichkeiten lautet der Bericht über diese bisher unglückliche und mit Widerwärtigkeiten kämpfende Mission nicht erfreulicher und ermuthigender als in ihrem stundenweit von Sümpfen und Morästen umgebenen Ursitze Magomero. Viele edle Menschen beiderlei Geschlechts sind zu Grunde gegangen, und das gute Werk schien weit entfernt von hoffnungsvoller Aussicht. Indem ich diese Zeilen schreibe, gedenke ich

meiner Bekanntschaft mit dem ehrwürdigen Penell und mit dem jungen feurigen West. Letzterer war 1874 noch von Eifer, Hoffnung und frommer Hingebung beseelt. Als ich zurückkehrte, war auch er den Weg seiner Brüder, die am Zambesi Märtyrer ihres Glaubenseifers geworden waren, gegangen.

Fast ganz allein auf sich angewiesen ist nun Rev. Edward Steere, der treu auf seinen Posten als Bischof und Hauptpastor ausharrt. Er hat den Njassa-See besucht und mitten auf dem Wege dahin eine Mission und eine zweite, wie ich glaube in Lindi eingerichtet. Er hat ein wachsames Auge auf die Wirksamkeit des unter den Schambala gegründeten Missionshauses, und in dem Hauptquartier oder der „Heimat" zu Mbwenni, wenige Meilen östlich von der Schangani-Spitze, dem alten Sitze der Mission, überwacht und unterrichtet er Knaben und junge Leute in der Druckerkunst, dem Zimmer- und Schmiedehandwerk und in der praktischen Ausübung anderer nützlicher Gewerbe. Sein Quartier repräsentirt fast jeden als Beschäftigung für die niedern Volksklassen nützlichen Industriezweig und ist im wahren Sinne des Wortes eine industrielle und religiöse Anstalt für die moralische und materielle Wohlfahrt einer Klasse von Unglücklichen, welche unsern thatkräftigsten Beistand und unsere Sympathie verdienen. Das Bild dieses außerordentlichen Mannes, der mit einer so inbrünstigen Frömmigkeit wirkt, wie nur je einen Märtyrer beseelte, wird in unserer Phantasie immer größer und erhabener, wenn wir bedenken, daß er der einzige Mann ist, der die Fähigkeiten und Gaben besessen zu haben scheint, welche die Mission mit ihrer düstern Vorgeschichte zu dem neuen Leben, in welches sie nun eingetreten ist, wieder erwecken konnte. Von ganzem Herzen wünsche ich ihm und ihr den besten Erfolg, und solange er lebt, braucht man, wenn ihm hinreichende Unterstützung zutheil wird, nicht zu befürchten, daß die Mission wieder in jene so hülflose Lage versinken wird, aus der er, und zwar er allein, sie erlöst zu haben scheint.

Aus derselben Quelle, aus welcher die Missionen der Universitäten ihre Zöglinge, d. h. die jugendlichen Opfer des Sklavenhandels entnommen haben, hat auch der englische Consul in weiter Ausdehnung die französischen Missionen in Sansibar und Bombay mit Schülern versehen. Das jetzt seit Jahren auf der Insel eingerichtete Institut heißt die St.-Joseph-Mission, die in Bagamoyo trägt den Titel „Notre Dame de Bagamoyo". Die erstere besitzt zwei Priester und vier Brüder, nebst einem Laienprofessor der Musik; die andere, welche die wichtigere ist, besteht aus vier Priestern, acht Brüdern und zwölf

Schwestern nebst zehn Laienbrüdern, welche sich mit Unterricht im Ackerbau beschäftigen. Die französischen Väter beaufsichtigen den Schulunterricht von 250 Kindern und geben ungefähr 80 Erwachsenen Beschäftigung; 170 befreite Sklaven wurden aus den von britischen Kreuzern aufgefangenen Sklavenschiffen geliefert. Man lehrt sie, sich ihr Brot, sobald sie mündig werden, selbst zu verdienen, und sie werden mit bequemen Wohnungen, mit Kleidern und Hausgeräthen versehen.

„Notre Dame de Bagamoyo" liegt ungefähr 2¼ km nördlich von Bagamoyo und hat die Aussicht auf das Meer, welches den Fuß des ziemlich hochgelegenen Terrains bespült, auf dem die Missionsgebäude stehen. Wirthschaftlichkeit, Ordnung und jene den Franzosen eigenthümliche Nettigkeit und Sauberkeit der Einrichtung sind ihre charakteristischen Merkmale. Kokospalmen, Orangen- und Mangobäume gedeihen in dieser frommen Ansiedelung, während verschiedene Gemüse- und Getreidearten auf den Feldern angebaut werden, und breite reingehaltene Straßen durchkreuzen dieses ländliche Grundstück. Der Pater Superior erhielt während seines letzten Besuches in Frankreich eine beträchtliche Summe zur Unterstützung der Mission und er hat in der letzten Zeit, während ich in Afrika reiste, eine Zweigmission in Kidudwe eingerichtet. Offenbar wird der Superior, wenn er von seinen Freunden in Frankreich beharrlich unterstützt wird, sein Wirken noch weiter in das Innere hinein ausdehnen, und man kann daher sicher prophezeien, daß sich an der Landstraße nach Udjidji mit der Zeit eine Kette von Missionsstationen hinziehen wird, welche dem europäischen Kaufmann und Reisenden dereinst sichere, mit den Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens ausgestatteten Zufluchtsorte bieten werden.

Noch zwei andere Missionshäuser liegen an der Ostküste Afrikas, das der Kirchen-Missionsgesellschaft und die Methodisten-Freikirche zu Mombas. Die erstere hat diese Station schon länger als dreißig Jahre inne und besitzt ein Zweiginstitut in Rabbai Mpia, dem Heim der Missionare Krapf, Rebmann und Erhardt. Aber diese Missionen haben nicht die Erfolge erzielt, welche eine so lange andauernde Selbstverleugnung und Aufopferung im Dienste der Religion wohl verdient hätten.

Es ist auffällig, wie englische Philanthropen, sowol Geistliche als Laien, in der Täuschung beharren können, daß man die Afrikaner nur mit einer geistigen Unterweisung und Veredelung zufriedenstellen könne. Sie sollten doch die unleugbare Thatsache unbefangener wür-

digen, daß der Mensch, sei er weiß, gelb, roth oder schwarz, auch materielle Bedürfnisse hat, welche unbedingt verstanden und befriedigt sein wollen. Ein Barbar ist aber ein durchaus materieller Mensch. Er verlangt mit Gier nach dem Besitze von Dingen, die er nicht einmal beschreiben kann. Er gleicht einem Kinde, das die Fähigkeit des Artikulirens noch nicht erlangt hat. Der Missionar findet diesen Barbaren wie betäubt von viehischer Unwissenheit, mit den Trieben eines Menschen, aber noch wie ein Thier lebend. Anstatt nun zu versuchen, die Eigenschaften dieses menschlichen Wesens praktisch zu entwickeln, geht er sofort theoretisch an seine Umgestaltung und Bekehrung, indem er ihm die christlichen Glaubensdogmen, die Lehre von der Transsubstantiation und andern schwierigen Gegenständen zu erklären sucht, bevor noch der Barbar Zeit gehabt hat, das, was ihm vor allem Bedürfniß ist, in bestimmte Worte zu fassen und seinem Lehrmeister zu erklären, daß er ein armes, gebrechliches Wesen ist, das mit Brot und nicht mit einem Stein gefüttert zu werden verlangt.

Meine an den Heiden gemachten Erfahrungen und mein Nachsinnen über dieselben beweisen mir indessen, daß, wenn nur der Missionar dem armen Materialisten klar machen kann, daß die Religion mit materiellen Wohlthaten und mit einer wesentlichen Verbesserung seiner tief entwürdigten Lage in engem Zusammenhang steht, die schwierige Aufgabe, welcher sich zu widmen er im Begriff steht, verhältnißmäßig leicht gemacht werden würde; denn der Afrikaner zeigt sich, wenn er einmal mit dem Europäer in engere Berührung gebracht wird, ziemlich gelehrig. Das bald erwachende Bewußtsein seiner eigenen unendlich tief untergeordneten Lage flößt ihm eine heilige Scheu ein und er wird allmählich von der unbestimmten Hoffnung erfüllt, daß er mit der Zeit auch zu dem Standpunkt dieses überlegenen Wesens, welches seine Bewunderung so stark erregt hat, emporsteigen könne. Es ist immer wieder die alte Geschichte von Caliban und Stefano. Er tritt an den Europäer heran mit dem Wunsche belehrt zu werden, und ergriffen von dem Ehrgeize, zu einem höhern, vollkommenern Leben emporzustreben, wird er gelehrig und lenksam; aber zu seinem Erstaunen sieht er sich von diesem Wesen verspottet, das zu ihm über Dinge spricht, welche je verstehen zu können er verzweifelt, und deshalb zieht er sich mit beschämtem Gesicht und einem noch tiefern Gefühl seiner untergeordneten Lage und zugleich mit dem mürrischen Entschluß, sich an dem thierischen Leben, in welches seine Geburt ihn versetzt hat, genügen zu lassen, in seine Grube, Höhle oder Hütte zurück.

Am Morgen des 17. November 1874 wurde der erste kühne Schritt nach dem Innern zu gethan. Das Jagdhorn rief die Leute zusammen, um sich vor unserm Quartier in Reihe und Glied aufzustellen, und einem jeden wurde seine Last zugetheilt, je nachdem wir seine Kraft als Packträger abschätzten. Einem Manne von starkem, kraftvollem Bau wurde der 27 kg schwere Zeugballen zugewiesen, der sich in ein paar Monaten durch fortwährenden Verbrauch auf 23, in sechs Monaten vielleicht auf 19 und in einem Jahr auf ungefähr 14 reduciren dürfte, freilich unter der Voraussetzung, daß alle seine Kameraden ihre Pflichten treu erfüllen würden; einem Manne von untersetzter, gedrungener Statur der 23 kg wiegende Perlensack; leichtgebauten achtzehn- oder zwanzigjährigen 18—19 kg schwere Kisten mit Vorräthen, Munition und verschiedenen Gegenständen; unter die ehrbar und ernst aussehenden ältern Leute von festem Benehmen wurden die wissenschaftlichen Instrumente vertheilt, die Thermometer, Barometer, Uhren, der Sextant, Flaschen mit Quecksilber, Kompasse, Schrittmesser, der photographische Apparat, Trockenplatten, Schreibmaterialien und wissenschaftliche Bücher, alles in ungefähr 18 kg schwere Kisten verpackt, während einem durch seine Festigkeit und seinen vorsichtigen Schritt ganz besonders ausgezeichneten Manne der Transport der drei Chronometer anvertraut wurde, welche, von Baumwollenballen umgeben, in eine leichte, nicht viel mehr als 11 kg wiegende Kapsel verpackt waren. Die zwölf Kirangosi oder Führer, an diesem Tage mit fliegenden Kleidern von karmoisinrothem Bettdeckenzeug herausgeputzt, erbaten sich das Privilegium, die verschiedenen Ladungen der Messingdrahtrollen zu tragen, und da sie die zweite Avantgarde bilden und rührige kühne Jünglinge sind — einige von ihnen sollen später als zur Bemannung des Bootes gehörig noch bekannter und von mir vor allen andern, außer den Anführern, ausgezeichnet werden — so werden sie mit Snidergewehren und der dazu gehörigen Ausrüstung bewaffnet. Die Bootträger sind herculisch an Gestalt und Stärke, denn sie sind geübte Lastträger, welche ihre gemeine Hamalprofession in Sansibar aufgegeben haben, um die Sectionen des ersten in Europa gebauten Bootes zu tragen, das jemals auf dem Victoria- und Tanganika-See, auf den äußersten Quellen des Nils und auf dem Livingstone-Fluß schwamm. Für jedes Stück des Bootes sind vier Träger bestimmt, von denen je zwei einander ablösen sollen. Sie erhalten höhern Lohn als selbst die Anführer, mit Ausnahme des Hauptanführers Manwa Sera; außerdem ist ihnen doppelte Ration und das Vorrecht bewilligt, ihre Weiber mitzunehmen. Auch sechs

Reitesel befinden sich bei der Expedition, alle gesattelt, vier für die Europäer — die beiden Pocock, Barker und mich — und zwei für die Kranken; für die letztern sind auch drei Seydel'sche Netzhängematten vorhanden und dazu sechs Mann, welche zur Herstellung einer Art von fliegendem Lazareth benutzt werden sollen.

Obgleich die Zahl unserer Leute noch nicht vollständig ergänzt ist, so zwingt uns doch die Noth, uns aus der Nachbarschaft der goanesischen Liqueurläden und aus dem Bereiche der überstrengen obrigkeitlichen Gewalt des Scheich Mansur ben Suleiman, dessen Rechtsanschauungen bald jede Reisegesellschaft demoralisiren dürften, zu entfernen. Demgemäß zogen wir am 17. November um 9 Uhr vormittags, fünf Tage nach unserer Abreise von Sansibar, in Marschordnung zur Stadt hinaus, indem uns einige freundliche, aber auch nicht wenige unfreundliche Abschiedsworte von den Einwohnern, männlichen und weiblichen Geschlechts, zugerufen wurden. In dichten Scharen waren sie herbeigeströmt, um unsern Zug zu sehen, der folgendermaßen geordnet war: 4 Anführer einige hundert Meter weit voran; zunächst die 12 Führer in rothe Djoboröcke gekleidet und die Drahtgewinde tragend; danach eine lange Reihe von



Manwa Sera's Frau.
(Nach einer Photographie.)

270 Mann, die Zeug, Draht, Glasperlen und Theile der „Lady Alice" tragen; hinter ihnen 36 Frauen und 10 Knaben, die Kinder von einigen der Anführer und Bootträger, welche ihren Müttern folgen und ihnen durch das Tragen einiger Geräthe u. dgl. helfen wollen; darauf folgen die Reitesel, die Europäer und die Flintenträger; die lange Linie wird endlich von 16 Anführern geschlossen, welche die Arrièregarde bilden und deren Function es ist, Nachzügler aufzusuchen und wieder heranzuführen und so lange, bis andere Leute herbeigeschafft werden, als Ueberzählige Dienst zu thun; im ganzen sind 356 Seelen bei der

anglo-amerikanischen Expedition betheiligt. Die lange Linie streckt sich ungefähr 750 m weit auf dem Pfade hin, der gegenwärtig für Handelsleute wie für Forschungsreisende die Landstraße nach den Seegegenden bildet.

Edward Pocock ist so gütig als Hornbläser zu fungiren, da er durch lange Uebung in den militärischen Lagern zu Aldershot und Chatham die Signale kennt. Er hat auch Hamadi, den Hauptführer, mit den Tonweisen derselben vertraut gemacht, sodaß im Falle, daß ein Haltmachen nöthig wird, Hamadi sofort davon unterrichtet werden kann. Der Hauptführer ist auch mit einem ungeheuer langen Elfenbeinhorn, seinem Lieblingsinstrument, versehen, das zugleich insofern zu seinem Dienste gehört, als er Erlaubniß hat, es zu gebrauchen, wenn man sich einem passenden Lagerplatze nähert oder wenn uns von einer an der Front drohenden Gefahr Nachricht gegeben werden soll. Vor Hamadi schreitet ein dickköpfiger kleiner Junge einher mit einer Trommel, wie sie die Eingeborenen führen; er hat sie aber nur in der Nähe von Dörfern zu schlagen, um den Bewohnern das Herannahen einer Karavane im voraus anzukündigen, eine sehr nothwendige Vorsichtsmaßregel, denn viele Dörfer liegen mitten in dichtem Gebüsch und die plötzliche Ankunft einer großen Menge von Fremden könnte leicht Besorgniß und Mistrauen erwecken, wenn die Bewohner nicht zuvor Zeit hätten, die wenigen beweglichen Gegenstände, die sie besitzen, zu verstecken.

Auf diese Weise beginnen wir unsere lange Reise, von Hoffnung erfüllt. Man hört Lärm und Gelächter längs der Reihen und ein Summen und Gemurmel fröhlicher Stimmen, das über die Felder tönt, während unsere lange Linie auf dem welligen Lande auf- und niedersteigt und sich auf den Krümmungen des Pfades hinschlängelt. Die Marschbewegung hatte uns allen ein Gefühl der Zufriedenheit wiedergegeben. Eine intensiv helle und glühendheiße Sonne schien auf uns, der Pfad war trocken und hart und zum Reisen wunderbar geeignet, und während des Anfangs unsers ersten Marsches konnte man sich nichts strenger Geordnetes denken als diese langgestreckte schmale Colonne, welche im Begriff stand, der Wildniß die Stirn zu bieten.

Alsbald wird aber die Glut der blendenden Sonne überwältigend, indem wir in das Thal des Kingani-Flusses hinabsteigen. Die Reihen lösen sich und werden unordentlich; viele gehen vereinzelt und zerstreut oder bleiben ganz zurück; die Leute klagen über die schreckliche Hitze; die Hunde schnauben und lechzen vor Durst. Wir selbst sogar unter

unsern Sonnenschirmen mit gerötheten Gesichtern und schweißtriefenden Stirnen, die Taschentücher fortwährend zum Abwischen der Tropfen gebrauchend, die uns fast blind machen, und von unsern schweren Wollenzeugen in das Gefühl einer halben Todesohnmacht versetzt; wir möchten gern rasten, aber die von der Sonne gebleichten Ebenen des lohfarbenen, dürstenden Thales konnten uns nicht im geringsten dazu veranlassen. Die Reiseveteranen dringen vorwärts auf den 5 km entfernten Fluß zu, wo sie Ruhe und Schutz vor der Sonne erlangen können, aber die Unerfahrenen liegen auf den Boden hingestreckt, eifern gegen die Hitze, schreien nach Wasser und jammern über ihre Thorheit, Sansibar verlassen zu haben. Wir halten an, um ihnen zu sagen, daß sie eine Weile rasten und dann zu dem Fluß herunterkommen sollen, wo sie uns finden würden; wir geben guten Rath, sprechen Muth ein und trösten die wilderregten Leute so gut wir es vermögen, indem wir ihnen sagen, daß nur der Anfang der Reise so schlimm sei, daß all diese Qual und diese Ermüdung immer von ungeübten Anfängern gefühlt, daß sie aber allmählich abgeschüttelt würden und daß diejenigen, welche standhaft bleiben, wie Helden aus dem Kampfe hervorgehen.

Solche Worte wirken wie Balsam auf Wunden oder wie Oel auf wildbewegtes Wasser, und viele stehen erfrischt auf mit dem Entschluß, zu versuchen, wie ein standhafter Wille und eine ehrgeizige Manneskraft die Ermüdung niederkämpfen kann. Einige erringen Erfolge, aber viele sind wirklich zu abgemattet, um den Kampf erneuern zu können. Die Esel müssen beladen und die Anführer gebeten werden, die in Stich gelassenen Waaren von der Erde aufzuheben, und auf diese Weise bringen wir es dahin, daß der Kingani um 2 Uhr nachmittags erreicht wird.

Frank und sein Bruder Edward, welche beim Beginn dieser Marschverzögerungen nach dem Ort der Ueberfahrt abgesandt worden waren, haben indeß das Boot „Lady Alice“ fertig zusammengesetzt, und das Hinüberfahren der Menschen, Waaren, Esel und Hunde über den Kingani wird mit Energie betrieben. Schon um $3^1/_2$ Uhr ist das Boot wieder in Stücken zerlegt, auf die Tragstangen hinaufgehoben und die Expedition setzt ihre Reise fort nach Kikoka, dem ersten Halteplatz.

Aber bevor wir noch unser Lager erreichen, haben wir eine klare Anschauung von der Tauglichkeit unserer Leute gewonnen und sind über das relative Verhältniß der Starken und Fähigen, und der zur Ertragung der Anstrengung des Lasttragens zu Schwachen im Klaren.

Der prächtige preisgekrönte Bullenbeißer „Castor" starb 3 km vor Kikoka am Schlagfluß, infolge der Hitze und der andere Bullenbeißer „Captain" scheint ihm bald nachfolgen zu sollen, und nur „Nero", „Bull" und „Jack", obgleich ganz erschlafft und schwer athmend, geben noch Lebenszeichen.

In Kikoka rasten wir darauf am folgenden Tage. Wir entlassen zwei Leute, welche ernstlich erkrankt sind, und mehrere neue Rekruten, die während der vorhergehenden Nacht und am Rasttage im Lager angekommen sind, werden angeworben.

Man kann außer der großen tropischen Hitze und der Ungeübtheit noch mehrere Gründe für die schnelle Entkräftung vieler Wangwana gleich auf dem ersten Marsche angeben, und die von den einheimischen Lastträgern bewiesene Stärke und Ausdauer bestätigen dies. Die Wangwana führen auf der Insel ein sehr unkeusches Leben, und infolge der Einfuhr des Opiums durch die Banianen und Hindus haben sich die Wangwana und viele Araber der lasterhaften Gewohnheit des Opiumessens hingegeben. Das Kauen der Betelnuß mit Muschelkalk ist eine andere unreinliche und widerwärtige Gewohnheit, die auch auf die moralische Haltung der Menschen wahrlich nicht vortheilhaft einwirken kann; aber ganz gewiß verderblich ist für die physischen Kräfte die fast allgemeine Unsitte, den Dampf der Cannabis sativa oder des wilden Hanfs mit Leidenschaft einzuathmen. In einer verdünnten Atmosphäre, wie wir sie an heißen Tagen unter den Tropen bei einer Hitze von 48° R. in der Sonne haben, werden diese Leute, deren Lungen und edlen Theile durch die unmäßige Befriedigung dieses verderblichen Gelüstes Schaden erlitten haben, erst gewahr, daß ihr ganzer physischer Organismus nicht mehr im Stande ist, solche Hitzegrade auszuhalten. Die starke Anstrengung eines Marsches in einer beladenen Karavane bringt ihre geschwächten Kräfte bald an den Tag, und einer nach dem andern fallen sie aus den Reihen heraus und verrathen ihre Kraftlosigkeit und Gebrechlichkeit. Von diesem Tage an machte ich mich an eine Prüfung jedes einzelnen Falls, und die von mir gesammelten Resultate sind im Anhang zu finden. Wer dieselben mit Nachdenken studirt, wird aus ihnen vielleicht einige nützliche Winke entnehmen können.

Als ich am Rasttage während des Nachmittags mich anschickte, meine letzten Briefe zu schreiben, war ich über einen Besuch einigermaßen erstaunt, den eine Abtheilung von Belutschensoldaten meinem Lager abstattete. Der Anführer derselben überbrachte mir einen Brief von dem Gouverneur von Bagamoyo, Mansur ben Suleiman, worin

derselbe sich beklagte, daß die Wangwana ungefähr funfzehn Weiber überredet hätten, ihre Herren zu verlassen, und mich zugleich bat, sie wieder auszuliefern.

Als ich Musterung über meine Leute hielt und zugleich ihre häuslichen Verhältnisse näher untersuchte, ergab es sich, daß allerdings eine große Anzahl Weiber während der Nacht sich der Expedition angeschlossen hatte. Einige von denselben hatten Freischeine bei sich, die ihnen von dem englischen Consul in Sansibar ausgestellt waren, aber neun waren nach ihrem eigenen Geständniß ihren Herren entlaufen. Nachdem ich von dem Sultan und den Arabern in Sansibar gastfreundlich aufgenommen worden war, betrachtete ich es, zumal da ich durch keine Regierung dazu autorisirt war, nicht als einen Theil meiner Pflichten, selbst nur ein passiver Agent bei dieser neuen Methode der Sklavenbefreiung zu sein. Es wurde deshalb Befehl ertheilt, daß diese Weiber mit den Soldaten zurückkehren sollten; da dies aber weder mit den An- und Absichten der Weiber, noch mit denen ihrer verliebten Entführer übereinstimmte, so wurde dadurch ein entschlossener Widerstand hervorgerufen, welcher allem Anschein nach bald in einem blutigen Kampfe zu culminiren drohte. Die Leute ergriffen ihre Snider-Gewehre und Tower-Musketen, und Patronen, Ladestöcke und Luntenschloßflinten wurden mit Unheil verkündenden Blicken von Hand zu Hand gegeben. Indem ich aber nach dem Grundsatz verfuhr, daß ich als Oberhaupt meines eigenen Lagers das vollkommene Recht besaß, ungebetene Gäste davon auszuschließen, rief ich die „Getreuen" meiner ersten Expedition, 47 an der Zahl, zusammen und stellte sie an der Seite der Soldaten des Sultans auf, um so den in Wuth versetzten Leuten zu beweisen, daß sie, wenn sie Feuer gaben, ihre eigenen Freunde, Brüder und Anführer verwunden müßten. Frank Pocock stellte auch eine Abtheilung von 20 Mann hinter den Aufrührern auf, und indem wir sie dann von zwei Seiten einschlossen, entwaffneten wir sie und banden ihre Gewehre in Bündeln zusammen, welche der Obhut Edward Pocock's übergeben wurden. Eine kleine Abtheilung der Getreuen wurde dann beauftragt, die Soldaten des Sultans und die Weiber aus dem Lager zu escortiren, damit nicht einige rachsüchtige Menschen zwischen dem Lager und dem Flusse sich in Hinterhalt legen möchten.

Aus den in diesem Kapitel und in den beiden vorhergehenden gelieferten Einzelheiten wird sich derjenige, welcher eine Reise in diese Länder beabsichtigt, sei er Kaufmann oder Missionar, eine ziemlich

richtige Vorstellung von der zweckmäßigsten Organisationsmethode sowie von der Qualität und Eigenart der Menschen, welche er mit sich führen wird, von der Art und Weise der Vorbereitungen und der zweckentsprechenden Zusammenstellung der anzuschaffenden Gegenstände bilden können. Im Anhang wird man die Preisliste und die Namenangaben finden, welche ihm eine sichere Anleitung geben werden.

Da eine große Anzahl von Gegenständen längs der von uns durchforschten Operationslinie von circa 11000 km berührt werden muß, so beabsichtige ich mich in Bezug auf die Vorfälle und beschreibenden Skizzen während unsers Zuges nach Ituru kurz zu fassen, weil diese Gegend, was zwei Drittel des Weges anbetrifft, hinlänglich in meinem Werk: „Wie ich Livingstone fand“, und in dem diesen Bänden beigefügten Anhange beschrieben worden ist.



Die Expedition in Rosako.
(Nach einer Photographie.)

Fünftes Kapitel.

Auf dem Marsch. — Von Congorido nach Rubuti. — Die Jagdgründe von Kitangeh. — Zebra. — Jack's erste Beute. — Von Löwen überrascht. — Geologie von Mpuapua. — Salz. — Desertionen. — Unsere Polizei. — Dudoma. — Traurige Reflexionen. — Eine Verschwörung wird entdeckt. — Die Schleusen des Himmels öffnen sich. — Wir verlieren den Pfad. — Erschöpfung und Todesfälle. — Drohende Friedensstörung. — Getreidehütten geplündert. — Peinliche Lage. — Krankheiten im Lager. — Edward Pocock wird krank. — Sein Tod und seine Beerdigung.

Die Marschlinie nach dem Innern, welche wir nach reiflicher Ueberlegung auswählten, lag mit den uns aus den Schriften vieler Reisenden bekannten Routen parallel, dehnte sich aber 48 km weit nördlich von der nördlichsten derselben aus.

Zu Rosako fing die Route an, von der andern, welche nach Msuwa und Simbamwenni führt, abzuweichen und führte ins Freie

hinaus, in eine Strecke schönen, wie eine Lichtung im Walde saftig grünen, an England erinnernden Parklandes, das sich bald zu lieblichen Thälern hinabsenkte, bald zu sanften Bergrücken emporstieg. Kleine seichte Wasserrinnen in furchenähnlichen Betten oder in tiefen schmalen Gräben, welche die Sandsteinschichten, auf welchen der fette ockerhaltige Boden ruht, zu Tage treten lassen, laufen in labyrinthischen Krümmungen um vereinzelte Waldgruppen oder durch ein Gewirr dichter Dschungel und winden sich zwischen den höhern Bodenerhebungen auf ihrem Wege nach dem Wami-Fluß herum.

Am 23. machten wir am Fuße des einen der drei Kegel von Pongwe halt, in einem 275 m über dem Meere liegenden Dorfe. Der kleinere Pongwe-Kegel erhebt sich ungefähr 245 m über das Dorf, der größere wahrscheinlich 365 m. Die Schrittmesser gaben die Entfernung von Bagamoyo auf 75 km an.

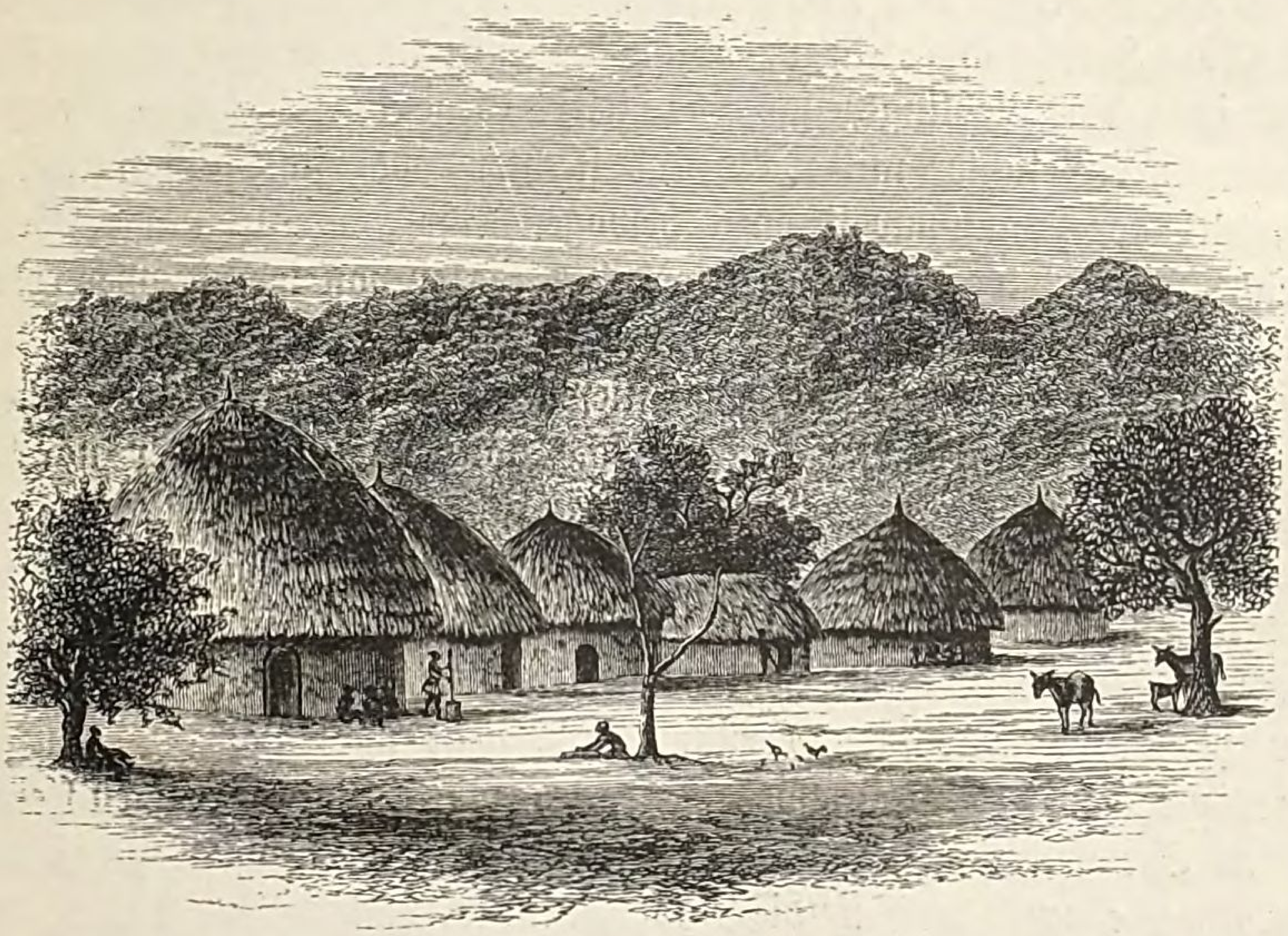
Congorido, ein starkbevölkertes Dorf, wurde am 24. erreicht. Von meiner Hütte aus waren die Pongwe-Berge deutlich in Sicht. Die Umpfählung des Dorfes war neu hergestellt und bildete eine gute vertheidigungsfähige Palissadenverschanzung. Das Trinkwasser war brakisch, aber nach langem Suchen wurde doch in einer geringen Entfernung nach Südosten etwas trinkbareres aufgefunden.

Mfuteh, das nächste Dorf, zeigte einen ebenso starken, mit neuem Pfahlwerk umgebenen Bau, nach dem Muster der Architektur der Unjamwesi. Der Baobab fing auf dieser Höhe an zu blühen und in den Niederungen waren die Dum-, Borassus- und Fächerpalme sehr zahlreich vertreten. Die Dorfbewohner sind schüchtern und argwöhnisch. Löwen sind, wie es heißt, nach Norden zu in Menge vorhanden.

Westwärts von Mfuteh reisten wir ungefähr $6^1/_2$ km am rechten oder südlichen Ufer des Wami entlang. Seine Ufer sind mit schattenreichem Waldland eingesäumt und jenseit dieser Ränder dehnt sich eine interessante Landschaft aus. Die kolossale Kidudu-Spitze hebt im Hintergrund ihr erhabenes Haupt hoch empor und bildet ein weithin sichtbares Merkmal, indem sie sich über ihre weniger hohen Nachbarn von Nguru, ungefähr 24—32 km nördlich vom Laufe des Wami, aufthürmt.

Von Mfuteh bis Rubuti, einem Dorfe an dem Lugumbwa-Flüßchen, welches wir am 29. erreichten, kommt viel Wild vor, aber die Landschaft unterscheidet sich nur wenig von der oben beschriebenen. Wir überschritten den Wami dreimal an einem Marschtage, da die Furten nur $^3/_4$ m tief sind. Granitdämme drangen über die Ober-

fläche empor und der Siedepunkt ergab an einer der Furten eine bedeutende Höhe über dem Meeresspiegel. Bei einer der Furten führte eine zierliche, von den Eingeborenen sehr sinnreich und gewandt aus Lianengewinden verfertigte Hängebrücke über den Fluß. Die Ufer lagen an diesem Punkte 5 m hoch über dem Flusse und von Ufer zu Ufer betrug die Entfernung nur 27 $^{1}/_{2}$ m; offenbar muß deshalb der Fluß während der Regenzeit zu einem gefährlichen reißenden Strom anschwellen.



Ansicht des Dorfes Mamboja.

Der Weg führt von da am Saume einer Bergreihe hinlaufend über zahlreiche Strombetten und einige Flüsse mit sehr klarem Wasser. Einer von ihnen, der Mkindo bei Mvomero, ist ein schöner Strom, und ich hielt sein Wasser für sehr kräftigend. Ich bildete mir wenigstens ein, daß ich mich den ganzen Tag hindurch, nachdem ich einen reichlichen Zug aus demselben gethan hatte, ungemein frisch und munter fühlte.

Am 3. December kamen wir an den Mkundi, einen Nebenfluß des Wami, welcher das Land Nguru von Usagara trennt. Simbamwenni oder Simba-Miunji — der Löwenherr — nicht der berüchtigte weiter nach Süden wohnende Mann dieses Namens, besitzt in dieser Gegend fünf Dörfer. Er war edelmüthig und beschenkte uns zu unserer Freude mit einem Schafe, etwas Mehl und Paradies-

feigen, wofür er als Gegengabe mit Vergnügen etwas Zeug annahm.

Die Wanguru sprechen denselben Dialekt wie die Waseguhha und Wasagara und lieben dieselben Schmucksachen, namentlich schwarze und weiße Glasperlen und Messingdraht. Sie zerschlitzen ihre Ohrläppchen und stecken seltsame Gegenstände, wie z. B. Kürbisstücke oder runde Holzscheiben hinein, um den Einschnitt möglichst weit auszudehnen. Ein Gemengsel von sonderbaren Gegenständen, z. B. winzigen Ziegenhörnern, kleinen Messingketten und großen eierähnlichen Perlen wird als Halsband getragen. Blaues Kaniki und rothgestreiftes Barsati sind die Lieblingszeuge in dieser Gegend. Die Eingeborenen färben ihre Gesichter mit Ocker und flechten, wahrscheinlich durch das Beispiel der Wanjamwesi dazu bewogen, ihr Haar in lange Locken, welche mit Anhängseln von Kupfer oder Perlen von weißer oder rother Farbe nach dem großen Sam-sam-Muster verziert werden.

Einer großartigen und einen tiefen Eindruck machenden Scenerie begegnet unser Auge auf dem Marsche nach Makubika, der nächsten Ansiedelung, wo wir zu einer Höhe von 815 m über dem Meere emporsteigen. Bergspitzen und Kuppen erheben sich nach allen Richtungen hin, denn wir sind jetzt im Begriff, die Ostfronte der Kaguru-Berge zu ersteigen. Die Höhen von Ukamba, deren Abhänge wegen der Menge von Elefanten berühmt sind, sieht man nach Norden zu. Der sehr charakteristisch „Bogenrücken" genannte Berg hat einen kleinen klaren See neben sich, und in ihren Formen auffällige Spitzen und Bergkämme unterbrechen die Horizontlinie nach allen Seiten hin. Einige Theile dieser großartigen Bergreihe sind in der That reich an malerischen und erhabenen Landschaftsbildern.

Zwischen Mamboja und Kitange fiel mir die Aehnlichkeit sehr auf, welche viele dieser Naturscenen mit andern zeigen, die ich in den Alleghanies in den Vereinigten Staaten beobachtet hatte. Wasser ist reichlich vorhanden und fließt klar wie Krystall aus zahlreichen Quellen. Als wir uns dem östlichen Kitange näherten, sahen wir Dörfer über alle Hügel hingestreckt. Die durch die Einfälle der immer auf Streifzügen marodirenden Massai so oft erschreckten Bewohner derselben sind sehr scheu und furchtsam geworden. Hier wurde auch auf unserer Reise nach Westen von Bagamoyo zum ersten mal Rindvieh bemerkt.

Durch ein allmähliches Emporsteigen aus dem schönen, zur Viehzucht geeigneten Becken von Kitange kamen wir auf den Kamm eines Berges in 1368 m Höhe und erblickten eine ausgedehnte Ebene, die

sich nach Nordwesten und Westen ausdehnte, mit äsenden Heerden von Edelwild. Nachdem wir unser Lager am Rande des Berges zwischen einem höckerigen Hügel und einigen Felsgipfeln neben einem schönen Teiche mit krystallhellem Wasser aufgeschlagen hatten, machte ich mich, von Frank und Ted Pocock besonders dazu ermuntert, mit meinem Gewehrträger Billali und dem berüchtigten Msenna auf den Weg, in der Hoffnung, etwas für die Wangwana schießen zu können.

Die Ebene war viel breiter, als ich sie vom Rande des Hügels, wo wir ihrer zuerst ansichtig geworden waren, geschätzt hatte. Erst nachdem wir in Schnellschritt über eine lange Strecke rothbraunen Grases gegangen, uns darauf mit Gewalt durch brombeerartiges Dickicht hindurchgequetscht und unsern Pfad durch dichte Gruppen schlanken Rohres niedergetreten hatten, bekamen wir endlich eine kleine Zebraheerde zu Gesicht. Diese Thiere haben einen so feinen Geruch und ein so feines Gehör und sind dabei mit ihren scharfen Augen so wachsam, daß es äußerst schwer fällt, sie quer über eine offene Stelle zu beschleichen; aber vermöge besonderer Anstrengung ermöglichte ich es, bis auf ungefähr 230 m heranzukommen, indem ich jeden dünnen Grasbüschel mir zu Nutze machte, und feuerte dann fast aufs gerathewohl. Ein Thier aus der Heerde sprang vom Boden empor, galoppirte wie rasend einige Schritte vorwärts, wankte dann plötzlich, kniete nieder, zitterte, fiel um und stieß mit den Beinen in die Luft. Seine Begleiter wieherten ihren Gefährten in gellendem Tone an, und indem sie ihn alsdann mit anmuthiger Bewegung umkreisten, kamen sie, immer wiehernd, näher heran, bis ich ein zweites Thier mit einer gut gezielten Kugel durch den Kopf schoß, eigentlich sehr gegen meinen Wunsch, denn ich habe immer geglaubt, daß die Zebras zu bessern Zwecken geschaffen sind als um gegessen zu werden. Der Rest der Heerde verschwand nun und der jetzt losgekoppelte Bullenbeißer „Jack" war in einem Augenblick über seine erste fremdartige Jagdbeute in Entzücken. Wie der Hund seine Zähne tief in ihre Gurgeln einbiß! Mit welcher Wuth er sie bei der Nase packte! Und bald erschien er, in Blut gebadet, wie der echte Mordhund, ein Wunder rasender Wildheit.

Als nun Billali aufgefordert wurde, zurückzulaufen, um Wangwana zur Fortschaffung des Wildes ins Lager herbeizuholen, war er überglücklich, denn er wußte, welch lautes Freudengeschrei und welch frohe Beglückwünschungen ihn begrüßen würden. Msenna war schon damit beschäftigt, einem der Thiere, gegen 300 m von mir, das Fell abzuziehen; Jack lag zu meinen Füßen und bewachte das todte Zebra,

auf welchem ich saß, wahrscheinlich bei sich erwägend, welch großer Antheil an der Jagdbeute ihm wol dafür zufallen dürfte, daß er das edle Wild an der Nase gepackt hatte. Ich fing eben an, mich in ein im Geiste entworfenes Bild von dem, was möglicherweise hinter der die Ebene nach Norden abschließenden Bergschranke liegen könnte, zu vertiefen, als Jack aufsprang und nach Süden blickte. Als auch ich den Kopf umwandte, wurde ich die Gestalt eines lohfarbenen Thieres gewahr, das mit sonderbar langen Schritten herankam, und erkannte in demselben einen Löwen. Ich ging auf Msenna zu, der gerade nach oben sah, und winkte ihm. „Was glaubst du, was das ist, Msenna?" fragte ich. „Simba (ein Löwe), Herr."

Da ich meine eigenen Vermuthungen bestätigt fand, so legten wir uns beide nieder und machten unsere Büchsen schußfertig. Zwei explodirende Kugeln wurden in eine Elefantenbüchse geladen, und ich hatte die sichere Ueberzeugung, daß ich mit Hülfe des zum sichern Auflegen der Büchse trefflich geeigneten Zebrakörpers jedes lebende Wesen, das größer als eine Katze wäre, in einer Entfernung von 100 m zu Fall bringen könnte; so erwartete ich denn völlig gefaßt die Annäherung des Löwen. Das Thier kam bis auf weniger als 300 m heran, machte dann, wie wenn es erstaunt wäre, einen lebhaften Sprung und stand still. Kurz darauf, nachdem es sich bedächtig umgesehen, machte es kehrt und trabte davon in ein niedriges dichtes Strauchgebüsch, das nicht ganz 750 m entfernt lag. Zehn Minuten verflossen, und dann kamen ebenso viele Bestien an derselben Stelle aus dem Busch hervor, wo die erste verschwunden war, und näherten sich in einer stattlichen Colonne. Da aber die Dämmerung jetzt anbrach, konnte ich sie nicht deutlich unterscheiden. Wir beide waren indessen darüber im Klaren, daß es Löwen waren, oder daß diese Thiere, im Zwielicht wenigstens, so löwenähnlich aussahen, daß man sich unter ihnen nichts anderes vorstellen konnte. Als das vorderste bis auf weniger als 100 m herangekommen war, gab ich Feuer. Es sprang empor und die übrigen liefen mit Ungestüm davon. Wir hörten nun Freudengeschrei hinter uns, denn die Wangwana waren gekommen; ich nahm einige mit mir und suchte das aufzufinden, was ich mit Sicherheit für einen niedergeschossenen Löwen halten zu können glaubte. Wir konnten aber nichts finden. Das Abhäuten und Zertheilen des Wildprets beschäftigte uns noch einige Zeit, und da das Lager fern war, erreichten wir es erst um 9 Uhr abends und wurden natürlich von den Leuten, die sich sehr nach Fleischkost sehnten, mit einem aufrichtigen Willkommen empfangen.

Am nächsten Tage machte sich Manwa Sera auf den Weg, um das Löwenfell zu erbeuten, kehrte aber nach langem Suchen zurück, stark zweifelnd, ob gestern nach einem Löwen geschossen worden sei, und brachte einige röthliche Haare mit, um zu beweisen, daß es irgendein Thier gewesen sei, das die Hyänen aufgefressen hätten. Es glückte mir an diesem Tage, eine kleine Antilope von der Springbockart zu schießen.

Wir zogen am 11. December durch die Ebene und kamen in Tubugwe an. Sie ist nur $9^1/_2$ km breit, aber auf dieser kurzen Strecke zählten wir doch 14 Menschenschädel, die traurigen Ueberreste unglücklicher Reisender, welche bei einem Angriffe der Wahumba von Nordwesten her erschlagen worden waren. Ich halte es für unzweifelhaft, daß diese sich von dem unerforschten Nordwesten aus erstreckende und wie eine Bucht in einen tiefen Bergfjord südöstlich von unserm Weg hineinlaufende Ebene in frühern Zeiten eine Einfahrt oder ein Seitenarm des großen Wasserbeckens gewesen sein muß, von dem der Ugombo-See, südlich von hier, ein Ueberrest ist. Das Bett dieses alten Sees bilden jetzt die zur Viehzucht geeigneten Ebenen der Wahumba und die breiten, einer Ebene gleichenden Landflächen, welche man im Ugogo-Lande bemerkt.

Um das äußerste Westende einer Hügelkette in der Nähe des Schauplatzes unserer letzten Abenteuer herumziehend, folgten wir einem Thale, bis es schräg zu einem Wasserbecken abfiel und sich schließlich zu einer Schlucht verengte, auf deren Sohle ein kleines, etwas salziges Gewässer hinströmte. Auf der entgegengesetzten Seite wurde ein Steinsalzlager entdeckt.

Etwas über 3 km weiter, am Fuße eines Bergkegels, gelangten wir zu einer bewaldeten, grabenartigen Vertiefung, wo sich klares und süßes Wasser vorfindet und von wo der Pfad nach Westen läuft, dabei stufenweise an einem Bergabhang entlang emporsteigend, bis er in einem 1128 m über dem Meeresspiegel erhobenen Passe endigt. Von dort wird das Becken von Tubugwe sichtbar, das 25 quadratisch gebaute und mit Pfahlwerk umgebene Dörfer und viele niedrige Hügel mit einzelnen Flecken cultivirten Landes umfaßt. Ein sanft abfallender Weg von ungefähr 120 m brachte uns in unser Lager an einem Nebenflüßchen des Mukondokwa.

Am 12. December kamen wir nach einem 25tägigen Marsche von Bagamoyo aus in Mpuapua an.

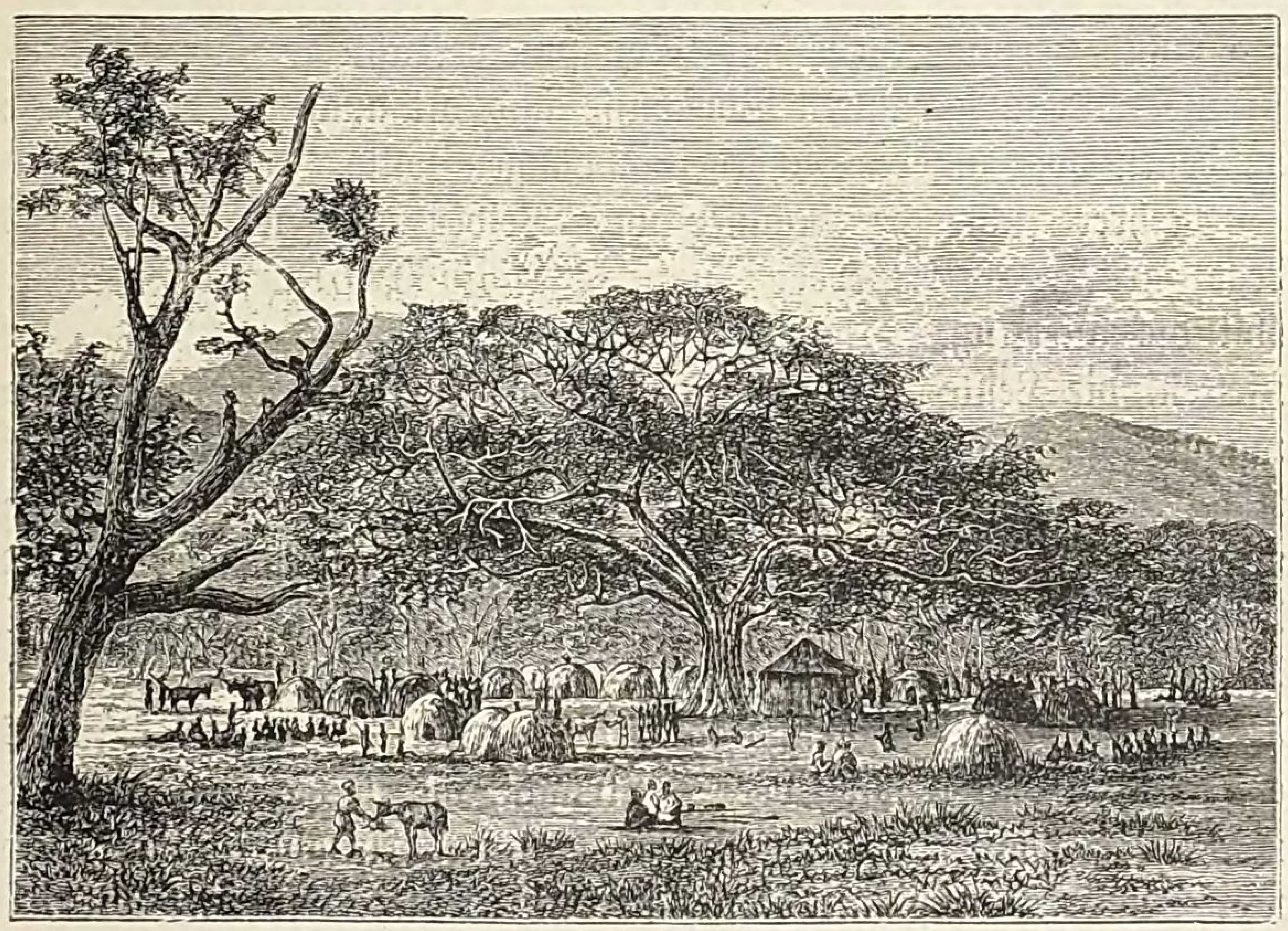
Die von uns von den Ostabhängen jener breiten Bergkette, an deren Rande wir bald nach unserm Uebergange auf das linke Ufer

des Wami-Flusses hingezogen waren, bis nach Tschunju (wenige Kilometer westlich von Mpuapua) durchwanderte Gegend faßt die äußerste Breite des Landstrichs in sich, der in dem Werk „Wie ich Livingstone fand“ mit dem Namen Usagara-Gebirge bezeichnet wird. Die Felsen gehören der ältern Klasse an, Gneis und Schiefer, aber an mehrern Stellen tritt Granit zwischen klumpigen, mauerartigen Basaltbildungen zu Tage. Aus dem brakischen Fluß im Osten von Tubugwe bis Mpuapua hin ragen auch mehrere Wände von feldspathaltigen Felsmassen hervor, unter denen eine das Tubugwe-Becken überragende besonders merkwürdig ist. Während wir über die höchsten Punkte des Gebirges, in welches uns der Pfad mitten hinein führte, bald bergauf, bald bergab stiegen, zeigten die verschiedenen dem Mukondokwa zuströmenden Gewässer in ihren Betten Granit, Schieferthon und tiefbraune porphyrhaltige Felsen, während viele lose Felsblöcke von granitischem Charakter auf beiden Seiten hingestreckt sind, entweder aufrecht stehend und halb von Schlingpflanzen in den verwegensten Stellungen auf bloßgelegten Wurzeln überwachsen, oder kahl in dem Strombett liegend und dort der Einwirkung des strömenden Wassers ausgesetzt. Große Kieselsteine, die hoch auf Felsengesimsen an der Strömung liegen und durch die Gewalt derselben während der Regenzeit dort hinauf gehoben sind, geben gleichsam Zeugniß von der Natur der weiter oben an den Gebirgsgewässern beobachteten Formationen. Unter ihnen sahen wir Varietäten von Quarz, Porphyr, Grünstein, dunkelgrauem Schieferthon, Granit, Blutstein und purpurrothem Jaspis, Chalcedon und verschiedene Kiesarten.

Das Steinsalz, das wir entdeckten, setzt eine bedeutende Masse der Einwirkung des Stromes aus. In seiner Nähe befindet sich ein graulicher, ebenfalls vom Wasser bespülter Tuffstein, über dessen Oberfläche eine braune, moosige Schmarotzerpflanze ihre Fäden schlingt.

Waldungen kommen, nachdem man Kikoka hinter sich hat, häufig in nicht zusammenhängenden großen Massen vor, und diesen charakteristischen Zug behält die Landschaft bis Congorido bei. Der Wami ist an beiden Ufern mit schmalen Streifen von Palmen besäumt; über die Ebenen und weniger fruchtbaren Stellen ist ein niedriges und struppiges Gebüsch von Akazien und Rubiaceenarten ausgestreut, aber nirgends dicht. Längs des Fußes und der Abhänge des Gebirges und in seinen tiefen Thälern sind große Bäume sehr zahlreich und häufen sich bisweilen sogar zu Wäldern an. Die höchsten Gipfel sind aber nur mit Gras und kleinem Kräuterwerk bedeckt.

Mpuapua hat auch einige schöne Bäume, aber keinen eigentlichen Wald; die größten sind der Tamarindenbaum, die Sykomorefeige, der Baumwollen- und der Baobabbaum. Die Gruppen von Dörfern — wenn man sie so nennen kann — liegen weithin an beiden Seiten des Mpuapua-Flusses zerstreut, am Fuße des südlichen Abhanges einer Reihe von Bergen, welche sich in einer geschlängelten Linie von Tschunju bis Ugombo erstreckt. Ich nenne sie eine Reihe, weil sie mir von Mpuapua aus als eine solche erschien; in Wirklichkeit ist sie aber



Unser Lager in Mpuapua.

einfach die nördliche Flanke einer tiefen Einbiegung in der großen Bergkette, welche sich von Abessinien oder selbst von Suez bis hinunter zum Cap der guten Hoffnung erstreckt. An dem äußersten Ostpunkte dieser Einbiegung von der westlichen Seite her liegt der See Ugombo, $38\frac{1}{2}$ km von Mpuapua.

Desertionen aus unserm Expeditionszuge waren häufig vorgekommen. Katschetsche, mein erster Polizeibeamter und „Detective", und seine vier Leute, welche die Instruction erhalten hatten, stets eine Tagereise von uns entfernt hinter uns zu folgen, machten es zuerst möglich, 16 von den Deserteuren wieder einzufangen; aber die schlauen Wangwana und Wanjamwesi hatten bald dieses von mir gegen ihre wohlbekannte Neigung zum plötzlichen Weglaufen angewandte Mittel genauer erkannt, und anstatt bei ihrer freiwilligen Abreise ihre

Schritte nach Osten zu lenken, versteckten sie sich entweder südlich oder nördlich von unserer Bahn. Wir postirten demzufolge unsere Detectives lange vor der Dämmerung mehrere hundert Meter entfernt vom Lager, wobei sie sich in Gebüschen verstecken mußten, um dort mit scharf beobachtenden Blicken zu warten, bis der Reisezug aufgebrochen war, und auf diese Weise gelang es uns, die Neigung zum Desertiren bis zu einem gewissen Grade zu unterdrücken und auch sehr viele Leute in dem Augenblicke, wo sie eben entwischen wollten, festzunehmen; allein auch diese Maßregel erwies sich als nicht ausreichend. Funfzig hatten uns verlassen, ehe wir Mpuapua erreichten, und nahmen die ihnen bereits ausgezahlten Vorschüsse und oft auch ihre Gewehre mit, von denen doch unsere Sicherheit abhängen sollte.

Mehrere schwache Männer und Weiber mußten auch auf dem Wege zurückgelassen werden, und es zeigte sich ganz offenbar, daß selbst die allerklügsten und vorsichtigsten Methoden nicht den Erfolg erzielten, die Leute an ihre Pflichten zu fesseln. Die beste Behandlung und die tägliche Vertheilung von überreichem Mundvorrath erwiesen sich auf gleiche Weise ungenügend bei dem Bestreben, solche treulose Naturen zu einem loyalen Verhalten zu vermögen. Trotz alledem blieben wir fest und beharrlich, und so oft die eine Methode keinen Erfolg hatte, versuchten wir es mit einer andern. Wären alle diese Männer ihrem Vertrage und ihren Versprechungen unverbrüchlich treu geblieben, so wären wir jeder Streitmacht, die uns anzugreifen wagte, mehr als gewachsen gewesen, da schon unsere Anzahl in Ländern und unter Stämmen, wo nur die Stärke und Macht respectirt wird, Achtung eingeflößt haben würde.

Ein einziger Tagesmarsch auf einem am Saume eines breiten nach dem Ugombo-See führenden Seitenarmes der Marenga Mkali-Wüste sich hinziehenden Pfade brachte uns von Mpuapua nach Tschunju, einer den Angriffen bloßgestellten schwachen Ansiedelung, von der aus man die Usagara von Ugogo scheidende Wüste oder Wildniß überschauen kann. Dicht zu unserer Rechten thürmte sich das Usagara-Gebirge auf und zu unserer Linken streckte sich der unwirthliche Arm der Wildniß hin. In einer Entfernung von 24—32 km erhob sich nach Süden zu die weit ausgedehnte Gruppe der Kegel und Spitzen von Rubeho.

Das Wasser in Tschunju ist salpeterhaltig und schmeckt bitter. Die Eingeborenen befanden sich einst im Wohlstand, aber wiederholte Einfälle der Wahehe im Süden und der Wahumba im Norden ihres Landes haben ihre Zahl reducirt und sie genöthigt, auf den Berggipfeln ihren Zufluchtsort aufzusuchen.

Am 16. December brachen wir schon in der frühen Morgendämmerung unser Lager ab und stiegen mit energischen Schritten in die Wildniß hinab. Bereits um 7 Uhr morgens zog die Avantgarde in Ugogo ein und lagerte 3—4 km von dem Grenzdorfe Kikombo. Am nächsten Tage drangen wir in gemäßigterm Schritt in den bevölkerten District ein und suchten Obdach unter einem etliche hundert Meter von dem Dorfe des Häuptlings entfernten mächtig großen Baobab.

Die Gefilde, welche hier von den Gebüschen der Zwergakazie und des Gummistrauchwerks frei waren, die in dem Naturbilde der Marenga Mkali-Wildniß und ihrer Umgebung einen charakteristischen Zug bilden, gestatteten uns einen freien Ausblick in eine breite, offene Ebene, welche uns wahrlich mit keinem Vorurtheil erfüllte. Ihre Monotonie wurde durch nichts unterbrochen als durch einzelnstehende Baobabbäume, einige viereckige Umzäunungen, innerhalb deren die Eingeborenen leben, und hie und da eine Rinder- oder Ziegenheerde, welcher die magern, kärglichen Grasflächen nur einen ärmlichen Lebensunterhalt bieten. Einige wenige Felshügel erheben sich zu beiden Seiten in der Entfernung.

Kikombo oder Tschikombo befindet sich nach der Angabe des Aneroidbarometers auf einer Höhe von 755 m. Es bildet, wie sich dies später bei unserer Ankunft in Itumbi, dem Wohnsitze des Sultans Mpamira, sicher herausstellte, das östliche Horn der Wasserscheide, welche die nach Süden in den Rufidschi fließenden Gewässer von denen mit nördlicher Richtung trennt.

Wir marschirten unter einer sehr heißen Sonne nach Mpamira's Dorfe; durch die doppelte Decke des Zeltes hindurch stieg die Hitze in Itumbi auf $28\frac{1}{2}°$ R. Innerhalb einer Stunde nach unserer Ankunft bewölkte sich der Himmel, wie dies in dieser Jahreszeit gewöhnlich ist; es wurde plötzlich kalt und das Thermometer sank auf $16\frac{1}{4}°$ R., während fürchterliche Donnerschläge in den Bergen widerhallten und heftige Blitze grell leuchteten. Ungefähr 5 km nach Südwesten beobachteten wir eine dichte Nebelmasse, was auf Regen schließen ließ, doch erhielten wir nur wenige Tropfen davon. Eine halbe Stunde später war ein breites, trockenes, sandiges Strombett, in welchem wir eben angefangen hatten nach Wasser zu graben, in einen reißenden, fast $\frac{1}{2}$ m tiefen und gegen 50 m breiten Strom verwandelt, dessen allgemeine Richtung Nord zu Ost war; aber schon nach zwei bis drei Stunden waren nur noch einige dünne Wasserfäden übrig; der Strom war ebenso schnell, wie er angeschwollen war, wieder gefallen.

Auf unserm Wege nach Lihumwa zogen wir über einen graulichen, kalkartigen Tuff. Zu beiden Seiten von uns erhoben sich kahle Berge ohne Humus und zeigten pittoreske Spitzen, von denen einige von aufrecht stehenden Massen gelben Feldspats gebildet werden, der diese Farbe erhält, weil er eisenhaltig und zugleich den Einflüssen des Wassers ausgesetzt ist.

Die nächste Ansiedelung, Duboma, liegt auf einer ebenen Terrasse, nördlich von den die Wasserscheide bildenden Hügeln, und von dem Fuße dieser Terrasse dehnt sich nach dem unbekannten Norden hin die große Ebene von Uhumba aus, eine trockene, dürre und unwirthliche Gegend, die indeß mit Buschholz bedeckt und den Elefanten, Löwen, dem Hochwild und den störrigen, unzugänglichen Eingeborenen überlassen ist.

Während wir in Duboma halt machten, trat nun am 23. December die Regenzeit in allem Ernst ein, und am nächsten Tage kämpften wir uns bei einem tobenden Sturme auf einem beinahe 14 km weiten Marsch nach Zingeh durch, dessen Ebene wir von rauschenden gelben Wasserströmen schon halb überschwemmt vorfanden.

Wir geben im Folgenden einen Auszug aus einem am Weihnachtsfeiertage in Zingeh an einen Freund geschriebenen Privatbriefe: „Ich befinde mich in einem 2,13 m breiten und 2,44 m langen, von einer Mittelstange getragenen Zelte. Da es gestern den ganzen Tag geregnet hat, so mußte das Zelt auf durchnäßtem Boden aufgeschlagen werden und dieser war durch die ab- und zugehenden Diener bald zu einem dicken, breiigen Schlamm zertreten, der die Spuren von Zehen, Fersen, Schuhnägeln und Hundepfoten zeigt. Die Zeltwände sind mit angespritztem Koth verunstaltet, die Zeltdecken hängen matt und schlaff herab und der ganze Zeltbau sieht so trostlos und elend aus, daß dies mein eigenes Elend noch verschlimmert, das bei dem Anblick des breiigen Schlammbodens mit seinen Wasserpfützen und seltsamen hieroglyphischen Zeichnungen und Abdrücken schon groß genug ist. Ich sitze auf einem ungefähr 30 cm über dem Koth aufgeschlagenen Bett und stelle traurige Betrachtungen über meine Lage an. Draußen sind die Leute offenbar in einer der meinigen verwandten Stimmung, denn sie erscheinen mir wie Wesen, die in ihren Gedanken stark zum Selbstmord hinneigen, oder sie beabsichtigen, sich still und apathisch hinzulegen, bis der Tod sie erlöst. Es hat während der letzten zwei oder drei Tage stark geregnet, und eben hat ein heftiger, wolkenbruchartiger Regenguß aufgehört. Auf dem Marsche ist der Regen sehr

unangenehm; er macht die lehmigen Pfade schlüpfrig und die Traglasten, da sie durchnäßt sind, schwerer; außerdem werden die Zeuge halb verdorben. Uns selbst macht er unmuthig, naß und kalt; dazu kommt, daß wir etwas Hunger leiden, denn in dieser Jahreszeit tritt Mangel an Nahrungsmitteln ein und wir können uns nur halbe Rationen verschaffen. Der im Lande gewachsene Getreidevorrath ist während der sieben Monate vom Mai bis November aufgezehrt. Im December, wo gesäet wird, ist nur noch wenig Korn übrig, und wir müssen für das, was wir uns noch verschaffen können, ungefähr das Zehnfache der gewöhnlichen Preise bezahlen. Die Eingeborenen haben infolge ihres Mangels an Vorsicht nur wenig übrig. Ich selbst habe seit zehn Tagen nicht ein Stückchen Fleisch zu sehen bekommen. Meine Nahrung ist gekochter Reis, Thee und Kaffee, und bald werde ich mich wie meine Leute mit Mehlsuppe, dem hiesigen Nationalessen, begnügen müssen. Ich wog 81,65 kg, als ich Sansibar verließ, aber bei dieser Diät bin ich in 38 Tagen auf 61 kg zurückgegangen. Die jungen Engländer befinden sich in derselben ausgemergelten körperlichen Verfassung, und wenn wir nicht bald eine gesegnetere Gegend erreichen, als dieses von Hungersnoth geplagte Ugogo, müssen wir bald zu bloßen Skeleten werden.

„Außer den durch das schrecklich nasse Wetter und den Nahrungsmangel verursachten Leiden müssen wir uns auch der mühevollen und langweiligen Arbeit unterziehen, mit gelderpressenden Häuptlingen über den Betrag des Räubersoldes, den sie verlangen und den wir bezahlen müssen, zu feilschen. Wir sind, wie Du bemerken wirst, gezwungen, auf die Tugenden der Klugheit, Geduld und Resignation starke Wechsel zu ziehen; ohne diese Tugenden würde der Durchzug durch Ugogo unter den oben beschriebenen Verhältnissen äußerst gefahrvoll sein. Noch einer von meinen Hunden, Nero, der Apportirhund, ist crepirt. Ach! alles wird noch sterben!"

Das nächste Lager westlich von Zingeh, welches wir einrichteten, befand sich in Djiweni oder den „Steinen", in der Höhe von 960 m über dem Meeresspiegel; wir hatten auf unserm Marsche drei Ströme mit einer südlichen, dem Rufidschi zugewandten Richtung überschritten. Früher war hier eine Ansiedelung gewesen, aber bei einem der Einfälle der Wahumba war sie vernichtet worden, und nur einige Spuren von den häuslichen Verrichtungen der frühern Bewohner, wie z. B. zerbrochenes Töpferzeug und flache Tröge in den Felsen, welche vielleicht ganze Geschlechter von kornzermalmenden Weibern vertieft hatten, waren übriggeblieben.

Durch ein wüstes Dickicht, das in frühern Zeiten angebaut gewesen war, marschirten wir von den „Steinen" nach Kitalalo, dessen Häuptling mit mir sehr befreundet wurde. Um sein Entzücken darüber auszudrücken, daß ich eine Karavane in sein Land führte — wie er hoffte, die erste von vielen nachfolgenden —, schenkte er den Wangwana und Wanjamwesi einen fetten Ochsen.

Rings um Kitalalo schlingt sich ein dichter Gürtel von Akazien, Tamarinden- und Gummibäumen; auch zahlreiche Gruppen von Dumpalmen finden sich vor. Weiter nach Westen erstreckt sich die breite Ebene Misansa und Mukondoku mit ihrer täuschenden Luftspiegelung, ihren weiten gras- und baumlosen Flächen und ihrem salpeterigen Wasser.

Ein junger Somali, Mohammed, desertirte von Kitalalo aus nach Osten und wir hörten nichts wieder von ihm.

In der Frühe des 29. December brachen wir unter der Führung des Sohnes des Kitalalo-Häuptlings aus unserm Lager unter den immerfort raschelnden Dumpalmen auf und eine kurze Meile Weges brachte uns in die breite und fast wagerechte Ebene Salina, die sich von Misansa nach der Südseite unsers Pfades bis an die Berge von Unjangwira im Norden hinstreckt.

Die Hügelkette oder der Wall einer Hochebene, welcher sich uns im Westen seit unserm Abzuge aus den „Steinen" entgegenstellte und sich von Usekke aus nordwärts bis Matschentsche erstreckt, bildet eine natürliche Grenze, welche nach der Annahme der Eingeborenen Ugogo von Ujansi, oder Ukimbu, wie man dieses Land jetzt zu nennen anfängt, scheidet. Die Salina-Ebene fällt, wenn auch nur unbedeutend und dem Auge unbemerkbar, nach Süden zu ab und hat deshalb ihren Wasserabzug nach dem Rufidschi zu. Die größte Breite dieser Ebene beträgt 32 km und ihre Länge läßt sich auf 80 km schätzen. Der Marsch quer durch dieselbe war sehr ermüdend. Nicht ein Tropfen Wasser wurde während des Zuges aufgefunden; gegen den letzten Theil der Reise hin fiel aber ein erwünschter Regenschauer, der die Karavane erfrischte, aber die Ebene in ein sumpfiges Moorland verwandelte.

Als wir uns dem District Mukondoku näherten, der ungefähr 100 kleine Dörfer enthält, bekamen wir die stets kriegerischen Eingeborenen zu Gesicht, die gegen unsern Vortrab mit emporgehobenen Speeren und lärmenden Anzeichen ihrer Kriegslust vorrückten. Diese kriegerische Schaustellung störte aber keineswegs unsern Gleichmuth, da wir Fremde waren und zu Feindseligkeiten keinen Anlaß gegeben hatten. Nachdem sie ihre Tapferkeit durch einige harmlose Prahlereien

und viel wildes Geberdenspiel an den Tag gelegt hatten, nahmen sie bald ein ruhigeres, friedfertigeres Betragen an und ließen uns unbehelligt in unser Lager unter einem sich hoch aufthürmenden Baobabbaum in der Nähe des Dorfes des Königs vorrücken.

Dieser König heißt Tschalula und ist ein Bruder des Masumami in Kitalalo. Unähnlich seinem edlern Bruder ist er verschlagen und macht sich durchaus kein Gewissen daraus, von den Reisenden einen hohen Tribut zu erpressen, für welchen er niemals auch nur das kleinste Gegengeschenk zu übersenden geruht. Sein Volk ist zahlreich, stark und kühn, und indem es den dünkelhaften Stolz seines Königs theilt, ist es bei der geringfügigsten Veranlassung zu einem frechen und feindseligen Benehmen geneigt. Da er so mächtig ist, wird er von seinen königlichen Brüdern in Kiwjeh, Khonko und Misansa von Herzen verabscheut. Wir hatten deshalb zur Bewahrung des Friedens große Schwierigkeiten zu überwinden, da seine Leute darauf bestehen wollten, in unser Lager einzudringen und jedes Zelt und jede Hütte zu durchstöbern.

Eine Verschwörung wurde an diesem Orte entdeckt und dadurch 50 Mann, welche fest entschlossen waren, sich zu verstecken, an der Ausführung ihres Vorhabens verhindert, indem ich mich der Rädelsführer versicherte und ihre hintergangenen Genossen entwaffnete. 20 Mann standen auf der Krankenliste; sie litten am Fieber, an wunden Füßen, an Augenentzündung und Rheumatismus. Fünf Leuten gelang es, mit ihren Flinten und ihrer Ausrüstung zu desertiren, und zwei wurden fast blind in Mukondoku zurückgelassen. In der That würde ein genauer Bericht über unsere täglichen Unfälle und Verluste bis zu diesem Datum den halben Raum dieses Bandes beanspruchen; aber diese flüchtigen Andeutungen werden wol hinlänglich zeigen, daß der nach Innerafrika Reisende von mancherlei Mühseligkeiten und Unglücksfällen bestürmt wird.

Frank und Edward Pocock, sowie auch Frederick Barker leisteten mir unschätzbare Dienste bei dem Bestreben, in diesen großen, schwer zu bändigenden Menschenhaufen mit seinen mancherlei excentrischen und nicht zu assimilirenden Naturen einige Harmonie zu bringen. Streitigkeiten, bisweilen sogar sehr gefährliche, fanden häufig statt zwischen den verschiedenen Mitgliedern der Expedition; doch nur in solchen kritischen Momenten machte sich mein persönliches Einschreiten absolut nothwendig. Durch das Anstellen von Sonnenbeobachtungen, das Aufzeichnen ethnologischer Notizen, das Verhandeln mit den Häuptlingen über die Tributgelder und durch Besuche und Pflege der Kranken

war meine Zeit vom Morgen bis in die Nacht in Anspruch genommen. Zu aller dieser Anstrengung meiner physischen Kräfte kam nun noch hinzu, daß ich selbst häufig am Fieber litt und daß meine Kräfte aus Mangel an geeigneter und nahrhafter Kost sehr abgenommen hatten. Wenn aber das Haupt einer Expedition von solcher Noth bedrängt wird, so wird man es gern glauben, daß die von ihm abhängenden Glieder auch darunter zu leiden haben.

Nachdem wir von dem König von Mukondoku, Tschalula, am 1. Januar 1875 unsere Führer erhalten hatten, schlugen wir eine nördliche Richtung ein und verließen so zum ersten mal den Pfad nach Unjanjembe, die gewöhnliche Straße im östlichen Centralafrika. Wir zogen am Rande der östlichen Basis des Hochlandwalles oder der Hügelreihe (die wir, wie bereits gesagt, von den „Steinen“ aus westwärts zu Gesicht bekamen) auf einem Pfade hin, welcher mehrere Wahumbadörfer miteinander verband. Obgleich für ein europäisches Auge ärmlich erscheinend, besaßen diese Dörfer doch mehrere Heerden von kurzhornigem Rindvieh (Buckelochsen), dazu Schaf- und Ziegenheerden und viele starke Esel und Hunde. Einige von den jungen Frauen waren ungewöhnlich hübsch mit regelmäßigen Gesichtszügen, wohlgeformten Nasen, dünnen und feingemeißelten Lippen und anmuthiger Gestalt.

Wir — die Europäer — waren für die Eingeborenen so wunderbare Raritäten, als wenn sie Hunderte von Meilen von der Straße nach Unjanjembe entfernt lebten. Alle die vornehmsten Männer und Weiber richteten dringende Einladungen an uns, in ihren Dörfern zu verweilen, und hübsche, junge Häuptlinge ersuchten uns, mit ihnen Blutsbrüderschaft zu schließen. Der junge Kilusu, der Sohn des Häuptlings von Mwenna, kam sogar nachts in mein Lager und bat mich „eine kleine Freundesgabe“ anzunehmen, die er mitgebracht hatte. Diese Gabe bestand aus einem großen Gefäß mit frischgemolkener Milch, die noch ganz warm war. Ein so willkommenes Geschenk wurde mit einem vergoldeten Armband, in das ein großes grünes Stück Krystallglas gefaßt war, einer mit Silber beschlagenen Pfeife aus Hagebuttenholz, einer vergoldeten Kette und einem Sohari-tuche erwidert, worüber er vor Freude fast weinte. Seine Dankgefühle wurden sichtbar in seinen glänzenden und weit aufgerissenen Augen und fühlbar durch die inbrünstige Art, mit der er meine Hand ergriff und drückte. Vermöge eines durch seine Sandalen von Kuhhaut befragten magischen Orakels sagte er meiner Reise Erfolg voraus. Da die Sandale des rechten Fußes, dreimal emporgeschleudert, jedes-

mal mit der obern Seite zu Boden fiel, so war meine Gesundheit und mein Wohlergehen, wie er sagte, ohne allen Zweifel gesichert.

Zunächst wurde dann in dem Dorfe Mtiwi halt gemacht, dessen Häuptling Malewa war. Das Aneroidbarometer gab hier eine Höhe von 861 m an. Da uns unsere treulosen Wagogoführer im Stich gelassen hatten, so marschirten wir eine kurze Strecke weiter nach Norden und erstiegen den schon beschriebenen „Hochlandwall", wo das Aneroidbarometer in unserm Lager eine Höhe von 1158 m angab, also ungefähr 290 m über der Ebene, in welcher Mtiwi, Mwenna und Mukondoku liegen.

Die letzte Nacht in Mtiwi brachten wir in großer Unruhe zu. Die Schleusen des Himmels schienen sich wie zu Noah's Zeit auf eine Weile aufgethan zu haben. Nachdem der Regen eine Stunde lang gefallen war, überdeckten 15 cm Wasser unsern Lagerplatz und eine langsame Strömung floß nach Süden. Jedes Mitglied der Expedition war in Noth und Bedrängniß, und selbst die in Zelten geschützten Europäer blieben von den Leiden dieser Nacht nicht befreit. Meine Zeltwände schlossen einen kleinen Teich ein, dessen Ufer Kisten mit allerhand Vorräthen und Munition bildeten. Da ich draußen schreien hörte, so zündete ich ein Licht an, und mein Erstaunen war groß, als ich fand, daß mein Bett eine Insel in einem seichten Flusse bildete, der, wenn er an Tiefe und Strömungsstärke zunehmen sollte, mich ganz gewiß nach Süden in das Strombett des Rufidschi tragen würde. Meine großen Stiefeln waren Miniaturboote, welche auf einer trüben Flut hin- und herschwammen und eine Ausgangsstelle suchten, um in die dunkle Wasserwelt nach außen zu entkommen. Meine an der Mittelstange festgebundenen Gewehre standen tief im Wasser, aber das drolligste Schauspiel boten Jack und Bull dar, welche Rücken an Rücken auf einer Munitionskiste kauerten, sich hinten aneinander preßten und wegen dieses ihnen sehr knapp zugemessenen Comforts brummten und knurrten.

Am Morgen fand ich meine Hausmütze mehrere Meter weit außerhalb des Zeltes und einer meiner Stiefeln segelte nach dem Süden hinab. Die Harmonika, ein Geschenk für Mtesa, eine bedeutende Quantität Schießpulver, Thee, Reis und Zucker waren unbrauchbar geworden. Die Rache des Himmels schien über uns hereingebrochen zu sein. Um 10 Uhr vormittags erschien die Sonne und wunderte sich ohne Zweifel über den in ihrer Abwesenheit entstandenen See. Gegen Mittag war das Wasser beträchtlich gefallen und erlaubte uns weiter zu marschiren, und fröhlichen Herzens stiegen wir

zu dem Hochlande von Ujansi empor und blickten von unserm geschäftigen Lager am Nachmittage des 4. Januar in die geräumige Ebene hinab und in die weit ausgedehnte Region der Unfruchtbarkeit und der Dornen, welche wir als das ungastliche Ugogo kennen gelernt hatten.

In dem Oberlande, welches zu durchziehen wir nun im Begriff standen, waren wir zu einer Bodenerhebung gelangt, die den Charakter der Vegetation wesentlich veränderte.

In der Ebene von Ugogo gedeiht nur zwerghaftes Buschwerk, unechte Abarten und entartete Varietäten der edeln in Ujansi wachsenden Bäume, Akazien, ranzig riechende Gummibäume und Euphorbien. Hier begegnen wir dem stattlichen Miombo oder der afrikanischen Esche. Dieser Baum wächst auf den höhern Bergrücken und Hochebenen und gedeiht am besten auf lockerm eisenhaltigen Boden. Er kann fetten Alluvialboden ebenso wenig wie sandigen Lehm vertragen. Wo der Baum seine größte Höhe und seinen vollen Umfang entwickelt, da werden sicherlich auch nicht fern davon einige sonderbare Felsstücken mitten im Walde gefunden, wie z. B. riesige Granitblöcke von der Größe eines Landhäuschens, die, aus einiger Entfernung gesehen, den Reisenden an Schlösser und an andere Arten menschlicher Wohnungen in verkleinertem Maßstabe erinnern. Große vom Humus entblößte Platten von Blutstein und Gneis sind auch für dieses Plateau charakteristisch, und eine andere Eigenthümlichkeit desselben ist eine Reihe von niedrigen und in großartigen Linien anschwellenden Hügelrücken oder ein wellenförmiges Terrain.

Auf unserm Wege nach Muhalala begegneten wir Hunderten von Flüchtlingen, welche von den Schlachtfeldern bei Kirurumo flohen, dessen eingeborene Bewohner eben von Njungu, einem Sohne Mkasiwa's von Unjanjembe, mit einem verheerenden Streifzuge heimgesucht wurden, weil sie für Mirambo, das kriegerische Oberhaupt des westlichen Unjamwesi, Sympathien gezeigt hatten.

Muhalala ist eine kleine Niederlassung der Wakimbu, deren Häuptling, wie er selbst erklärt, dem Malewa in Mtiwi dem Namen nach zu Gehorsam verpflichtet ist. Nachdem wir uns hier Führer verschafft hatten, stiegen wir am 6. Januar zu einem Bergrücken empor, dessen Vorderfläche durch manchen Eisenerzblock und einen zerklüfteten grauen Felsen, auf dessen Oberfläche Gießbäche und Regengüsse wunderbar eingewirkt hatten, ein sehr rauhes Aussehen besaß, und kamen binnen zwei Stunden nach Kaschongwa, einem an dem Rande einer pfadlosen Wildniß liegenden und von einem Gemisch von Wasukúma, abtrünnigen

Wangwana und Wanjamwesi bevölkerten Dorfe. Dienstfertige Wangwana, welche sich über das Zusammentreffen mit ihren Landsleuten zu freuen schienen, theilten uns mit, daß wir nur zwei Tagemärsche weit von Urimi entfernt seien. Da sie keine Lebensmittel zu verkaufen hatten und jeder Mann und jede Frau auf zwei Tage Rationen mit sich führte, so setzten wir unsere Reise fort, wobei uns einer von ihnen als Wegweiser begleitete, und zwar einen Weg entlang, welcher ihrer Behauptung nach uns am zweiten Tage nach Urimi bringen würde. Nach zwei Stunden schlugen wir unser Lager neben einem kleinen Teiche auf.

Am nächsten Tage zogen wir über eine nach Nordwesten zu allmählich emporsteigende und mit dichtem niedrigen Buschwerk bedeckte Ebene. Unser Pfad war wenig betreten und schlecht zu erkennen, da nur kleine Wagogo-Karavanen nach Urimi reisten; aber der Wegweiser versicherte uns, daß er den Weg kenne. In diesem dichten Buschwerk stand nicht ein einziger großer Baum. Es bildete einen ungeheuern Teppich von Gesträuch und Reisig, das hoch genug war, um uns ein gewaltsames Bahnen unsers Weges zwischen den niedrigen Zweigen hindurch zu gestatten. Diese waren aber derartig miteinander verflochten, daß ich nur mit Schaudern an die Mühseligkeiten denke, mit denen dieser Tag uns eine schwere Prüfung auferlegte. Obgleich unser Marsch nur 16 km lang war, so beschäftigte er uns doch ebenso viele Stunden mit ermüdender Arbeit, indem wir uns fortwährend mit den Ellenbogen Bahn brechen mußten und dadurch uns am Körper verletzten und zugleich unsere Kleider ruinirten. Wir lagerten um 5 Uhr nachmittags neben einem andern kleinen Teiche in einer Höhe von 1325 m über dem Meere. Am nächsten Tage, am Nachmittag des 8., hätten wir Urimi erreichen sollen, und um dies sicher zu bewerkstelligen, marschirten wir $22\frac{1}{2}$ km weit bis an einen dritten Teich in einer Höhe von 1386 m über dem Meeresspiegel. Aber noch immer wurde keine Schranke des unermeßlichen Buschwerkes sichtbar, und dabei war unsere Mühsal an diesem Tage noch zehnfach gesteigert worden. Unser Führer hatte schon früh am Tage den Pfad verloren und führte uns unverfroren in einer östlichen Richtung!

Die Verantwortlichkeit, einen halbverhungerten Reisezug — wie es der unserige jetzt sicherlich war — durch ein dichtes Gebüsch, ohne zu wissen wohin und auf wieviel Tage, zu führen, war wahrlich groß; aber ich sah mich gezwungen, dieselbe lieber auf mich zu nehmen, als uns ostwärts ziehen zu sehen, wo man nicht erwarten durfte, irgendwelchen Proviant vorzufinden. Die Mehrzahl unserer Leute

hatte ihre Rationen früh am Morgen verzehrt. Ich hatte den Zug stundenlang nach Norden zu geführt, als wir an einen großen Baum kamen. Ich bat den Führer, zu dessen Gipfel emporzuklettern und zu versuchen, ob er nicht irgendeinen ihm genau bekannten Ort in der schrecklichen Gegend entdecken könne. Nach einer kurzen Umschau erklärte er, daß er einen ihm bekannten Bergrücken sähe, an dem, wie er sagte, das Dorf Uveriveri liege. Diese Nachricht spornte uns zu erhöhten Anstrengungen an; ich führte selbst den Vortrab und wacker zogen wir bis 5 Uhr nachmittags vorwärts, worauf wir bei dem dritten Teiche ankamen.

Mittlerweile brachten Barker und die zwei Pocock unter dem Beistand von 20 Anführern den Nachtrab heran. Wir konnten auch nicht einen Augenblick befürchten, daß die breite Pfadspur, die wir in dem Grase und durch das Gebüsch zurückgelassen, von den uns Nachfolgenden nicht bemerkt werden könne. Die Europäer und Anführer kamen auch, dem Knall starkgeladener Flinten folgend, um 7 Uhr glücklich bei dem Lager an; aber darauf berichteten die Anführer, daß eine Abtheilung von vier Mann und ein Junge, der einen mit Kaffee beladenen Esel führte, noch nicht angelangt seien. Wegen dieser hegten wir indeß keine Besorgniß, da sie sich selbst den Anführer Simba zu ihrem Aufseher ausgewählt hatten, der unter seinen Gefährten im besten Rufe der Treue, des Muthes und der Reisekenntniß stand.

Die Nacht verging, der Morgen des 9. dämmerte, und ich fragte bekümmert nach den Abwesenden. Sie waren nicht angekommen. Da aber jede Stunde in dem Dickicht die Noth und das Elend einer noch weit größern Zahl von Menschen vermehrte, so zogen wir vorwärts nach dem elenden Dörfchen Uveriveri. Dessen Bewohner bestanden nur aus zwei Familien, welche nicht ein einziges Getreidekorn übrig hatten! Wir hätten ebenso gut in dem Dickicht bleiben können, denn hier konnten wir uns durchaus keine Nahrungsmittel verschaffen.

In dieser kritischen Lage, in welcher das Leben vieler Menschen von meiner Entscheidung abhing, beschloß ich, 40 der stärksten Männer — 10 Anführer und 30 von den herzhaftesten jungen Leuten — nach Suna in Urimi abzusenden, denn die Dorfbewohner in Uveriveri hatten uns natürlich in Bezug auf die Oertlichkeit, in der wir uns befanden, die erwünschten Nachweise gegeben. Die Entfernung von Uveriveri bis Suna betrug, wie wir erst in der Folge fanden, 45 km. Selbst vom Hunger gequält, machten sich die 40 Freiwilligen auf den Weg mit dem festen Entschlusse, Suna noch in der Nacht zu er=

reichen. Sie waren beauftragt, 8 Centner Getreide zu kaufen, was für jeden Mann eine leichte Last von 20 Pfund geben würde, und es war ihnen eingeschärft worden, so schnell wie irgendmöglich zurückzukehren, denn das Leben ihrer Weiber und Freunde hinge ja von ihrem mannhaften Benehmen ab.

Manwa Sera wurde auch mit einer Abtheilung von 20 Mann ausgesandt, um die Spur der vermißten Leute aufzusuchen. Spät am Nachmittag kehrten sie mit der Nachricht zurück, daß drei derselben todt seien. Sie hatten den Weg verloren, und einer Elefantenspur folgend hätten sie so lange mit Verzweiflung, Hunger und Erschöpfung gekämpft, bis sie umgekommen seien. Von Simba und dem Jungen, dem Esel und seiner Kaffeeladung wurde nie wieder etwas gesehen oder gehört.

Während die Gefahr eines gräßlichen Hungertodes uns immer näher und finsterer bedrohte, sannen wir auf verschiedene Nothmittel, um bis zur Rückkehr der Einkäufer von Nahrungsmitteln unser Leben zu fristen. Am frühen Morgen des 10. streifte ich weit herum und durchsuchte jede einem Wildlager ähnliche Stelle; aber obgleich der Wildspuren viele waren, gelang es uns doch nicht, auch nur ein einziges Stück zu Gesicht zu bekommen. Die Wangwana schweiften ebenfalls im Walde umher — denn der Bergrücken bei Uveriveri war mit schönen Miombobäumen bestanden —, um dort eßbare Wurzeln und Beeren zu suchen, und alle die verschiedenen Bäume wurden untersucht, um zu erforschen, ob sie nicht irgendetwas hergäben, was die schrecklichen und bittern Qualen des Hungers wenigstens lindern könne. Einige fanden einen todten, schon in Verwesung übergehenden Elefanten und verschlangen Fleischstücke davon; aber sie wurden dafür mit Uebelkeit, Erbrechen und ernster Erkrankung gestraft. Andere fanden eine Löwengrube mit zwei jungen Löwen, welche sie mir brachten. Mittlerweile untersuchten wir, Frank und ich, unsere Arzneivorräthe und fanden zu unserer Freude, daß wir Hafergrütze genug hatten, um jedem unserer Leidensgefährten zwei Tassen voll dünnen Haferschleim zu geben. Ein Kleiderkoffer von Eisenblech wurde ganz leer gemacht und mit 110 Liter Wasser gefüllt, in welches wir 10 Pfund Hafergrütze und 4 Pfund Revalenta arabica thaten. Wie sich die Leute, alt und jung, an diesen Koffer herandrängten, und wie sie Brennmaterial herbeischleppten und darunter legten, um das Kochen zu beschleunigen! Wie genau sie Acht gaben, daß ihm nicht irgendein Unfall begegnen möge, wie sie, als die dünne Suppe fertig war, nach ihrem Antheil schrien, und wie unaussprechlich zufrieden sie zu sein

schienen, als sie aus dem empfangenen Antheil allen nur möglichen Vortheil zu ziehen versuchten, und mit welcher Inbrunst sie „Gott" für seine Gnade dankten!

Um 9 Uhr abends, als wir uns eben zum Schlafen niederlegen wollten, hörten wir den schwachen Knall einer Flinte, welche offenbar mit Bedacht dreimal abgefeuert wurde, und alle wußten wir nun, daß unsere jungen Leute mit Nahrungsmitteln nicht mehr weit von uns entfernt sein konnten. Am nächsten Morgen, ungefähr um 7 Uhr, kamen die kühnen und höchst willkommenen Fourragirer im Lager an mit einer Quantität Hirse, welche gerade ausreichte, um einem jeden eine gute Mahlzeit zu gewähren. Diese wurde von den Leuten schnell verzehrt, und darauf forderten sie, daß wir unsere Reise noch an jenem Nachmittage fortsetzen sollten, sodaß wir am nächsten Morgen Suna zeitig genug erreichen könnten, um dort uns Lebensmittel zu verschaffen.

Am Saume des südlichen Fußes des bewaldeten Bergrückens von Uveriveri hinziehend, stiegen wir fast unmerklich 12 km beständig bergan und gelangten dann abermals zu einer in ihrer Art ganz einzigen Reihe von hochragenden Felsen, welche die Wangwana sofort die Djiweni oder „Steine" nannten. Sie lagen umhergestreut an einem 38 m hohen Felshügel, von dessen Gipfel ich eine Aussicht auf eine grüne, gegen Norden sich erstreckende Grasebene hatte. Die Höhe dieses Lagers betrug 1600 m über dem Meeresspiegel. Spät am Abend schoß ich einen wilden Eber und eine Ente, aber mehrere Wangwana konnten, da sie strenge Muselmänner waren, nicht dazu vermocht werden, von dem Schweinefleisch zu essen. Von den „Steinen" kamen wir in das Terrain, das uns, von dem Gipfel aus gesehen, wie eine Ebene erschienen war, das aber in Wirklichkeit wegen seiner morastigen Beschaffenheit mehr einem Sumpfe glich. Es schien ein beliebter Sammelplatz von Elefanten zu sein, denn Tausende von Fußspuren dieser großen Thiere liefen nach allen Richtungen hin. Nachdem wir nochmals in ein Dickicht gerathen waren, kamen wir nach einem Marsche von 30 km auf den bebauten Feldern von Suna wieder ins Freie und errichteten an dem Rande eines Gebüsches ein festes Lager. Wir hatten von dort eine Aussicht nach den „Steinen", welche wir am Morgen verlassen, sonst waren aber keine Anhöhen über der Fläche sichtbar, die durch das Buschwerk das Aussehen eines Oceans gewann.

Am nächsten Morgen zeigten sich sonderbare und eigenthümliche Spuren von Misvergnügen, wie Vorboten ernsterer Friedensstörungen

an den vor unserm Lager erscheinenden Eingeborenen. Sie schienen uns nicht zu verstehen. Man sah, wie ein Theil derselben Weiber und Kinder hastig wegschaffte und die Dörfer verließ, während andere mit drohenden Geberden um unser Lager herumstreiften und dabei eine ungeheuere Menge von Waffen — Speere, Bogen und Pfeile und Knotenstöcke — in den Händen trugen. Ein Kampf schien bevorzustehen. Um diese Noth wenn möglich zu beseitigen, ging ich ohne Waffen in der Hand zu ihnen hinaus, lud sie durch Gesten zum Niedersitzen ein, und nachdem ich meine ebenfalls unbewaffneten Dolmetscher herbeigerufen, suchte ich sie über die Beschaffenheit unserer Expedition und über einige unserer Zwecke, von denen der eine natürlich die Erreichung des Victoria-Sees war, aufzuklären. An die ältern Leute, welche den meisten Einfluß zu besitzen schienen, gab ich einige Glasperlen als Ausdruck meiner wohlwollenden und freundschaftlichen Absichten. Aber nichts von alledem schien zu helfen; endlich aber verschaffte ich mir durch genaueres Nachfragen darüber Gewißheit, daß sie eine Beschwerde zu führen hatten. Einige der Wangwana hatten in ihrem Heißhunger die Getreidehütten ausgeplündert und mehrere Hühner gestohlen. Ich bat nun die Dorfbewohner, heranzukommen und mir die Diebe zu bezeichnen. Das thaten sie und wiesen mit ihren Fingern auf Alsassi, einen als Dieb und Gourmand berüchtigten Menschen. Nachdem Alsassi durch eine in seinem Nachtquartier in Suna angestellte strenge Untersuchung von Katschetsche, unserm tüchtigsten Polizisten, seines Verbrechens überführt war, wurde er in Gegenwart der Dorfbewohner, wenn auch nicht derb, so doch hinlänglich zur Andeutung meiner entschiedensten Misbilligung ausgepeitscht. Der Werth der gestohlenen Nahrungsmittel wurde den übervortheilten Eingeborenen ersetzt und Friede und Ruhe dadurch wiederhergestellt.

Die Warimi sind physisch der schönste Volksstamm unter denen, die wir zwischen ihrem Lande und dem Meere gesehen haben. Sie sind stark gebaut, groß, männlich in ihrer Haltung und haben regelmäßige Züge. Da sie ganz nackt gehen, bemerkten wir, daß an den Männern die Operation der Beschneidung vorgenommen war. Sie schmücken sich mit Gürteln von Messingdraht um die Lenden, mit Messingspangen um die Arme und Beine, mit Halsbändern von Messingdraht, mit massenhaft in ihr Haar eingeflochtenen Glasperlen und ungefähr einem Dutzend langer Halsketten. Die Kriegercostüme, welche sie trugen, als ich den Kampf für nahe bevorstehend halten mußte, waren seltsam und mannichfaltig. Federn von Hühnerweihen

und Habichten, Mähnen von Zebras und Giraffen umgaben ringförmig ihre Stirn. Die Waffen bestanden aus schrecklich aussehenden Speeren, Bogen und meterlangen Pfeilen und Schilden aus Rhinoceroshaut. Die Weiber sind, wie ich zu bemerken glaubte, eine Schattirung heller als die Männer. Ich konnte nach einer den ganzen Tag fortgesetzten Beobachtung nicht eine einzige platte Nase oder dick aufgeworfene Lippe entdecken, obgleich sie sonst an Haar und Farbe ganz negerartig waren. Ich darf auch nicht unerwähnt lassen, daß viele sich das Kopfhaar abrasiren und nur eine schmale wellige Linie über der Stirn stehen lassen.

Die wellenförmige Ebene von Suna war in dieser Jahreszeit gänzlich ohne Graswuchs. Eine ungeheuere Fläche war dem Anbau gewidmet; soweit das Auge reichte, sah man Gruppen kleiner Dörfer, und zahlreiche Heerden von Ziegen, Schafen und Rindern bewiesen, daß diese Leute ebensowol Viehzucht wie Ackerbau trieben.

Die Warimi scheinen keine Häuptlinge zu haben, sondern ordnen sich der Leitung der ältern Personen oder Familienhäupter unter, welche durch richterliche Verbindungen Bedeutung erlangt haben und denen sie in bürgerlichen Rechtsfällen die Entscheidung überlassen. In Kriegszeiten jedoch haben sie, wie wir dies an dem Tage nach unserer Ankunft sahen, zu ihrem Aeltern eine Persönlichkeit von militärischem Ruf. Dieser kämpfende Aeltere, welchem, wie ich bemerkte, große Hochachtung gezollt wurde, hatte sicherlich eine Größe von nahezu 2 m Die Sorte Glasperlen, welche Kanjera heißt, ist anscheinend hier am beliebtesten; Messingdraht wurde auch begehrt, aber jede Art Zeug, das blaue Kaniki ausgenommen, verschmäht.

Wir machten in Suna vier Tage halt, da wir uns in einem jämmerlichen Zustande befanden. Mancherlei Dinge brachten mich in die peinlichste Verlegenheit: eine fortwährend wachsende Krankenliste, welche in der ernsten Erkrankung Edward Pocock's culminirte; die offenbare Unruhe, welche unsere Anwesenheit den Warimi bereitete, die uns gewiß sehr gern aus ihrem Lande fortwünschten und doch keinen Vorwand fanden, uns gewaltsam aus ihrer Nähe wegzujagen; die ungenügende Quantität von Lebensmitteln, welche gekauft werden konnten, und die immer ungestümer werdenden Bitten der noch gesunden Wangwana, aus den Wohnsitzen eines so bäuerisch-groben und argwöhnischen Volkes weggeführt zu werden.

Wir hatten jetzt mehr als 30 Kranke. Einige litten an der Ruhr, andere am Fieber, Asthma, an Brust- und Herzkrankheiten; die Lungen waren schwach und der Rheumatismus forderte seine Opfer. Ed-

ward Pocock kam am Nachmittage des Tages unserer Ankunft in Suna zu mir und klagte über Schmerzen in den Lenden, über ein Klopfen im Kopfe — was ich der Ermüdung nach unserm schrecklich langen Marsche zuschrieb — und über ein leichtes Fieber. Ich gab ihm zu verstehen, daß er am besten thäte, sich niederzulegen und auszuruhen. Ehe ich mich zurückzog, ermahnte ich Frank, seinem Bruder Edward etwas die Säfte verbessernde Arznei zu geben. Am folgenden Tage hatte sich der Zustand des jungen Mannes verschlimmert. Seine Zunge war dick mit einer dunkeln schleimigen Feuchtigkeit belegt, sein Gesicht in Besorgniß erregendem Grade blaß und er klagte über herumziehende Schmerzen in seinem Rücken und seinen Knien, über Schwindel und brennenden Durst. Ich gab ihm etwas Salpeterätherweingeist mit Pomeranzenblütenwasser und einige Gran Ipecacuanha als Brechmittel ein. Am vierten Tage lag er im Delirium und wir waren eben beschäftigt, ihn mit Schwämmen voll kalten Wassers abzuwischen, als ich bemerkte, daß kleine rothe, oben in der Mitte weiße Bläschen seine Brust, Unterleib, Nacken und Arme bedeckten. Ein paar sahen Pockenpusteln sehr ähnlich, was mich eine Weile zu der Annahme verleitete, daß hier eine nur schwache Erkrankung an den Blattern vorliege. Als ich aber alle Symptome sorgfältiger untersuchte, merkte ich leider, daß es unverkennbar ein schrecklicher Typhusanfall sei.

Es gab noch zwei oder drei ebenso gefährliche Krankheitsfälle im Lager, aber weit gefährlicher noch war die krankhafte, gereizte Gemüthsstimmung, welcher sich die Warimi hingaben. Es wurde zur absoluten Nothwendigkeit, daß wir uns, wenn auch nur 3—5 km den Tag, wieder stetig in Bewegung setzten. Nachdem wir daher am 17. Januar vier Hängematten zurecht gemacht hatten — darunter eine besonders bequeme und mit einem Segeltuchdach versehene für Edward Pocock — brachen wir aus unserm Lager auf und zogen in langsamem Schritt durch den starkbevölkerten District; Frank Pocock und Frederick Barker neben der Hängematte des kranken Europäers, und ein Anführer und vier Mann bei jedem leidenden Wangwana als Krankenwärter. Hunderte von bewaffneten Eingeborenen hielten zu beiden Seiten unsers Pfades mit uns Schritt.

Niemals seit dem Augenblick, wo wir die See verlassen hatten, waren wir niedergeschlagener und betrübter als an diesem Tage. Wären wir angegriffen worden, so zweifle ich sehr, ob wir viel Widerstand geleistet haben würden. Die Hungersnoth in Ugogo und jene entsetzlich in die Länge gezogene Kraftprobe beim Zuge durch das Gestrüpp bei Uveriveri hatte uns unsere männliche Haltung geraubt und

ganz muthlos gemacht; und dazu noch die überaus zahlreiche Krankenliste und Edward Pocock und drei Wangwana gefährlich krank in Hängematten! Wir waren eine unaussprechlich unglückliche und ganz verzagte Rotte; dennoch schleppten wir uns, durch unser Schicksal dazu gedrängt, aber freilich matt und langsam vorwärts. Alle Lebensgeister schienen erlöschen zu wollen und sich zu Bürden zu verkörpern, welche auf unsern Herzen lasteten. Als todmüde, schwache Creaturen kamen wir in dem 600 km vom Meere entfernten Tschiwju an und campirten neben dem Kamm eines Berges, dessen Höhe sich nach den Angaben des Aneroidbarometers auf 1600 m über dem Meeresspiegel herausstellte.

Edward Pocock sollte, wie Frank berichtete, in seinen Fieberphantasien gemurmelt haben: „Der Herr hat das Rechte getroffen", und nachher noch gesagt haben, daß er sich recht behaglich fühle. Bei unserer Ankunft im Lager wurde eine der Bootsectionen schräg über ihn aufgestellt als Schutz gegen die Sonne, bis eine kühle Grashütte hergestellt sein würde. Man baute eben an einer Einpfählung und schichtete ein dickes Gehege von Reisigholz um einen geräumigen Kreis auf, an dessen innerm Umkreis Grashütten schnell eingerichtet wurden, als Frank mich ersuchte, an seines Bruders Lager zu eilen. Ich sprang zu ihm hin — kam aber nur noch rechtzeitig, um ihn seinen Geist aufgeben zu sehen. Frank schrie vor Gram laut auf, als er sich überzeugte, daß die Seele seines Bruders auf ewig entflohen sei, und nachdem er die Bootsection entfernt hatte, beugte er sich über den Todten und wehklagte, überwältigt vom heftigsten Seelenschmerz.

Wir höhlten ein $1^1/_4$ m tiefes Grab am Fuße einer altehrwürdigen, ihre Zweige weit ausbreitenden Akazie aus, in deren alten Stamm Frank ein tiefes Kreuz schnitt, das Symbol des Glaubens, an dem wir alle festhalten, und nachdem der Körper in sein Leichentuch gewickelt war, bestatteten wir ihn bei den letzten Strahlen der untergehenden Sonne zur ewigen Ruhe. Wir lasen die schönen Gebete der kirchlichen Todtenfeier, und aus Hochachtung für den Abgeschiedenen, dessen offenherziges, geselliges und einnehmendes Wesen ihre Freundschaft und Achtung gewonnen hatte, waren fast alle Wangwana zugegen, um den letzten Tribut ihrer Seufzer dem armen Edward Pocock darzubringen.

Als das letzte feierliche Gebet gelesen war, zogen wir uns alle in unsere Zelte zurück, um in Gram und Schweigen über unsern unersetzlichen Verlust nachzudenken.



Begräbniß unsers Todten im feindlichen Turu.

Ansicht unsers Lagers.

I. S. 102.


IN MEMORIAM
EDWARD POCOCK + GEST. JAN. 17. 1875

Sechstes Kapitel.

Von Tschiwju nach Kinjata. — Kaif Halleck ermordet. — Der Zauberarzt. — Das Herz zurückgegeben. — Blutige Thaten. — „Die weißen Männer sind nur Weiber.“ — Ein dreitägiges Gefecht. — Bestrafung der Wanjaturu. — Der allgegenwärtige Mirambo. — Die Luwamberri-Ebene. — In einem Lande des Ueberflusses. — Durch offenes Land. — „Ich habe den See gesehen, er ist großartig!“ — Bewillkommnung in Kagehji.

Wir haben keinen auffälligen Charakterzug im Landschaftsbilde bemerkt, seitdem wir jenen wallartigen Abhang des Hochlandes überstiegen, welches Ugogo an der Westseite begrenzt. Dicht an seinem Rande stieg dasselbe allerdings in steilen Terrassen, bis es sich endlich nach Westen und Norden zu einer weiten, mit dickem Gebüsch bedeckten Ebene ausdehnte, die sich sehr allmählich emporhob bis zu ihrem Culminationspunkte auf dem Uveriveri-Bergrücken mit seinen mit Miombobäumen bewachsenen Abhängen. Von unserm Standquartiere in Suna hatten wir eine Aussicht auf jene weite Wüste von Gebüsch, aus welcher wir, nach mancher bittern Erfahrung, gleichsam nur mit dem nackten Leben wieder aufgetaucht waren.

In Tschiwju schlugen wir unser Lager dicht an der obersten Erhebung der allmählich und fast ohne Unterbrechung ansteigenden Hochebene in einer Höhe von 1600 m auf. Weiter nördlich von Suna und Tschiwju behielt indeß die Hochebene nicht länger jenen Charakter einer großartigen, nicht durchfurchten Bodenerhebung bei, sondern zeigte verschiedene isolirte Berge und kurze Hügelreihen, während wir auch nach Westen zu bemerkten, daß sie in ovale, von niedrigen Hügeln eingefaßte Becken getheilt war. Aus eben diesen Bodenvertiefungen, Furchen und Becken an der Basis des Gebirges, die nördlich und westlich von Suna und Tschiwju zerstreut liegen, gehen

die ersten Bächlein hervor, welche, während wir unsere Reise fortsetzen, allmählich nach einem Hauptfluß hin convergiren, der seine Richtung nach dem Victoria-See zu nimmt. In dieser Gegend also wurden die äußersten Südquellen des Nils entdeckt.

Seitdem wir Mpuapua verlassen haben, sind wir über keinen Fluß gekommen, der nicht periodisch gewesen wäre. Unser Trinkwasser haben wir überall nur aus Teichen oder seichten Tümpeln geschöpft, die sich in allen Bodensenkungen nach jedem starken Regen auf kurze Zeit mit Wasser füllen. Zwischen Suna und Tschiwju wurde ein in nordöstlicher Richtung fließendes Flüßchen überschritten, das aber bald nachher mehrere andere aufnimmt und an Wassermenge zunehmend in Krümmungen sich erst nach Norden, dann nach Nordwesten wendet. Dies sind die entferntesten Anfänge und Quellgewässer eines Flusses, der zunächst als der Liwumbu bekannt werden wird, dann als der Monangah und zuletzt als der Schimiju, unter welchem Namen er in den Victoria-See an der Südostküste des Speke-Golfes einmündet.

Indem wir von Tschiwju mit seinen traurigen Erinnerungen in das Thalbecken von Matongo hinabzusteigen anfingen, überschritten wir verschiedene schmale und seichte Wasserrinnen, welche wahrscheinlich durch einige Regengüsse in der letzten Zeit entstanden waren, und kamen dann an einen klaren, durch einen tiefen Felsenkanal fließenden Bach. Neben dieser Schlucht befand sich eine Felspartie von ungefähr $2^1/_2$ qkm Ausdehnung, welche seltsam zerrissen war und Tausende von größern und kleinern Steinhaufen und Felsblöcken mit glatten, vom Wasser abgespülten Kuppen zeigte; die Seiten einer Felsformation, welche jetzt einen Hügel in der Mitte des Beckens bildet, trugen deutliche Spuren der jahrhundertelangen Einwirkung reißender Strömungen. Der harte Granit war zu Kegeln abgeschliffen, deren Gipfel wie calcinirt aussahen, was sich aus der Einwirkung intensiver Hitze und plötzlicher Abkühlung durch Regen erklärt. Der Felskanal dieses Flusses im Matongobecken machte ganz den Eindruck eines geologischen Durchschnitts. Die Oberfläche bestand aus massiven Granitblöcken, die in vegetabilischen Ablagerungen eingebettet waren, darunter lag eine ungefähr metertiefe Sandschicht, unter dem Sande eine Schicht von rohen, groben Quarz-, Feldspat- und Porphyrstücken, nahezu $2^1/_2$ m mächtig, und unter dieser Alluvium.

Während dieser Tage war das Thermometer selten über $20^1/_2$° R. gestiegen; am Tage stand es stundenlang auf 15°, während in der Nacht das Mittel $13^3/_4$° R. betrug. Gegen 12 km entfernt von

Tschiwju liegen die Dörfer von Mangura an der Grenze von Ituru. Bald nachdem wir Mangura verlassen, hätten wir den Weg zu unserer Linken einschlagen sollen, denn dieser würde uns, nachdem wir quer durch einen Wald gezogen, nach Mgongo Tembo gebracht haben, wo wir Wangwana und Wanjamwesi gefunden haben würden. Wir wurden auch gewahr, daß wir schon zu Kaschongwa vom richtigen Wege nach Usukuma, der uns, wie man uns sagte, nach Utaturu und von da nach Mgongo Tembo geführt haben würde, abgekommen waren. Aber obgleich die Eingeborenen von Mangura sich unsern Aufenthalt unter ihnen gern gefallen ließen und auch sonst keineswegs übelgesinnt waren, so waren sie doch nicht dazu zu bewegen, uns den Weg zu zeigen, und wir wurden infolge davon einer Reihe von Unglücksfällen ausgesetzt, welche einige Tage lang sogar unsere Existenz bedrohten.

Nachdem wir Mangura passirt hatten, zogen wir nach Ituru hinein. Die Flüsse werden nun zahlreich und nehmen alle ihren Lauf nach Norden; aber obgleich das Land so reichlich bewässert ist, sah doch das Rindvieh hier elend aus und war hager von Gestalt, die Hunde halb verhungert und die Schafe und Ziegen bloße Skelete. Nur bei den menschlichen Wesen schien die Körperbeschaffenheit vortrefflich zu sein. Unter den Vögeln, welche in dieser Gegend unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen, bemerkten wir namentlich Gänse mit Sporenflügeln, kleine kurzgeschnäbelte braune Enten, welche delicates Fleisch hatten, langbeinige Regenpfeifer, Schnepfen, Kraniche, Reiher, Löffelgänse, kleine Papagaien, Elstern und einen graubraunen gansähnlichen Vogel mit kurzen Beinen, der sehr scheu war, sodaß man sich ihm schwer nähern konnte.

Die Sprache von Ituru ist von der von Ugogo oder der Unjamwesi-Sprache gänzlich verschieden. Die Dorfbewohner besitzen große Rinderheerden und fast jedes Dorf ist auch stolz auf einige starke Massai-Esel. Während die Wanjaturu neugierig in Gruppen außerhalb unserer Lager standen, beobachtete ich, daß sie die sonderbare Gewohnheit hatten, sich das Haar im Gesicht oder unter den Armen sorgfältig auszureißen. Da sie sich infolge ihres ungeselligen Wesens sehr fern hielten, so fiel es mir schwer, ihr Vertrauen zu gewinnen, obgleich unablässig Versuche gemacht wurden, uns ihr Wohlwollen zu erwerben.

Isandscheh war unser nächster Lagerplatz nach Mangura und überhaupt der erste Punkt, an dem wir in Ituru halt machten. Es lag 1661 m über dem Meere.

Als wir Isàndscheh verließen, wurde Kaif Halleck, welcher 1871 als Träger des Briefbeutels bei Livingstone angelangt war, vom Asthma gepeinigt; da wir genöthigt waren weiter zu ziehen, so ersuchte ich ihn, während unsers Zuges durch ein so gefährliches Land nicht hinter der Reisegesellschaft zurückzubleiben. Ich habe aber bemerkt, daß Kranke selten auf guten Rath achten. Da ich während dieser schlimmen und prüfungsreichen Tage an der Front des Zuges reisen mußte, so hatte ich den Nachtrab unter der Aufsicht Frank Pocock's, Frederick Barker's und der Wangwana-Anführer zu lassen. Da meine Pflichten hauptsächlich darin bestanden, unsere Expedition bei den Eingeborenen vorsichtig einzuführen und möglichst beliebt zu machen, so konnte ich von den Vorgängen im Nachtrabe nicht eher etwas erfahren, als bis wir den Lagerplatz erreichten und Frank sowie Manwa Sera mir Bericht erstatteten.

Von dem Gipfel eines Bergrückens stieg ich unter der Leitung eines Führers, dessen Geneigtheit ich mir gesichert hatte, in das Thalbecken einer Localität hinab, welcher die Wangwana zu Mgongo Tembo den Namen Vinjata beilegten, die aber der Führer, wie ich sicher zu bemerken glaubte, Niranga nannte. Das Becken ist oval, ungefähr 20 km lang und 10 km breit und wird von dem Liwumbu mitten durchschnitten, der in westnordwestlicher Richtung fließt und bald nachdem er das Becken verlassen, sich in einer Gruppe bewaldeter Berge verliert. Eine Menge von Dörfern sind über das Becken von dem einen Ende bis zum andern ausgestreut, und von der Berghöhe betrachtet schien es viele volkreiche und wohlhabende Gemeinden zu enthalten. Am Abend desselben Tages, 21. Januar 1875, kamen wir in Vinjata an.

Am Horizont unsers täglichen Lebens war nichts zu bemerken, worin selbst der Furchtsamste und Schüchternste schlimme Vorzeichen hätte entdecken können. Dessenungeachtet errichteten wir, an unserer Gewohnheit consequent festhaltend, unser Lager auf dem höchsten Punkte einer sanft ansteigenden Anhöhe zwischen einem Walde und den Feldern des Beckens. Die Bewohner des uns zunächstgelegenen Dörfchens verließen dasselbe, sobald sie unsern Zug zu Gesicht bekamen, wurden aber schließlich durch unsere Bitten zur Rückkehr bewogen. Alles verhieß eine friedliche Nacht, obgleich wir wegen des Schicksals des Kaif Halleck besorgt zu werden anfingen. Er war schon zwei Tage lang nicht zum Vorschein gekommen. Einige gaben zu verstehen, er möge wol desertirt sein, aber die „Getreuen" pflegen selten aus allgemeinem Drang oder Trieb, ohne eine besondere Veranlassung zu desertiren. Unter diesen Umständen ward es nothwendig,

einen Tag in Vinjata halt zu machen und eine Abtheilung abzuschicken, um nach ihm zu suchen. Manwa Sera nebst vier tüchtigen Männern, unter denen sich Katschetsche, der Kundschafter und ausgezeichnete Ausspürer der Flüchtlinge befand, erhielt den Auftrag, den erkrankten „Briefträger von 1871“ aufzufangen.

Während der Abwesenheit Manwa Sera's waren Frank, Barker und ich selbst beschäftigt, unsere Gepäcklast zu erleichtern und jeden Artikel auszusondern, der irgendwie entbehrlich schien. Die Zahl unserer Kranken war groß, 20 Mann waren gestorben und 89 waren auf dem Wege von der Küste bis nach Vinjata davongelaufen!

Beim Untersuchen der Zeugballen fanden wir, daß mehrere durch die äußerst heftigen Regengüsse in Ugogo durchnäßt waren, und um sie vor dem Verderben zu bewahren, war es unbedingt nothwendig, aber freilich auch unklug, die Zeuge zum Trocknen auszubreiten. Als wir mitten in dieser Arbeit steckten, kam der große Zauberarzt von Vinjata, um mir einen Besuch abzustatten, und brachte einen fetten Ochsen als ein Friedensanerbieten mit. Da er der erste war, den wir seit unserer Abreise von Kitalalo empfangen hatten, so sahen wir dies für eine günstige Vorbedeutung an, und ich zeigte durch meinen warmen Empfang des alten Mganga, daß ich seine Freundschaft zu erwidern bereit war. Er wurde in mein Zelt eingeführt, und nachdem er freundlich mit außerordentlich süßem Kaffee und einigen der besten und süßesten Biscuits von Huntley und Palmer bewirthet worden war, wurden ihm 15 Stück Zeug, 30 Halsbänder und 9 m Messingdraht geschenkt, wodurch er vierfach für seinen Ochsen bezahlt war. Allerhand Kleinigkeiten, wie z. B. leere Sardinenbüchsen, Suppen- und Fleischextract-Gefäße, ferner leere Einmachebosen u. dgl. wurden ihm noch überlassen, als er um dieselben bat. Der Horizont schien sich klarer als je aufgeheitert zu haben, als er mich ersuchte, mit ihm zusammen die Ceremonien der Verbrüderung durchzumachen, und mit der feierlichen Gravität eines Heiden schloß ich mit ihm Brüderschaft. Als er schließlich im Begriff war fortzugehen, sah er die Vorbereitungen zum Schlachten des Ochsen, worauf er das Verlangen aussprach, man möge ihm das Herz des Thieres zurückgeben. Während er darauf wartete, bemerkte ich mit Misbehagen, daß er und die ihm nachfolgenden Leute lüsterne Seitenblicke auf die im Lager trocknenden Zeuge warfen.

Im Laufe des Tages erhielten die Wangwana die mehrere Tage rückständigen Rationen, um die Schwächung und Schädigung, welche das Dickicht von Uveriveri und das von Hungersnoth bedrängte Ugogo

an ihren Körpern bewirkt hatte, wieder gut zu machen, und unser Verkehr mit den Eingeborenen war an diesem Tage sehr freundlich. Aber ehe ich mich zur Nachtruhe zurückzog, kehrten Manwa Sera und seine Späher mit der Nachricht zurück, Kaif Halleck's Leichnam sei, von mehr als 30 Wunden zerfetzt, an dem Rande eines Waldes zwischen Isandscheh und Vinjata aufgefunden worden!

„Das läßt sich nun freilich nicht mehr ändern, meine Freunde", sagte ich nach kurzer Ueberlegung, „wir können um ihn trauern, aber rächen können wir ihn nicht. Geht und sagt den Leuten, sie sollten sich durch sein Schicksal warnen lassen, sich weder zu weit vom Lager weg zu wagen, noch beim Marsche hinter der Karavane zurückzubleiben; und ihr, die ihr die Anführer seid und auf unsere Nachhut zu achten habt, ihr dürft nie wieder einen Kranken so weit zurücklassen, daß er ohne Schutz seinen Weg nach dem Lager suchen muß."

Am andern Tage, um 8 Uhr morgens, erschien der Zauberarzt wieder, um sich ein zweites Geschenk zu holen, und da er uns ein Liter geronnene Milch mitbrachte, so wurde er in seiner Erwartung nicht enttäuscht. Er erhielt auch einige Glasperlen für seine Frau und für jedes seiner Kinder. Wir fanden anscheinend viel Gefallen aneinander, und nach vielmals wiederholtem Händedruck nahmen wir gegenseitig Abschied, ungefähr um $^1/_2$10 Uhr. Von der Ermordung des Kaif Halleck wurde gegen keinen Eingeborenen Vinjatas irgendetwas erwähnt, damit unsere neuen Freunde nicht argwöhnen möchten, daß wir sie der Mitwissenschaft oder gar Theilnahme an der grausamen That beschuldigten, was ohne Zweifel neue Verwickelungen veranlaßt haben würde.

Eine halbe Stunde nach dem Weggange des Zauberarztes, während viele Wangwana abwesend waren, um Getreide zu kaufen, und andere sich im Walde mit dem Zusammenbinden von Reisigbündeln beschäftigten, hörten wir Kriegsgeschrei. In der Annahme, daß man zu einer Truppenmusterung zusammenrufe, um sich zum Widerstande gegen die Nachbarn von Isandscheh oder eines andern Stammes gen Osten zu rüsten, achteten wir nur wenig auf das Schreien. Als indessen dieses eigenthümliche Kriegsgeschrei, das phonetisch wie „Hihju-ä hihju" klang, immer mehr sich zu nähern schien, sammelten wir eine kleine Abtheilung auf der höchsten Stelle des Lagers, zunächst allerdings noch zweifelhaft und mit dem Wunsche, erst Erkundigungen über die Lage einzuziehen. Alsbald sahen wir aber einen starken Trupp Eingeborener, mit Speeren, Bogen und Pfeilen und Schilden bewaffnet, in einer Entfernung von höchstens 100 m auf einer ähn-

lichen Anhöhe außerhalb unsers Lagers erscheinen. Dieser Anblick ließ uns nicht mehr daran zweifeln, daß sie sich zum Angriff auf uns gesammelt hatten, wenn ich auch keine Ursache der Beschwerde und keinen Gegenstand der Klage, der eine solche kriegerische Demonstration hätte hervorrufen können, zu errathen vermochte.

Nach der Rückkehr der Boten erfuhren wir, daß einer der Wangwana etwas Milch gestohlen hatte und daß die Eingeborenen wegen dieses Diebstahls zum „Kriegmachen"* gegen uns aufgereizt worden seien. Die Boten wurden zurückgesandt, um die Eingeborenen darüber zu belehren, daß der Krieg wegen eines so kleinen Vergehens gottlos und ungerecht sei, und um ihnen vorzuschlagen, daß sie einen Preis für die Milch bestimmen und uns erlauben möchten, ihnen für das ihnen angethane Unrecht durch ein freigebiges Geschenk Ersatz zu leisten. Nach einiger Berathschlagung stimmte man diesem Vorschlage bei. Ein reichliches Geschenk an Zeug wurde gegeben und der Vorfall schien damit zu einem friedlichen Abschluß gekommen zu sein.

Als aber dieser Pöbelhaufen sich eben zu einem ruhigen Abzuge anschickte, erschien eine zweite starke Kriegermasse vom Norden her. Eine Berathschlagung folgte, zuerst ziemlich ruhig, aber es befanden sich einige hervorragende Gestalten in dem Trupp, welche ihre Stimmen erhoben, deren laute, scharfe und von fester Entschlossenheit zeugende Klänge mich instinctmäßig befürchten ließen, daß jene Schreier ihre Sache schließlich doch durchsetzen würden. Es zeigte sich eine unverkennbar kriegerische Erregtheit in ihren Bewegungen, ein emphatischer Ausdruck in ihren lebhaften Gesten und eine entschlossene grimmige Wuth in der Bewegung ihrer Köpfen nd in ihrer Körperstellung. Sie schienen sich in mürrischem Eigensinn mit denen herumzuzanken, welche Zeug für die Milch angenommen hatten, und waren offenbar bereit, selbst mit diesen zu kämpfen, wenn sie dabei beharren würden, sich ohne Blutvergießen zurückzuziehen.

Inmitten dieser peinlichen Lage erschien Sudi, ein junger Mann aus Sansibar, in hastigem Laufe auf dem Schauplatze. Er hatte einen Wurfspieß noch dicht an dem rechten Ellenbogengelenk stecken, und eine leichte Schnittwunde, die von einem ihn streifenden Speer herrühren mochte, war an seiner linken Seite zu bemerken, während eine gräßliche Wunde von einem herumgewirbelten Knotenstock an seiner Schläfe klaffte. Er berichtete, sein Bruder Suleiman läge erschlagen am Walde, westlich vom Lager.

* „Kriegmachen" ist die wortgetreue Uebersetzung von fanya vita.

Trotzdem entschlossen wir uns noch nicht zur Offensive. Wir waren eifrige Anhänger der möglichst große Zurückhaltung und Mäßigung anrathenden Lehren, und es schien mir, als wenn Livingstone sie mir erst gestern gepredigt hätte. „Haltet euch ruhig!" rief ich aus, „selbst wegen dieses letzten Mordes werde ich nicht kämpfen; wenn sie das Lager angreifen, so wird es Zeit genug sein, sich zu wehren." Zu Frank sagte ich einfach, er möge an jeden Mann ohne Lärm Munition zu zwanzig Schüssen vertheilen und unsere Leute zu beiden Seiten des Lagerthors aufstellen, sodaß sie, wenn die Eingeborenen sich zu einem Angriff auf uns entschließen sollten, selbst zum Angriff bereit wären.

Der hitzig und laut debattirende Volkshaufen hatte noch nicht endgültig beschlossen, was man thun wolle, und möglicherweise hätten die Feindseligkeiten noch verhütet werden können, wenn nicht die Mörder des jungen Suleiman, welche jetzt mit blutbefleckten Händen und triumphirend herankamen, die ganze Volksmasse gewaltsam zu der einstimmigen Meinung fortgerissen hätten, daß es am Ende am besten sein würde, „den feigen Wangwana und den weißen Männern, welche offenbar nur Weiber wären", den Krieg zu machen.

Schnell stellten sie sich nun in Schlachtordnung auf, erhoben ein lautes Siegesgeschrei, machten ihre Bogen zurecht und schossen ihre ersten Pfeile ab. Die Wangwana wurden unruhig, aber ich hielt sie in Schranken. Da die Wanjaturu kein Lebenszeichen in unserm Lager bemerkten, meinten sie ohne Zweifel, wir seien halbtodt vor Schrecken, und rückten kühn bis auf 30 m Entfernung vor, als den Wangwana und Wanjamwesi der Befehl zum Angriff ertheilt wurde; muthig stürzten diese hinaus, und der bloße Eindruck dieses Hinausstürzens trieb die Wilden auf eine Entfernung von 200 m zurück. Den Wangwana wurde darauf halt befohlen und sie wurden zum Scharmutziren deployirt.

Wir blieben noch in zuwartender Stellung ohne zu feuern. Die Wilden, welche diese außerordentliche Mäßigung nicht begriffen, gingen abermals vor. Darauf wurden die Dolmetscher gebeten, ihnen drohend anzukündigen, daß wir nicht länger zögern würden. Sie erwiderten: „Ihr seid Weiber, ihr seid Weiber; geht hin und fragt Mirambo, wie es ihm in Ituru ergangen ist." Gleichzeitig ließen sie ihre Bogen schwirren. Erst dann, als ich bemerkte, daß sie zu wild waren, um die Grundsätze der Schonung und Nachsicht zu begreifen, wurde schließlich das Commando zum Angriff gegeben. Ein lebhaftes Gefecht wurde eine Stunde lang unterhalten, und nachdem wir dann die

Wilden vertrieben hatten, wurden die Wangwana in das Lager zurückgerufen.

Mittlerweile war Frank mit sechzig mit Aexten ausgerüsteten Männern beschäftigt, eine starke Palissadenverschanzung zu bauen, und die Wangwana wurden nach ihrer Rückkehr zu dem Bau von Schützenständen an jeder Ecke des Lagers herbeigezogen. Auch holzten wir das Terrain rings um das Lager bis auf eine Entfernung von fast 200 m rein ab. Mit Einbruch der Nacht war unser Lager sicher und vollkommen vertheidigungsfähig.

Am Morgen des 24. harrten wir in unserm Lager ruhig der Dinge, die da kommen sollten. Warum sollten wir auch angreifen? Wir waren schon schlimm genug daran und brauchten wahrlich nicht noch an die Vergrößerung unsers Elends zu denken. Wir zählten nur siebzig durchaus dienstfähige Männer, denn alle übrigen waren mehr oder weniger Invaliden, furchtsame Packträger, Weiber, Eseljungen und Kinder. Die Krankenliste war beunruhigend groß; aber wir mochten es anstellen wie wir wollten, die Zahl war nicht zu verkleinern. Nachdem wir während eines Monats die Leiden einer Hungersnoth gründlich kennen gelernt hatten und mit wenigen Getreidekörnern aus der Hand in den Mund lebten, mußte natürlich unser Zustand nicht blos ein jämmerlicher bleiben, sondern sich sogar verschlimmern. Wir waren daher ganz in der Stimmung, zu beten, daß wir nicht angegriffen werden möchten, daß es uns vielmehr gestattet werden möge, das Lager ungefährdet zu verlassen.

Um 9 Uhr vormittags erschien aber der Feind wieder, sowol an Zahl als an Selbstvertrauen verstärkt, denn die nach Norden und Osten zu anstoßenden Districte waren zum „Kriege“ aufgeboten worden. Dieses Wort bedeutet nun augenscheinlich tägliche Angriffe auf unser Lager mit stündlich anwachsenden Streitkräften, bis wir selbst vielleicht auch noch die Einladung fremder Stämme im Westen zur Ausrottung der Fremden veranlaßt haben; wir selbst aber sind inzwischen in unserm festen Lager eingepfercht und sehen uns endlich vom Hunger gezwungen, uns zu ergeben, d. h. uns ohne Erbarmen hinschlachten zu lassen.

Unsere Lage als Fremde in einem feindlichen Lande ist demnach so beschaffen, daß wir als eine in einer Körperschaft vereinigte Expedition nur noch unter der Bedingung existiren können, daß wir mit aller unserer Macht und Geschicklichkeit Widerstand leisten, um den Feindseligkeiten ein Ende zu machen und uns den Zutritt zu dem westlichen Lande zu sichern. Wir warten also ihr Vorrücken gegen

unser Lager ab und treiben sie dann wie am vorhergehenden Tage aus unserer Nähe mit Gewalt hinweg. In einer halben Stunde sind unsere Leute zurückgekehrt und aus ihnen vier Abtheilungen von je zehn Mann unter ihren besondern Anführern gebildet, zwei weitere Abtheilungen von je zehn Mann werden in Reserve gehalten und noch eine weitere von zehn Mann speciell zur Vertheidigung des Lagers bestimmt. Sie erhalten den Befehl, plänkelnd nach verschiedenen Richtungen durch das feindliche Land vorzurücken und die Einwohner, wo auch immer sie dieselben finden, auf eine Entfernung von ungefähr zwei Stunden nach Osten oder Norden fortzutreiben; zugleich werden gewisse Felsenberge, der Sammelplatz des Feindes, als der Punkt bezeichnet, an welchem die Operationslinien dieser Abtheilungen zusammenlaufen sollen. Boten werden mit jeder Abtheilung ausgesandt, um mir über alles Bericht zu erstatten.

Die linke Abtheilung unter dem Befehl des Fardjalla Christie wurde bald in Unordnung gebracht und bis auf den letzten Mann getödtet, mit Ausnahme des Boten, der uns die Trauerbotschaft überbrachte und zugleich flehentlich um die Reserve bat, da der Feind sich nun gegen die zweite Abtheilung concentrirt habe. Manwa Sera wurde deshalb mit funfzehn Mann abgesandt und kam auf dem Kampfplatze gerade noch zur rechten Zeit an, um acht Leute von dieser zweiten Abtheilung retten zu können. Die dritte stürzte sich kühn auf den Feind, verlor aber sechs von ihren Leuten; die vierte, unter dem Anführer Safeni, benahm sich gut und klug und steckte jedes eingezäunte Dorf, sobald es genommen war, in Brand. Noch weitere zehn Mann, die nach dem Kampfplatz abgesandt wurden, boten Ersatz für die Verluste der dritten Abtheilung und verstärkten Safeni.

Um 4 Uhr nachmittags kehrten die Wangwana zurück und brachten Ochsen, Ziegen und Korn als erwünschte Nahrungsmittel mit. Unsere Verluste bei den Scharmützeln dieses Tages beliefen sich auf 21 gefallene Soldaten, auf einen getödteten Boten und 3 Verwundete.

Am Morgen des 25. warteten wir bis 9 Uhr vormittags, wieder in der Hoffnung, die Wanjaturu würden nun die Unklugheit einer Kampferneuerung einsehen; darin täuschten wir uns aber, denn sie erschienen wieder und offenbar so zahlreich wie je. Nach einigen ihnen schwere Verluste beibringenden Salven trieben wir sie auch an dem dritten Tage wieder weg; als aber die Wangwana in das Lager zurückkehrten, ließ ich sie, anstatt sie in Abtheilungen zu zertheilen, in einer compacten Masse vorrücken. Einige der Träger traten als

Freiwillige an die Stelle der am Tage vorher gefallenen Soldaten, und wir waren daher im Stande, eine noch immer furchtbare Frontlinie zu zeigen. Nachdem zunächst alle Dörfer in unserer Nähe zerstört waren, setzte unser Corps seinen Marsch fort und griff schließlich den Felsenberg an, welchen die Wanjaturu zu ihrer Festung auserkoren hatten, und jagte die über Hals und Kopf fliehenden Feinde in die benachbarte Landschaft, wohin wir jedoch nicht folgten.

Wir wußten nun, daß wir nicht weiter beunruhigt werden würden. Einige der am vorhergehenden Tage verlorenen Gewehre wurden den Feinden wieder abgenommen. Als wir unsere Verluste am Abend des dritten Tages zusammenrechneten, stellte es sich heraus, daß zweiundzwanzig Mann getödtet und drei verwundet waren, und daß wir zwölf Gewehre verloren und vier Kisten Munition verbraucht hatten. Die beiden Ermordeten, Kaif Halleck und Suleiman, mit eingeschlossen, beliefen sich demnach unsere Verluste in Iturn auf 24 Todte und 4 Verwundete, und da überdies 25 Mann krank lagen, so kann man sich denken, daß von seiten der Ueberlebenden große Opfer gebracht werden mußten, um diese 53 Mann zu ersetzen, und daß die möglichst zweckmäßige Einrichtung des Zuges viel Nachdenken und Scharfsinn erforderte. Zwölf Ladungen wurden den Eseln aufgepackt und zehn Anführer ausgewählt, um bis zu unserer Ankunft in Usukuma auch Gepäck zu tragen. Eine Menge von allerlei entbehrlichen Gegenständen wurde verbrannt, und am Morgen des 26. kurz vor Tagesanbruch setzten wir unsere unterbrochene Reise fort.

Die Reisegesellschaft bestand an diesem Tage aus 3 Europäern, 206 Wangwana und Wanjamwesi, 25 Weibern und 6 Knaben. Um 9½ Uhr lagerten wir auf einer Stelle, die man eine natürliche Festung hätte nennen können. Zu unserer Rechten und Linken erhoben sich zwei kleine, 30 m hohe Berge mit fast senkrechten Wänden. Hinter uns fiel ein steiler Abhang 120 m tief zum Liwumbu-Fluß hinab, sodaß der einzige Zugang nur durch die enge Kluft, durch welche wir hineingezogen waren, möglich war. Wir schlossen alsbald diese Art Thorweg mit einer dichten Wand von Reisigholz und legten uns in vollkommener Sicherheit zur Ruhe.

Dieses Lager hatte eine Höhe von 1710 m über dem Ocean und lag ungefähr 16 km von Vinjata entfernt genau nach Westen zu. Auf der einen Seite hatten wir das hochbewaldete Thal, durch welches sich der reißende Liwumbu stürzt. Seine Ufer steigen zu beiden Seiten steil empor und werden auf dem Gipfel dieses Abhangs zu abgesonderten, mit Wald bekleideten Bergen; von ihrer Basis aus ziehen sich

die Hochebenen wellenförmig in großartig imposanten bewaldeten Bergrücken hin. Nördlich vom Liwumbu zeigen die Berge jähere und steilere Abhänge als auf der Südseite.

Am 27. überschritten wir in der Morgendämmerung den Liwumbu, und sowol an diesem als an dem folgenden Tage führte unser Weg durch einen Wald von schönen Miombobäumen, der von eigenthümlichen schmalen Streifen, welche in dieser Jahreszeit ebenso viele Sümpfe bildeten, durchschnitten wurde. Außerdem fielen uns in dieser Gegend enorme kahle Felsen sehr auf, welche durch den Wald schimmerten und, aus der Ferne gesehen, großen Schlössern und Burgen ähnelten; sowie kleine Hügel, aufgethürmt aus gewaltigen Fragmenten zersplitterten Granits und aus breiten, in buckelähnlichen Formen sich erhebenden grauen Granitstücken. Eine dieser jenem Theile Afrikas eigenthümlichen Formationen hat dem Orte Mgongo Tembo, d. i. „Elefantenrücken", seinen Namen gegeben. Weit nach Süden zu kommt ein ähnlicher Hügel vor, an dem ich während meiner ersten Expedition vorüberzog; als der früher dort wohnende Häuptling nach Iramba auswanderte, hat er einer ähnlichen in seiner neuen Colonie belegenen Bergformation den Namen seines frühern Dorfes gegeben, um alte Erinnerungen zu bewahren.

Am 29. zogen wir in Mgongo Tembo ein und fanden dort diesen Häuptling, der auch unter dem phantastischen Namen bekannt ist, welchen er seinem neuen Aufenthaltsorte gegeben hat, obgleich er eigentlich Malewa heißt. Er ist streng conservativ, haßt jede Neuerung, behauptet, daß die jungen Leute heutzutage gar zu reiselustig seien, und will seinen Söhnen, er hat sechzehn, nicht erlauben, Unjanjembe oder Sansibar zu besuchen, damit sie nicht schlechte Sitten kennen lernen möchten. Er ist ein Mann von herzlichem, jovialem Wesen, wenn man ihn gewähren läßt. Vor kurzem ist er aus einem Kriege mit Maganga von Rubuga, einem Verbündeten des berüchtigten Mirambo, siegreich hervorgegangen.

Es war wol eine Zeit lang meine ernste Absicht gewesen, Mirambo ganz zu umgehen; als ich aber von seiner sozusagen allgegenwärtigen Macht immer klarere Eindrücke empfing, vermochte ich nicht einzusehen, wie das System der Forschung, dessen Plan ich in meinem Geiste entworfen hatte, praktisch durchgeführt werden könne, wenn ich mich auf meinen Wanderungen von ihm immer weit entfernt hielt. Während meiner ersten Expedition waren einige meiner Leute in einem Kampfe mit ihm umgekommen, und als ich mit Livingstone zusammen nach Unjanjembe zurückkehrte, erfuhren wir, daß er an seine arabischen

und eingeborenen Feinde mit außerordentlicher Schnelligkeit sehr wirksame Schläge austheile. Seitdem wir Ugogo verlassen hatten, hörten wir auch auf dieser Expedition täglich etwas von ihm. Eines Tages rückte er gegen Kirirumo vor, an einer andern Stelle stand er irgendwo in Utaturu in der Nähe unserer Flanken. Er kämpfte mit Ituru und verlor nach der Angabe des Häuptlings von Mgongo Tembo zwei Monate vor unserm Einzuge in dessen Land 1110 Mann. Mgongo Tembo, welcher die Bewegungen des überallhin Schrecken verbreitenden Häuptlings mit wachsamen Augen beobachtete, theilte uns mit, daß Mirambo auf dem vor uns liegenden Terrain im Kampfe mit den Wasukuma begriffen sei. Mgongo Tembo sagte uns ferner, indem er uns dadurch zugleich eine Erklärung der durch nichts herausgeforderten Angriffe der Wanjaturu auf uns gab, wir hätten das Herz des uns geschenkten Ochsen dem Zauberarzte in Vinjata nicht überlassen sollen, da die Wanjaturu glaubten, daß wir durch den Verlust dieses blutverbreitenden Organs unsere eigenen Leiber hätten schwächen lassen und eine leichte Beute für sie sein würden. „Die Wanjaturu sind Räuber und Söhne von Räubern", sagte er mit grimmiger Geberde, nachdem er auf die umständliche Erzählung alles dessen, was wir in Ituru erfahren, gelauscht hatte.

Nach einer uns sehr nothwendigen zweitägigen Rast in Mgongo Tembo, und nachdem unsere Mannschaft durch acht Pagasi und zwei Führer verstärkt und wir durch günstige Berichte über das vor unserer Front liegende Land ermuthigt worden waren, zogen wir am 1. Februar in Mangura ein, das in Usukuma in der Nähe eines seltsamen, einen Wald von Borassus- oder Delebpalmen enthaltenden Thales liegt. In den Strombetten der verschiedenen Gewässer, welche wir an diesem Tage überschritten, bemerkten wir Granitdämme, blauen Schieferthon, Basalt, Porphyr und Quarz.

Jenseit Mangura, ungefähr 10 km westlich davon, lag Igira, eine Ansiedelung von zerstreut stehenden Gehöften und mit einer Aussicht auf die prächtige Luwamberri-Ebene, in einer nach dem Siedepunkt bestimmten Höhe von 1634 m. Die Meereshöhe eines in dieser Ebene eingerichteten Lagers gab derselbe Apparat auf 1362 m an. 16 km weiter zeigte der Siedepunkt neben einem träge fließenden, grabenähnlichen Flüßchen 1295 m, eine Höhe, welche die des Victoria-Sees nur um 30 m überragt.

Bis nach Igira hin gedieh der Miombobaum; als wir aber in die Ebene hinabstiegen und die Höhe über dem Meeresspiegel sich bis auf 1220 m verminderte, bemerkten wir, daß der Baobab in der

Vegetation die Hauptrolle spielt, aber bald nachher dornigen Akazien und mannichfaltigem Gesträuch Platz macht, auf das dann der Reihe nach wieder weite Flächen lohfarbenen Grases folgen.

Die Luwamberri-Ebene — mit ihrer Breite von beinahe 60 km, ihrer, was die Ausdehnung des Niveaus gegen Nordnordwest betrifft, unbestimmten Länge, ihrer geringen Erhebung über den Victoria-See und mit den von den Wogen ausgehöhlten Abhängen, den bedeutenden Bodenerhebungen, welche sie an der Ost- und Südseite einschließen — scheint mir in frühern Zeiten ein langer Arm des großen Sees gewesen zu sein, welcher in dieser Periode der Reise als unser Hauptziel in weiter Ferne vor uns lag. Ungefähr 25 km von Igira trifft man auf ein träges Flüßchen mit einer kaum bemerkbaren Strömung nach Norden; aber obgleich dasselbe zu der Zeit, als wir es durchwateten, unbedeutend war, so zeigten sich doch an dem hochgewachsenen Grase gewisse Spuren, welche bewiesen, daß es während der Regenzeit fast $1\frac{1}{2}$ km breit und sehr tief sein muß. Mehrere Nullahs oder Berggewässer in Schluchten hatten stagnirendes Wasser; als wir sie aber weiter hinauf verfolgten, so zeigte es sich, daß sie ihren Abfluß in den breiten Kanal haben.

Mitten in der wagerechten Ebene erhebt sich eine merkwürdige Anhöhe, wie eine mit einem Hain bekränzte Insel, wohin das Wild, von dem die Ebene wimmelt, sich während der nassen Jahreszeit flüchtet. Zu der Zeit, als wir sie durchzogen, schwärmte es aber in zahlreicher Menge auf der Ebene umher — Giraffen, Zebras, Gnus, Büffel, Springböcke, Wasserböcke, Kudus, Hartebeests, wilde Eber und verschiedene Arten der kleinern Antilopen; und auch an Vögeln gab es Ueberfluß: Ibisse, Feldlerchen, Fischweihen, Königsfischer, Sporenflügelgänse, Enten, Geier, Flamingos, Pelikane und Kraniche.

Da ich eine so reiche Auswahl vor mir hatte, so wird man es wol begreifen, daß die Wangwana und Wanjamwesi, welche jetzt mit der in Mangura und Igira erlangten Verstärkung 280 Mann zählten, ernstlich die Hoffnung hegten, daß ich bei der Jagd, der ich mich, unterstützt von meinem treuen Factotum Billali, jetzt hingegeben hatte, gute Erfolge erzielen würde. Ich schoß auch an dem einen Tage eine Giraffe und eine kleine Antilope, am folgenden in der Nähe der bewaldeten Anhöhe in der Mitte der Ebene fünf Zebras; und am dritten Tage schoß ich am westlichen Rande zwei Gnus, einen Büffel und ein Zebra und steckte außerdem zwei Sporenflügelgänse, vier Perlhühner und fünf Enten in meine Jagdtasche. Fleischkost war jetzt in unserm Lager fast werthlos geworden. Das Fleisch wurde auf

verschiedene Arten zubereitet: entweder geschmort, gebraten, geröstet oder gehackt und in Kuchenform angerichtet. Einige von den Wanjamwesi trugen außer ihrem 60 Pfund schweren Zeugballen noch ungefähr 35 Pfund getrocknetes Fleisch.

Am Westrande dieser grasreichen Ebene überschritten wir den Itawa-Fluß, der breit, aber mit Gräsern vollgestopft ist und langsam fließt. Wir lagerten darauf in einer Oertlichkeit, welche nur für die Baobabbäume und Mimosen günstig zu sein schien. Nachdem wir vom Itawa aus nach Westen einige Stunden weiter marschirt waren, überschritten wir den seinen Lauf nordnordöstlich gegen die Luwamberri-Ebene hin richtenden Gogo-Fluß. Hier gelangten wir zu dem am weitesten nach Osten zu belegenen Punkte einer Kette von niedrigen Hügeln mit abgestumpften Gipfeln. Diese dem Auge angenehmen, mit wogendem Gras und darüber verstreuten dünnen Zwerggebüschen bedeckten Hügel bestanden aus kieselartigen, Feldspat enthaltenden Felsen, deren Schichtenlager senkrecht, an andern Stellen dagegen schräg war und deren Abdachung sich nach Nordwesten richtete. Die Abhänge der Hügel waren mit einzelnen Stücken dieses Felsgesteins und deren Fuß mit kleinen flachen Steinen dicht bedeckt. Die darunter liegende Ebene zeigte dicht an diesen Bergen ausgedehnte Betten desselben Felsgesteins, das an einzelnen Stellen darüber emporstieg und in großen Platten offen lag.

Am 9. Februar zogen wir quer durch die Nanga-Schlucht, kamen am folgenden Tage, allmählich emporsteigend, an den Seligwa, der in den Liwumbu einmündet, und erreichten, nachdem wir dem Laufe dieses Flusses eine Stunde weit gefolgt waren, das gastliche Dorf Mombiti. Von hier aus zogen wir bequem in das reiche Land Usukuma ein, wo der Reisende, wenn er sonst über Geldmittel verfügen kann, sich vor der Gefahr einer Hungersnoth nie zu fürchten braucht.

Die Producte des reichen Hochlandes wurden uns hier zu Füßen gelegt, und man muß zugeben, daß die reichen Vorräthe an Getreide, Bohnen, Kartoffeln, Wicken, Sesam, Hirse und sonstigen Nahrungspflanzen, wie z. B. Melonen und verschiedene Gartenkräuter, ferner Honig und Taback, was wir alles in Mombiti kaufen konnten, gleichsam eine Prämie waren, welche sich die Theilnehmer an der Expedition nach langen Entbehrungen redlich verdient hatten. Die Zahl der von den Leuten geschlachteten Hühner und Ziegen war enorm. Bedeutende Rückstände an Belohnungen für manche ausgezeichnete Probe verdienstlicher Leistungen, die sie abgelegt hatten, war ich ihnen schuldig geblieben, und hier wurde ich abermals mit der schmeichel-

haften Benennung beehrt, welche mir drei Jahre früher in Afrika gegeben worden war: „Der weiße Mann mit der offenen Hand" (Huyu Msungu n'u fungua mikono).

Durch die Belohnungen, die sie empfingen, wurden die Wangwana und Wanjamwesi, Männer, Weiber und Kinder, in den Stand gesetzt, sich zu ihrem Entzücken den Magen vollzustopfen, und der Mahnruf des Hungers, des hagern Gespenstes, war nun endlich verstummt. In Festfreuden und ausschweifenden Schmausereien brachten wir drei Tage in Mombiti zu.

Ein frischer Trupp von Trägern wurde hier angeworben, um den so lange von Leiden heimgesuchten Leuten Erleichterung zu verschaffen, und mit frischem Muth und neubelebter Kraft, Reservevorräthe von allerhand Leckerbissen auf den Schultern tragend, drangen wir in das dichte Gebüsch in der Richtung des Monangah-Thales und Usihas ein, indem wir diesen Weg der stets Störungen und Beunruhigungen ausgesetzten Route über Usanda, Nguru und Masari vorzogen. Mirambo befand sich auch, wie man meldete, in der Nachbarschaft von Masari und umschwebte unsern Pfad wie ein Phantom.

Während des zweiten Tagemarsches, von Mombiti aus, unterlag Gardner, einer der treuen Begleiter Livingstone's auf seiner letzten Reise, einem heftigen Anfall von typhösem Fieber. Wir trugen den Leichnam bis in das Lager, und nachdem wir ihn bestattet, errichteten wir einen Steinhaufen über seinem Grabe an dem Vereinigungspunkte zweier Straßen, von denen die eine nach Usiha, die andere nach Iramba führt. Seine letzten Worte waren: „Ich weiß, daß ich im Sterben liege. Laßt mein Geld (370 Dollars), welches Tarya Topan in Sansibar in Verwahrung hat, vertheilen. Laßt eine Hälfte meinem Freunde Djuma zukommen und die andere Hälfte diesen meinen Freunden — er wies dabei auf die Wangwana —, daß sie mir damit das Todtenfest feiern mögen." Diesem treuen Mann zu Ehren wurde das Lager nach seinem Namen „Camp Gardner" genannt.

Ein allmählich von den Bergrücken und dem wellenförmigen Hochland bergab gehender Weg brachte uns in das breite, braune Thal des Liwumbu oder des Monangah, wie die Wasukuma jetzt den Fluß nannten. An der Furt war der Monangah in dieser Jahreszeit 27 m breit und 1 m tief, mit einer Stromgeschwindigkeit von ungefähr $1^1/_2$ km in der Stunde; aber aus verschiedenfarbigen Merkzeichen und Wasserlinien hoch über seinem gegenwärtigen Niveau ersieht

man, daß er während der Regenzeit beträchtlich steigt. Einige Berge am Südufer zeigten dieselben Formationen des in Kiesel verwandelten feldspathaltigen Gesteins, wie sie in der Nähe des Gogo-Flusses sichtbar wurden. Giraffen, welche hier das Laub der Zwergakazien fressen, waren in Menge vorhanden, die Gegend aber zu frei und offen, um nahe genug an sie herankommen zu können. Es gelang mir aber auf einem Jagdausflug, welchen ich am Abend machte, einen Springbock, der sich verlaufen hatte, zu Fall zu bringen.

Als wir den Monangah verließen, schlugen wir eine nördliche Richtung ein durch eine pfadlose Gegend, welche mit Elefantenspuren, durch Nashörner aufgewühlten Kothlachen und Vertiefungen überdeckt war, welche Sümpfe mit grauem Schlammwasser enthielten. $6^1/_2$ km von dem Flusse lag die Kirira-Spitze nach Westnordwest, Usanda West zu Nord, Wanhinni nach Nordnordwest und Samui West zu Süd. Eine Kette von Bergkegeln lief von Samui aus nach Wanhinni.

Indem wir einen Bergrücken, welcher das Thal des Monangah im Norden begrenzt, überstiegen und seinem Kamme nach Westen zu folgten, kamen wir am Morgen des 17. Februar im östlichen Usiha an. Als wir die kegelförmigen Hütten der Eingeborenen gewahr wurden, schickten wir einen unserer eingeborenen Führer voraus, um ihnen anzukündigen, daß sich eine Karavane von Wangwana nähere, und um Friedensbotschaften zu überbringen und Versicherungen unserer wohlwollenden Absichten zu geben. Während dies geschah, fing aber einer der Unjamwesi-Esel ganz entsetzlich an zu schreien, und dies hätte beinahe ernste Verwirrungen herbeigeführt. Auf einem seiner frühern feindlichen Einfälle scheint der gefürchtete Mirambo einen Unjamwesi-Esel besessen zu haben, der iahte und, wie die Gänse des römischen Capitols, den Angriff des Feindes verrieth. Deshalb beharrten die Eingeborenen bei der Behauptung, daß dieser Esel auch Mirambo gehören müsse, trotz des energischen Ableugnens unsers Führers; eine kurze Zeit befand sich derselbe in wirklicher Lebensgefahr. Sie ergriffen und banden ihn und würden ihn wahrscheinlich aus der Welt geschafft haben, wenn nicht die vom Dorfe ausgesandten Kundschafter unter herzlichem Gelächter über den von dem bösartigen Esel verursachten Schrecken zurückgekehrt wären.

Mit Usiha beginnt eine sehr schöne, zur Viehzucht benutzte Gegend, welche erst am Victoria-Njansa endigt. Von dem Gipfel eines der wie hingezaubert daliegenden grauen Felshaufen, welche dieselbe charakterisiren, kann man sich jenem unaussprechlichen Zauber hingeben, mit welchem ein scheinbar schrankenloser Horizont auf uns einwirkt.

Nach allen Richtungen streckt sich nach demselben die Fläche eines ungeheuern Kreises hin, der mit ganz eigenthümlichen Naturbildern angefüllt ist; da liegen isolirte Berge, wie Außenwerke, große Klippenmassen zerspaltener Felsen mit spitzwinkeligen Contouren und rundlich emporragende Erdhügel, und dazwischen dehnt sich und schwillt in niedrigen, breiten Wellen eine grüne Grasebene, auf der, in kleinen Heerden verstreut, Tausende von Rindern grasen.

Mit derselben Lust und Begierde, mit welcher die Wangwana nach den ihre Lebenskräfte angreifenden Leiden bei ihren Schmausereien in den Tagen des Ueberflusses zu Mombiti schwelgten, versenkte ich meine Blicke in diese weit ausgedehnten Fernsichten, die an Contrasten und angenehmen Ueberraschungen so überreich waren. Indem mir das Landschaftsbild der lohfarbenen Ebenen von Monangah mit ihrem durstigen und dürren Aussehen noch lebhaft vorschwebte, hatte ich jetzt einen solchen Hochgenuß, als wenn ich einen Zauberstab besäße und mittels desselben rings um mich her die weiten Ebenen von Sussex mit ihrem wonnigen Grün hätte emporsteigen lassen. Ich setzte mich allein auf der höchsten Spitze des grauen Felsens nieder. Nur mein Büchsenträger war in meiner Nähe; er schien aber stets gleichsam intuitiv meine jedesmalige Gemüthsstimmung zu kennen. Ich schwelgte deshalb ungestört in dem ruhig milden Genusse der herrlichen Aussicht. Die Stimmen der Wangwana drangen dann und wann, doch durch die Entfernung geschwächt, zu mir herauf, sonst würde ich mich, während ich dort oben saß, ganz in der Täuschung verloren haben, daß die gesammte düstere Vergangenheit und die Gegenwart mit ihrer strahlenden Schönheit nur ein Traum sei.

Nachdem der Reisende 1000 km vom Weltmeer aus bis Usiha zurückgelegt hat, wird er, mag er noch so phlegmatisch sein, sicherlich bei dem Anblick dieser schönen, vielverheißenden Naturscene von Wonne erglühen. Der köstliche Geruch des jungen Grases und der Rinderheerden weht ihn von der Ebene aus frisch an und erinnert ihn an alte Eindrücke und Erlebnisse in der heimatlichen Farm, an Milch und Käse, an das verstohlene Naschen aus Sahntöpfen; aus den umpfählten Bomas (Umzäunungen) und den mit Hecken eingeschlossenen Dörfern steigt zu meinem Ohre das Blöken junger Kälber und das Gebrüll der Kühe empor, welche sich nach Futter umschauen, und ich konnte Heerden von Böcken und Ziegen sehen und Schafe mit den eifrig neben ihnen wachenden Hirtenjungen — die gesammte Naturansicht so friedlich und idyllisch, daß sie einen tief rührenden Eindruck auf mich machte.

Am 19. Februar sah der anbrechende Tag unsere erfrischte Reise-

gesellschaft sich durch das wellenförmige Weideland auf und nieder winden, in Begleitung von Hunderten der liebenswürdigen Eingeborenen, welche mit unsern Leuten heitere Scherze austauschten und uns durch ihr sorgloses und schallendes Gelächter anzeigten, daß sie sich über unsern Besuch in ihrem Lande herzlich gefreut hatten. „Kommt noch einmal wieder!" riefen sie, als sie sich zur Heimkehr wandten, nachdem sie uns fast 5 km weit auf unserm Wege escortirt hatten, „kommt nur, und ihr werdet stets willkommen sein."

Wir waren seelenvergnügt, mit so weiter Aussicht zu beiden Seiten marschiren zu können. Wir fühlten uns frei und weideten uns zum ersten mal an dem stolzen Gefühle eines Beherrschers der Welt, zu welchem, wie es heißt, der Mensch geboren ist, das uns aber auf unserm ganzen Wege vom Ocean bis zu den Grasebenen von Usukuma leider fremd geblieben war. Auf der einen Hälfte des ganzen Raumes hatten wir, wie es mir scheint, unsern Weg durch die niedrigern Regionen der Vegetation — durch das dichte, verstrickte Gewirr des üppig emporgewachsenen Buschwerks — gleichsam hindurchgepflügt, oder wir waren umhergekrochen wie ein Heer von Ameisen, als sich die unschönen, hohen Grasarten der Küstenländer, der Luwamberri- und Monangah-Ebenen wie ein Rohrwald über unsern Häuptern aufthürmten. Die Miombo-Haine von Uveriveri und die waldbedeckten Bergrücken, die, als die fernsten Gewässer, ihre krystallhellen Flüsse und Bäche Aegyptens heiligem Strome zuführen, hatten uns, obgleich auch sie ziemlich offen waren, doch nicht mit einem so vollen, unbeschreiblichen Gefühle der Freiheit begeistert, wie dieses offene, mit kurzem Gras bewachsene Land, in dem wir uns jetzt befanden.

Eine recht klare Anschauung von den rauhen und schroffen Felshaufen, welche einer Landschaft, die sonst eintönig hätte erscheinen können, durch angenehme Abwechselung Relief gaben, kann man beim Anblik der Abbildung der Felsen von Wesi erhalten. Sie sind ausnehmend pittoresk wegen ihrer massenhaften und ganz ungewöhnlichen Formen, und ihr Effect erhöht sich noch in der Entfernung und zaubert uns Burgruinen oder uralte Baulichkeiten vor.

Die Zahl der zwischen Usiha und Wandui liegenden Dörfer war groß. Süßwasserquellen sprudelten auf allen Seiten hervor, besonders aus dem uns gegenüberliegenden untern Saume der Granitberge, welche wie Mauern sich an der Seite der breiten, von der Natur gebildeten Straße hinziehen, an deren oberm Ende die Hauptstadt des Königs von Usiha im Schatten von herrlichen Baobabbäumen und förmlich Lauben bildenden Massen von Euphorbien liegt.

Auf unserm Marsche von Wandui nach Mondo wurden wir am 20. Februar von den kriegerischen Eingeborenen nochmals für Mirambo gehalten, aber das Misverständniß führte zu nichts weiterm als zu Kriegsgeschrei, das in langgehaltenen, tiefen, vollen und melodischen Tönen hundertstimmig sich über das Land verbreitete, eine demonstrative Veranschaulichung der Art und Weise, wie sie uns massakrirt haben würden, wenn wir wirklich und leibhaftig Mirambo mit seiner Bande gewesen wären. Sobald auch nur das Gerücht meldet, daß Mirambo ihre Nachbarschaft heimsuche, so werden sie, je näher er kommen soll, um so mehr von Angst und Unruhe erfüllt. Ganz Wandui und Usiha geräth plötzlich in Aufregung, wenn man die Rinderheerden im Schrecken vor einem Raubthier fliehen sieht, und sogleich wird das Geschrei: „Mirambo, Mirambo!" erhoben und von jeder Anhöhe hallt der Alarmruf wider, bis der von Usiha bis Usanda und von Masari nördlich bis Usmau gefürchtete Name tausendfach wiederholt wird. Dann zanken sich vielleicht zwei Nachbardörfer, von denen das eine findet, daß es ein blinder Lärm war, miteinander und werden handgemein, und mitten in ihrem localen Krieg erscheint Mirambo wirklich, wie wenn er aus dem Boden hervorwüchse, und greift beide an.

Nördlich von Mondo bis nach Abaddi oder Baddi, bisweilen auch Abatti genannt, dehnte sich die Gegend, frei und offen wie ein Park ohne Wald, nur hier und da mit einem einzelnen Strauch oder Baum, in Wellenlinien aus. Das Gras war nur zollhoch. Einzelne Hügel mit Felsgipfeln kamen indeß noch immer häufig als dieser Gegend eigenthümliche Naturbildungen vor. Alle erwachsenen Männer gingen in Abaddi fadennackt umher, aber ihre Weiber waren mit steifen Fellen und halb gegerbten Kuhhäuten bekleidet. Die Rinder-, Ziegen- und Schafheerden waren so zahlreich, daß dieses prächtige Parkland von ihnen oft geradezu weiß aussah.

Die folgende kurze Liste wird dazu dienen, über dieses in seinem Ueberfluß außerordentliche Land weitern Aufschluß zu geben.

	Preise in Abaddi:	(in Ugogo:)
1 Ochse	6 Yards* Bettleinwand	48
1 Ziege	2 „ „	12
1 Schaf	2 „ „	10
1 Hühnchen	1 Halsband	5—10
6 Hühnchen	2 Yards Bettleinwand	12
40 Kubaba Mtama**	4 „ „	16

* 1 Yard = 91,438 cm.

** Kubaba ein Getreidemaß, etwa eine Tagesration. Mtama oder Matama = Kaffernkorn, Negerhirse, Sorghum.

Die rechts in Klammern beigesetzten Zahlen geben vergleichungsweise die wenigstens vier-, aber auch selbst achtmal höhern Preise in Ugogo an.

Die Dörfer in diesem Theile von Usukuma sind mit Euphorbienhecken umgeben. Der Milchsaft dieser Pflanze (bei uns gehört die Wolfsmilch zu dieser Gattung) ist äußerst beißend, und wenn ein Tropfen davon auf ein zartes Organ, wie z. B. das Auge, gespritzt wird, so ist der dadurch verursachte Schmerz fast unerträglich. Mein armer „Jack“ verlor ein Auge, als er einen Ichneumon in eine solche Hecke hineintrieb.

Unser nächster Lagerplatz war Marja, 24 km nordnordöstlich von Mondo und 1463 m über dem Meere. Wir hatten noch immer die prächtige Ebene mit ihren welligen Linien, ihren Bergen mit Felsenkämmen, ihren Rinderheerden und reizend gelegenen Dörfern in Sicht, aber die Dorfbewohner, obgleich Wasukuma, waren die lärmendsten und unverschämtesten Menschen, denen wir bisjetzt begegnet waren. Einer der Häuptlinge bestand darauf, die Zeltthür zu öffnen, während ich nach dem langen Marsche ausruhte. Ich hörte, wie die Zeltjungen ihre Einwendungen dagegen erhoben, mischte mich aber nicht eher in diese Debatten, als bis der Häuptling die Thür gewaltsam öffnete und die Bulldoggen „Bull“ und „Jack“, welche eben auch eine wohlverdiente Ruhe genießen wollten, plötzlich auf ihn los sprangen und ihn in die Hände bissen. Der Schrecken des Häuptlings war unbeschreiblich, da er zu glauben schien, daß der weiße Mann im Zelte sich in zwei grimmige Hunde verwandelt habe, und da er auf einen solchen Empfang natürlich nicht im geringsten vorbereitet war. Ich befreite ihn schnell aus seiner Lage und erwarb mir seinen Dank und zugleich seine Hülfe bei unsern Bemühungen, den Pöbelhaufen in eine mehr maßhaltende Stimmung zu versetzen.

Ein 26 km langer Marsch, nordnordwestlich durch wasserlose Dschungel, brachte uns am 24. nach Süd-Usmau. Die einheimischen Reisenden in dieser Gegend sind im Besitz von kugelförmigen, im Lande selbst verfertigten Glocken, die sie beim Aufbruch zur Reise sehr lärmend, aber nicht ganz unharmonisch erklingen lassen, um die Weiber zu ihren täglichen Dienstleistungen zu wecken.

Die Reise nach Hulwa in Nord-Usmau begann damit, daß wir durch ein dichtes Wäldchen am Fuße einiger felsigen Berge zogen, welche von Marja, 50 km südlich, deutlich sichtbar gewesen waren. Eine Menge Affen hielt ihre Gipfel in langen Linien besetzt und schaute verächtlich auf die lange Reihe von zweifüßigen Individuen

hernieder, welche zum Lasttragen verurtheilt waren. Wir stiegen dann zu einem breiten und stark bevölkerten Becken hinab, worin uns die Dörfer mit ihren Euphorbienhecken als ebenso viele frisch grünende Ringe erschienen. Große Bruchstücke und Haufen von zerspaltenem Granit-, Gneis und Trappfelsen wurden noch immer in unregelmäßigen Formen wie schmückende Kränze auf den Berghöhen bemerkt.

Durch eine ähnliche Scenerie reisten wir nach Gambatschika in Nord-Usmau, welches 1400 m hoch über dem Meere und 21 km von Hulwa entfernt liegen. Indem wir uns der Ansiedelung näherten, eröffnete sich uns auf Augenblicke die Aussicht auf die in weiter Ferne am nördlichen Horizont aufsteigenden Berge von Urirwi und im Nordosten auf die Manassa-Höhen, welche, wie uns die Eingeborenen berichteten, die Ufer des großen Sees bilden.


Njamwesi-Träger.

Am Morgen des 27. Februar standen wir früh auf und machten uns zu einem 30 km langen Marsche reisefertig, der um 4 Uhr nachmittags im Dorfe Kagehji endigte.

Die Leute faßten die Wichtigkeit dieses langen Tagemarsches ebenso scharf auf und hatten ebenso vollkommenes Verständniß für alles, was diese abschließende Tagereise nach Kagehji ihren ermüdeten Körpern versprach, wie wir Europäer. Wie wir selbst, sahen auch sie freudig viele Wochen vor sich, wo wir alle uns von unsern Anstrengungen erholen und dabei Ueberfluß an guten Nahrungsmitteln haben würden.

Als das Hornsignal: „Macht euch auf den Weg!“ ertönte, antworteten die Wanjamwesi und Wangwana darauf mit Freudengeschrei und dem lauten Ruf: „Ja wahrlich, ja wahrlich, so Gott will!“ und ihre freudig erregte Begeisterung war ansteckend. Auch die Eingeborenen, welche sich in Massen versammelt hatten, um Zeugen unserer Abreise zu sein, wurden davon ergriffen und spornten unsere Leute an durch die Versicherung, daß der See nicht sehr weit entfernt sei — „nur ein Spaziergang von zwei bis drei Stunden“.

Wir zogen in die Thalbecken und Mulden des Landes hinab, überstiegen einen Bergrücken nach dem andern, durchwateten verschiedene Strombetten und Bergwässer, zogen durch bebaute Felder und

durch Dörfer, in denen es stark nach Rinderheerden roch, an Gruppen gutmüthiger Eingeborenen vorbei, bis wir endlich, indem wir einen langgedehnten allmählich steigenden Abhang hinaufzogen, plötzlich an der Front ein Hurrahgeschrei hörten. Jetzt wußten auch wir und die Leute des Nachtrabs, daß die Vordersten den Großen See zu Gesicht bekommen hatten!

Frank Pocock schritt ungestüm vorwärts, bis er die Höhe des Berges erstiegen hatte. Er schaute lange mit umherschweifenden Blicken aus, schwenkte seinen Hut und kam mit freudestrahlendem Gesicht zu uns herunter, indem er uns enthusiastisch mit dem Feuer der Jugend und Begeisterung zujauchzte: „Ich habe den See gesehen, er ist großartig.“ Frederick Barker, der unter Schmerzen auf einem Esel ritt und ermüdet über seine Krankheit und über die Länge der Tagereise seufzte, hob seinen Kopf empor und lächelte seinem Kameraden seinen Dank zu.

Alsbald erreichten auch wir die Höhe des Berges, wo, wie wir fanden, der Zug halt gemacht hatte, und der erste rasche Blick zeigte uns einen langen, breiten Wasserarm, welchen die blendende Sonne in eine Silberfläche verwandelte, etwa 180 m unter uns und $4^1/_2$ km entfernt.

Eine sorgfältigere und detaillirtere Besichtigung des ganzen Terrains ergab, daß der Berg, auf welchem wir standen, allmählich zu einem Golfe oder einer breiten Bucht abfiel. Dieselbe war umsäumt mit einer Linie von wallendem grünen Schilfrohr und an der Küste mit dünnen Hainen schattiger Bäume; am Ufer lagen mehrere aus kegelförmigen Hütten bestehende Dörfer. Jenseit derselben dehnte sich der See wie eine Silberfläche weit gen Osten aus und weiterhin quer durch Gebirge, bis ihm dunkelblaue Hügel und Berge eine Schranke setzten. Mehrere kleine graue Felseninseln sahen auf den ersten Blick arabischen Dhaus mit weißen Segeln täuschend ähnlich. Die Wanjamwesi stimmten nun ihren Triumphgesang an:

Singt, o Freunde, singt; die Reise ist beendet;
Singt laut, o Freunde, singt dem großen Njansa.
Singt alle, singet laut, o Freunde, singt dem großen See;
Werft euern letzten Blick den Ländern hinten zu und wendet dann euch um zum See.

Vor langer Zeit verließt ihr eure Lande,
Verließet Weib und Kind, die Brüder und die Freunde,
Sagt mir, habt je ihr einen See gesehen wie diesen,
Seitdem die große Salzsee Ihr verlassen?

Chor.

So singt denn, Freunde, singt! Die Reise ist beendet;
Singt laut, o Freunde, singt diesem großen See!

Gar hold und süß und gut ist dieser See,
Doch eure See ist salzig, schlecht, zum Trinken nicht geeignet;
Wie Wein ist dieser See für Durstige zu trinken,
Die Salzsee — bah! — sie macht die Menschen krank.

Erhebet eure Häupter, Männer, schaut umher!
Versucht, ob ihr sein Ende könnet sehn.
O seht, Halbmonde streckt er weit hinweg,
Der große, liebliche Süßwassersee!

Wir kommen aus dem Usukuma-Land,
Dem Land der Weiden, Rinder, Schafe, Ziegen,
Dem Land der Braven, Krieger und der Starken,
Und seht! Dies ist der weitbekannte Usukuma-See.

Ihr Freunde, ihr habt uns zu anderer Zeit verspottet.
Ah ha! Wangwana. Nun, was sagt ihr jetzt?
Ihr habt das Land gesehn und seine Weid' und Heerden
Jetzt seht ihr den weitbekannten Usukuma-See!

Kaduma's Land liegt vor uns da, dort unten,
Er ist an Rindern reich, an Schafen und an Ziegen.
Der Msungu ist gar reich an Zeugen und an Perlen!
Er hält die Hände offen und sein Herz ist frei.

Schon morgen muß der Msungu stark uns machen
Mit Fleisch und Bier, mit Wein und Korn,
Wir werden tanzen und den lieben Tag lang spielen
Und essen und trinken, und singen und spielen.

Ich habe in der obigen möglichst wortgetreuen Uebersetzung keinen Reimversuch gemacht — der junge, hübsche und muthige Koryphäe, der die harmonisch klingenden Strophen mit so erstaunlichem Effect vortrug, hatte dies ja auch nicht gethan. Der Gesang war, obgleich extemporirt, von ausnehmend dramatischer Wirkung, und wenn der Chor einfiel, so ließ er die Berge von seinen wilden und sonderbaren Klängen widerhallen. Durch die muntere Musik neu belebt, ließen wir die Flaggen im Winde flattern und zogen in langer Reihe langsam an den Abhängen hinunter den Feldern von Kagehji zu.

Ungefähr einen Kilometer von den Dörfern überraschte uns der Anblick von Hunderten von Kriegern, die, bis an die Zähne bewaffnet und mit einem Kopfputz von Federn, in vollem Laufe auf uns los kamen und auf ihrem Wege uns Proben ihrer Geschicklichkeit im Bogenschießen und Speerwerfen gaben. Zuerst waren sie durch unsere lange, am Berge sich hinabziehende Procession beunruhigt worden, da sie wähnten, daß es der allgegenwärtige Mirambo und seine Streitmacht sei, aber obgleich sie ihren Irrthum einsahen, glaubten sie doch diese günstige Gelegenheit, ihre Tapferkeit zu zeigen, nicht unbenutzt lassen zu dürfen, und gewährten uns also mit diesem Kriegs-

spiel an der Seite unsers Zuges eine Unterhaltung. Sungoro Tarib, ein arabischer Resident in Kagehji, schickte auch einen Boten, um uns willkommen zu heißen und zugleich uns einzuladen, Kagehji zu unserm Lagerplatz zu wählen, da Fürst Kaduma, der Häuptling von Kagehji, sein treuer Verbündeter sei.

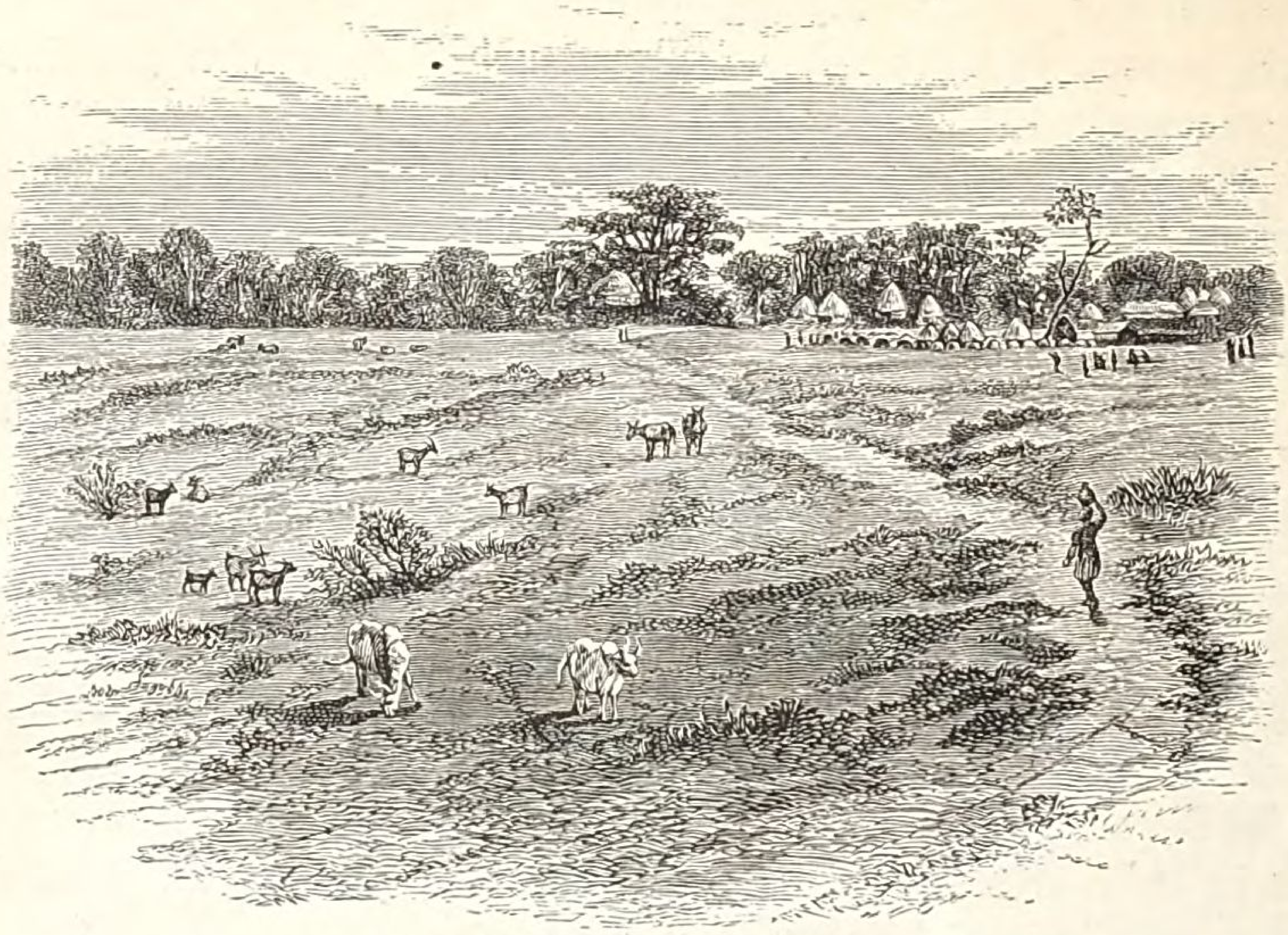


Frank Pocock.
(Nach einer vom Verfasser in Kagehji aufgenommenen Photographie.)

Nach kurzer Zeit waren wir in das armselig aussehende Dorf eingezogen und Kaduma wurde von Sungoro leicht dazu vermocht, den Fremdlingen seine Gastfreundschaft anzubieten. Eine kleine kegelförmige Hütte von ungefähr 6 m Durchmesser, mit nur dürftigem Licht und einem starken Geruch nach thierischen Stoffen, das Dach wimmelnd von dreisten Ratten, welche mit boshafter Hartnäckigkeit fortwährend aus ihren Löchern im Strohdache heraus- und in dieselben zurückhuschten und über die Wände hinliefen, wurde mir als

Vorrathsraum zur Verfügung gestellt. Eine zweite kleine Hütte wurde meinen Gefährten Frank Pocock und Fred Barker zum Quartier angewiesen.

Als ich am Abend unserer Ankunft in diesem elenden Dorfe am Njansa die Zahl der auf unserer Reise zurückgelegten englischen Meilen (statute miles), wie sie an zwei Schrittmessern nach genauer Schätzung und mittels der Taschenuhr gemessen waren, zusammenzählte, fand ich, daß ihre Zahl 720 (1158,5 km) betrug. Die darauf verwandte Zeit — vom 17. November 1874 bis zum 27. Februar 1875 inclusive — stellte sich auf 103 Tage, welche in 70 Marsch- und 33 Rasttage zerfielen, woraus man ersehen wird, daß unsere Tagesmärsche im Mittel etwas über 10 Meilen (16,55 km) Länge hatten. Da aber solche Rasttage absolut nothwendig sind, so dürfte die richtige Methode, die Geschwindigkeit der Reise festzustellen, darin bestehen, daß man die Rast- und die Marschtage zusammenzählt und mit dieser Gesammtzahl in die totale Entfernung dividirt. Dadurch wird die Geschwindigkeit auf täglich 7 Meilen ($11^1/_4$ km) reducirt.



Kagehji vom Seeufer aus gesehen.
(Nach einer Photographie.)

Siebentes Kapitel.

Eine Bursah wird gehalten. — Entlassung von Rekruten. — Kagehji wird ein großer Handelsplatz. — Ein centralafrikanischer Zechbruder. — Fürst Kaduma. — Die Hoffnung auf seinen Beistand muß aufgegeben werden. — Das Boot seefertig. — Keine Freiwilligen. — Auswahl der Mannschaft. — Abfahrt zur Umschiffung des Victoria-Sees.

Am Morgen des 28. Februar erwachten wir alle mit dem intensiven Gefühl einer wesentlichen Erleichterung. Jetzt gab es keine Märsche mehr, keine Hornsignale, um uns immer wieder zu den Mühen und Anstrengungen eines Reisetages aufzuwecken, keine Angst vor einer Hungersnoth — wenigstens auf einige Monate.

Wir Europäer erhoben uns erst um 8 Uhr früh von unserm Lager und fanden dann, daß die Wangwana und Wanjamwesi noch längelang auf ihren Matten und Ziegenhäuten ausgestreckt lagen und sich nach ihren Ermüdungen in Frieden ausruhten, und wenn ich nicht schließlich um diese Zeit in die freie Luft hinausgegangen wäre, so glaube ich, daß Sungoro und Kaduma, welche, beiläufig bemerkt, unzertrennliche Freunde waren, aus Artigkeitsrücksichten sich von einem

mir zugedachten Morgenbesuche hätten zurückhalten lassen, indem sie annahmen, daß ich eine vielstündige Ruhe nöthig haben möchte.

Um 9 Uhr vormittags wurde eine Bursah oder ein Morgenempfang gehalten. Zuerst kamen Frank und Fred, der jetzt vom Fieber wieder ganz genesen war, um mir Guten Morgen zu sagen und um mir und sich selbst zu der uns nun in Aussicht gestellten Ruhe Glück zu wünschen. Danach erschienen die Wangwana- und Wanjamwesi-Führer, um die Hoffnung auszusprechen, daß ich gut geschlafen haben möchte, und nach ihnen die muthigen, jungen Genossen unserer Expedition; ferner kam der Fürst Kaduma und Sungoro, denen einen Bericht über unsere Reise abzustatten und die letzten Nachrichten aus Sansibar mitzutheilen wir uns für verpflichtet hielten, und zuletzt die Fürstin und ihre vornehmsten Freundinnen — denn in diesem Lande muß man sich den Förmlichkeiten der Vorstellung ebenso gut unterwerfen wie in andern. Die Bursah dauerte zwei Stunden, und nach derselben zogen sich meine Besucher zurück, um ihre Geschäfte zu besorgen. Diese beschränkten sich, wie ich bald bemerkte, auf seiten der Eingeborenen hauptsächlich auf Plaudern und Klatschen, auf die Anfertigung und Ausbesserung von Fischernetzen, Beilen, Kanoes, Futtertrögen, Dorfzäunen und Hütten, und bei unsern Leuten auf die Entwerfung von Plänen zum Bau ihrer eigenen Grashütten, da sie mit einem längern Aufenthalte in Kagehji vollkommen einverstanden waren.

Wenn somit die Aufmerksamkeit meiner Leute nur von ihren eigenen kleinen häuslichen Geschäften in Anspruch genommen wurde und Frank und Frederick für diesen Tag von allen dienstlichen Verrichtungen befreit waren, so hatte ich selbst doch sehr viel zu thun: Beobachtungen anzustellen, um die geographische Lage und die Meereshöhe von Kagehji festzustellen, Papier, Federn und Tinte für den Bericht zurechtzulegen, den ich am folgenden Tage für die Zeitungen zusammenstellen wollte, deren Besitzer mich in diesen fernen und abgelegenen Theil des Erdballs ausgesandt hatten, und Berechnungen der Zeit anzustellen, welche auf unsern Aufenthalt in Kagehji, auf die vollständige Herrichtung und Ausrüstung der „Lady Alice“ und auf die Umschiffung des großen „Niandscha“, wie die Wasukuma den See nennen, zu verwenden sein dürfte. Es lag mir auch ob, über die politischen Verhältnisse des Landes Gewißheit zu erhalten, bevor ich den Hafen und das Lager verließ, sodaß ich in meinem Gemüthe wegen der Sicherheit desselben während meiner beabsichtigten Abwesenheit ruhig sein könnte. Auch mußten Schätzungen angestellt werden in Bezug auf die Quantität von Zeug und Perlen, die während meiner

Abwesenheit wahrscheinlicherweise für die Versorgung meiner Mannschaft mit allerhand Vorräthen erforderlich sein würde, sowie in Bezug auf den Betrag des Tributs und der Geschenke, welche dem König von Utschambi gewährt werden mußten, denn Kagehji war nur ein kleiner District von Utschambi und Fürst Kaduma jenem Könige untergeordnet und tributpflichtig. Kurz und gut, meine eigene persönliche Arbeit fing nun erst recht an und ganze Seiten würden nicht hinreichen, wenn ich in voller Ausdehnung alle die Einzelheiten der neuen Amtsgeschäfte, welche mir jetzt zufielen, beschreiben wollte.

Während des Nachmittags wurden die Wasukuma-Rekruten zur Empfangnahme ihrer Abschiedsgeschenke zusammenberufen und fast alle wurden entlassen. Danach wurden 13 Doti (à $3^2/_3$ m) Zeug für den König von Utschambi und 10 Doti für den Fürsten Kaduma abgemessen, ebenso wurden auch Glasperlen nach Verhältniß gegeben, und somit die von diesen beiden Machthabern und ihren Lieblingsfrauen gehegten Erwartungen befriedigt. Diese wichtigen Angelegenheiten durften nicht als geringfügig und unerheblich angesehen und übers Knie gebrochen werden; sie beschäftigten mich deshalb auch am zweiten in Kagehji verlebten Tage viele Stunden. Mittlerweile konnten auch die Wangwana und Wanjamwesi verlangen, daß ich ihnen zeigte, wie ich ihre während des Marsches mir bewiesene Treue zu würdigen wisse, und Anführer wie Untergebene empfingen demgemäß reelle Zeichen ihrer Werthschätzung. Man erwartete, daß ich ihnen außer neuen Zeugen für ihre Kleidung und Perlen zum Ankauf von Leckerbissen, auch Fleisch zu einem Festschmause liefern würde, und, ihren wohlberechtigten Wünschen entsprechend, wurden sechs junge Ochsen gekauft und für ihr Mahl geschlachtet. Da aber ein Banket ohne ein allgemeine Heiterkeit verbreitendes Getränk gar nüchtern sein würde, so ließ ich außerdem noch 90 Liter Pombe — d. i. Bier in einem Zustande der natürlichen Gärung — vertheilen. Um alle diese Forderungen und Erwartungen zu befriedigen, wurden drei volle Ballen Zeug und 120 Pfund Perlen ausgegeben.

Am Abend des zweiten Tages wurde ich für meine Freigebigkeit belohnt, indem ich die allgemeine Zufriedenheit bemerkte und von allen Seiten die Leute ihrer Achtung und Anhänglichkeit und Treue erneuerten Ausdruck geben hörte.

Auch Frank und Frederick wurden natürlich nicht vergessen, denn ich gab ihnen die Erlaubniß, für sich an jedem Tage, den sie im Lager verlebten, außer ihrem Rationsgelde noch 4 Yards Zeug oder 2 Fundo Perlen zu entnehmen, die sie nach Belieben verwenden

möchten. So unbedeutend dies scheinen mag, so kam es doch wirklich einem Geschenke von 4 Mark täglichen Taschengeldes gleich. Obgleich sie die gleiche Kost, wie die für mich gekochte, genossen, so bemerkte ich doch, daß sie mancherlei Speisen liebten, die ich nicht verdauen konnte, oder auf welche ich keinen Appetit hatte, wie z. B. Erdnüsse, reife Bananen, Pisang und gerösteten grünen Mais. Frederick Barker hatte eine merkwürdige Vorliebe für dergleichen Gerichte. Dieses extra bewilligte Taschengeld diente auch dazu, eine größere Quantität von Milch, Eiern, Hühnern und Reis bei den Wasukuma und bei Sungoro zu kaufen. Meine tägliche Kost bestand in dieser Zeit hauptsächlich aus Hühnern, süßen Kartoffeln, Milch, Thee und Kaffee. Pocock und Barker brachten in diese einfache Diät etwas mehr Abwechselung, indem sie Reis, den ihnen Sungoro lieferte, und aus Mais und Hirse bereitetes Brot hinzufügten.

Das Dorf Kagehji im District Utschambi und im Lande Usukuma wurde nach unserer Ankunft zu einem Ort von großer localer Wichtigkeit. Es zog eine ungewöhnlich große Zahl eingeborener Händler von allen Seiten aus einem Umkreis von 30 bis 45 km an sich. Fischer aus Ukerewe, dessen Hügel wir purpurfarben über den Arm des Sees herüberschimmern sahen, kamen in ihren Kanoes mit Vorräthen getrockneter Fische; andere von Igusa, Sima und Magu, östlich von uns in Usukuma, brachten Cassave oder Maniok und reife Bananen; die Hirten von Usmau, 48 km südlich von Kagehji, schickten ihre Ochsen, und die Stämme von Muansa, das historisch als der Punkt berühmt ist, von welchem aus Speke zuerst den breiten Golf des Victoria-Sees sah, brachten ihre Hacken, Eisendraht und Salz, und außerdem große Massen süßer Kartoffeln und Yamswurzeln.

Gerüchte von unserm Zuge wurden längs der Handelswege bis weit in die an die eigentlichen Verkehrsstraßen stoßenden Länder verbreitet, weil wir uns hier in einem Lande befanden, das seit undenklicher Zeit eine Stätte des primitiven Handels und des damit verbundenen Verkehrs und Geplauders gewesen war, und weil eine kleine Schar friedlicher und an das Reisen gewöhnter Eingeborener Hunderte von Quadratmeilen ohne irgendwelche Gefahr und Belästigung durchziehen konnte. Aber obgleich Unjanjembe und durch dasselbe Sansibar innerhalb weniger Monate über unsere Bewegungen zuverlässige Nachrichten erhalten konnte, gab es doch in der unmittelbaren Nachbarschaft von Kagehji Gegenden, wohin sich Händler nie wagten und die auf immer von der interessanten Kunde ausgeschlossen waren, daß

sich an den Gestaden des Sees drei Weiße befänden, welche sehr liebenswürdig und umgänglich sein sollten. Das weitab am Tanganika liegende Udjidji mochte erstaunt die Frage aufwerfen, ob sie von Masr (Kairo) oder von Sansibar gekommen seien, aber Wirigedi, das hier ganz in der Nähe am Speke-Golf liegt, mochte von ihrer Ankunft noch immer nicht das Geringste erfahren haben. Mtesa in Uganda mochte bei der erfreulichen Nachricht seine Ohren spitzen und auf ihren baldigen Besuch hoffen, während Ukara, obgleich nur ungefähr 50 km von Kagehji entfernt, auf immer von der Besprechung dieser seltsamen Kunde ausgeschlossen sein mochte. Die Eingeborenen von Karagwe und ihr gütiger, milder König mochten in ihren Gemüthern von der angenehmen Neuigkeit mehr aufgeregt werden und sich voll Spannung fragen, ob sie ihrerseits jemals die weißen Männer würden zu sehen bekommen, und doch konnte das uns 480 km näherliegende Komeh möglicherweise erst Jahre nach unserer Abreise von dem wunderbaren Ereigniß etwas erfahren! So geschieht es, daß die Nachrichten sich nur längs der Verkehrslinien weiter verbreiten und nicht nach den Gegenden durchsickern, welche von den gemeinsamen Interessen und Ereignissen durch die übelberüchtigte Wildheit ihrer Einwohner und ihre mistrauische Feindseligkeit gegen Fremde wie durch Ostracismus Verbannte ausgeschlossen sind, selbst wenn sie thatsächlich dicht an Oertlichkeiten grenzen, wo über solche Interessen und Ereignisse frei discutirt wird.

Der Fürst Kaduma ist, um der Wahrheit die Ehre zu geben, ein echter centralafrikanischer Zechbruder, ein von Natur liebenswürdiger Mann, dessen natürliche Liebenswürdigkeit auch wol einer Steigerung bis zu ganz enormen Proportionen fähig ist, vorausgesetzt, daß stetig nachgefüllte Krüge mit Pombe fortwährend wie ein Reizmittel wirken. Weil er sich aber diesem seinem Lieblingslaster ganz hingegeben hat, ist er schon bei jenem an den Triefaugen, der schweren Zunge und der heisern Stimme erkennbaren Säuferzustand angelangt, aus dem nur Monate der strengsten Enthaltsamkeit erlösen können. In seinen nüchternen Augenblicken — ich darf nicht sagen Stunden —, welche in die Morgenzeit, bald nachdem er aufgestanden, fielen, gab er sich den Anschein, für seinen Viehhof viel Interesse zu hegen und von der Wichtigkeit irgendwelcher geschäftlichen Thätigkeit, sobald sich nur eine Gelegenheit zu derselben fände, ganz erfüllt zu sein. Er pflegte in der That bisweilen sogar so weit zu gehen, daß er zu dem halben Dutzend seiner Aeltesten sagte, er habe irgendeinen Gegenstand ins Auge gefaßt, „aber“, fügte er dann hinzu, „wir müssen erst ein

Schauri halten". Die Aeltesten, deren Interesse stark erregt war, pflegten ihn dann zum Sprechen einzuladen und augenblicklich jenes weise, gedankenvolle und ernste Aussehen anzunehmen, was man bisweilen an Mitgliedern eines Parlaments, Congresses, Reichstags u. s. w. beobachten kann. Kaduma pflegt aber in diesem wichtigen Momente zu fragen: „Arbeitet denn ein Mensch, wenn er hungerig ist? Kann er reden, wenn er Durst hat?" Die Aeltesten tauschen dann verstohlene Blicke und Winke der Zustimmung aus, worauf Kaduma in ein heiseres Kichern — niemals ein eigentliches Lachen — verfällt, denn Kaduma bildet sich merkwürdigerweise ein, sehr viel Humor zu besitzen. Andere mögen über seine trockenen Bemerkungen lachen, er selbst lacht niemals: er kichert nur.

Der große Krug mit schaumbedecktem Pombe* wird dann von einem nackten 14- oder 15jährigen Jungen gebracht, welcher ausnehmende Sorgfalt darauf verwendet, das unten eiförmige Gefäß fest auf den Boden aufzustellen, damit es nicht umfällt. Neben dasselbe wird Kaduma's Lieblingsbecher, der mehr als ein Liter fassen mag und aus einem ausgehöhlten Kürbis von regelmäßiger Form besteht, bequem hingestellt. Kaduma setzt sich nun auf seinen niedrigen Lieblingsschemel und schlägt sein mit Fett beschmutztes Soharikleid um sich herum, während die Aeltesten auf Holzstücken oder Axtstielen oder kleinen halbmondförmigen Steinen sitzen. Der überschäumende Krug steht nun bereit und der schwärzliche Ganymed paßt auf. Kaduma streckt seine Hand matt und langsam aus — das ist aber alles Heuchelei, denn Kaduma ist wirklich durstig — und der Ganymed reicht ihm knieend den Becher mit beiden Händen. Nachdem das Pombe angezapft ist, öffnen sich auch die Ventile des Schauri. Während der der Vertilgung des Pombe gewidmeten Stunde ist, wie man wol sagen kann, Kaduma ganz verständig und zeigt selbst Interesse an den Geschäften. Er ist zugleich lustig, wohlgemuth und in seiner Unterhaltung angenehm; große Projecte werden angeregt, Handelsexpeditionen, die selbst bis nach Udjidji hin unternommen werden sollen, vorgeschlagen; selbst einen Abstecher nach Unjanjembe oder gar nach Sansibar scheint er ernstlich in Erwägung zu ziehen. Aber ach! das Pombe geht zu Ende! Kaduma geht schlafen. Um 3 Uhr sucht er sich dann wieder zu einem intelligenten Wesen zu entwickeln. Zwei bis drei Kannen werden darauf zwischen 3 und 6 Uhr nachmittags

* Dieses einheimische Bier wird aus in Gärung versetztem Korn oder aus grobem Mehl bereitet.

ausgeschöpft und schließlich taumelt Kaduma seiner Hütte zu, nun ganz der betrunkene Dummkopf, der er wirklich ist. Schade, daß alle die Vorzüge eines von Natur intelligenten Wesens in solcher Unmäßigkeit ertränkt werden! Schade, daß die edeln Eigenschaften der Menschennatur durch eine solche Hingabe an das Laster zurückgedrängt werden, und daß der Verstand eines Menschen sich im Schlamme solcher Unfläterei betäubt!

Es wird somit auch einleuchten, daß der Fürst von Kagehji, obgleich ein wohlmeinendes und freundliches Geschöpf, doch eine Schwäche besaß, die ihn unfähig machte zur Leistung der Dienste, welche ich nach seinen eigenen Angaben von ihm erwartete. Er versprach, mich auf meiner Forschungsreise auf dem Victoria-See begleiten zu wollen! Nachdem man eine solche nähere Kenntniß seines Charakters erlangt hat, erheben sich Zweifel, ob seine Absichten wol ausführbar sein dürften. Dennoch machte er mir die Mittheilung, daß er Ukerewe, Ururi und Ugejeja besucht habe, und daß er sich mir gegen eine Entschädigung zur Verfügung stellen wolle. Diese Entschädigung hielt ich sogleich bereit, aber Kaduma konnte, wie ich zu meinem Leidwesen bemerkte, vor Ablauf von 10 Tagen nicht reisefertig sein! Die Hoffnung auf seinen Beistand und Einfluß wurde deshalb aufgegeben, und da der Häuptling nicht nutzbar zu machen war, so kam ich darüber ins Klare, daß man auch die Dienste keines seiner Leute bei dieser Forschungsreise werde benutzen können. Hätte ich nicht diesen Einblick in Kaduma's Lebensweise gethan, so wäre die Frage wol ein Stoff für eine ganz interessante Untersuchung gewesen, ob seine Schwäche und Unmäßigkeit oder seine Scheu vor dem ungeheuer großen See der eigentliche Grund war, warum er sich gegen die Theilnahme an meiner Seefahrt sträubte.

Der Fürst war mit den Namen verschiedener Gegenden und Dörfer bekannt, aber ich wußte damals noch nicht, welche es waren. Wenn aber alle die Namen, welche er meinen gespannten Ohren wiederholte, lauter wirklich vorhandene Länder bezeichnen, so mag es wol wahr sein — dachte ich bei mir selbst —, daß der See, wie Kaduma dies selbst glaubt, gewaltig groß ist und seine Erforschung dann Jahre in Anspruch nehmen wird. Während die „Lady Alice“ zur Seefahrt vorbereitet wurde, machte der ungeheuere Umfang des Unternehmens fast auf alle Wangwana einen gewaltigen Eindruck und um so mehr, als der Fürst Kaduma, seine Unterthanen, Sungoro und seine Sklaven — welche in Wirklichkeit nur bis nach Ururi gelangt waren — ihnen die Größe und manche Details desselben ihren aber-

gläubischen und rohen Begriffen gemäß vormalten. Es wohnt, sagten sie, an den Gestaden des Sees ein mit Schwänzen versehenes Volk; ein anderes, welches ungeheuer große und wilde Hunde zu Kriegszwecken abrichtet; ferner ein Kannibalenstamm, welcher Menschenfleisch jeder andern Art von Fleischkost vorzieht. Der See sei so groß, daß man Jahre brauchen würde, um seiner Küstenlinie in ihrer ganzen Ausdehnung zu folgen, und wer würde dann am Ende jener Zeit noch am Leben geblieben sein? Deshalb gab es auch, wie ich dies nicht anders erwartet hatte, für die Erforschung des großen Sees keine Freiwilligen. Seine gegenüberliegenden Gestade erhöhten durch die in der Ferne verschwimmende Unbestimmtheit ihrer Umrisse, ebenso wie seine Küstenbewohner durch die falschen Vorstellungen, welche sich meine Leute von denselben machten, indem sie die weit entfernten wie durch einen verzerrenden Nebel ansahen, die Furcht und Angst vor den Gefahren, von denen sie sich auf diesem großen See bedroht glaubten.

Vor Ablauf von sieben Tagen war das Boot seefertig und zum Kampfe mit allen bei rauhem, stürmischem Wetter ihm drohenden Gefahren vortrefflich ausgerüstet. Vorräthe von Mehl und getrockneten Fischen, Zeugballen und Perlen verschiedener Art, allerhand kleine, möglicherweise nothwendig werdende Gegenstände waren eingepackt, und endlich wurde erklärt, daß das Boot nur noch auf die Bemannung warte. „Möchte wol irgendjemand mich als Freiwilliger begleiten?“ — Alles blieb todtenstill. „Auch nicht gegen Belohnung und Extrabezahlung?“ — Abermals Todtenstille; auch nicht einer trat als Volontär auf. „Und dennoch“, sagte ich, „muß ich abreisen. Wollt ihr mich allein gehen lassen?“

„Nein.“

„Nun, was dann? Zeigt mir, meine Braven, die Männer, welche sich freiwillig anwerben lassen, um ihrem Herrn auf seiner Rundfahrt um den See zu folgen.“

Alle waren wieder stumm. Als ich sie alle einzeln vornahm, sagte jeder, er verstehe von dem Leben auf der See gar nichts; jedermann erklärte sich ganz freimüthig für einen schrecklichen Feigling auf dem Wasser.

„Was soll ich aber dann thun?“

Manwa Sera sagte: „Meister, gebt dies Fragen auf. Bestimmt Euere Gefährten durch Euern Befehl. Alle Euere Leute sind Euere Kinder und sie werden Euch nicht ungehorsam sein. Solange Ihr sie wie ein Freund befragt, wird niemand seine Dienste anbieten. Befehlt und sie werden alle mitgehen.“

So wählte ich denn einen Anführer aus, Wadi Safeni, den Sohn Safeni's, und befahl ihm, eine weitere sorgfältige Wahl aus den jungen Leuten zu treffen. Wadi Safeni nahm Leute, welche nichts von dem Schifferleben verstanden. Ich rief deshalb Katschetsche, meinen ersten Polizeibeamten, herbei und sagte ihm, er möge die Namen aller derjenigen jungen Leute ausfindig zu machen suchen, welche an das Seeleben gewöhnt seien. Darauf zeigte mir Katschetsche an, daß die zuerst von mir in Bagamoyo ausgewählten Führer die bei der Expedition befindlichen Seeleute seien. Nachdem ich über die Fähigkeiten der jungen Leute, deren Entwickelung ich auf dem Wege zu beobachten Gelegenheit gehabt, nachgedacht hatte, stellte ich eine Liste von zehn Matrosen und einem Steuermann zusammen und war entschlossen, der Treue dieser Leute mich selbst und meine Habe während unserer Fahrt um den Victoria-See anzuvertrauen.

Nachdem ich demnach Instructionen für Frank Pocock und Frederick Barker über allerlei die Wohlfahrt der Expedition während meiner Abwesenheit betreffende Gegenstände aufgezeichnet und durch ein rechtzeitiges Geschenk mich für sie um das Wohlwollen Sungoro's und des Fürsten Kaduma beworben hatte, ging ich am 8. März 1875 unter Segel und fuhr nach Osten zu an den Gestaden des breiten Seearms hin, den wir zuerst zu Gesicht bekommen hatten und der hinfort, zu Ehren seines ersten Entdeckers, unter dem Namen „Speke-Golf" bekannt ist.

Achtes Kapitel.

Seefahrt. — Ein Führer wird gefunden. — Saramba's Schrecken. — Der Schimiju. — Die Pyramidenspitze. — Die Insel Ukerewe. — In den Schlupfwinkeln der Krokodile. — Die Insel Schisu. — Flußpferde. — Ururi. — Die Landspitze Goschi. — Brückeninsel. — Vulkane. — U-go-weh. — Die Trunkenbolde von Ugamba. — Verrätherei in Maheta. — Leichte Costüme. — Die Kunst zu gefallen. — Eine Nacht in Uvuma. — Die hinterlistigen Wavuma. — Ein höflicher Häuptling. — Eine Botschaft von Mtesa. — „In des Kabaka's Namen." — Lager auf der Soweh-Insel.

Eine Seefahrt auf dem Gewässer des Speke-Golfs! Der Himmel ist düster und das hellgraue Wasser zu einer traurigen aschgrauen Fläche geworden; die Felsen sind kahl und rauh, und das Land, mit der über das Ganze verbreiteten finstern Schwermuth sympathisirend, sieht einsam und still aus. Die Leute seufzen beklommen, ihr Rudern macht den Eindruck, als wenn sie glaubten, ihr Boot fahre dem gewissen Tode entgegen, und dann und wann werden deutungsvolle Seitenblicke auf mich geworfen, als ob sie erwarteten, daß ich den Befehl zur Rückkehr ertheilen würde. Ihr Herz ist voll Besorgniß und böser Ahnungen. Langsam bewegen wir uns indessen durch die trüben, todtenstillen Fluten; langsam fahren wir bei den düstergrauen Felsen der Lutari-Spitze vorüber, und noch langsamer rudert die Bootsmannschaft, als die rauhen Felsen die Aussicht nach Kagehji verdecken und mit ihren kahlen, schroffen Massen trotzig vor ihnen stehen.

Eine Fahrt von 8 km brachte uns nach Igusa, einer bei heiterm Himmel ohne Zweifel ganz angenehmen Niederlassung, die aber an diesem Nachmittage an der düstern Stimmung, die sich über die ganze Natur gebreitet hatte, mit theilnahm. Ohne einen Führer oder Dolmetscher liefen wir in eine kleine, mit Rohr umsäumte Bucht ein. Ein Fischer mit einem Kopfe, dessen wirre Haarfrisur einem dicken Fegelappen an einem Schiffbesen ähnelte, kam zum Boote herunter.

Er hatte, wie es schien, Kagehji einige Tage vorher besucht und erkannte uns wieder. Eine genauere Bekanntschaft war bald angeknüpft und führte schließlich dazu, daß er durch den ihm von unserer Seite versprochenen Lohn gewonnen wurde und uns seine Dienste als Führer anbot. Die Bootsleute waren überaus erfreut, denn es ergab sich, daß unser Wegweiser, Namens Saramba, einer von Sungoro's Bootsleuten auf einer kleinen Handelsreise dieses Arabers nach Ururi gewesen war. Wir brachten die Nacht sehr unbehaglich zu, denn das Schilfrohr erwies sich als der Aufenthaltsort unzähliger Moskitos und die Luft war kalt. Mit Saramba als Führer hofften wir aber in Zukunft bessere Nachtquartiere auffinden zu können.

Um 6 Uhr morgens setzten wir, nachdem sich Saramba eingestellt hatte, unsere Reise fort und behielten unsern Weg nach Osten zu bei, indem wir dicht an den Gestaden von Sima hinfuhren. Um 11 Uhr vormittags entluden sich aus dem Gewölk, das sich nach Nordwesten zu über dem Horizont gesammelt hatte, starke Windstöße und die Naturscene wurde bald unbeschreiblich wild. Wir steuerten von der Küste hinweg und waren bald von einem schrecklichen Chaos wie rasend aufgeregter Wassermassen umgeben. Der Sturm jagte uns über die ungestümen Wellen dahin und die „Lady Alice“ bäumte sich und sprang vorwärts wie ein wildes Rennpferd. Sie zerpeitschte die Fluten zu Schaum und Flugwasser und schleuderte sie über das auf das Schlimmste gefaßte Schiffsvolk und über das Boot hinweg. Mit einem kleinen, dem Sturme dargebotenen Fetzen Leinwand trieben wir unaufhaltsam dahin. Seltsame Inselchen in der Nachbarschaft von Maschakka wurden dann für uns zu Gegenständen des Schreckens, aber wir fuhren wohlbehalten an ihnen vorüber und sahen dann die grauen Berge von Magu in der Ferne vor uns liegen. Die Bootsleute hatten sich luvwärts niedergekauert; Saramba war vor Schrecken zusammengesunken und hatte, in alles ergeben, sein struppiges Haupt mit seinem Lendentuche verhüllt. Saidi Mganda, der Steuermann, und ich, wir waren die einzigen über der obern Planke noch sichtbaren Personen und unsere vereinten Anstrengungen waren erforderlich, um das Boot durch den tobenden See zu steuern. Um 2 Uhr nachmittags kamen wir in Sicht des Schimiju-Flusses, und dicht an die kleine Insel Natwari heransteuernd fuhren wir um dieselbe herum, um unter den Wind zu kommen, und nahmen nun unsern Curs durch ruhiges Wasser nach einem der Einfahrt in den Fluß gegenüberliegenden Hafen.

Der nächste Tag war wunderschön. Die gestern so wild erregten Gewässer waren ruhig wie die eines Teiches. Die steilen Berge von

Magu standen mit allen ihren dürren und baumlosen Umrissen wie ein feingemeißeltes Reliefbild vor uns da. Ihnen gegenüber, in einer Entfernung von ungefähr 1200 m, lagen die mit Gestrüpp bedeckten Gipfel der Masansa-Höhen, während sich zwischen ihnen glitzernd die breite und prächtige Bucht hinstreckte, welche in ihr Becken den Schimiju-Fluß, als den am weitesten nach Süden reichenden Zufluß der Nilgewässer, aufnimmt. Die Gesammtlänge des Laufes dieses Flusses, wie sie auf der Karte dargestellt ist, beträgt 480 km, was dem Laufe des Nils eine Länge von 6750 km gibt und ihn somit zu dem zweitgrößten Strome der Welt macht. Die Bucht dehnt sich bis in eine beträchtliche Entfernung aus und zieht sich dann bis zu einer Breite von ungefähr 365 m zusammen, durch welche der Monangah, nachdem er sich mit den beiden Flüssen Luwamberri und Duma vereinigt hat, seine braunen Gewässer, ebenso wie der Schimiju, in den See ausfließen läßt.

Nach diesen die Topographie dieser Gegend betreffenden Untersuchungen setzten wir unsere Reise längs der Masansaküste fort, welche das östliche Gestade der Bai des Schimiju bildet, und fuhren bei den sich schroff erhebenden und bewaldeten Bergen von Manassa vorüber. Um 4 Uhr nachmittags versuchten wir eine Landung in einer kleinen Bucht, wurden aber von einer Menge verwegener Flußpferde zurückgetrieben, welche mit aufgesperrten Mäulern auf uns losstürzten. Da wir bemerkten, daß sie allzu zahlreich und dreist für uns waren, sahen wir uns genöthigt, unsere Steinanker in 12 m tiefem Wasser, ungefähr 3 km von der Küste, auszuwerfen.

Nachdem wir am 11. März fast den ganzen Tag gegen widrigen, meist von vorn kommenden Wind gerudert hatten, kamen wir am Ostende des Speke-Golfs an, der sich hier bis auf ungefähr 11 km verengt. An der südlichen Seite dehnt sich Manassa, von Masansa aus, ungefähr 3 km landeinwärts aus, indem seine Küstenlinie durch einen fast ununterbrochenen Bergrücken markirt ist. Hier und da bringen abgerundete Hügel und Berggipfel Abwechselung in die Landschaft; von ihrem Fuße dacht sich das mit Wald bedeckte Land allmählich zum Rande des Wassers ab. Das Ostende des Golfs wird durch das Land der Wirigedi oder, wie sie Saramba nannte, der Wadschika abgeschlossen. Am Nordostende beginnt das aus einer Gruppe unfruchtbarer Berge bestehende Schahschi. Während wir der Nordseite des Golfs entlang nach Westen fuhren, sahen wir dieses Gebirge in eine nackte Ebene hinabsinken. Der Fluß Ruana ergießt sich in den obersten Theil des Golfs durch zwei enge Mündungen an einem niedrigen, bewaldeten Gestade.

Am 12. fuhren wir fort in unserer Fahrt längs der Küste von Schahschi, einer kahlen Ebene, welche am Wasserrande von Aeschinomenen eingefaßt und etwas weiter landeinwärts mit Reihen von Mimosen besetzt ist, passirten dann die Schahschi ähnliche Landschaft Iramba, bis wir die Pyramidenspitze erreichten, welche wegen der Gestalt ihrer Berge so getauft ist; als wir aber in eine Bai, welche an der Rugedsi-Straße ihre größte Breite hat, hinauffuhren, bemerkten wir, daß die Pyramidenspitze thatsächlich der südwestliche Ausläufer einer Bergkette ist. Diese Pyramidenspitze war uns schon ganz besonders in die Augen gefallen, als wir uns von den Hochebenen von Usmau aus nach Ostnordost umgeschaut hatten, aber damals hatten wir natürlich nur eine dunkle Ahnung von ihrer Lage in der Nachbarschaft des Sees.

In der Nähe dieser Spitze befindet sich eine Gruppe von Inseln, von denen die wichtigste Kitaro ist, auf der man Rinder und Ziegen findet. Obgleich die Inselbewohner aus dem Boden nur dürftig ihren Lebensunterhalt gewinnen, so finden sie doch darin einen Anlaß sich zu beglückwünschen, daß sie vor den periodischen Einfällen der Wadjika oder Wirigedi gesichert sind, eines nicht gerade aufs angenehmste durch die Länge seiner Messer und die Breite und Wucht seiner Speere sich auszeichnenden Volksstammes. Auf einer Insel dieser Gruppe, welche unbewohnt war, verweilten wir, um unser Mittagsmahl zu kochen. Aus einiger Entfernung betrachtet erschien sie gar hübsch und einladend, als eine einzige Masse grünen Laubwerks, aus dem sich ein Bergkegel ungefähr 30 m über den See erhob; bei näherer Untersuchung fanden wir aber, daß sie aus einem Haufen riesig großer Felsmassen bestand, zwischen denen die Ablagerung vegetabilischer Stoffe einen Wald von jungen Bäumen hatte entstehen lassen, dessen weit sich ausbreitendes grünes Laubwerk durch eine Menge von Schmarotzerpflanzen und Lianen für den Sonnenschein noch undurchdringlicher gemacht wurde. Diese hatten das Ganze zu einem so dichten Blätterdach verwoben, daß der Schatten darunter dunkler war, als ich ihn je gesehen zu haben mich erinnere. Unter dieser Masse der ineinander verwirrten Zweige und ihres dichten Laubes fiel das Thermometer bis auf 17° R.; setzte man es draußen der hellstrahlenden Sonne aus, so stieg es auf 37° R.

Am Abend lagerten wir auf einem Inselchen in der Mitte der Bai von Ukerewe, östlich von der schönen Insel Rifuah, welche bewohnt und die Heimat einer dem Könige von Ukerewe unterworfenen gewerbfleißigen Colonie ist.

Von der höchsten Spitze Rifuahs konnten wir quer über den

Speke-Golf in der Ferne die hohen Bäume unterscheiden, welche unser Lager und Kaduma's Dorf in Kagehji beschatteten. Als wir an den Rand des Wassers hinabstiegen, sahen wir nichts als die blauen 180 m hohen Berge, welche 5 km südlich von Kagehji liegen; auch konnten wir, als wir unsere Blicke nach Norden wandten, nichts von der niedrigen Küste sehen, welche der Rugedsi-Kanal durchschneidet. Wenn man auf Nifuah dicht am Wasser stand, so konnte man sich einbilden, daß Ukerewe eine durch eine höchstens 5 km breite Wasserstraße abgetrennte Insel sei; als wir aber unser Boot nach Norden wandten, brachte uns ein zwei Stunden lang fortgesetztes Rudern so nahe heran, daß wir wahrnehmen konnten, daß die gegenüberliegende Spitze des Festlandes mit der Insel durch eine sehr niedrige, mit Gebüsch bedeckte, $1\frac{1}{2}$ km breite Landenge verbunden ist (oder doch verbunden zu sein scheint). Diese Landenge scheidet auf solche Weise die Gewässer des Speke-Golfs von dem Hauptbecken des Victoria-Sees. Aus einer noch genauern Untersuchung ergibt sich aber die Thatsache, daß diese schmale Landenge von einem seichten Kanal, der kaum 2 m breit und an einigen Stellen nur 1 m tief ist, durchschnitten wird. Obgleich der Boden zu beiden Seiten sich nur sehr wenig erhebt, so ist er doch ziemlich dicht und fest, aber hier und da von sumpfiger Beschaffenheit. Hieraus wird man ersehen, daß Kapitän Speke streng genommen ganz recht hatte, Ukerewe eine Insel zu nennen.

Am 13. erfreuten wir uns eines frischen Windes, sodaß das Boot mit einer Geschwindigkeit von sechs Knoten vorwärts eilte, und wir waren somit im Stande, eine tüchtige Tagesarbeit fertig zu bringen; wir blieben übrigens dabei der Küste von Ukerewe nahe genug, um die charakteristischen Merkmale der Wasserlinie beobachten zu können. Ein Blick auf das Land Ukerewe zeigte, daß es außerordentlich volkreich und in weiter Ausdehnung angebaut war. Von Matembe bis Jambujah streckt sich ein steiler Bergrücken, ungefähr 100 m hoch über dem See, aus und jenseit des letztern Punktes schneidet eine Ukwija genannte Einbiegung tief in die Küste ein; in der Nähe des westlichen Horns derselben bemerkten wir eine Kiregi genannte Gruppe kleiner Inseln. Diese dienen einer ungeheuern Masse von Krokodilen zum Schlupfwinkel; ein einziges von uns hier aufgefundenes Nest enthielt 58 Eier. Fast bei jedem Schritt, den ich bei einem Spaziergang um eines dieser mit Schilfrohr umsäumten Inselchen that, erschreckte mich ein Mitglied dieser häßlichen Familie von Sauriern durch sein plötzliches Hervorstürzen und seinen Sprung in den See. Auch ebenso

viele Warneidechsen (Monitors) wie Krokodile schienen sich auf dieser unheimlichen Insel zu befinden, und rings um mich her, aus den kleinen Strandgewässern und bisweilen in meiner nächsten Nachbarschaft, brüllten außerdem die Flußpferde. Ich schoß einen von den Warnern, welcher von der Spitze des Rachens bis zu der des Schwanzes 2,13 m maß. Einer von der Bootsmannschaft häutete ihn ab; da wir aber weder Mittel noch Zeit hatten, die Haut zur längern Aufbewahrung herzurichten, so sahen wir uns schließlich gezwungen, unsern Schatz aufzugeben. Da der Monitor oder Warner außerordentlich scharf sieht und in seinen Bewegungen sehr behend ist, so ist er für das trägere und lässigere Krokodil ein schätzbarer Bundesgenosse, indem er es häufig aus dem Schlafe weckt und dasselbe dadurch, daß er, sobald er einen nahenden Feind bemerkt, sofort mit Ungestüm und Geräusch wegläuft, aus der Gefahr befreit, dem Jäger eine Beute zu werden. Als Vergeltung für seine Dienste liefert ihm das größere Ungethüm in seinen Eiern manche köstliche Mahlzeit. Die enorme Zahl von kleinern Eidechsen, Landkrokodilen und Geckonen, welche diese Inseln gleichfals bevölkern, beweist, daß die Monitore mit Nahrungsmitteln in Ueberfluß versorgt sind.

Von hier aus segelten wir um die Küste von Wiru herum und steuerten, die Kuneneh-Gruppe ungefähr $6^1/_2$ km zu unserer Linken lassend, in nordwestlicher Richtung nach den Irangara-Inseln am äußersten Nordwestende von Ukerewe. Die Küste bot unsern Blicken hier durchaus nur eine niedrige, mit Wald bekleidete Hügelreihe. Als wir Irangara hinter uns gelassen hatten, fuhren wir aus dem engern Seitenarm heraus und bekamen die gewaltige, oceanartige Seefläche des Victoria-Nyanza* zu Gesicht.

Wir segelten nun zunächst vor den Kamassi- und Kindevi-Inseln vorbei, umfuhren die hügelige Landspitze Masonga und sahen zu unserer Rechten bis zur Schisu-Insel eine breite Bucht ausgestreckt, welche durch einen halbmondförmigen Bergrücken begrenzt wurde. Derselbe erhob sich ungefähr 90 m über den See und war in weiter Ausdehnung bewaldet. Zu unserer Linken lag aber die große und stark bevölkerte Insel Ukara. Ihre ungemein abergläubischen Colonisten glauben sehr fest an Zauberkräfte und Hexerei.

---

* Aus Achtung vor dem Andenken an Kapitän Speke lasse ich das Wort Nyanza hier so stehen, wie er es schrieb, bemerke jedoch, daß niemand außer den Arabern und den Wangwana es N'yanza ausspricht. Alle um den See herum wohnenden Stämme der Eingeborenen sprechen es entweder Nihjandschah oder Nihjansa, Nijanscha oder Nijansa aus.

Während wir bei der Schizu-Insel vorbeiruderten, sahen wir den Tafelberg Madschita in großartigen Massen nach Osten zu emporsteigen. Am 16. März bereiteten wir unser Lager auf einem der ungefähr 5 km vom Fuße des Madschita entfernten Felsen, an denen viele Vögel nisteten. Der Madschita selbst erhebt sich wahrscheinlich 600—900 m über das Niveau des Sees. Von der nördlichen Ecke des Madschita aus segelten wir auf einem nordöstlichen Curse nach dem District Wye, quer über eine tiefe Bucht, an der uns nur die Hügelkette von Usambara auffiel, zwischen welcher sich zu beiden Seiten die niedrige und fast baumlose Ebene von Schahschi bis zu den Gewässern des Speke-Golfs ausdehnt.

Von Wye aus fuhren wir an der Küste des volkreichen Ururi hin. Das Land erscheint gut cultivirt und die Dörfer sind zahlreich. Einige der Waruri-Fischer machten uns die tröstliche Mittheilung, wir würden zur Umschiffung des Sees acht Jahre brauchen! Von zahlreichen, zu dieser Zeit fast ohne Ausnahme unbewohnten Inseln ist hier die Seefläche in der Nähe des Festlandes wie mit einer Menge von Buckeln beschlagen und die Küste selbst ist durch viele tief einschneidende Buchten und Ein- und Durchfahrten so ausgezackt, daß eine sehr sorgfältige Aufmerksamkeit zu einer Aufnahme ihrer Contouren und zu ihrer annähernd genauen Vermessung erforderlich ist. Ihre ganze Formation ist der von Usukuma ähnlich, nämlich schwellende und unebene Hügelreihen, bisweilen mit Abhängen, die sich 5—6 km weit hinziehen, öfter — und dies ist fast bei allen Bergen des Festlandes der Fall — mit Spitzen und Vorgebirgen, welche jäh und schroff unmittelbar vom Rande des Wassers aus emporsteigen. Ueberall, wo sich die Bergrücken abgerundet und in einiger Entfernung vom See erheben, scheinen auch specielle Vortheile für den Anbau einzutreten; denn ich habe bemerkt, daß alle so gelegenen Landstriche von den Stämmen von Ururi, Ukerewe, Sima, Magu oder Utschambi dicht bevölkert waren. Auf den Burdett-Couts-Inseln zeigten gewisse Spuren, daß sie Flüchtlingen zum Zufluchtsort gedient haben mochten, denn auf mehrern derselben fanden wir Bananen und andere Gartenpflanzen und zerstörte Hütten vor. Wir durchkreuzten dann die Ikungu-Bai und darauf noch eine andere Bucht und gelangten so nach dem Irieni fast gegenüber pittoresk gelegenen Dobo.

Nachdem wir in der Abenddämmerung an einem Ankerplatz angekommen waren, ließen wir uns verleiten, an einem der draußen im See liegenden Felsen von Dobo unter dem Winde Schutz zu suchen. Wir hatten sowol am Bug als am Hintertheil einen Anker ausge-

worfen, um zu verhüten, daß der unruhige Wellenschlag der Brandung uns gegen die Felsen treibe; aber ungefähr um Mitternacht erhob sich ein Sturm aus Osten und setzte uns seiner ganzen Wuth aus. Wir wurden mit großer Gewalt gegen die Felsen geschleudert und würden unrettbar verloren gewesen sein, wenn nicht die Ruder, welche wir an der Außenseite des Bootes als Schutzbreter angebunden hatten. dasselbe vor Verletzung beschützt hätten. Durch den niederströmenden Regen und mitten in dem Donner der wilderregten Wogen, welche auf das Riff lospeitschten, suchten wir uns durch herzhafte, wackere Anstrengungen zu retten, und es gelang uns endlich, nach der andern Seite zu rudern und uns windsicher festzulegen.

Aeußerlich ist der Anblick dieser Inseln an der Küste von Ururi sehr rauh, kahl und nicht vielversprechend, aber in ihrem Innern begegnet man großen Strecken culturfähigen, mit grünem Rasen bedeckten Bodens, und die Flußpferde, von denen es in der Nachbarschaft dieser verlassenen Grasinseln wimmelt, finden hier üppige Weideplätze. Wie die Stämme auf dem Festlande, scheinen auch diese Thiere ihre ganz bestimmt abgegrenzten Aufenthaltsorte zu haben. Die Flußpferde des Victoria-Sees sind überdies eine ausnehmend kriegslustige Species und der unvorsichtige Reisende setzt sich ernstlichen Gefahren aus, wenn er ihren Schlupfwinkeln zu nahe kommt. Wir wurden häufig von ihnen verjagt, und da das Boot zu einem Kampfe mit solchen Dickhäutern nicht geeignet war, so hätte ein Zusammentreffen mit ihnen für uns leicht verhängnißvoll werden können. Die Ansiedelungen von Irieni besitzen große Rinderheerden, aber der Boden scheint nicht sorgfältig angebaut zu sein. In dieser Beziehung scheinen die Leute ihrem Charakter nach den Watusi in Unjamwesi zu gleichen, welche nur von der Milch ihrer Kühe und von dem Getreide leben, das sie durch den Verkauf ihrer Rinder erhalten können.

Da ich, nachdem ich Irieni verlassen und mich der Mori-Bai genähert hatte, vermuthete, daß ein Fluß von größerer Bedeutung sich in dieselbe ergießen möchte, so wurde jeder Auszackung an ihrer unebenen Küste besondere Aufmerksamkeit gewidmet; als wir jedoch an einer kleinen, aber hoch emporragenden Insel an dem äußersten Ostende angekommen und zu ihrem 50 m hohen Gipfel hinaufgeklettert waren, sahen wir, daß der Fluß klein war und daß sein Lauf von Südsüdwest herkam. Die „Beobachtungsinsel“ war reich an Pflanzen, obgleich ihre Länge nur wenige hundert Meter betrug. Wilde Ananas, Mimosen, Akazien, Stechäpfel, Gummibäume, Weinstöcke, Euphorbien, Aeschinomenen, Lianen, Wasserrohr und Stechgras gediehen mit einer

ganz erstaunlichen Ueppigkeit. Als wir bei Utiri vorbeifuhren, bemerkten wir, daß unser Boot die Neugier der Eingeborenen sehr reizte, und einige Fischer, denen wir begegneten, verfielen in förmliche Lachkrämpfe, als sie die neue Methode beobachteten, wie wir dasselbe vorwärts bewegten. Sie verspotteten uns in gutmüthiger Weise und schienen durch ihre Geberden Verachtung auszudrücken gegen die fragliche Methode, da dieselbe dem Ruder nicht gleichkomme. Das Steuerruder und seine Benutzung erregte allgemeines Erstaunen, und als das Segel aufgezogen wurde, ruderten sie hastig hinweg, als ob dies ein Gegenstand des Schreckens wäre.

Als wir die hügelige Küste von Utiri verlassen hatten, bekamen wir die Niederungen von Schirati und Mohuru zu Gesicht und die schwarze Bergmasse von Ugeseja erschien nach Osten zu in einer Entfernung von ungefähr 40 km. Westlich davon stieg, in düsterer, fast erschreckender Erhabenheit, die Insel Ugingo empor. Dichte Gruppen von grauen, felsigen Inselchen sind über den See längs der Küste von Schirati ausgestreut, während vom Rande des Wassers bis auf eine Entfernung von 8—10 km eine durchaus nicht anziehende, von keinem Wald oder Laubwerk belebte Ebene langsam bis zu der Linie emporsteigt, an der das Land plötzlich in Gruppen und Massen unregelmäßiger Hügel übergeht. Dies setzt sich stetig fort, bis zur Mündung eines Flusses, den die Eingeborenen Gori nennen und der das Land Ururi begrenzt. Am rechten Flußufer beginnt das gebirgige Ugeseja, dessen äußerstes Südwestende wie ein Vorgebirge in den See hinausläuft.

Der Gori ist während der Regenzeit ein bedeutender und mächtiger Strom. Er soll in nordöstlicher Richtung in der Nähe von Kavi entspringen. Weit landeinwärts auf der Ostseite ist, wie berichtet wird, das Land bis zu einer Entfernung von 25 Tagereisen eine mit einzelnen niedrigen Hügeln besetzte und Wasser nur in Teichen enthaltende ununterbrochene Ebene. Ungefähr 15 Tagereisen vom See befindet sich auch, den Berichten der Eingeborenen zufolge, eine Region, wo „niedrige Berge Rauch und bisweilen auch Feuer aus ihren Gipfeln ausstoßen". Dieser District heißt Susa und ist ein Theil des Massai-Landes. Alle gaben übereinstimmend an, daß kein Strom nach Norden fließt, sondern daß alle Gewässer wenigstens auf eine Entfernung von 20 Tagereisen in den See fallen. Jenseit dieser Entfernung liegt ein kleiner See, welcher einen Fluß nach Osten ausfließen läßt — meiner Vermuthung nach ist dies der Pangani.

Am 21. März fuhren wir unter dem Winde — denn der Wind blies damals aus Nordost vom Lande weg — bei den dunkeln Land-

spitzen von Goschi vorbei, welche sich zuerst etwa 270 m steil aus dem See erheben und nachher vom See zurückweichend eine Höhe von 600—900 m erlangen. Zu unserer Linken thürmte sich die hohe, mit Bäumen bewachsene und weit nach Nordwesten ausgedehnte Insel Ugingo auf. Dünne, bläuliche Rauchsäulen, welche aus der Tiefe ihrer Waldungen aufsteigen, kündigten die Anwesenheit von Menschen an, wahrscheinlich von Fischern oder Flüchtlingen vom Festlande. Nach den an den Abhängen dieses äußersten Endes von Ugejeja angestellten Beobachtungen zu urtheilen, halte ich einen großen Theil dieses Landes für unbewohnt. Nachdem wir um die Landspitze, welche der Insel Ugingo gerade gegenüberliegt, herumgefahren waren, passirten wir zwischen noch zwei unbewohnten Eilanden hindurch und dann sprangen uns plötzlich die kuppelartigen Berge vom Wakuneh in die Augen. Wir empfingen von dem Lande auf dieser Seite den Eindruck, daß es zur Viehzucht benutzt werde und dichter bevölkert sei, denn Rauch schlängelte sich häufiger aus Vertiefungen und geschützten Stellen des Terrains empor.

Am Abend lagerten wir auf der Brückeninsel, so benannt nach einer natürlichen Brücke aus basaltischen Felsen, welche einen unregelmäßigen Bogen von ungefähr 8 m Länge und etwa 4 m Höhe bilden, unter welchem wir von der einen Seite der Insel nach der andern hinweggehen konnten. Die Insel ist mit Buschholz und hohem Grase bedeckt und in den Spalten zwischen den Felsen, wo die vegetabilische Ablagerung von großer Tiefe war, wuchsen verschiedene schöne Mangobäume. Die Höhe beträgt ungefähr 15 m über dem See und von dem Gipfel hatten wir eine schöne Aussicht auf die düster und einsam daliegende Ugingo-Insel, sowie auf die steilen und hohen Bergketten von Ugejeja nebst den sich ostwärts ausdehnenden flachen Ebenen von Waganfu und Wigassi. Nach Westen zu streckte sich scheinbar schrankenlos der See aus, dessen Oberfläche von einem starken Winde gekräuselt war, und noch weiter nach Norden wurden unbekannte Länder sichtbar, deren Umrisse hier durch abgerundete Kuppeln und dort durch spitze Kegel unterbrochen waren.

Die vielen Inseln, auf die wir am nächsten Tage stießen, erwiesen sich für unsere Bootfahrt so störend, daß wir uns genöthigt sahen, vorsichtig dem Seegestade entlang hinzuschleichen. Als wir uns Nakidimo näherten, beobachteten wir, daß die bisher gewöhnliche hellgraue Farbe des Wassers sich in ein dunkles Braun verwandelte, und da wir vor uns eine kleine Bucht bemerkten, so waren wir vollkommen überzeugt, daß wir irgendeinen bedeutenden Fluß entdeckt haben müßten.

Als wir in diese Bucht einfuhren, erweiterte sich dieselbe und entfaltete vor uns malerische Formen von Bergumrissen und bewaldeten Abhängen. Wir ruderten rüstig vorwärts bis zu ihrem innersten Punkte, aber der sich hier ergießende Fluß war klein und verlor sich in dem Schlamme eines mit Schilfrohr bewachsenen Morastes. Eine Stunde lang mühten wir uns ab, ein auf demselben fahrendes Kanoe mit drei Fischern zum Herankommen zu veranlassen, aber alles, was wir von Saramba, der, wie ich fürchte, die Leute nicht recht verstand, erfahren konnten, bestand darin, daß diese Gegend Ugoweh heiße, was dem englischen You go 'way (ihr geht weg) so ähnlich klang, daß ich den



Die Brückeninsel.

Namen nicht für richtig gelten lassen wollte, bis uns die Eingeborenen noch lauter und emphatischer zuriefen: „U-go-weh." Es war jedoch ganz offenbar, daß diese Eingeborenen sich einer Sprache bedienten, welche unser Wegweiser aus dem Süden nicht vollkommen verstand. Wir setzten indeß unsere scharfe Besichtigung der zahlreichen Auszackungen der Küste von Ugoweh (?) bis zur kleinen Bucht von Nakidimo fort, in welche ein wichtiger Strom einmündet. Die Flußpferde waren zahlreich und ebenso dreist wie die im Speke-Golf.

Nachdem wir abermals in den offenen See hinausgefahren waren, ankerten wir ungefähr 1$^1/_2$ km von der Küste in sechs Faden Tiefe und fanden, daß dort eine Strömung von ungefähr einem halben Knoten nach Westen zu ging. Um 2 Uhr nachmittags zogen wir das Segel auf und waren bei günstigem Winde im Stande, uns so dicht als möglich am Festlande zu halten und tüchtig vorwärts zu kommen.

Wir hatten dabei fortwährend eine sehr volkreiche und in weiter Ausdehnung bebaute Küste vor Augen. Dies war, wie man uns sagte, das Land Maheta, dasselbe, welches wir von dem Gipfel der Brückeninsel zu Gesicht bekommen hatten. Mit schwellendem Segel flogen wir längs der Küste von Maheta hin, wo wir eine dichtere Bevölkerung und zahlreichere Gruppen großer Dörfer sahen, als wir sie bisher irgendwo bemerkt hatten. Wir glaubten, nochmals einen Versuch machen zu sollen, von den Eingeborenen die Namen einiger dieser Dörfer zu erfahren, und steuerten in dieser Absicht auf eine Bucht an der westlichen Küste zu. In einer Entfernung von ungefähr 45 m ankerten wir und stachen das Ankertau so weit aus, daß uns nur wenige Fuß tiefes Wasser von dem Strande trennten. Etwa ein halbes Dutzend Männer, welche kleine Landmuscheln an ihren Ellenbogen und einen Muschelkranz auf ihren Köpfen trugen, kamen bis an den Uferrand heran. Mit diesen knüpften wir eine freundliche Unterhaltung an, während welcher sie uns eröffneten, daß diese in Ugejeja gelegene Gegend Mahata oder Maheta heiße; aber mehr wollten sie nicht mittheilen, wofern wir nicht an das Land steigen wollten. Wir trafen die Vorbereitungen dazu, aber die Menschenmasse an der Küste vermehrte sich so stark, daß wir uns gezwungen sahen, wieder etwas vom Lande wegzurudern, bis sich ihre Aufregung legen würde und sie Platz machen würden. Sie schienen zu glauben, daß wir im Begriff ständen, wieder abzureisen, denn es erschienen plötzlich aus den Gebüschen zu beiden Seiten der Stelle, wo wir zu landen beabsichtigt hatten, solche Scharen von Speerträgern, daß wir das Segel hißten und es ihnen überließen, ihre Verrätherei an irgendeinem andern Boot oder Kanoe zu versuchen, das unbedachtsamer wäre als das unserige. Man konnte bemerken, wie die in ihrer Erwartung getäuschten Leute auf einer kleinen Anhöhe hinter dem am See sich hinziehenden Gebüsch miteinander sich beriethen, und ohne Zweifel glaubten sie, daß wir im Begriff ständen, dicht bei einer kleinen Landspitze am Nordende der Bucht vorbeizufahren, denn sie jauchzten vor Freuden auf bei der Aussicht auf einen guten Fang; aber das Segel einziehend, ruderten wir gegen den Wind weit aus dem Bereich ihrer Pfeile oder Schleudern und steuerten in der Dämmerung auf eine kleine Insel zu, an welcher wir unser Boot vor Anker legten, um dort in Sicherheit zu campiren.

Von unserm auf der Höhe von Maheta gelegenen Inselchen segelten wir darauf in der Morgendämmerung auf die niedrigen Gestade zu und kamen tüchtig vorwärts; aber plötzlich stießen wir auf das

Rückgrat eines zur Wasseroberfläche emporsteigenden Flußpferdes, das, durch den seltsamen und gewichtigen auf seinen Rücken drückenden Gegenstand erschreckt, wüthend dagegen stieß und das Boot so erschütterte, daß wir alle glaubten, es würde in Stücke gehen. Das Flußpferd stieg nach dieser Kundgebung seines Verdrusses einige Fuß vom Hintertheile empor und forderte uns laut brüllend zum Kampfe heraus; aber da wir seine große Stärke schon erprobt hatten, suchten wir uns durch angestrengtes Rudern schleunigst aus seiner Nähe zu entfernen.

Um 10 Uhr vormittags befanden wir uns den Bergkegeln von Manjara gegenüber und machten nun die Entdeckung, daß das lange und sich hoch erhebende Vorgebirge, welches seit der Abfahrt von Maheta unsere Aufmerksamkeit fortwährend auf sich gezogen hatte, die Insel Usuguru sei, sozusagen eine Copie von Ugingo, aber weit größer. Durch einen 3 km breiten Kanal fuhren wir in die Bucht von Manjara ein, welche an der Ostseite durch die pittoresken Berge jenes Landes, an der Nordseite durch die Ebene von Ugana und nach Westen von Muiwanda und das lange, schmale Vorgebirge Tschaga begrenzt wird. Diese Bucht bildet die äußerste Nordostecke des Victoria-Sees, aber zu Lande reisende Fremde würden sie ohne Zweifel fälschlich für einen besondern See halten, da, von dieser Bucht aus gesehen, Usuguru sich über die Landspitzen von Tschaga und Manjara hin auszubreiten scheint.

Ungefähr 9 km von dem äußersten Nordostende der Bucht ankerten wir am Nachmittage des 24. März, etwa 100 m von dem Dorfe Muiwanda. Hier fanden wir einen die Sprache von Usoga sprechenden Volksstamm. Vielerlei diplomatische Künste wurden von den Eingeborenen und von uns angewendet, bevor ein freundlicher Verkehr hergestellt wurde, schließlich gelang es uns aber doch, die Eingeborenen zum Austausch von Vegetabilien und eines Schafes gegen einige von den blauen, Mutunda genannten Glasperlen zu bewegen. Weder Männer noch Weiber trugen auf ihren nackten Leibern irgendeine andere Bekleidung als eine Art Gürtel von grünen Bananenblättern, der mir in seiner außerordentlich primitiven Form dem Feigenblattcostüm von Adam und Eva zu ähneln schien. An den Männern war außerdem sowol das Fehlen der obern und untern Vorderzähne, als ihr kahl geschorener Kopf auffällig; sie hatten auf demselben nur unregelmäßige Haarbüschel oder Halbmonde oben auf dem Scheitel und über der Stirn stehen lassen. Während wir um der Nahrungsmittel willen miteinander unterhandelten, kam ein prächtiges röthlich-

braun angestrichenes Kanoe von der Westseite des Dorfes herangefahren, aber trotz aller an die Fremden verschwendeten lauten Einladungen blieben sie doch ruhig auf ihrem Wege und fuhren die Bucht von Manjara hinauf.

Gestärkt durch das Fleisch und die Gemüse, die wir hatten kaufen können, begannen wir am 25. unsere Reise längs der Nordküste des Victoria-Sees und waren zwei Stunden später in einer Unterredung mit den Eingeborenen von Tschaga oder Schaga begriffen, welche uns darüber belehrten, daß Murambo, der König von Usuguru, auch König von Tschaga sei. Ich bin nicht im Stande, mich darüber, ob Tschaga ein Vorgebirge oder eine Insel sei, entschieden auszusprechen, aber ich glaube, daß ein schmaler, für Kanoes schiffbarer Kanal (etwa von derselben Beschaffenheit wie der Rugedsi*-Kanal) Tschaga vom Festlande trennt. Der südlichste Punkt Tschagas wird von der Usuguru-Insel durch eine etwas über 1 km breite Meerenge getrennt, durch welche wir nach der Fischer-Insel fuhren, wo wir zur Bereitung unsers Mittagsessens rasteten. Um 2 Uhr nachmittags kamen wir nach einstündigem Rudern in die Nähe der Ngevi-Insel, und als wir dicht an derselben waren, wurden wir gezwungen, vor einem wüthenden Nordwestwind Schutz zu suchen.

Kaum zehn Minuten hatten wir vor Anker gelegen, als wir ein kleines, von zwei Männern gerudertes Kanoe von der Ugambaküste, die von uns zu unserer Rechten oder nach Osten zu $2\frac{1}{2}$ km weit entfernt war, keck und verwegen an uns herankommen sahen. In den sanftesten, mildesten Tönen, die uns zu Gebote standen, riefen wir sie an, und nach einer durch ihre neugierigen Beobachtungen unsers Bootes und seiner Mannschaft in die Länge gezogenen Zwischenpause ließen sie uns endlich den Klang ihrer Stimmen hören. Aber nichts konnte sie dazu vermögen, näher als bis auf eine Entfernung von ungefähr 100 m heranzukommen. Während wir uns noch vergebens abmühten, ihr Vertrauen zu gewinnen, ruderte ein in Gestalt und Farbe dem Kanoe, das wir in Muiwanda bewundert hatten, ähnlicher Kahn auf uns los. Sein in der Form eines gekrümmten Ellenbogens aufwärts gebogenes Vordertheil ragte hoch empor und von der Spitze derselben war bis zum obersten Theil des Buges ein Tau ausgespannt, auf welchem feine Grasbüschel reihenweise aufgehängt waren, die wie eine Mähne wogten, während das von 40 Ruderern fortbewegte Fahrzeug voll kühnen und stolzen Selbstvertrauens auf uns loskam. Die

* Rugedsi ist der Name des engen Kanals, welcher Ukerewe vom Festlande trennt; vgl. S. 142.

Hälfte dieser Leute, die vorher gesessen hatten, sprangen, als das Kanoe nur noch 50 m entfernt war, auf, ergriffen lange mit einem Büschel geschmückte Lanzen und fingen an, sie in drohender Weise zu schwingen. Da wir durch keine Demonstration andeuteten, daß wir Widerstand leisten wollten, so rückten sie vorsichtig immer weiter vor, und als sie nicht mehr 20 m entfernt waren, streiften sie an unserer Seite hin, indem sie sich wie in herausforderndem Trotze im Kreise herumdrehten.

Schließlich brachen wir das Schweigen und fragten, wer sie wären und warum sie wie zum Angriff heranführen. Da sie weder Kingwana*, noch Kisukuma oder Kinjamwesi verstanden, so versuchte einer meiner Bootsleute in Kiganda mit ihnen zu reden, wovon sie ein wenig zu verstehen schienen, und vermittelst dieser Sprache knüpften wir eine Unterredung mit ihnen an. Sie rückten nun seitwärts etwas näher heran und brachten schließlich ihr Kanoe seiner Länge nach bis dicht an die Seite unsers Bootes. Unser friedsames, sanftmüthiges Benehmen stand in schroffstem Gegensatz zu ihrem lärmenden, bramarbasirenden, anmaßenden und unverschämten Gebaren. Die Ruderer, von denen die Hälfte betrunken war, betasteten alles in der ungenirtesten Weise. Wir lächelten dabei und waren so sanftmüthig und versöhnlich, als wenn Aerger und Zorn nie in unser Gemüth eindringen könnten. Unsere Gefälligkeit und Duldung ging in der That so weit, daß wir sogar unsern Körper mit einer sehr weitgehenden Freiheit betasten und anfassen ließen. Sie mochten sich dieselbe wol nur dadurch erklären, daß wir so schüchtern seien, daß wir fürchteten, sie irgendwie zu beleidigen. Wenn wir ebenso viele Schafe gewesen wären, so hätten wir keinen sanftmüthigern und unschuldigern Anblick gewähren können. Unsere kühnen Freunde, die in ihrem händelsuchenden Uebermuth einander stießen und gegeneinander taumelten, ergriffen ihre Speere und Schilde und fingen an, in bacchanalischen Weisen ein Lied zu singen, in solchen Disharmonien, wie sie nur die Trunkenheit erzeugen kann. Einige ergriffen auch ihre Schleudern und warfen Steine in weite Entfernungen, wozu wir unsern Beifall spendeten. Unter dem Einfluß des Weins und seines durch den Gesang gesteigerten Uebermuths wurde schließlich einer von ihnen noch verwegener und es sah gerade so aus, als ob er auf mich, der als scharfer, aber stummer Beobachter der ganzen Scene im Hintertheil des Bootes saß, zielen wollte. Ich machte eine Bewegung mit der Hand, als wenn ich ein

* Die Vorsilbe Ki bedeutet „Sprache“.

solches Attentat abwehren wollte. Plötzlich schien der rußige Schurke von einem Paroxysmus ergriffen zu werden und schleuderte seinen Stein über meinen Kopf weg, worauf ein lautes Geheul des betrunkenen Gesindels zu seiner Kühnheit applaudirte.

Da ich bemerkte, daß sie infolge unsers scheinbar sanftmüthigen Benehmens immer muthwilliger und zügelloser wurden, so ergriff ich meinen Revolver und feuerte blitzschnell in der Richtung, in welcher der Stein geschleudert worden war, in das Wasser — und die Wirkung dieses Schusses war wirklich überaus drollig und spaßhaft. Die verwegenen, unverschämten Bacchanten waren beim ersten Knall schleunigst über Bord gesprungen und schwammen, um ihr theueres Leben zu retten, auf Ngevi zu, ihr Kanoe in unsern Händen lassend. „Freunde, kommt zurück, kommt zurück! Wozu diese Flucht?" schrie ihnen unser Dolmetscher zu; „wir wollten euch nur ganz einfach zeigen, daß wir ebenso gut Waffen besitzen wie ihr. Kommt, nehmt euer Kanoe; seht, wir stoßen es für euch hinweg, damit ihr dasselbe ergreifen könnt!" Es gelang uns auch wirklich, sie durch unser freundliches Lächeln wieder heranzulocken. Wir sprachen liebreich mit ihnen, wie zuvor. Sie waren nun in ihrem Benehmen höflicher und ehrerbietiger; sie lachten und jauchzten vor Bewunderung laut auf; sie ahmten die Pistolenschüsse nach; „bum, bum, bum" schrien sie. Sie machten mir dann ein Bündel Bananen zum Geschenk! Unsere gegenseitige Bewunderung wurde ganz enthusiastisch.

Mittlerweile kamen noch zwei große Kanoes herangefahren, deren Bemannung ebenfalls noch sehr kühn und dreist war, denn es war ihnen ja noch keine Lection ertheilt worden. Diese neuen Ankömmlinge bestanden darauf, daß wir ihren König Kamoidah besuchen sollten. Wir baten, daß man uns das erlassen möge. Sie drangen darauf noch ungestümer in uns, dies zu thun. Wir versicherten, daß dies unmöglich sei; sie wären Fremde und hätten sich nicht eben gut betragen; wenn sie mit uns Tauschhandel zu treiben wünschten, so könnten sie ja ihre Kanoes beladen und nach Ngevi kommen, wo wir mit Freuden Perlen und Zeug gegen ihre Artikel austauschen würden. Wir sahen nun noch drei Kanoes näher kommen. Wir saßen indessen ganz still, geduldig und friedsam da und warteten auf sie. Die vereinigten Stimmen der 130 Eingeborenen machten nun einen schrecklichen Lärm, aber wir ertrugen auch dies mit der Sanftmuth der Heiligen und der Tapferkeit der Stoiker — doch nur auf eine Weile. Wir hielten den Sturm der mit rohen Drohungen gemischten Bitten aus, bis der Instinct mich warnte und ich herausfühlte, daß die Situation

gefährlich zu werden drohte. Ich ertheilte dann meiner Schiffsmannschaft einige Befehle, und indem ich nach der Küste zuwinkte, nahm ich den Schein an, als wollte ich gleichmüthig und zugleich huldvoll nachgeben. Sie wurden plötzlich still. Wir lichteten den Steinanker und ruderten wacker los, indem wir in das von Inseln unterbrochene Wasser jenseit der sichern Rhede an der Insel hinaussteuerten, wobei uns die sechs Kanoes das Geleit gaben. Wir begleiteten sie selbst auch einige 100 m weit, hißten aber dann plötzlich das Segel auf und schossen wie ein Pfeil bei ihnen vorbei. Die einsame Fahrt in die weite, offene See hinaus zogen wir doch dem gesellschaftlichen Verkehr mit den tückischen Trunkenbolden aus Ugamba vor.

Eine halbe Stunde segelten wir ohne Unterbrechung weiter, und da der Sonnenuntergang nahe bevorstand, so warfen wir den Anker in 23 m tiefem Wasser aus. Der Wind, welcher in einzelnen starken Stößen von Nordwesten her geweht hatte, legte sich plötzlich, denn im Nordosten hatte der Himmel schon lange drohend ausgesehen. Gewölk wogte in dichten Massen von jener Richtung her empor und warf düstere Schatten über die waldbedeckten Abhänge und Gebirgskämme von Usuguru, welche fast so schwarz wie ein sammtenes Leichentuch wurden, während der See so ruhig dalag, als wenn er in Glas verwandelt wäre. Bald erschien die aufgehäufte Wolkenmasse ausgezackt und eine Unglück verkündende Linie von tiefschwarzer Farbe lief im Zickzack durch ihren Mittelpunkt und von ihr schien der Sturm auszugehen. Ich bat die Schiffsmannschaft, weiter nach hinten zu kommen, und nachdem ich ein doppeltes Tau an den Steinanker befestigt hatte, ließ ich alle Eimer und Schöpfgefäße bereit stellen, da ein starker Regen drohte. Der Wind fiel dann, wie wenn er direct von oben käme, mit überwältigender Kraft über unsere niedergebeugten Köpfe her, kämpfte gegen den Widerstand, dem er begegnete, so wüthend an, als wollte er uns bis auf den Grund des Sees niederdrücken, und zurückgeschlagen von der Wasseroberfläche kräuselte er diese zu Millionen kleiner Wellen. Die Temperatur sank auf $13\frac{1}{2}°$ R., und gleichzeitig mit dem plötzlichen Eintritt dieser Kälte fielen beträchtliche Massen sehr großer Hagelkörner, welche mit gewaltiger Kraft auf uns losprasselten und Zähneklappern bei uns verursachten. Darauf fiel der Regen in Strömen nieder, die Blitze flammten und in unmittelbarer Folge erdröhnten Donnerschläge, wie ich sie nie schrecklicher gehört zu haben glaube.

Der Regen ergoß sich wirklich in so ungeheuerer Menge, daß zwei Mann für jede Section erforderlich waren, um das sich schnell

mit Wasser füllende Boot auf dem Wellenkamme schwimmend zu erhalten. Die Mannschaft schrie, daß es im Sinken begriffen sei, daß uns, wenn der Regen in solcher Masse anhielte, nichts retten könnte. In Erwiderung darauf feuerte ich sie nur an, um so schneller auszuschöpfen.

Die schwärzliche Masse von Usuguru lag, wie ich bei dem intensiven Lichte der fast in jeder Secunde die ganze Gegend grell erleuchtenden Blitze beobachten konnte, noch immer vor uns und ich erkannte daraus, daß wir nicht sehr weit in den offenen See hinausgetrieben worden waren. Unsere Kraftanstrengungen waren jetzt ganz allein dem Zwecke gewidmet, unsere armen, vom Hagel braun und blau geschlagenen Leiber über Wasser zu erhalten, und dies beschäftigte die Mannschaft so sehr, daß sie die Schrecken der stockfinstern und gräßlichen Nacht fast darüber vergaß. Zwei Stunden lang dauerte diese schwere Prüfung; dann konnten wir vor Freude, in die sich auch Gefühle des Dankes einmischten, aufseufzend unsere beklommene Brust erleichtern. Wir nahmen nun unsere Anker an Bord und stahlen uns durch die Dunkelheit nach der Westseite der Ngevi-Insel hin, wo wir an einem bald angezündeten Feuer unsere Kleider und durchnäßten Körper trockneten und bei einem heißen Topf Liebig'schen Fleischextracts uns zu einem Gelächter über unsere kritische Lage ermannten.

Am folgenden Morgen schien die Welt wie neugeboren, denn der Himmel war ein bläulicher Krystall, die Küsten sahen aus, als wenn sie mit frischem Grün bemalt wären, der See leuchtete wie polirter Stahl und die Atmosphäre schien ganz speciell zur Gesundheit geschaffen zu sein. Glühend vor neuer Freude am Leben traten wir aus unserer wilden Laube von Schilfrohr und Mangobäumen heraus, um uns der Herrlichkeiten eines gnadenreichen Himmels zu erfreuen, und die Mannschaft erleichterte ihre dankerfüllte Brust durch den lauten und melodischen Gesang eines ihrer muntersten Schifferlieder.

Während wir in dieser freudig erregten Stimmung quer über die Bai von Ugamba ruderten, bemerkten wir nach Nordosten zu einen sehr hohen Berg, der nach meinem Urtheil sich wenigstens 900 m über den See erheben muß. Von den Eingeborenen der Usamu-Insel erfuhren wir, daß diese ansehnlichste Gebirgsformation der Nachbarschaft den Namen Marsawa führt. Nachdem ich auf einer kleinen Insel zwischen Usamu und Namungi eine genaue Meridianhöhe hatte messen können, steuerten wir auf die letztere Insel zu. In der Kunst zu gefallen sind wol nie so effectvolle Versuche gemacht worden wie bei Namungi. Obgleich wir große Schwierigkeiten zu überwinden hatten,

um nur erst Gehör zu finden, beharrten wir doch bei der Ausübung der Kunst mit allen ihren ergötzlichen Variationen, bis unsere Beharrlichkeit endlich belohnt wurde. Ein junger Fischer wurde als Kundschafter vom Gestade her ausgesandt, um zu horchen; aber der junge Tölpel starrte uns nur mit aufgerissenen Augen an. Wir warfen ein Bund Glasperlen in sein Kanoe, und er verstand, was dies bedeuten sollte. Er jauchzte laut seinen Genossen an der Küste zu, welche vor Neugierde brannten, das fremde seltsame Boot und die fremden Leute zu sehen, unter denen sie einen Mann bemerkten, der keinem von allen andern Menschen glich, die sie je gesehen oder von denen sie gehört oder geträumt hatten.

Etwa 20 mit friedlichen, harmlosen Geschöpfen besetzte Kanoes kamen auf uns zu; alle bettelten um Perlen. Als wir sahen, daß sie sich bis zum Sprechen begeistern ließen, gaben wir ihnen zu verstehen, daß sie als Gegengabe für Nahrungsmittel Perlen die Hülle und Fülle erhalten könnten. Augenblicklich begannen sie in großer Aufregung einen förmlichen Wettlauf nach den Bananen- und Pisanghainen. Wir waren dem Ufer so nahe, daß wir hören konnten, wie die schweren Büschel von den Bäumen herabfielen, und in kurzer Zeit wurden uns solche Massen von Früchten angeboten, daß unser Boot, wenn wir sie alle gekauft hätten, mit Mann und Maus untergegangen sein würde. Nachdem wir eine für unsere Verproviantirung auf drei Tage hinreichende Menge von Bananen, Hühnern, Eiern und süßem Maramba oder Bananenwein aufgestapelt und ihnen die Namen der verschiedenen Inseln, Vorgebirge und hervorragendsten Berge entlockt hatten, versuchten wir unsere Reise fortzusetzen. Aber die Leute, auf welche unsere Freigebigkeit einen zu starken Eindruck gemacht hatte, wollten uns das nicht eher erlauben, als bis wir zur Feier unserer neuen Bekanntschaft mit ihnen noch manchen tiefen Schluck von ihrem köstlichen Weine gethan. Die Wangwana hätten wol mit Entzücken noch viele Tage in einem so bezaubernden Leben zugebracht, aber die Küste des Victoria-Sees streckte sich gar lang hin. Die Winde waren nicht immer günstig und wir hatten in Usukuma eine große Menge Freunde, welche wol unruhig werden konnten, wenn unsere Abwesenheit allzulange gedauert hätte. Wir gingen deshalb unter Segel, wobei ungefähr 30 Kanoes, welche mit frohsinnigen, arglosen Geschöpfen in einem Zustande der ausgelassensten Freude und Heiterkeit bemannt waren, uns eine lange Strecke das Geleit gaben.

Es war eine ganz merkwürdige Scene: unser Boot mit aufgehißtem Sturmsegel und ungefähr 30 Kanoes nach sich schleppend, deren

Ruderer alle betrunken und dabei so überaus gutherzig waren, daß sie auch unsere Bootsmannschaft mit reichlichen Mengen ihres Weins versahen, bis alle sich in einer ungemein fröhlichen Stimmung befanden. Es wäre wol der Mühe werth, die Beschreibung weiter zu detailliren, aber ich muß mich kurz fassen. Nachdem wir einige Meilen in ihrer Gesellschaft weiter gesegelt waren, befreiten wir uns endlich von unsern Freunden, die uns so gastfrei bewirthet hatten, und indem wir quer über den Kanal nach der Rejgano gegenüberliegenden Insel hinübersteuerten, fuhren wir längs ihrer schönbewaldeten Küste hin. Als wir weiter nach Westen eine tiefe Bucht bemerkten, drangen wir in dieselbe ein und legten uns in der Nähe des äußersten Ostendes von Uvuma auf der Höhe des Dorfes Mombiti, ungefähr 150 m von demselben entfernt, vor Anker.

Wenn wir mit dem Charakter der Wavuma genauer bekannt gewesen wären, so würden wir wahrscheinlich weniger geneigt gewesen sein, ihre Gestade zu besuchen; aber ihre Wildheit nicht kennend und eifrig bemüht unsere Pflichten zu erfüllen, beharrten wir bei dem Versuche, auch mit diesem Stamme einen Verkehr zu eröffnen. Wir waren indeß klug genug, uns nicht leichtsinnig in Gefahr zu stürzen, indem wir es etwa für ausgemacht hielten, daß die meisten Wilden eine arglose, liebenswürdige Menschengattung seien, der es nicht im Traum einfiele, die Fremden zu belästigen oder ihnen Schaden zuzufügen — und diese Vorsicht rettete höchst wahrscheinlich unser Leben.

Nach einer wenige Minuten dauernden Unterredung aus der Ferne näherten sich die Wavuma unserm Boote, und es wurde uns dadurch möglich, uns gegen reichliche Bezahlung Brennmaterial zum Kochen unserer Speisen zu verschaffen. Wir hofften, sie würden sich bewegen lassen, uns auch Lebensmittel zu verkaufen, nicht daß wir sie wirklich sehr nöthig gehabt hätten, sondern weil uns dies weitere Veranlassung geboten hätte, ihren Charakter und ihre Sitten zu studiren und die Namen der umliegenden Localitäten zu erfragen. Wir hatten häufige Besucher, welche schöne, mannhafte, wohlgebaute Burschen zu sein schienen; aber nichts konnte sie dazu bewegen, uns auch nur die geringste Quantität Proviant zum Verkauf zu bringen. Uns ruhig darein ergebend, unterließen wir es, sie deshalb weiter zu belästigen, und betrachteten nur diese Leute mit ebenso großem Interesse, wie sie uns betrachteten. Offenbar waren sie Menschen mit übermäßig großem Selbstvertrauen, wie dies aus der kühlgefälligen, fast herablassenden Weise hervorging, mit der sie uns anschauten. Ihre Kanoes waren schön und musterhaft gearbeitet; Beschreibungen und Abbildungen

derselben sollen später gegeben werden. Die Gestade waren steil und abschüssig, in ihren Umrissen unregelmäßig und mit einer üppigen Vegetation und vielen hohen Bäumen bedeckt, zwischen denen man die Bananenhaine sah, deren blaßgrüne Farbe von den dunklern Tinten des Waldlaubes stark abstach.

Die folgende Nacht war schauerlich. Bei Sonnenuntergang fiel die Temperatur etwas unter 17° R. und der Wind führte einen starken Spühregen mit sich. Da wir uns auf einem dem Wetter ziemlich ausgesetzten Ankerplatze befanden, so verlegten wir denselben in die Nähe der Mündung des Mumulu-Flusses, und wahrlich nicht eine Minute zu früh, denn der Wind verstärkte sich zu einem Sturme, und dieser durch einen kurzdauernden heftigen Windstoß sich anmeldende Sturm brachte auch Hagel mit sich. Indem wir unser Nachquartier hier zurechtmachten, überdeckten wir das Boot mit einem Segel, unter welchem die Matrosen schliefen, obgleich der häufig abgelöste Wächter den strengen Befehl hatte, fortwährend auf alles ein wachsames Auge zu haben. Während der langen Stunden der Finsterniß hielt der Sturm mit ungeschwächter Kraft an; das Boot stampfte und stöhnte und der Regen fiel in Strömen; der See schleuderte häufig „ganze Mützen voll" Wasser über uns her, sodaß wir unter solchen Umständen uns keiner Nachtruhe erfreuen konnten.

Gegen Morgen hatte sich der Sturm gelegt und die schwerfälligen, trägen Wogen gingen zur Ruhe. Nachdem wir etwas verweilt hatten, um uns eine Morgenmahlzeit zu kochen und uns bei der Wiederherstellung unserer animalischen Wärme einiger Schlucke verdünnten Liebig'schen Fleischextracts als einer wirksamen Hülfe bedient hatten, setzten wir um 8 Uhr morgens unsere Seefahrt längs der Seeküste von Uvuma fort.

Beim Verlassen der Mombiti-Bai mußten wir bei einer mit hohem Grase dicht bedeckten Landspitze vorbeifahren, und dorthin sahen wir eine große Schar von Eingeborenen eilen, um daselbst vortheilhafte Stellungen einzunehmen. Als wir uns der Spitze langsam näherten, traten einige bis an die Felsen vor und winkten uns noch näher zu sich heran. Wir folgten dieser Einladung so weit, daß wir bis auf wenige Fuß herankamen, als die Eingeborenen plötzlich etwas ausriefen und unmittelbar darauf fiel ein Hagel von Steinen um uns nieder. Wir machten uns natürlich schleunigst davon, aber nun tauchte aus einem Versteck ein Haufe mit Schlingen hervor und schleuderte mit denselben Steine auf uns, die das Boot und den dicht neben mir sitzenden Steuermann trafen. Um weitern Schaden zu verhüten, feuerte

ich meinen Revolver schnell auf sie ab und einer der Eingeborenen fiel, worauf die übrigen von ihrem Angriff abließen und uns, indem sie sich in das Gras zurückzogen, unsern Weg unbelästigt weiter verfolgen ließen.

Dicht an dem Gestade entlang weiter fahrend, setzten wir unsere Untersuchungen der zahlreichen Auszackungen und Krümmungen der Küste fort. Das Eiland erhob sich mit seinen steilen, mit Gras, aber nicht mit Bäumen bewachsenen Abhängen bis zu einer Höhe von ungefähr 90 m über den See. Rinderheerden gab es in Menge und viele Ziegen grasten an den Seiten des Hügels. Auch viele Dörfer waren vorhanden, sie waren aber nicht eingezäunt und bestanden aus wenigen kuppelförmigen Hütten. Wir schlossen daraus, daß die Wavuma ein Volk seien, das sich gut selbst zu vertheidigen verstehe. Zu dieser Zeit war der See so ruhig wie ein Teich; kein Gewölk verdeckte irgendeinen Teil des Horizonts; der Himmel war von stahlblauer Farbe, und die Sonne brannte mit echt tropischer Glut. Die Atmosphäre war indeß nicht klar; ein leichter Dunst stieg aus dem See auf, zitterte in der Hitze und ließ sogar die nur 8 km entfernten Inseln nur undeutlich und trübe erkennen.

Nachdem wir in der Durchfahrt zwischen der lohfarbenen, grasbewachsenen Insel Bugeyeja und der Insel Uvuma angekommen waren, steuerten wir mitten hindurch, um Kompaßmessungen vornehmen zu können. Aus einer kleinen Bucht an den uns zur Seite liegenden Gestaden von Uvuma tauchte eine Flotille von 13 Kanoes hervor. In dem am nächsten herangefahrenen Kanoe hielt man uns darauf eine Hand voll süßer Kartoffeln recht sichtbar entgegen, und wir hörten auf zu rudern, ließen aber das Segel aufgehißt, das uns bei dem gerade wehenden sehr schwachen Winde in der Stunde ungefähr einen halben Knoten nach Westen treiben ließ.

Wir gestatteten den Wavuma, sich zur Seite unsers Bootes in einer Reihe zu postiren, und sahen, daß sie mit Speer und Schild vollständig bewaffnet waren. Wir boten ihnen verschiedene Sorten von Glasperlen zum Austausch gegen die von ihnen mitgebrachten süßen Kartoffeln an, aber mit einer Verachtung ausdrückenden Geberde schlugen sie alles aus, und aus ihrem Geberdenspiel und Benehmen gewannen wir bald die Ueberzeugung, daß sie ihre Kanoes zu ganz andern Zwecken als zum Tauschhandel bemannt hatten; außerdem hatten sie auch nur ungefähr 20 Kartoffeln bei sich, welche sich, sonderbar genug, alle im ersten Kanoe befanden. Seltsamerweise waren auch die Männer im ersten Kanoe, obwol zum Verkaufen nicht geneigt, in ihrem Be-

tragen ruhig und bescheiden; aber ihre Gemüthsstimmung änderte sich, sobald ihre Kameraden herangekommen waren und ihre Stellungen vor unserm Boote eingenommen hatten, um demselben den Weg zu versperren. Die jetzt durch ihre bedeutende Anzahl kühn gewordenen Wavuma machten zunächst viel Lärm, dann wurden sie unverschämt und schritten zuletzt zum Angriff. Sie suchten einen Gegenstand nach dem andern mit verschlagener Gewandtheit zu ergreifen, und während wir mit dem wilden und rohen Pöbelhaufen an unserer Front beschäftigt waren, wurde ein von uns nicht bemerktes Manöver mit Erfolg am Hintertheil ausgeführt; aber der Führer Saramba wurde noch zu rechter Zeit den Dieb gewahr, gab mir einen Wink, meine Blicke auf die Vorgänge am Stern zu richten, und ich ertappte den Dieb im Augenblick des Raubens. Da ich mittlerweile mich davon überzeugt hatte, daß die Wavuma in solchen Massen nur in der Absicht gekommen waren, das, was ihnen als eine leicht zu gewinnende Beute erschien, mit Gewalt zu nehmen, und daß ihre Manöver offenbar darauf berechnet waren, uns in Verlegenheit zu setzen und unsere Aufmerksamkeit zu zerstreuen, gab ich ihnen mit der Hand Zeichen, daß sie sich entfernen sollten, und ertheilte zugleich der Bootsmannschaft Befehle, daß sie ihre Ruder bereit halten sollte. Diese durch die Nothwendigkeit gebotenen Maßregeln veranlaßten sie aber zu einer deutlichern Erklärung ihrer Absichten, und zwar bekundeten sie dies dadurch, daß sie keck und verwegen ihre Hände an die Ruder legten und den Ruderversuchen der Bootsleute Einhalt thaten. Jetzt fragte es sich, ob wir noch frei waren oder nicht. Waren wir noch freie Männer, mit der Macht, unsere Freiheit zu vertheidigen, so mußte man uns gestatten, unsere Fahrt auf dem See ohne Einspruch und Hinderung fortzusetzen. Waren wir nicht frei, so mußten wir zunächst entwaffnet werden. Ich ergriff meine Flinte und gab ihnen nochmals durch Gesten zu verstehen, daß sie sich entfernen sollten. Mit einem lauten höhnischen Geschrei ergriffen sie darauf ihre Speere und Schilde und schickten sich an, ihre Angriffswaffen zu schleudern. Um uns zu retten, galt es jetzt schnell zu handeln, und ich feuerte über ihre Köpfe hinweg. Da sie von meinem Boote schnell zurückwichen, ließ ich meine Leute kräftig vorwärts rudern. Nun bildeten sie aber in einer Entfernung von ungefähr 30 m zu beiden Seiten des Bootes parallele Linien und schleuderten ihre Speere ab, denen meine Leute jedoch auswichen, indem sie sich auf den Boden des Bootes niederkauerten. Die Schufte auf den Kanoes hinter unserm Stern klatschten indeß schadenfroh in die Hände, indem sie mir ein großes Bündel Mutunda-Perlen zeigten,

welches verstohlenerweise aus dem Hintertheil des Bootes entwendet worden war. Ich ergriff nun meine Revolverflinte und feuerte nach rechts und nach links wohlgezielte Schüsse. Der Kerl mit den Perlen wurde niedergestreckt und der Frechste aus dem nächsten Kanoe kampfunfähig gemacht. Darauf zielte ich mit der Büchse von großem Kaliber nach der Wasserlinie von zwei oder drei Kanoes, und da die Kugeln durch und durch gingen, sah sich die Bemannung derselben gezwungen, ihre Aufmerksamkeit auf ihre sinkenden Fahrzeuge zu richten. So konnten wir denn ohne weitere Störung unsere Seefahrt in den Napoleon-Kanal hinein zur Untersuchung der Ripon-Fälle fortsetzen.* Auf einem unbewohnten, in der Nähe der Fälle belegenen Punkte von Usoga schlugen wir unser Lager auf, fuhren am 29. März quer über den Kanal und darauf längs der Küste von Uganda zwischen zahlreichen Inseln hin, von denen die größten dicht bevölkert sind.

Auf der Kiwa-Insel rasteten wir einen Tag lang und wurden von dem Häuptling mit der größten Herzlichkeit empfangen. Derselbe sandte Boten nach der beinahe 5 km entfernt liegenden Insel Kerenge, um, wie er sagte, für den Gast des Kabaka Mtesa Bananen und Krüge mit Maramba-Wein zu kaufen. Da wir hier seit unserer Abreise von Kagehji nach 22 Tagen zum ersten mal wieder mit Eingeborenen zusammen wohnten, so feierten wir pflichtschuldigst unsere Ankunft bei Freunden auf festliche Weise.

Am nächsten Tage drangen wir, von dem Häuptling geführt und escortirt, nach Ukafu vor, wo wir einen großen, hübschen, jungen Mtongoleh als Befehlshaber des Districts vorfanden, vor welchem der Häuptling von Kiwa wie vor einem großen Machthaber seine Knie beugte. Obgleich der junge Mtongoleh das wärmste Interesse für uns an den Tag legte und in seinen Versprechungen, was die Worte betrifft, sehr redselig war, so bewirthete er uns, nachdem wir 24 Stunden gewartet hatten, doch nur mit der Kost der Barmekiden. Als wir bemerkten, daß seine Höflichkeiten, mit welch süßen Worten sie uns auch dargeboten wurden, doch das Knurren unserer ausgehungerten Magen keineswegs zur Ruhe zu bringen vermochten, so verließen wir ihn, wobei er übrigens immer noch betheuerte, wie enorm seine Bewunderung für uns sei, und mit großer Redseligkeit versicherte, daß er große Gastereien vorbereite, um uns die gebührenden Ehren zu erweisen.

---

* Ein detaillirterer Bericht über diesen Theil des Sees wird in spätern Kapiteln gegeben werden, da ich die Ripon-Fälle dreimal besuchte und dieselben während des dritten Besuches photographisch aufnahm.

Ich wurde ganz stutzig, als ich die vollkommene Verstellungskunst, mit der wir gründlich angeführt worden waren, in ihrer ganzen Ausdehnung zu begreifen anfing. „Sollte dies wirklich Centralafrika sein", fragte ich mich selbst, „wo wir so vollkommene Adepten in der Kunst der Täuschung finden? Erst vor zwei Tagen noch hatten wir die rohe Wildheit des Landes voll und ganz und zwar in ihrer höchsten Intensität vor Augen, denn die Hände aller hatten sich grimmig gegen den Fremden erhoben. In dem dicht daranstoßenden Lande begegnen wir aber einem Volke, das artig, höflich und angenehm im Umgange ist, das seine wärmste Bewunderung für den Fremden zu erkennen gibt, ihn dabei aber ebenso ungastfreundschaftlich behandelt, wie irgendein Hotelbesitzer in London oder New York einen Gast mit leerer Börse."

In einem Dörfchen an der Bai von Buka machten wir aber die angenehme Entdeckung, daß wir voreilig in unserm Urtheil gewesen waren. Der Mtongoleh dieses Platzes lud uns in sein Dorf ein, ließ vor uns ein Festmahl ausbreiten, das aus frischer und saurer Milch, aus mürben und reifen Bananen, einer Ziege, süßen Kartoffeln und Eiern bestand, und er sandte auch auf der Stelle einen Boten an den Kabaka Mtesa ab, um die Ankunft eines Fremden im Lande anzumelden, wobei er zugleich seine Absicht zu erkennen gab, uns nicht eher zu verlassen, als bis er uns dem großen Monarchen des äquatorialen Afrika von Angesicht zu Angesicht gegenübergestellt hätte. In ihm, versicherte er uns lächelnd, würden wir einen Freund finden und unter seinem Schutze könnten wir sicher schlafen.

Wir machten noch einen Tag länger halt, um uns der gütigen Bewirthung des Häuptlings von Buka zu erfreuen. Meine Bewunderung des Landes und des Volkes nahm stetig zu, denn ich erfuhr stündlich irgendeine angenehme Höflichkeit. Das Land harmonirte vollkommen mit seiner Bevölkerung, und Afrika dürfte wol nur wenige interessantere Prospecte darbieten können als den auf die liebliche Gegend, welche die Bai von Buka umgibt. Von dem Rande der mit wogendem Schilfrohr eingefaßten Seefläche an bis hinauf zum höchsten Berggipfel prangte alles im schönsten Grün von wechselnden Schattirungen. Das lichte Grün des zierlichen Matete-Schilfs contrastirte mit den tiefern Farben der verschiedenen Feigenarten; über die wie grüner Atlas glänzenden Zweige der reizenden Pisangbäume hingen Büsche des blassen Laubwerks der Tamarinden, während zwischen allem und um alles das frische Gras der Viehweiden an den sanften Abhängen der Hügel seinen smaragdenen Teppich ausbreitete. In kühnen, freien und doch graziösen Umrissen schließen die Berge

die Scenerie ab, nach oben in vollen, busenähnlichen Contouren emporschwellend, hier sich zu einer Rundung einbiegend, um in diese Höhlung einen prächtigen Pisanghain einzuschließen, dort zu abschüssigen, steilen Landspitzen kühn hervorspringend und dann wieder durch eine Reihe prächtiger Terrassenstufen in Gegenden zurückweichend, die noch kein Weißer erforscht hat. Eins der Dörfer hatte einen niedrigen mit Kieseln bedeckten Strand, der in einer hellgrauen Schlangenlinie zwischen der dunkler grauen Oberfläche des Sees und dem lebhaften, nie verwelkenden Grün einer Bananenpflanzung hinlief. Ich bildete mir ein, in einen Zustand, den ich durch göttliches und menschliches Recht ererbt hatte, versetzt zu sein, oder etwas jenem vollen Kraftgefühl Verwandtes zu empfinden, von welchem, wie man dies annehmen kann, die Erben weiter und schuldenfreier Ländereien erfüllt sind, und schrieb ein so ungewöhnliches Gefühl den vollkommen gesunden Functionen der Verdauung und der von jedem Druck befreiten und durch nichts gestörten Leber zu.

Am 2. April reisten wir in der fröhlichsten, die Menschen und die Natur mit gleicher Liebe umfassenden Gemüthsstimmung längs des herrlichen, die Buka- von der Kabsi-Bai trennenden Gestades weiter und machten um Mittag an dem Dorfe Kirudo halt, wo wir eine ähnliche gastfreundliche Behandlung wie am vorhergehenden Tage erfuhren. Wir machten absichtlich unsere Tagefahrten kurz, damit der Kabaka rechtzeitig von unserer Ankunft unterrichtet werden könne.

Gerade als wir am nächsten Morgen uns zur Abreise anschickten, sahen wir sechs mit Menschen dicht besetzte Kanoes um eine Landspitze herumfahren. Eine kurze Zeit machten sie auf uns den Eindruck einer zweiten Piratenflotte, die auf dem Wege begriffen sei, uns abzufangen; als ich sie aber mit meinem Fernglase näher betrachtete, sah ich, daß mehrere mitten in den Fahrzeugen sitzende Personen weiß gekleidet waren, wie die Wangwana, und unsere Waganda-Führer, unter denen sich unser freigebiger Gastfreund aus Buka befand, zeigten uns an, daß es die Leute des Kabaka seien. Als sie sich uns näherten, sah man, wie ihr Befehlshaber vor der Zusammenkunft mit uns seinen Anzug in Ordnung brachte. Er setzte einen aus Perlen gearbeiteten Kopfschmuck auf, über welchem lange weiße Hahnenfedern wehten, und legte ein schneeweißes und langhaariges Ziegenfell an, während ein karmoisinrothes, von seinen Schultern herabhängendes Staatskleid seinen Galaanzug vervollständigte.

Mitten auf der Bai von Kabsi begegneten wir uns, und eine äußerst feierliche Begrüßung fand statt. Der Befehlshaber war ein

schöner, rüstiger, junger Mann von ungefähr 20 Jahren. Nachdem er in unser Boot gesprungen war, kniete er vor mir nieder und richtete seine Botschaft mit folgenden Worten aus:

„Der Kabaka entsendet mich mit vielen Salaams an Euch. Er hegt die bestimmte Erwartung, daß Ihr ihn besuchen werdet, und hat sein Lager in Usavara aufgeschlagen, damit er dem See nahe sei, wenn Ihr kommt. Er weiß nicht, aus welchem Lande Ihr gekommen seid, aber ich habe einen Eilboten mit einem Kanoe, der nicht eher anhalten wird, als bis er alle Nachrichten dem Kabaka überbracht hat. Seine Mutter träumte vor einigen Nächten einen Traum und in ihrem Traum sah sie einen weißen Mann auf diesem See in einem Boot hierher kommen, und am folgenden Morgen erzählte sie den Traum dem Kabaka, und siehe, Ihr seid gekommen. Gebt mir Eure Antwort, damit ich den Eilboten absenden kann. Twijansi, twijansi, twijansi! (Dank!)"

Da der junge Befehlshaber, dessen Name Magassa war, Kisuaheli verstand, so konnte ich ihm und seinen Leuten freimüthig und offen alle mich und meine Expedition betreffenden Nachrichten mittheilen, und als ich geendet hatte, übersetzte Magassa die Botschaft in Kiganda und der Bote reiste sofort ab. Mittlerweile beschwor mich Magassa, diesen einen Tag hier zu bleiben, um mir die Gastfreundschaft seines Landes zu beweisen und damit ich mit ihm zusammen in guter Stimmung vor dem Kabaka erscheinen möge. Da mich auch meine Bootsmannschaft zur Bewilligung seiner Bitte zu bereden suchte, so ruderten wir dem Dorfe Kadsi zu. Magassa war nunmehr in seiner Glorie. Seine Stimme nahm seiner Escorte von 182 Mann gegenüber einen gebieterischen Klang an; selbst die Federn seines seltsamen Kopfputzes wogten stolzer, und seinen Staatsmantel trug er mit einem Prunke, der eines römischen Imperators würdig gewesen wäre. Bei unserer Landung wurde Magassa's Stock häufig gebraucht. Der Unterbefehlshaber von Kadsi wurde gezwungen, seinen viceköniglichen Befehlen unbedingten Gehorsam zu leisten.

„Bringt heraus junge Ochsen, Schafe und Ziegen, Milch und die mürbesten unter euern auserlesenen Bananen und große Krüge mit Maramba, und laßt den weißen Mann und seine Bootsleute essen und die Gastfreundschaft Ugandas kosten. Soll ein Weißer vor den Kabaka mit leerem Magen hintreten? Seht, wie bleich und hager seine Wangen aussehen. Wir wollen doch sehen, ob wir ihm nicht größere Freundlichkeiten erweisen können, als die Heiden ihm erwiesen haben."

Zwei junge Ochsen und vier Ziegen, ein Korb voll dicker, mürber Bananen und vier je 9 Liter enthaltende Krüge mit Maramba wurden

uns dann gebracht, und die Bootsmannschaft ließ dieser außerordentlich reichlichen Mahlzeit volle Gerechtigkeit widerfahren. Auch die Escorte Magassa's wurde mit Proviant versorgt. Das Land war ihnen ja preisgegeben. Sie schlachteten ihre Ochsen für sich selbst, schnitten so viele Bananen ab, als ihnen beliebte, und unternahmen in Uebereinstimmung mit Magassa's durchlauchtigster und gnädigster Erlaubniß, sich selbst zu bedienen, einen mörderischen Feldzug gegen die Hühner.

„Ein wunderbares Land!" dachte ich bei mir, „wo eine ganze Gegend solch einem mit schrankenloser Willkür handelnden Renommisten, einem so eitlen Jüngling, wie dieser Magassa ist, bei der bloßen Erwähnung von des Kabaka Namen und, wie dies sonnenklar ist, auch mit des Kabaka Gutheißen unterworfen werden kann!" Uganda war uns damals neu. Wir hatten keine Ahnung davon, wie unbeschränkt die Autorität des Kabaka war, aber wir hegten den uns betrübenden Verdacht, daß das weit ausgedehnte Land, welches seine Macht anerkannte, sehr mishandelt würde. Da es mir in der Seele wehe that, daß die armen Leute eine so harte Behandlung meinetwegen zu erdulden hatten, versuchte ich mein Möglichstes, Magassa von übermäßigen Erpressungen zurückzuhalten.

Am nächsten Tage fuhren wir aus der Kabsi-Bai heraus, wobei uns Magassa's Begleiter den Weg zeigten. Wir durchkreuzten die Bassi-Bai, von deren Mitte wir den Tafelberg des alten Sabagansi zu Gesicht bekamen. Magassa sagte uns, daß wir von seinem Gipfel die Murchison-Bai in ihrer ganzen Ausdehnung und Rubaga, eine der Hauptstädte des Kabaka, sehen könnten. Um 10 Uhr vormittags fuhren wir um die Muvwo-Spitze herum und darauf in die Murchison-Bai. Der Eingang zu derselben ist ungefähr $6^1/_2$ km breit und wird wie durch eine natürliche Festung von der Linant-Insel bewacht. Dieses hohe kuppelförmige Eiland ist zwischen den einander gegenüberliegenden Landspitzen Muvwo und Umbiru belegen. Nachdem wir Muvwo südlich von uns hatten liegen lassen, gewannen wir einen vollständigen Ueberblick über dieses schöne Wasserbecken, das seine größte Breite zwischen der Soweh-Insel und Ukuma erreicht. Dies, zugleich die Stelle, wo das Wasser seinen westlichsten Punkt erreicht, beträgt etwa 16 km, während die äußerste Länge der Bai von der Linant-Insel bis zu dem Arm der Monjono-Bai, wo Mtesa seine Lieblingskanoes verwahrt, nicht weniger als $22^1/_2$ km betragen kann.

Dem Wunsche Magassa's gemäß campirten wir hinter der Soweh-Insel an der Ostseite der Murchison-Bai, von wo wir am nächsten Tage nach Usavara, dem Jagddorfe des Kabaka, aufbrechen wollten.

Neuntes Kapitel.

Ein außergewöhnlicher Monarch. — Ich werde examinirt. — Afrikanische Spötteleien. — Mtesa, der Kaiser von Uganda. — Schilderung Mtesa's. — Eine Flottenrevue. — Ankunft in der kaiserlichen Hauptstadt. — Mtesa's Palast. — Wunderschöne Landschaft. — Ich begegne einem Weißen. — Oberst Linant de Bellefonds. — Bekehrungsversuche. — Ein großes Missionsfeld. — Ein angenehmer Tag mit Oberst de Bellefonds. — Abreise nach meinem Lager.

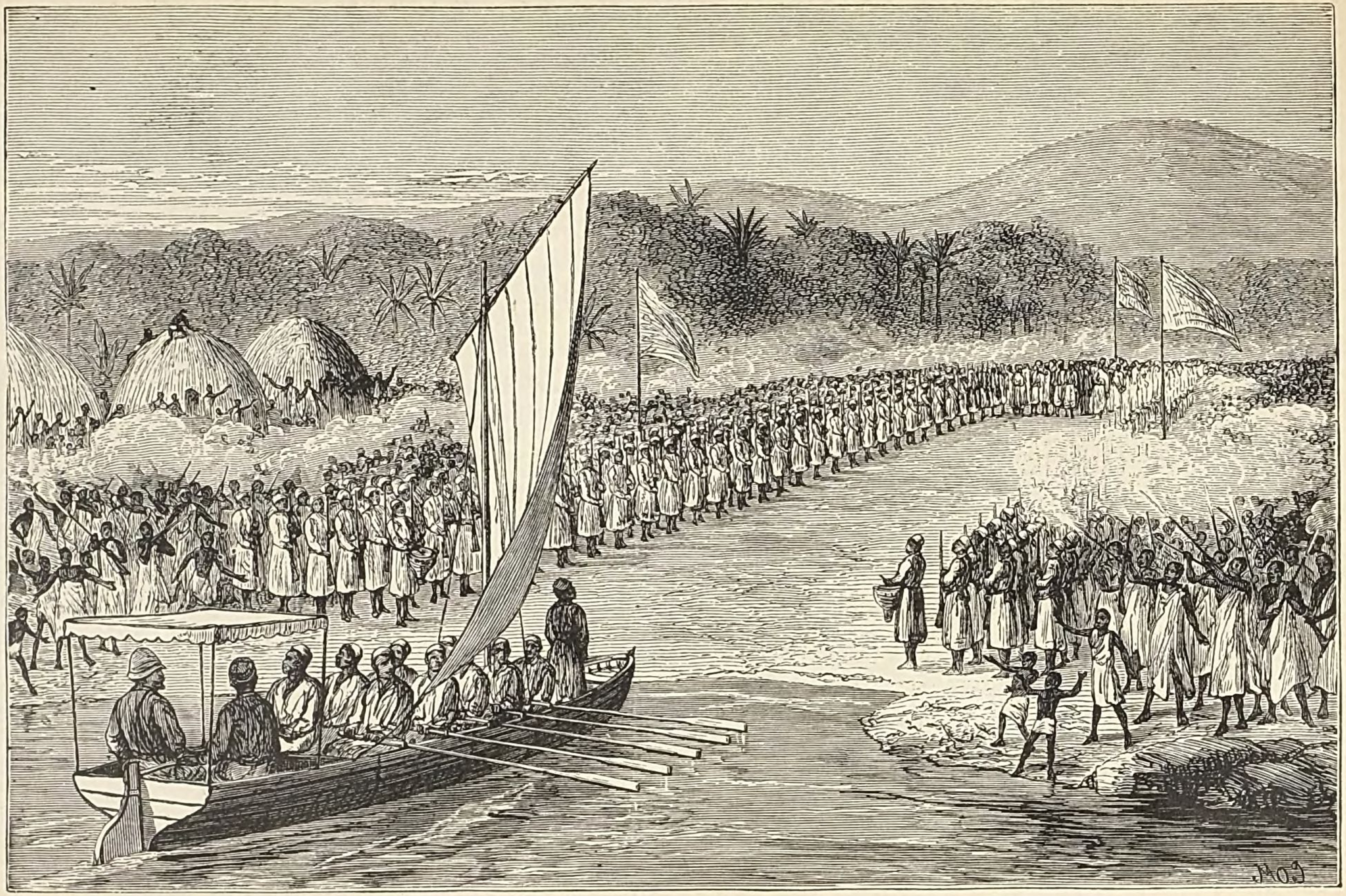
Der flüchtige Einblick, den wir in die Sitten und Gebräuche in Uganda zwischen der Soweh-Insel, der Murchison-Bai und der Kiwa-Insel in der Nähe der Ukafu-Bai gethan, erweckte in uns das Bewußtsein, daß wir im Begriff standen, die Bekanntschaft eines außergewöhnlichen Monarchen und eines außergewöhnlichen Volkes zu machen, das sich von den barbarischen Piraten Uvumas und den krausköpfigen Wilden des östlichen Usukuma etwa ebenso unterscheiden dürfte, wie die Engländer in Ostindien von ihren Afridi-Mitbürgern oder wie die weißen Amerikaner in Arkansas von den halbcivilisirten Choctaw-Indianern. Wenn die Höflichkeit die Handlungen der Bewohner der Insel Kiwa, so weit sie auch von der Berührung mit dem Hofe in Uganda entfernt lebten, in solchem Grade beherrschen und wenn eine glatte und beredte Achselträgerei von dem Mtongoleh von Ukafu in solcher Weise geübt, wenn eine so bereitwillige Gastfreundschaft von dem Häuptling in Buka gezeigt und die Befehle des Kabaka von Magassa, dem Eilboten und dem Häuptling in Kadsi so prompt ausgeführt werden konnten, was durften wir da nicht alles am Hofe selbst erwarten und was für eine Art von Mann mochte dieser „Kabaka“ sein!

Solche Betrachtungen stellte ich an, als Magassa in seinem prächtigen Kanoe von der hinter der Soweh-Insel liegenden Bucht aus mir den Weg zeigte, und als sein kleiner Sklave den summenden Gesang seiner Kanoemannschaft auf der Trommel begleitete.

Im Vergleich mit unserer einsamen Rundfahrt von unserm Lager in Usukuma aus durch alle die Buchten und Einfahrten der vielfach ausgezackten Küsten des Großen Sees, boten diese fünf prächtigen Kanoes, wie sie vor unserm Boote eine stolze Frontlinie bildeten und uns so zur Audienz bei dem großen Machthaber im äquatorialen Afrika geleiteten, ein Schauspiel dar, das wenigstens neue Scenen versprach und die Aussicht auf irgendwelchen außerordentlichen Pomp und auf feierliche Ceremonien eröffnete.

Als wir ungefähr 3 km von Usavara entfernt waren, sahen wir etwas, was wir für Tausende von Menschen hielten, die sich auf einer sanft ansteigenden Anhöhe in Ordnung stellten. Als wir dann von der Küste nur noch etwa $1\frac{1}{2}$ km entfernt waren, gab Magassa den Befehl, unser Herannahen durch die Feuerwaffen zu signalisiren, und sofort wurde von seinem Dutzend Musketieren diesem Befehle Folge geleistet. Aus der Entfernung von $\frac{3}{4}$ km bemerkte ich, daß die Volksmassen an der Küste zwei dichtgedrängte Linien gebildet hatten, an deren Enden mehrere feingekleidete Männer in karmoisinrothen, schwarzen und schneeweißen Gewändern standen. Als wir uns der Bucht näherten, krachten Salven von Flintenschüssen längs der langen Linien hin. Magassa's Kanoes steuerten rechts und links nach außen, während 200—300 Gewehre mit voller Ladung allen Umstehenden ankündigten, daß der weiße Mann, von welchem Mtesa's Mutter geträumt hatte, gelandet war. Zahlreiche Kesselpauken und Baßtrommeln ließen ein lärmendes Willkommen erschallen, Flaggen, Fahnen und Fähnchen wehten und das Volk jauchzte laut auf. Sehr erstaunt über alle diese pomphaften und feierlichen Begrüßungen schritt ich auf die große Standarte zu; neben dieser stand ein kleiner junger Mann in einem karmoisinrothen Oberkleide, das über einen fleckenlos weißen Anzug von gebleichter Baumwolle herabfiel, und vor ihm kniete ehrfurchtsvoll Magassa, der an die Küste vorangeeilt war und zu mir sich zurückwendend zu verstehen gab, daß dieser kleine junge Mann der „Katekiro" sei. Da ich eigentlich durch diese Mittheilung um nichts klüger geworden war, so beschränkte ich mich darauf, eine Verbeugung zu machen, was sonderbar genug von ihm nachgeahmt wurde, nur daß seine Verbeugung viel tiefer und stattlicher war als die meinige. Ich war betreten, verwirrt und verlegen, und ich glaube, daß ich innerlich über diesen königlichen Empfang erröthete, doch ließ ich, wie ich glaube, meine Verlegenheit äußerlich nicht merken.

Ein Dutzend gut gekleideter Personen trat nun hervor, und meine Hand ergreifend versicherten sie mir in der Kisuaheli-Sprache, daß



Empfang durch die Leibgarde des Kaisers Mtesa in Usavara.

I. S. 168.

ich in Uganda willkommen sei. Der Katekiro machte eine Kopfbewegung und mitten unter einem allgemeinen Wirbeln und Schlagen aller Trommeln und Pauken, das jedes gesprochene Wort übertönte, gingen wir Seite an Seite und von tausend Neugierigen begleitet nach einem Hofe und einem Kreise von Hütten mit Rasendächern, die ein größeres Haus umgaben, das, wie man mir sagte, mir zur Wohnung angewiesen sei.

Der Katekiro und mehrere der Häuptlinge begleiteten mich zu meiner neuen Hütte, und es entspann sich eine sehr gesellige Unterhaltung. Es war ein aus Sansibar gebürtiger Mann Namens Tori anwesend, der, wie ich in kurzer Zeit entdeckte, eine Art von Tambourmajor, Ingenieur und überhaupt ein in allen Sätteln gerechtes Factotum bei dem Kabaka war. Durch diesen gewandten, anstelligen und scharfsinnigen Mann erfuhr ich, daß der Katekiro der Premierminister oder der Deputirte des Kabaka sei und daß die Titel der andern Häuptlinge Tschambarango, Kangau, Mkwenda, Sekebobo, Kitunsi, Sabagansi, Kauta und Saruti seien. Es waren noch mehrere andere gegenwärtig, aber ich muß die Erwähnung derselben auf andere Kapitel verschieben.

Die Waganda haben, wie ich bald darauf fand, durchaus nicht die Gewohnheit, einem Fremden gegenüber Gleichgültigkeit und Mangel an Wißbegierde zu zeigen. Ganze Salven von Fragen wurden auf mich abgefeuert in Bezug auf meine Gesundheit, meine Reise und ihr Ziel, auf Sansibar, Europa und seine Bevölkerung, auf Meer und Himmel, Sonne, Mond und Sterne, Engel und Teufel, Doctoren, Priester, Künstler und Handwerker im allgemeinen; kurz und gut, als der Repräsentant von Nationen, welche „alles wissen", wurde ich einem sehr tief eindringenden Examen unterworfen und nach einer Stunde und zehn Minuten wurde die einstimmige Erklärung abgegeben, daß ich dasselbe „bestanden" habe. Nach dieser beifälligen Acclamation ging das erst etwas steife und stolze Wesen alsbald in ein freundschaftlicheres Benehmen über und lange, dünne, nervige schwarze Hände wurden begeistert in die meinigen geschoben, woraus ich schloß, daß sie mir Beifall zollten, als wenn ich bei einem Universitätsexamen zur Graduirung auserlesen worden wäre und sogar die erste Censur erhalten hätte. Einige eilten direct zu dem Kabaka und theilten ihm mit, der weiße Mann sei ein Genie, er wisse alles und sei auffallend höflich und gesellig, und der Kabaka soll „sich dabei die Hände gerieben haben, wie wenn er eben in den Besitz eines Schatzes gelangt wäre".

Die Früchte des so günstig über mich gefällten Urtheils fielen mir nun sozusagen in den Schos, und der Lohn für meine Verdienste trat mir alsbald vor die Augen in Form von vierzehn fetten Ochsen, sechzehn Ziegen und Schafen, hundert Bananenbüscheln, drei Dutzend Hühnern, vier Holzgefäßen mit Milch, vier Körben voll süßer Kartoffeln, funfzig grünen Maiskolben, einem Korb mit Reis, zwanzig frischen Eiern und zehn Krügen mit Maramba-Wein. Kauta, Mtesa's Haushofmeister oder Mundschenk, welcher die Treiber und Träger dieser verschiedenen Geschenke an Mundvorräthen mir zuführte, fiel vor mir auf die Knie nieder und sagte:

„Der Kabaka übersendet Salaams an seinen Freund, der so weit gereist ist, um ihn zu besuchen. Der Kabaka mag das Antlitz seines Freundes nicht eher sehen, als bis derselbe gegessen hat und satt ist. Der Kabaka hat seinen Sklaven mit diesen wenigen Dingen an seinen Freund gesandt, damit er essen möge, und um die neunte Stunde, nachdem sein Freund sich ausgeruht hat, wird der Kabaka Boten senden und ihn einladen, in der Bursah zu erscheinen. Ich habe gesprochen. Twijansi-jansi-jansi!"

Ich antwortete in angemessener Weise, obgleich meine Höflichkeit nicht so überschwenglich war, daß sie mich dazu vermocht hätte, vor dem an höfisches Wesen gewöhnten Haushofmeister zu knien und ihm für die Erlaubniß, daß ich ihm meinen Dank sagen dürfe, zu danken.

Meine Bootsmannschaft war über diese eines großen Herrschers würdige Freigebigkeit, welche jedem Mitgliede meines Gefolges mehr als einen Ochsen zu seiner Ernährung zukommen ließ, sehr erstaunt. Saramba, der zottelhaarige Führer aus Usukuma, wurde gebeten zu sagen, was er von dem Kabaka denke, welcher seinen Gästen Ochsen und Ziegen in demselben Verhältniß schenke, wie die Häuptlinge in Usukuma ihnen Kartoffeln gegeben hätten. Saramba's auch sonst nicht heller Kopf war aber während dieser Ereignisse dicht umwölkt. Er war noch immer mit dem primitiven Ziegenfell, seiner Landestracht, bekleidet, so schmierig und schmutzig wie ein Küchenlappen auf einem Walfischfahrer — der schmierigste Gegenstand, den ich je gesehen. Die zierlichen, reinlichen Pagen des Hofes, welche mittlerweile von allen Charakterzügen meines äußern und innern Menschen ein so genaues und vollständiges Inventar aufgenommen hatten, daß sie damit sogar einen pariser Neuigkeitskrämer oder einen englischen Interviewer hätten beschämen können, gafften ihn an und verhöhnten und verspotteten ihn.

„Aus welchem Lande kommt dieser unbekleidete Heide?“ fragten die Neger so laut, daß der arme Saramba es hören konnte.

„Seht euch nur die Haare des Heiden an!“ rief ein anderer aus.

„Er thäte besser, sich nicht vor dem Kabaka blicken zu lassen“, sagte ein dritter.

„Er ist gewiß ein Heidensklave — ungefähr eine Ziege werth“, bemerkte ein vierter.

„So viel noch lange nicht. Ich möchte ihn nicht für eine reife Banane kaufen“, fügte ein fünfter spöttisch hinzu.

Ich richtete meinen Blick auf Saramba und bildete mir fast ein, ihn erbleichen zu sehen.

Der arme Saramba! „Sobald sie fort sind, herunter mit deinem Zottelhaar und wir wollen dir ein weißes Kleid anziehen“, sagte mitleidsvoll der Schaluppenbefehlshaber Safeni.

Aber Baraka, einer der Bootsleute und dabei ein unverbesserlicher Spötter, sagte: „Wozu nützt das? Wenn wir ihm ein Kleid geben, wird er es tragen? Nein, er wird es zusammenrollen und mit einer Schnur zusammenbinden und es für seine Mämme aufheben oder in Usukuma für eine Ziege verkaufen.“

Zu meinem Erstaunen mühten sich die Bootsleute ab, auf den schwachen Geist Saramba's den Eindruck zu machen, daß der Kabaka thatsächlich ihr specieller persönlicher Freund sei, daß alle diese Rinder, Ziegen und Hühner Geschenke seien, welche der Kabaka den Wangwana gewöhnlich gebe, und sie versuchten, mit der sorglosesten Misachtung jeder Genauigkeit in ihren Angaben fabelhafte Beispiele der großmüthigen Freigebigkeit aufzuzählen, welche derselbe einer Zahl anderer Safenis, Sarbokos, Barakas und Saidis — alle, wie sie selbst, aus Sansibar gebürtig — bewiesen habe. Möchten doch die Engländer sich fortan nie mehr der Täuschung hingeben oder den süß schmeichelnden Balsam auf ihre Selbstliebe gießen, daß sie das einzige Volk sind, welches die Kunst, andern Sand in die Augen zu streuen, studirt hat. Die Bewohner von Sansibar sind wahre Meister in dieser Kunst, wie dies der schmutzige Barbar Saramba auf seine Kosten erfahren konnte.

Die neunte Tagesstunde rückte heran. Wir hatten uns gebadet, abgebürstet und gesäubert und waren körperlich und geistig auf die denkwürdige Stunde vorbereitet, in welcher wir mit dem hervorragendsten Manne des äquatorialen Afrika zusammenkommen sollten. Zwei der Pagen des Kabaka erschienen, um uns abzuholen. Sie waren in ein halb Kingwana- und halb Kiganda-Costüm gekleidet. Der Kingwana-Theil ihres Anzuges bestand aus dem langen, weißen

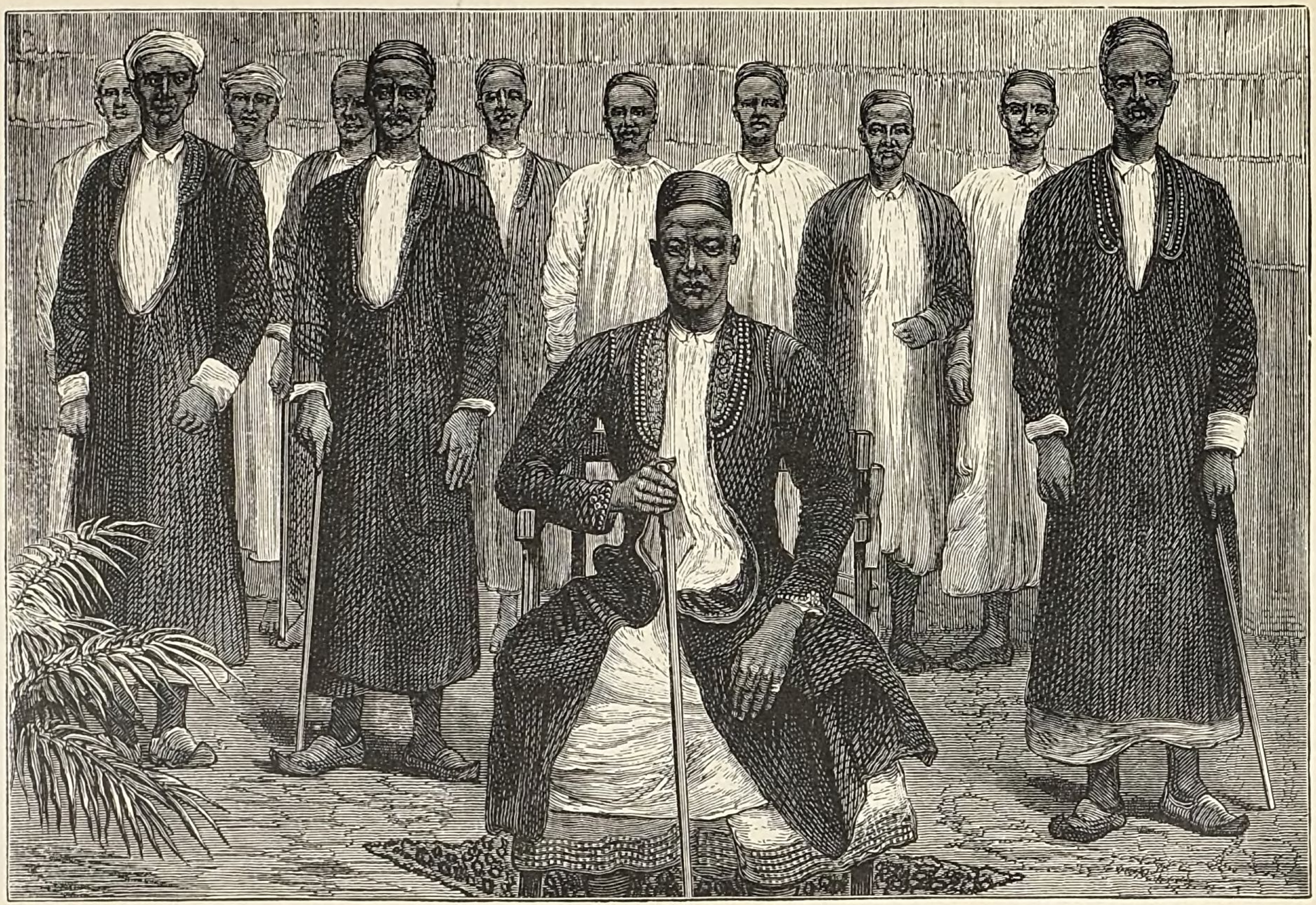
sansibarischen Hemde, welches um ihre Hüften von einem Gürtel oder Bande zusammengehalten wurde, der Kiganda-Theil war das $3\frac{1}{2}$ m lange Sohari-Kleid, das von der rechten Schulter bis auf die Füße hinabhing. „Der Kabaka ladet Euch zur Bursah ein", sagten sie. Sofort ziehen wir aus dem Hofe hinaus, je fünf von den Bootsleuten zu meinen beiden Seiten, mit Snidergewehren bewaffnet. Wir erreichen eine kurze breite Straße, an deren Ende sich eine Hütte befindet. Hier sitzt der Kabaka auf einem Throne, zu dessen beiden Seiten in einander gegenüberstehenden Linien eine Menge Häuptlinge, Wakungu und Watongoleh* sitzen oder knien; an den Enden dieser Linien bilden Trommler, Wachen, Henker, Pagen u. s. w. einen Abschluß. Als wir uns der nächsten Gruppe näherten, öffnete sich dieselbe und die Trommler schlugen mächtige Wirbel, wobei Tori's Trommelschlag sich durch seinen hellern Klang bemerkbar machte. Der mächtigste Mann des äquatorialen Afrika erhebt sich und geht auf uns zu, alle die in den Reihen knienden und sitzenden Personen erheben sich gleichfalls — Generale, Obersten, Häuptlinge, Köche, Haushofmeister, Pagen, Henker u. s. w.

Der Kabaka, ein großer, magerer Mann mit glattem Gesicht, großen Augen und kräftigem Aussehen, mit einer dickwollenen schwarzen Robe und darunter mit einem weißen, von einem Goldgürtel umschlungenen Hemde bekleidet, schüttelte mir warm und ausdrucksvoll die Hände, und nicht ohne Anmuth sich verbeugend, lud er mich ein, auf einen eisernen Schemel mich niederzusetzen. Ich wartete, bis er mir mit seinem Beispiel vorangegangen war, und dann setzten wir uns, ich und alle die andern.

Er betrachtete mich nun zunächst bedächtig und aufmerksam, worin auch ich seinem Beispiele mit Interesse folgte, denn er war eine ebenso interessante Erscheinung für mich als ich für ihn. Der Eindruck, den ich auf ihn machte, veranlaßte ihn zu der Bemerkung, daß ich jünger sei als Speke und nicht so groß, aber besser gekleidet als jener Reisende. Dies schloß ich aus seinen kritischen Aeußerungen, die er gegen seine Umgebung, Häuptlinge und Günstlinge, that.

Der Eindruck, den er auf mich machte, ließ mich sofort die Ueberzeugung gewinnen, daß wir beide näher miteinander bekannt werden würden, daß ich aus ihm vielleicht einen Proselyten, jedenfalls aber ihn zu einem Wohlthäter Afrikas machen würde — aber

* Wakungu ist der Plural von Mkungu und bezeichnet einen militärischen Rang, etwa „General"; watongoleh ist der Plural von mtongoleh und entspricht etwa unserm „Oberst".



Mtesa, der Kaiser von Uganda.

Sekebobo, der Häuptling von Tschagwe. Tschambarango, der Häuptling.
Pokino, der Premierminister.
Andere Häuptlinge.

I. S. 172.

(Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

alle andern Eindrücke, die er hervorrief, mögen aus den Bemerkungen ersehen werden, welche ich noch am Abend des Audienztages in mein Tagebuch schrieb:

Da ich Speke's Buch hauptsächlich seiner geographischen Mittheilungen wegen gelesen hatte, so war mir nur eine dunkle Erinnerung an seine Beschreibung seines Lebens in Uganda geblieben. Wenn ich mich recht erinnere, so hat Speke einen jungen Prinzen beschrieben, einen eiteln und herzlosen Mann, einen zu Massenhinrichtungen geneigten Tyrannen, der sich an fetten Weibern ergötzte. Ohne Zweifel beschrieb er, was er sah, aber die Schilderungen sind weit davon entfernt, auf den gegenwärtigen Zustand der Dinge zu passen. Mtesa machte auf mich den Eindruck eines intelligenten und ausgezeichneten Fürsten, welcher, wenn er zu rechter Zeit von tugendhaften Philanthropen unterstützt wird, mehr für Centralafrika thun wird, als ein 50 Jahre andauerndes Predigen des Evangeliums ohne Beihülfe einer solchen Autorität bewirken kann. Ich glaube in ihm das Licht zu sehen, das die Dunkelheit dieser umnachteten Region erleuchten wird; einen Fürsten, welcher der herzlichsten Sympathien, die ihm Europa widmen kann, wol werth ist. In diesem Manne erkenne ich die mögliche Verwirklichung der Hoffnungen Livingstone's, denn mit seiner Hülfe wird die Civilisirung des äquatorialen Afrika ausführbar. Ich erinnere mich noch des Feuereifers und der Liebe, welche Livingstone beseelten, als er von Sekeletu sprach; hätte er Mtesa gesehen, so würden seine Begeisterung und seine Liebe für ihn noch zehnmal größer gewesen sein und er würde seine Feder und Zunge gebraucht haben, um alle guten Menschen aufzurufen, demselben beizustehen.

Fünf Tage später trug ich folgende Bemerkung in mein Tagebuch ein:

Ich sehe, daß Mtesa ein mächtiger Kaiser ist, welcher großen Einfluß auf seine Nachbarn besitzt. Ich habe heute gesehen, wie der nie Ruhe haltende Mankorongo, der König von Usui, und Mirambo, jenes schreckliche Phantom, das alle Gemüther in Unjamwesi aufregt und beunruhigt, durch ihre Gesandtschaften vor ihm knieten und ihm ihren Tribut darbrachten. Ich sah mehr als 3000 Soldaten Mtesa's schon halb civilisirt. Ich sah ungefähr 100 Häuptlinge, welche etwa auf derselben Culturstufe standen, wie die Einwohner von Sansibar und Oman, welche in reiche Kleider gehüllt und in derselben Art und Weise bewaffnet waren, und bin mit Erstaunen Augenzeuge gewesen von der Ordnung und Gesetzmäßigkeit, wie solche in halbcivilisirten Ländern überhaupt erreichbar sind. Alles dies ist das Resultat der Bemühungen eines armen Muselmanns; er heißt Mulei ben Selim. Er war es, der hier zuerst in den Lehren des Islam unterrichtete. So falsch und verwerflich auch diese Lehren sind, so sind sie doch den unbarmherzig grausamen Naturtrieben eines wilden Despoten vorzuziehen, den Speke und Grant als einen sich im Blute der Weiber herumwälzenden Wütherich verließen, und ich ehre das Andenken des Mulei ben Selim — obgleich er Muselmann und Sklavenhändler war — als des armen Priesters, der diese glückliche Veränderung bewerkstelligt hat. Mit dem lebhaften Wunsche, den Charakter Mtesa's noch weiter zu veredeln, werde ich damit beginnen, auf den von Mulei ben Selim gelegten Grundsteinen weiter zu bauen. Ich werde seinen Glauben an den Islam zerstören und ihm die Lehre des Jesus von Nazareth verkünden.

Man kann aus diesen in das Tagebuch eingetragenen Sätzen schließen, daß ein Gefühl der Bewunderung für Mtesa schon sehr bald Platz gegriffen haben muß, und daß entweder Mtesa ein bewunderungswürdiger Mann war, oder daß ich ein für äußere Eindrücke gar zu empfänglicher Reisender bin, oder daß Mtesa so vollkommen in der Kunst der Doppelzüngigkeit und Falschheit war

und seine Rolle so geschickt spielte, daß ich mich von ihm dupiren ließ.

Der Hauptgrund für meine Bewunderung lag wahrscheinlich in der Ueberraschung, mit welcher ich den Herrscher, welchen Speke als Knabe gesehen hatte und der von ihm auf ungefähr 200 Seiten seines Buches als ein eitler, närrischer, launischer und halsstarriger Jüngling und als ein blutgieriger Despot geschildert wurde, jetzt als einen Mann vor mir sah, der ruhig und gesetzt in seinem Wesen war und in seinen Fragen und Bemerkungen mehr Intelligenz zeigte, als ich irgendwo in Afrika zu finden erwartet hatte. Daß ich ihn so gut gekleidet, als den Mittelpunkt eines ebenfalls gut gekleideten und intelligenten Hofes sah, daß er die höchste Gewalt über eine weit ausgedehnte Gegend erlangt hatte, in welche fremde Kapitalisten und Soldaten aus Kairo und Sansibar um seines überlegenen Kopfes willen in Scharen hineinströmten, daß seine Unterthanen von ihm mit Achtung sprachen und seine Gäste, soweit ich dies aus mancherlei Umständen schließen konnte, ihn verehrten, alles dies genügte schon, um mich ein günstiges Urtheil über ihn fällen zu lassen. Auch andere Umstände boten sich noch dar, welche nicht wenig dazu beitrugen, auf mich einen günstigen Eindruck hervorzubringen: es war dies seine in den mir übersandten Geschenken an Mundvorrath bewiesene königliche Freigebigkeit, seine in dem Tone der Aufrichtigkeit mir angetragenen und erwiesenen andern Höflichkeiten, sein ganzes Benehmen gegen mich, indem er als eine gütige, freundliche Seele erschien, welche nach der Würde eines Mannes trachtet, der an einer weitgehenden Achtung für sich und seine Stellung festhält, ohne bei den Leuten in seiner Umgebung, welche auch ihre Bedürfnisse, ihre Hoffnungen und ihre Selbstachtung haben, anzustoßen oder sie muthwillig zu beleidigen. Ich weiß recht wohl, daß es negerscheue Menschen gibt, welche dieses Betragen Mtesa's seiner natürlichen Anlage zur Doppelzüngigkeit zuschreiben dürften. Er ist ohne Zweifel ein Mann, der große natürliche Talente besitzt, aber er zeigt auch bisweilen das launische Wesen, die muthwillige Ausgelassenheit, und daneben die freimüthigen, fröhlichen und übermüthigen Stimmungen eines Jünglings. Ich will auch zugeben, daß Mtesa weltklug und verschlagen sein kann, wie dies in der That spätere Seiten zeigen werden; er besitzt aber zugleich in seinem Benehmen die nicht einstudirte Unbefangenheit eines Kindes. Ich bemerkte bald, daß er ein in hohem Grade gewandter Mann und im Besitz von Herrscherfähigkeiten war, aber seine Gewandtheit und Befähigung hatte nicht das manierirte Wesen der Europäer.

Ob ich von Mtesa dupirt wurde oder nicht, wird man aus den Kapiteln über Uganda ersehen. Mittlerweile erschien er mir als ein großherziger Fürst und ein freimüthiger und intelligenter Mann, und zwar als ein solcher, dessen Charakter wegen seiner ungewöhnlichen Spannkraft und äußerst merkwürdigen Originalität des Studiums wol werth war, endlich als einer, der nach meinem Urtheil dazu angeleitet werden konnte, höhern Zwecken zu dienen als solchen, zu denen er selbst berufen und herangebildet zu sein glaubte. Ich kam seiner freundschaftlichen Annäherung mit der aufrichtigsten Herzlichkeit entgegen; die Audienz- schloß bei Sonnenuntergang mit denselben Ceremonien wie bei meiner feierlichen Einführung, und ließ Mtesa und mich selbst gegenseitig befriedigt und über unsere neue Bekanntschaft erfreut zurück.

Eine Beschreibung der Persönlichkeit Mtesa's wurde am dritten Abend nach meinem ihm abgestatteten Besuche niedergeschrieben; ich citire daraus Folgendes:

7. April. — Von Person ist Mtesa hochgewachsen — er mißt wahrscheinlich 6 Fuß 1 Zoll (1,85 m) — und schlank. Er hat sehr intelligente und angenehme Gesichtszüge, die mich an einige unter den Gesichtern der großen Steinbilder in Theben und der Statuen im Museum zu Kairo erinnern. Er hat dieselbe Fülle der Lippen, aber ihre Dicke wird durch den allgemeinen Ausdruck einer mit Würde gemischten Liebenswürdigkeit gemildert, welcher sich über sein Antlitz breitet, und durch die großen, glänzenden, wie zwei Flammen unruhig lodernden Augen, welche demselben eine wunderbare Schönheit verleihen und für die Rasse, von welcher er, wie ich glaube, abstammt, typisch sind. Seine Farbe ist ein dunkles Rothbraun und dabei die Oberfläche seiner Haut von merkwürdiger Glätte. Wenn er nicht in der Rathsversammlung beschäftigt ist, so legt er frei und ungenirt das Benehmen ab, das ihn charakterisirt, wenn er auf dem Throne sitzt, und läßt seiner Laune die Zügel schießen, indem er gern in ein herzliches Gelächter ausbricht. Er scheint sich für die genaue Besprechung der Sitten und Gebräuche an europäischen Höfen zu interessiren und mit besonderer Vorliebe von den Wundern der Civilisation erzählen zu hören. Es ist sein Ehrgeiz, soviel als dies in seiner Macht steht, die Manieren und die Verfahrungsweise der Weißen nachzuahmen. Wenn ihm über irgendetwas eine Belehrung ertheilt worden ist, so übernimmt er selbst die Mühe, dieselbe für seine Frauen und Häuptlinge zu übersetzen, obgleich viele der letztern die Kisuaheli-Sprache ebenso gut verstehen wie er selbst.

An diesem Tage trug ich den Bericht über ein interessantes Ereigniß, das am Morgen vorfiel, in mein Tagebuch ein. Mtesa kam ungefähr um 7 Uhr morgens aus seinem Quartier hervor, begleitet von einem ganzen Heer von Wächtern, Pagen, Standartenträgern, Pfeifern, Trommlern, Häuptlingen, eingeborenen Gästen, Bittstellern, u. s. w., sowie ungefähr 200 Frauen seines Haushalts, und als er bei meinem Hofe vorüberzog, sandte er einen seiner Sklaven mit der Bitte ab, daß ich vor ihm erscheinen möchte. Während er weiter zog, verwandte ich einige Sorgfalt auf meine Toilette und suchte mein Aeußeres so präsentabel zu gestalten, wie mir mein Felleisen irgend

gestattete, und dann folgte ich, begleitet von zweien meiner Bootsleute als Flintenträgern, dem Hofe nach dem See. Mtesa hatte auf einem eisernen Schemel Platz genommen, im Mittelpunkte einer großen Gruppe ihn bewundernder Frauen, welche in dem Augenblick, wo ich erschien, ungefähr 200 Paare glänzendfeuchter Augen in convergirenden Sehlinien mir zuwandten, worüber der Herrscher lachte.

„Du siehst, Stamlih“, sagte er, „wie dich meine Frauen ansehen; sie haben erwartet, dich von einer Frau deiner eigenen Farbe begleitet zu sehen. Doch ich bin nicht eifersüchtig — komm und setze dich nieder.“

Gleich darauf flüsterte Mtesa einem Pagen einen Befehl ins Ohr. Dieser sprang davon, seinen Auftrag zu erfüllen, und seiner Aufforderung entsprechend schossen plötzlich vor unsern Blicken aus der Biegung in der Murchison-Bai westlich von Usavara, 40 prächtige Kanoes hervor, alle ockerbraun angestrichen, was, wie ich bemerkte, die allgemeine Lieblingsfarbe war. En passant möchte ich eigentlich wissen, ob sie diese Farbe wegen der Vorstellung, daß sie der dunkeln Bronzefarbe ihrer eigenen Körper ähnelt, so bewundern, denn die Waganda von reiner Rasse sind keineswegs schwarz. Die Frauen und Häuptlinge des Mtesa, welche doch die vollkommensten Normalexemplare der Waganda liefern mögen, zeigen fast alle ein bronzefarbenes oder dunkelröthliches Braun mit einer eigenthümlich glatten und weichen Haut, welche bei der Berührung deshalb noch zarter und sammtartiger sich anfühlt, weil sie sich mit Butter einzureiben pflegen. Einige der Frauen waren, wie ich bemerkte, von einer sehr hellen rothgoldenen Farbe, die sich bei einer oder der andern sogar dem Weiß näherte. Die Kleidung der Eingeborenen — ihr Nationalanzug —, welche bei der Mehrzahl derer, die nicht in unmittelbarer Beziehung zum Hofe standen, von der rechten Schulter herabhing, war auch von hellbrauner Farbe. Als ich die braune Haut, die braune Kleidung und die braunen Kanoes sah, schloß ich daraus, daß Braun die Nationalfarbe sein müsse.

Diese 40 Kanoes, welche jetzt auf dem ruhigen graugrünen Gewässer der Murchison-Bai heranfuhren, enthielten zusammen genommen ungefähr 1200 Mann. Der Kapitän jedes Kanoe war mit einem weißen Baumwollenhemde bekleidet und trug eine Kopfbedeckung von Zeug, das nach Art eines Turbans zierlich und nett zusammengelegt war, während der Admiral über seinem Hemde eine reich mit Goldvorstößen verzierte karmoisinrothe Jacke und auf seinem Kopfe den rothen sansibarischen Fes trug. Als der Kapitän bei uns vorüberfuhr, ergriff er Schild und Speer und führte uns alle die defensiven

und offensiven Evolutionen eines Seekampfes vor und zwar mit dem prahlerischen Selbstgefühl eines stolzen Matadore, der sich an den Kampfrichter wendet, damit er seine Heldenthaten anstaune. Der Admiral erntete den größten Beifall, denn er war der Hektor der Flotte und seine Bewegungen waren, obgleich nicht eben anmuthig, jedenfalls durch ihre Heftigkeit und Maßlosigkeit bemerkenswerth. Als diese Flottenrevue vorüber war, befahl Mtesa einem der Kapitäne der Kanoes, den Versuch zu machen, ob er ein Krokodil oder ein Flußpferd auffinden könne. Nach 15 Minuten kehrte derselbe zurück, um zu berichten, daß in einer Entfernung von ungefähr 200 m ein junges Krokodil auf einem Felsen schlafe. „Nun, Stamlih", sagte Mtesa, „zeige meinen Frauen, wie die Weißen schießen können." Alle Söhne Japhet's bei dieser Gelegenheit zu repräsentiren, das setzte mich einer großen Verantwortlichkeit aus, aber es freut mich, berichten zu können, daß ich — mochte ich es nun dem gnädigen Einfluß irgendeiner unsichtbaren Gottheit, welche über die Interessen der Japhetiden wacht, oder einem bloßen glücklichen Zufall zu verdanken haben — den Kopf des jungen Krokodils aus einer Schußweite von 100 m mit einer sechslöthigen Kugel beinahe von seinem Körper trennte, ein Probeschuß, welcher als ein entscheidender Beweis für die Annahme, daß alle Weißen ausgezeichnete Schützen sind, aufgefaßt wurde.

Im Laufe des Nachmittags vergnügten wir uns mit Scheibenschießen, wobei ein Unfall sich ereignete, der leicht recht schlimme Folgen hätte nach sich ziehen können. Eine doppelläufige Holland-Büchse (Nr. 8) zersprang beim zweiten Schuß in den Händen Mtesa's, aber glücklicherweise ohne ihn oder den Pagen, auf dessen Schulter er sie aufgelegt hatte, zu verletzen. Allgemeine Bestürzung trat auf eine kurze Zeit ein, bis ich, als ich sah, daß man den Vorfall als ein böses Omen auffassen zu wollen im Begriff war, die Büchse untersuchte und dem Mtesa einen alten Sprung im Laufe zeigte, der, wie sein gesunder Menschenverstand jetzt einsah, das Zerspringen herbeigeführt hatte. Das Gewehr war ein sehr altes und hatte offenbar schon seit langer Zeit viel Dienste leisten müssen.

Am 10. April brach der Hof sein Jagdlager in Usavara an der Murchison-Bai ab und siedelte nach der Hauptstadt über, wohin nachzufolgen ich dringend eingeladen wurde. Mtesa, von ungefähr 200 Musketieren und den Wakungu-Großen und ihren bewaffneten Anhängern escortirt, reiste schnell; da ich mich aber verpflichtet fühlte, vorerst noch mein Boot vor den Einwirkungen der heißen Sonne in Sicherheit zu bringen, so erreichte ich die Hauptstadt erst um 1 Uhr nachmittags.

Die Landstraße war für die Jagdpartie Sr. kaiserlichen Majestät hergerichtet worden und führte in einer Breite von 2½ m durch Dschungel, Gärten, Wald und Feld. Man erfreute sich hier der Aussicht auf schöne Landschaften, auf wellenförmiges Hügelland und den friedlichen See, auf riesige Tamarinden- und Gummibäume, auf weit ausgedehnte Bananenhaine und Pflanzungen der Feigenart, aus deren Rinde der volksthümliche Anzug, das Mbugu, verfertigt wird. Die eigenthümlichen kuppelähnlichen Hütten, an denen stets der Anbau einer kleinen Vorhalle versucht war, lagen tief in dichten Lauben von Pisangbäumen vergraben, welche die Luft mit dem Wohlgeruche ihrer mürben, köstlichen Früchte erfüllten.

Die Straße wand sich zu den Gipfeln grüner Hügel empor, welche herrliche Aussichten beherrschten, und dann wieder hinab in die verborgenen innersten Winkel der Waldeinsamkeit, in stille Thäler und von Bäumen überwölbte Schluchten. Bäche des klarsten Wassers murmelten in dichten, tiefgelegenen Thalsohlen, der Murchison-Bai zueilend. Das Laubwerk zeigte ein glänzendes, von den unfehlbar eintretenden Regengüssen der Aequatorialgegend erfrischtes Grün; der Himmel strahlte im tiefsten Blau, aber die Hitze, obgleich groß, war doch durch die von den Bergen wehenden Winde, häufig auch durch das die Straße beschattende dichte Laubwerk gemildert.

Wir waren noch nicht drei Stunden von Usavara marschirt, als wir die Hauptstadt erblickten, den Gipfel eines glatt abgerundeten Berges krönend, eine gewaltige Masse großer kegelförmiger Grashütten, aus deren Mittelpunkt sich ein geräumiger, hoher, scheunenähnlicher Bau erhob. Man sagte uns, das große Gebäude sei der Palast! Der Berg heiße Rubaga; die Gruppe von Hütten sei die kaiserliche Hauptstadt!

Von jeder Seite der hohen, die Grashütten auf dem Rubaga-Berge einschließenden Rohrumzäunung gingen strahlenförmig sehr stattliche Zugänge aus, die ihrer Breite nach wahre Kaiserwege waren. Nachdem wir am Fuße des Berges angekommen und auf einem Knüppeldamm über einen breiten schlammigen Morast gegangen waren, gelangten wir zu einem dieser Zugänge hinauf, dessen Damm aus einem röthlichen, stark mit alluvialem Blutstein-Geröll vermischten Lehm bestand. Er hatte im Lichten eine Breite von 30 m chaussirten Bodens und führte mit allmählicher Steigung zu der kreisförmigen Straße, welche einen Ring um den Berg außerhalb der Palasteinhegung bildete. Nachdem wir auf der kuppelähnlichen Höhe angelangt, sahen wir, daß wir auf der hintern Allee hinaufgekommen

waren. Den besten Anblick über diese Hauptstadt mit ihren großartigen Entfernungen gewann man von der Bursah des Palastes aus, indem man die Blicke auf die breite Heerstraße an der Front richtete, zu deren beiden Seiten, soweit sich dies wegen der Schatten der Bursah feststellen ließ, die Wakungu ihre Höfe und Häuser hatten, welche in üppigen Bananen- und Feigengärten wie in Lauben lagen. So wie die Einhegung der Palasthöfe und Häuser, hatte jeder Zugang an seinen Seiten Zäune von hohem Matete (Wasserrohr), das in gleichförmigen Reihen sehr dicht und zierlich nebeneinander gepflanzt war. Die von einer Hauptallee zur andern führenden Nebengassen waren krumm und schmal.

Während ich dastand und diese Aussicht bewunderte, kam ein Page heran und meldete mir kniend, er sei vom Kaiser abgesandt worden, um mir mein Haus zu zeigen. Ich folgte ihm und wurde innerhalb einer an einer Ecke des eingehegten Quadrats zwischen zwei Alleen liegenden Parcelle in eine Localität geführt, welche ich ganz passend eine „Gartenvilla" zu Uganda nennen könnte. Mein in der Mitte eines etwa 30 m in Quadrat umfassenden Pisanggartens stehendes Haus war 6 m lang, von zeltähnlicher Gestalt, mit einer kleinen Vorhalle oder einer Dachrinne, die wie eine Haube über die Thür vorsprang. Es war in zwei Zimmer eingetheilt. Nur etwa 9 m von diesem Hause entfernt standen drei kuppelähnliche Hütten für die Bootsmannschaft und die Küche, und in einer Ecke des Gartens war ein Raum für unsere Ochsen und Ziegen mit einem Gitter eingefriedigt. Wenn nicht mein fernes Lager in Usukuma fortwährend meine Gedanken beschäftigt und mich öfters mit Angst und Besorgniß erfüllt hätte, so hätte ich ja hier alles besessen, was nur irgend nöthig war, um mir einen monatelangen Aufenthalt an Mtesa's Hofe sehr angenehm zu machen, und für den Augenblick war ich so stolz auf meine winzige Villa, wie es nur ein londoner Kaufmann auf sein Landhaus sein kann.

Im Laufe des Nachmittags wurde ich in den Palast eingeladen. Eine Anzahl Personen in braunen Roben oder weißen Anzügen, einige mit weißen Ziegenfellen über ihren braunen Roben, andere mit turbanähnlich über ihren Kopf zusammengeschlungenen Seilen, was, wie ich hörte und später genauer erklären werde, unterscheidende Abzeichen des Ranges waren, standen auch im Begriff, zur Bursah emporzusteigen. Wir gingen durch einen Hof nach dem andern, bis wir endlich auf dem ebenen Gipfel vor der großen aus Rohr und Stroh erbauten Behausung standen, welcher die Waganda in sehr schmeichelhafter Weise den Namen Kibuga oder Palast beilegen. Wenigstens

durch ihre Ausdehnung machten alle Räumlichkeiten allerdings einen höfischen Eindruck und die von jedem Punkte aus sich öffnende Aussicht war der kaiserlichen Augen des afrikanischen Monarchen würdig.

Nach allen Seiten breitete sich in großartigen Wellenlinien ein üppiges Land im Sonnenglanze aus, von Fruchtbarkeit strotzend und im Grün des Frühsommers prangend, dabei abgekühlt durch die sanften, von dem großen äquatorialen Süßwassersee herüberwehenden Winde. Isolirte Bergkegel, denen von Kubaga ähnlich, oder quadratische tafelförmige Massen stiegen aus der wunderschönen Landschaft empor, um, wie Mysterien, die beobachtenden Blicke des wißbegierigen Fremden auf sich zu ziehen, und Dörfer und Bananenhaine von noch frischerm Grün, die bis in weite Fernen auf dem Kamme der schwellenden Bergrücken standen, verkündeten, daß Mtesa ein Land besaß, das wol werth sei, geliebt zu werden. Dunkle Schlangenlinien bezeichneten die Windungen tiefer, dicht mit Bäumen bewachsener Schluchten, und rasenbedeckte Flächen der wie von sanftem Wogenschlag bewegten Thalgründe und Abhänge markirten die Weideplätze; breitere Bodensenkungen ließen cultivirte Gärten und Getreidefelder vermuthen, während wir an dem fernen Rande des Horizonts die Schönheit und die Reize des Landes in bläulichem Nebel verschwinden sahen.

Es liegt eine ganz eigenthümliche Zauberkraft in dieser Gegend. Das Land würde seiner herrlichen und höchst mannichfachen Prospecte wegen selbst dann unsere Liebe gewinnen, wenn es eine Wildniß voller Schrecken wäre; aber es verdankt einen großen Theil der Macht, die es auf unsere Phantasie ausübt, dem in uns erweckten Bewußtsein, daß es von einem uns ebenfalls in eigenthümlicher Weise bezaubernden Volke bewohnt wird. „Wie kommt es", fragt man, „daß dieser barbarische Monarch, ohne Erziehung und voll Aberglauben, sich auf dieser Höhe anbaut?" Gewiß nicht des Schutzes und der Sicherheit wegen, denn er hat den unebenen Boden planirt und breite Heerstraßen gebahnt, damit man sich seinem Palaste bequem nähern könne, und eine einzige Fackel würde hinreichen, um alle seine Umzäunungen der Erde gleich zu machen. Kümmert er sich denn also um die Reize der Aussicht? Hat er auch ein Auge für die Schönheit der Natur?

Wenn dieser Monarch ein eben solcher Barbar wäre, wie andere afrikanische Häuptlinge, denen ich zwischen Sansibar und dem Napoleon-Kanal begegnet bin, so würde er ein Thalbecken aufgesucht haben oder den Abhang irgendeines Bergrückens oder eine Oertlichkeit an den Seegestaden, wo seine Rinder am besten grasen könnten, und

dort würde er seine Rasenhütten errichtet haben. Aber dieser Mann baut sich auf einem Berge an, damit er nach außen schauen und einen weiten, kaiserlichen Umblick über sein Land gewinnen kann. Er liebt den weiten Raum; sein Haus ist ein afrikanischer Palast, geräumig und hoch; große, reinliche Höfe umgeben denselben; er hat geräumige Wohnungen für seinen Harem und weite Höfe um denselben; er hat geräumige Quartiere für seine Leibwachen, und ausgedehnte Höfe umgeben dieselben; ein Rohrgehege umzieht alles und jenseit dieses Geheges läuft wieder eine sehr breite Straße um die Einzäunungen des Palastes. Seine Unterthanen, groß und klein, ahmen ihm nach, soviel in ihren Kräften steht. Sie sind gut gekleidet und Unverschämtheit und Unbescheidenheit sind Verbrechen in seinem Lande. Und doch bin ich noch in Afrika, und erst noch gestern sah ich nackte Männer und nackte Weiber, oder hätte sie doch sehen können! So mag es denn kommen, daß ein solcher Monarch und ein solches Volk mich ebenso wie ihr Land bezaubern. Die menschlichen Figuren in der Landschaft haben in der That für mich ebenso viel Interesse wie die anmuthige Landschaft selbst.

Die Trommeln wirbelten. Mtesa hatte sich auf seinem Throne niedergelassen und wir eilten, unsere Sitze einzunehmen.

Seit dem 5. April hatte ich zehnmal das Vergnügen und die Ehre gehabt, mich mit Mtesa zu unterhalten, und während aller dieser Zusammenkünfte hatte ich Gelegenheit genommen, Gegenstände zur Sprache zu bringen, welche uns zu einer Besprechung des Christenthums hinüberführen könnten. Es geschah in meiner Gegenwart durchaus nichts, was ich nicht sofort so zu wenden und zu kehren mich bemüht hätte, daß ich damit meiner Hauptabsicht, nämlich ihn zu bekehren, irgendwie förderlich sein möchte. Es wurde allerdings kein Versuch gemacht, ihn mit den Einzelheiten irgendeiner besondern Lehre zu verwirren. Ich malte nur in einfachen Zügen für ihn das Bild des Gottessohnes aus, der sich für das Heil aller Menschen ohne Ausnahme, der Weißen und der Farbigen, erniedrigt habe, und erzählte ihm, wie er, während er in Menschengestalt einherging, ergriffen und von gottlosen Menschen, welche seine Göttlichkeit verspotteten, gekreuzigt worden sei, und wie er dennoch, aus großer Liebe zu ihnen, während er noch den bittern Kreuzestod erlitt, seinen großen Vater gebeten habe, ihnen zu vergeben. Ich zeigte die Charakterverschiedenheit zwischen ihm, den die Weißen liebten und anbeteten, und Mohammed, den die Araber verehrten; wie Jesus der Menschheit zu lehren suchte, alle Menschen zu lieben, ohne Ausnahme, während Mohammed

seinen Anhängern lehrte, daß die Ermordung der Heiden und Ungläubigen eine Handlung sei, für welche sie mit dem Paradiese belohnt würden. Ich überließ es Mtesa und seinen Häuptlingen, zu entscheiden, wer der würdigere, edlere Charakter sei. Ich skizzirte auch in der Kürze die Geschichte des religiösen Glaubens von Adam bis auf Mohammed. Ich hatte auch angefangen, für ihn die zehn Gebote zu übersetzen, und Idi, der Schreiber des Kaisers, übertrug die Worte des Gesetzes ins Kiganda, wie sie ihm in reinstem Suaheli von Robert Ferusi, einem meiner Bootsleute, der ein Zögling der Universiätenmission in Sansibar war, angegeben wurden.

Die Begeisterung, mit welcher ich mich in diese Lehrthätigkeit stürzte, wurde bald Mtesa und einigen seiner vornehmsten Häuptlinge mitgetheilt, welche von dem Interesse für die Religionsgeschichte so in Anspruch genommen wurden, daß von andern Geschäften nur wenig gethan wurde. Die politische Bursah und der kaiserliche Gerichtshof war jetzt zu einem traulich stillen Gemach geworden, in welchem nur Moral- und Religionsgesetze besprochen wurden.

Ehe ich aus der erwähnten Zusammenkunft entlassen wurde, theilte mir Mtesa mit, daß ich am nächsten Tage in seinem Palaste einen Weißen antreffen würde.

„Einen Weißen oder einen Türken?"

„Einen Weißen, wie du selbst", wiederholte Mtesa.

„Nein, das ist ja unmöglich!"

„Ja, du wirst es sehen. Er kommt von Masr (Kairo), von dem Pascha Gordum (Gordon)."

„Ei, das ist schön; ich werde mich freuen, ihn zu sehen, und wenn er wirklich ein Weißer ist, so werde ich wahrscheinlich noch vier oder fünf Tage länger bei Ihnen bleiben", sagte ich zu Mtesa, ihm zum Abschiede die Hand schüttelnd und ihm eine gute Nacht wünschend.

Der „weiße Mann", von dem berichtet worden war, daß er am nächsten Tage kommen würde, langte auch um Mittag mit großem Eclat und Trompetengeschmetter an, dessen Klänge man in der ganzen Hauptstadt vernehmen konnte. Mtesa sandte eiligst einen Pagen zu mir, um mich zu seiner Bursah einzuladen. Ich eilte durch einen geheimen Eingang hinauf zu Mtesa, bei welchem alle seine Häuptlinge, Garden, Pagen, Henker, Bittsteller, Gäste, Trommler und Pfeifer bereits en grande tenue versammelt waren.

Mtesa war in fieberhafter Aufregung, wie ich an dem Erblassen der Farbe unter seinen Augen und an seinen glühenden Augäpfeln

bemerken konnte. Die Häuptlinge theilten die aufgeregte Stimmung ihres Herrn.

„Was sollen wir thun", fragte er, „um ihn würdig zu empfangen?"

„O, stellen Sie doch Ihre Truppen in einer Linie vom Eingang der Bursah bis hinab zum Thore des äußersten Hofes auf und lassen Sie das Gewehr präsentiren, und sobald er durch das Thor eingetreten ist, Ihre Trommeln und Pfeifen zu einem lauten Willkommen erschallen."

„Sehr schön!" sagte Mtesa. „Schnell, Tori, Tschambarango, Sekebobo, stellt sie in zwei Linien auf, gerade wie das Stamlih sagt. Ah, das ist prächtig! Und sollen wir auch die Gewehre abfeuern, Stamlih?"

„Nein, erst dann, wenn Sie ihm die Hand schütteln, und da er ein Soldat ist, lassen Sie die Leibwächter feuern, denn diese werden niemand einen Schaden zufügen."

Die in Mtesa bei dieser Gelegenheit sich zeigende Unruhe und Aufregung ließ mich annehmen, daß vor meiner Landung eine ziemlich ähnliche Scene in Usavara gespielt haben dürfte, und daß Tori wol wiederholt über das Programm der beim Empfange zu beobachtenden Ceremonien mochte um Rath gefragt worden sein.

Ueber alles, was bei der Ankunft des Weißen am Thore erfolgte, mag die Erzählung des Fremden selbst, die wir als Intermezzo hier einfügen, Auskunft geben.

Um 2 Uhr, als sich das Wetter aufgeklärt hatte, sandte Mtesa einen Boten an mich, um mich zu benachrichtigen, daß er bereit sei, mich zu empfangen. Im Lager wird hiervon Mittheilung gemacht; ein jeder legt seine feinsten Kleider an; endlich sind wir fertig; meine braven Sudanesen sehen in ihren roten Jacken und weißen Pumphosen ganz nett und geputzt aus. Ich stelle mich selbst an ihre Spitze; Trompeten schmettern und Trommeln wirbeln, während wir auf einem Zugange von 85 bis 100 m Breite, der genau von Norden nach Süden läuft und an Mtesa's Palaste endigt, vorwärts gehen. . . .

Beim Eintritt in diesen Hof werde ich mit einem erschrecklichen Lärm begrüßt; tausend Instrumente, eins immer fremdartiger als das andere, bringen die disharmonischsten und betäubendsten Klänge hervor. Mtesa's mit Flinten bewaffnete Leibwache präsentirt bei meinem Erscheinen das Gewehr; der König steht am Eingange der Empfangshalle, ich nähere mich ihm und verbeuge mich vor ihm à la turque. Er hält mir seine Hand hin, welche ich drücke; ich bemerke sogleich einen sonnenverbrannten Europäer zur Linken des Königs, einen Reisenden, den ich für Cameron halte. Wir tauschten Blicke aus, ohne zu sprechen.

Mtesa tritt in das Empfangszimmer ein und wir folgen ihm. Es ist eine enge, etwa 18 m lange und $4^1/_2$ m breite Halle, deren am Eingang schräg abfallende Decke von einer Doppelreihe hölzerner Pfeiler getragen wird, welche zwei Flügel von dem Raum absondern. Die mittlere Haupthalle ist unbesetzt und führt zu dem Throne des Königs; die beiden Seitenflügel sind mit den großen Würdenträgern und mit den Spitzen der Behörden angefüllt. An jedem Pfeiler steht je ein Leibwächter des Königs, welcher einen langen rothen Mantel, einen weißen mit Affenfell verzierten Turban, weite Hosen und einen schwarzen Kittel mit einem rothen Bande trägt. Alle sind mit Flinten bewaffnet.

Mtesa nimmt nun seinen Platz auf dem Throne ein, welchen ein hölzerner,

einem Armstuhl in einer Amtsstube ähnlicher Sitz bildet; seine Füße ruhen auf einem Kissen; alles dies ist auf ein über einen smyrnaer Teppich ausgebreitetes Leopardenfell gestellt. Vor dem König liegt ein fein polirter Elefantenzahn und zu seinen Füßen stehen zwei Fetische enthaltende Dosen; zu beiden Seiten des Thrones werden Lanzen, die eine von Kupfer, die andere von Stahl, von je einem Leibwächter gehalten, dies sind die Reichsinsignien von Uganda; der Hund, welchen Speke erwähnt, ist beseitigt worden. Zu Füßen des Königs ducken sich der Vezier und zwei Schreiber nieder.

Mtesa ist würdevoll in seinem Benehmen und entbehrt nicht eines gewissen natürlich und ungesucht vornehmen Anstandes; sein Anzug ist elegant: ein weißer, mit einem rothen Bande verzierter Kaftan, Strümpfe, Pantoffeln, eine mit Gold gestickte Weste von schwarzem Zeug und eine fesartige Mütze mit einer Silberplatte auf ihrer obern Fläche. Er trägt ein Schwert mit einem mit Elfenbein eingelegten Gefäß (eine sansibarische Waffe) und einen Stab.

Ich bot meine Geschenke dar, was Mtesa für den Augenblick kaum zu bemerken schien, da seine Würde es ihm verbot, irgendwelche Neugierde zu verrathen.

Ich rede darauf den Reisenden an, welcher mir gegenüber zur Linken des Königs sitzt: „Habe ich die Ehre, mit Herrn Cameron zu sprechen?"

Stanley: „Nein, mein Herr; mein Name ist Stanley."

Ich: „Linant de Bellefonds, Mitglied der Expedition von Gordon-Pascha."

Wir machen gegenseitig Verbeugungen, wie wenn wir uns in einem europäischen Empfangszimmer begegnet wären, und unsere Unterhaltung hat für den Augenblick ihr Ende erreicht.

Dieses Zusammentreffen mit Herrn Stanley kommt mir sehr überraschend. Stanley lag meinen Gedanken fern; ich wußte nicht das Geringste von dem Zwecke seiner Expedition.

Ich verabschiede mich beim König, welcher sich mittlerweile damit vergnügt hat, meine unglücklichen Soldaten vor sich paradiren und mit ihren Trompeten Tusch blasen zu lassen. Ich schüttele Herrn Stanley die Hand und bitte ihn, mich durch seine Theilnahme an meinem Mittagsessen zu beehren.

Ich war kaum länger als einige Minuten in meiner Hütte, als Herr Stanley ankam. Nachdem wir gegenseitig dem Vergnügen Ausdruck gegeben hatten, welches uns unser Zusammentreffen bereitete, theilte mir Herr Stanley mit, Cameron habe ihm von Udjidji aus geschrieben, daß er eben nach dem Kongo aufbreche. Herr Cameron, sagte er mir, muß durch die Geldfrage in große Verlegenheit versetzt worden sein, da er die von der königlichen Geographischen Gesellschaft bewilligte Summe überschritten hatte. In Udjidji würde er sonst alle seine Begleiter verloren haben und thatsächlich allein geblieben sein. Herr Stanley spendete Cameron das entschiedenste Lob und hoffte, daß ihm seine Expedition glücken werde. . . .

Nachdem er seine Reisegesellschaft in Usukuma zurückgelassen hatte, schiffte sich Herr Stanley mit 11 Mann in einem kleinen Boot, das er mit sich gebracht hatte, auf dem Victoria-See ein; er durchforschte den gesammten östlichen Theil des Sees, drang in alle Buchten, Golfe und Creeks und machte auf Messungen basirte Aufnahmen der Inseln und Vorgebirge. Ich sah die Arbeit des Herrn Stanley, die sehr weitumfassend ist. Er zeigte mir einige interessante Skizzen von Inseln, die er gesehen hatte, die Brücken-, Grotten- und Sphinx-Insel. Die erstere enthält eine natürliche Brücke von Granit, die ganz so erscheint, als ob sie von Menschenhänden erbaut wäre; die zweite ist der Grotte der Zauberin Kalypso gleich, und die dritte hat viel Aehnlichkeit mit der ägyptischen Sphinx.

Da Oberst Linant de Bellefonds unsere Zusammenkunft auf solche Weise beschrieben hat, so brauche ich selbst nur noch wenig hinzuzufügen.

Sobald ich ihn der Bursah näher kommen sah, erkannte ich in ihm sofort den Franzosen. Da ich ihm nicht vorgestellt und überdies damals nur ein Gast des Mtesa war, mit welchem sich zu unterhalten doch Herrn Linant's dringlichster Wunsch sein mußte, verbeugte ich

mich einfach vor ihm, bis er mit seiner Anrede an den Kaiser zu Ende war, und dann fand unsere gegenseitige Vorstellung in der oben beschriebenen Weise statt.

Ich war sehr erfreut ihn zu sehen, und um so mehr, als ich fand, daß Herr Linant ein sehr angenehmer Mann war. Ich beobachtete, daß zwischen der Art und Weise, wie er seine Leute behandelte, und der Methode, nach der ich die meinigen behandelte, ein gewaltiger Unterschied, und daß sein Verkehr nach Principien geregelt war, die denen, von welchen ich mich in meinem Betragen leiten ließ, schroff gegenüberstanden. Er nahm ein halb militärisches Benehmen an, was die Waganda sich ungern gefallen ließen, sodaß man sie vielfach in unhöflicher und unschmeichelhafter Weise über ihn sprechen hörte. Er stellte Wachen am Eingange seines Hofes auf, um sich die Waganda, mit Ausnahme derer, welche Botschaften von Mtesa überbrachten, fern zu halten, während mein Hofraum mit Watongolehs, Soldaten, Pagen, Kindern und manchen dunkelbraunen Weibern, welche mit gespanntem Ohr auf meine Unterredungen mit den Waganda lauschten, fast ganz angefüllt war. In der That wimmelte es auf meinem Hofe von früh bis spät von allen Menschenklassen, denn ich liebte es, die Eingeborenen zum Reden und Schwatzen zu bringen, sodaß das vollkommenste gegenseitige Vertrauen hergestellt werden und ich einen tiefern Einblick in ihr eigentliches Wesen gewinnen möchte. Durch diesen freiern Verkehr mit ihnen wurde ich, wie es schien, allgemein beliebt und erhielt über vieles Auskunft und Belehrung, sodaß ich mit dem auf solche Weise gesammelten Stoff zwei Octavbände füllen könnte.

Wir, Herr Linant und ich, brachten viele angenehme Stunden miteinander zu. Obgleich er früher von Kairo aufgebrochen war, als ich selbst von Sansibar, und infolge dessen keine Neuigkeiten aus Europa mittheilen konnte, fühlte ich doch, daß ich auf eine kurze Weile mich wieder des civilisirten Lebens erfreuen konnte. Seine Küche war ganz nach französischem Geschmack eingerichtet. Er führte französische Bohnen und Olivenöl, verschiedene Fleischspeisen in Büchsen mit pariser Marken, Gänseleberpasteten und bologneser Würste, Sardinen und Biscuits aus Marseille, weißen Zucker, Kaffee, Cacao, Chocolade und Thee in seinen Mundvorräthen mit sich. Wenn man dieser Liste die Artikel zufügt, welche uns die Eingeborenen und die Freigebigkeit Mtesa's lieferten — Milch, Rind- und Ziegenfleisch, grüne und reife Bananen, Eier, süße Kartoffeln, Liebesäpfel, Melonen und Maniokmehl —, so wird man hieraus ersehen, daß sein Koch Ueberfluß an Material hatte, um uns ein gutes Mahl zu liefern, ja selbst unsere

mäßigen gastronomischen Gelüste vollkommen zu befriedigen. Das Vergnügen, welches wir beiderseits bei unserm gesellschaftlichen Verkehr empfanden, und die außerordentliche Gesundheit, mit der wir gesegnet waren, schärfte unsern Appetit und erhöhte unsere Verdauungskraft. Die religiösen Unterhaltungen, welche ich mit Mtesa begonnen hatte, wurden im Beisein des Herrn Linant de Bellefonds weiter fortgeführt, denn Linant war zum Glück für die Zwecke, die ich ins Auge gefaßt hatte, Protestant.* Wurde er deshalb von Mtesa über Thatsachen, welche ich vorgebracht hatte und welche getreu übertragen worden waren, befragt, so gebrauchte Herr Linant zu Mtesa's Erstaunen fast dieselben Worte und ertheilte dieselben Antworten. Die merkwürdige Thatsache, daß zwei Weiße, die nie zuvor einander begegnet waren und von denen der eine aus dem Südosten, der andere aus Norden gekommen war, dessenungeachtet beide genau dieselben Dinge wußten und in denselben Worten antworteten, übte einen gewissen Zauber auf die allgemeine Meinung des Volkes außerhalb der Bursah aus, wie ein wunderbares Ereigniß, und wurde auch im Gedächtniß Mtesa's als ein Wunder festgehalten.

Die Periode meines Aufenthalts bei Mtesa ging nun zu Ende, und ich ersuchte ihn um die Erlaubniß zur Abreise, indem ich um die Erfüllung eines mir von ihm gegebenen Versprechens bat, daß er mich mit hinreichenden Transportmitteln versehen wolle, um die ganze Reisegesellschaft zu Wasser von Kagehji in Usukuma nach Uganda zu schaffen. Keineswegs unwillig, da doch ein Weißer bis zu meiner Rückkehr bei ihm wohnen bleiben wollte, und auch begierig, die Geschenke zu sehen, von denen ich ihm sagte, daß sie sich unter sicherm Verwahrsam in Usukuma befänden, gab er seine Erlaubniß und befahl Magassa, 30 Kanoes zu sammeln und mich nach meinem Lager zu begleiten.

Am 15. April verließen wir demnach Rubaga, von Magassa und seinen Watongolehs und auch von Herrn Linant und 10 von dessen nubischen Soldaten geleitet.

Wir kamen um 10 Uhr vormittags in Usavara an, und thörichterweise bildete ich mir, ein, daß Magassa sogleich reisefertig sein würde. Aber der Magassa vom 15. April stand um verschiedene Grade höher in seiner Selbstschätzung als der Magassa vom 1. April.

* In dem Originalmanuscript, welches sich in dem Besitz des Generals C. P. Stone, Generalstabschef im Dienste Sr. Hoheit des Khedive, befindet, hat Herr Linant in der schmeichelhaftesten Weise auf jene dem Unterricht in der Religion gewidmeten Stunden angespielt.

Das funfzehntägige Leben in des Kaisers Gunst und die Beförderung zur Admiralswürde hatte den Jüngling berauscht. Magassa konnte vor Ablauf von zwei Tagen nicht fertig werden.

„Auch nicht, wenn ich einen Boten mit dieser Nachricht zurück an Mtesa schicke?“ fragte ich.

„O ja, vielleicht morgen früh.“

„Nur wenige Stunden länger, Herr Linant; so hat es ja nicht viel zu bedeuten. Mittlerweile wollen wir von unsern alten Quartieren in Usavara Besitz nehmen und den Abend mit einem Ausflug längs der Seegestade oder mit einer Segelfahrt im Boot verbringen.“ Diesem Vorschlage stimmte Herr Linant bei.

Es gab hinreichenden Stoff, um uns zu lebhaftester Unterhaltung zu veranlassen. Die reiche Gegend, welche wir durchwanderten, die im lebhaftesten Grün strahlenden Landschaften, der Glanz des Waldlaubes, der prächtige See im äquatorialen Afrika mit seinen tausend Inseln, der unter dem Namen Murchison-Bai bekannte breite und jetzt ruhig daliegende Arm desselben, die Mannichfaltigkeit der Scenerie, die natürliche Beschaffenheit der Felsen, die Vielfältigkeit der Pflanzenwelt, wir selbst, die wir uns an diesem fernen Strande des Binnensees getroffen, um vielleicht für immer voneinander zu scheiden — dies alles bildete eine zusammenhängende Kette von Gegenständen, welche mit einem so intelligenten und sympathischen Gesellschafter, wie dies Herr Linant war, wol hätten zusammenwirken können, um unsere Wanderungen und unsere Abende in der Hütte auf Wochen genußreich zu machen.

Am Abend schloß ich meine vom 14. April 1875 datirten Briefe, welche an die beiden hier von mir repräsentirten englischen und amerikanischen Journale „Daily Telegraph“ und „New York Herald“ abgesandt wurden, und erließ darin einen Aufruf zur Absendung einer christlichen Mission an Mtesa.

Der hastig geschriebene und in dem in Usavara zurückgelassenen Briefe eingeschlossene Aufruf hatte folgenden Wortlaut:

Ich habe den Islam hier wirklich so weit unterminirt, daß Mtesa von jetzt an, bis er eines bessern belehrt wird, beschlossen hat, den christlichen Sabbat ebenso gut zu beobachten wie den mohammedanischen, und die großen Hauptleute haben einstimmig darein gewilligt. Er hat ferner die zehn Gebote des Moses auf eine Holztafel schreiben lassen, um sie täglich durchzulesen — denn Mtesa kann Arabisch lesen —; ebenso auch das Vaterunser und das goldene Gebot unsers Erlösers: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Das ist ein großer Fortschritt in Anbetracht der wenigen Tage, welche ich bei ihm geblieben bin, und obgleich ich kein Missionar bin, so möchte ich doch anfangen zu glauben, daß ich einer werden könnte, wenn solcher Erfolg erreichbar ist. O, daß doch aber irgendein frommer praktischer Missionar hierher käme! Welch ein Feld, welch eine reife

Ernte bietet sich hier dar für die Sichel der Civilisation! Mtesa würde ihm alles geben, was er nur wünschen möchte — Häuser, Ländereien, Rinder, Elfenbein u. s. w.; er könnte an einem Tage eine ganze Provinz sein Eigenthum nennen. Aber es ist nicht der bloße Prediger, der hier nöthig ist. Alle Bischöfe Großbritanniens zusammen nebst der classisch gebildeten Jugend von Oxford und Cambridge würden durch bloßes Reden mit dem intelligenten Volke von Uganda nichts bewirken. Der praktische, christliche Lehrer ist es, der den Leuten lehren kann, wie sie Christen werden mögen, der ihnen zeigen kann, ihre Krankheiten zu heilen, Häuser zu bauen und den Ackerbau zu verstehen, der, wie ein Seemann, an alles Hand anlegen kann — ein solcher Mann wird hier gebraucht. Wenn ein solcher Mann sich auffinden ließe, so würde er der Erlöser Afrikas werden. Er darf an keine Kirche oder Sekte gebunden sein, sondern muß sich zu Gott und Gottes Sohn und zum Moralgesetz bekennen und wie ein wahrer Christ unsträflich leben, von liberalen Grundsätzen, von christlicher Liebe für alle Menschen und frommem Glauben an die himmlische Vorsehung begeistert. Er muß keiner Nation im besondern, sondern der weißen Rasse in ihrer Gesammtheit angehören. Solch einen Mann oder solche Männer ladet Mtesa ein, sich zu ihm zu begeben — Mtesa, der Kaiser von Uganda, Usoga, Unjoro und Karagwe — eines 650 km langen und 90 km breiten Reiches. Er hat mich gebeten, den Weißen zu verkünden, daß er, wenn sie nur zu ihm kommen wollen, ihnen alles geben will, was sie irgend brauchen. Wo ist denn nun in der ganzen Heidenwelt für eine Mission ein an Versprechungen reicheres Feld als in Uganda? Oberst Linant de Bellefonds ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit sage, und ich weiß, daß er alles, was ich versichere, bestätigen wird. Obgleich man den Obersten als Franzosen für einen Katholiken halten könnte, so ist er doch Calvinist, und ist zu einem von ebenso herzlichem Wohlwollen beseelten Gönner der Waganda geworden, wie ich selbst es bin. Warum soll man nun ferner ungeheuere Summen an schwarze Heiden in Afrika verschwenden, welchen kein Beispiel einer der ihrigen vorangehenden Bekehrung zum Christenthum bei ihrem eigenen Volkstamme vorliegt? Ich rufe dies der Universitätenmission in Sansibar und den freien Methodisten in Mombas, den Leitern und Vormännern der philanthropischen Bestrebungen und dem frommen Volke von England zu: „Hier, meine Freunde, bietet sich euch eine günstige Gelegenheit — ergreift sie! Das Volk an den Gestaden des Njansa ruft euch herbei. Gehorchet euern eigenen edelmüthigen Regungen und höret auf ihren Ruf, und ich versichere euch, daß ihr in einem Jahre hier mehr Seelen zum Christenthum bekehrt haben werdet als alle Missionare zusammen aufweisen können. Die Bevölkerung ist in Mtesa's Königreiche sehr dicht; ich schätze die Zahl seiner Unterthanen auf zwei Millionen. Ihr braucht euch nicht zu bedenken, Geld auf eine solche Mission zu verwenden, da Mtesa Alleinherrscher ist und die Kosten der Mission zehnfach mit Elfenbein, Kaffee, Otterfellen von sehr feiner Qualität, oder selbst mit Rindern zurückerstatten wird; denn der Reichthum des Landes an allen diesen Producten ist unermeßlich. Die Straße hierher führt am Nil entlang oder über Sansibar, Ugogo und Unjanjembe. Die erstere Route scheint die zweckmäßigste solange als Oberst Gordon die Gegenden am obern Nil beherrscht."

Als die Briefe geschrieben und gesiegelt waren, vertraute ich sie dem Oberst Linant zur Besorgung an. Mein Freund versprach mir, daß er meine Rückkehr von Usukuma abwarten wolle; mittlerweile lieh er mir einen sehr guten Feldstecher, da ich mein bedeutend beschädigtes Fernrohr an Mtesa gegeben hatte.

Magassa war auch am zweiten Tage nach unserer Ankunft noch nicht fertig. Eine seiner Frauen hatte sich versteckt oder einer der Häuptlinge Mtesa's hatte sie entführt. Am Abend des 16. waren nur 10 Kanoes angekommen.

Den Abschied zwischen Herrn Linant und mir werde ich erstern selbst beschreiben lassen:

Um 5 Uhr morgens wird die Trommel geschlagen; die mit Stanley abfahrenden Boote sammeln sich.

Herr Stanley und ich, wir sind bald reisefertig. Die „Lady Alice“ ist von den Ankertauen losgemacht; Gepäck, Schafe, Ziegen und Federvieh ist schon an den passenden Stellen in den Booten gestauet. Es bleibt nichts weiter zu thun übrig, als die amerikanische Flagge aufzuhissen und das Boot mit dem Buge nach Süden zu richten. Ich begleite Stanley nach seinem Boote; wir schütteln uns die Hände und empfehlen uns der Fürsorge Gottes. Stanley ergreift das Steuerruder; die „Lady Alice“ fliegt augenblicklich vom Ufer weg, wie ein feuriges Roß, und rennt vorwärts, indem ihr Kiel in die Gewässer des Njansa eine aufschäumende Furche zieht. Das Sternenbanner wird aufgehißt und flattert stolz im frischen Winde; ich erhebe sogleich ein lautes Hurrah mit so herzlichem Wohlwollen, wie es vielleicht nie zuvor das Ohr eines Reisenden begrüßt hat.

Die „Lady Alice“ ist schon weit fort. Wir wedeln zum letzten Abschiedsgruß mit unsern Taschentüchern; mein Herz ist mir schwer, ich habe soeben einen Bruder verloren. Es war mir zur Gewohnheit geworden, Stanley zu sehen, den offenherzigen, theilnehmenden Mann und Freund und den bewunderungswürdigen Reisenden. Wenn ich mit ihm verkehrte, so vergaß ich meine Ermüdung; dieses Zusammentreffen war mir vorgekommen wie eine Heimkehr in mein Vaterland. Seine fesselnde, belehrende Unterhaltung ließ die Stunden wie Minuten verfließen. Ich hoffe, daß ich ihn wiedersehen und so glücklich sein werde, mehrere Tage mit ihm zusammen zu verleben.

Zehntes Kapitel.

Abschied von Oberst Linant. — Magassa's eitles und unzuverlässiges Wesen. — Schiffer-Insel. — Djumba's Bucht. — Uganga. — Dumo. — Der Alexandra-Nil. — Lupassi-Spitze. — In Gefahr zu Makongo. — Allein mit der Natur. — Insektenleben. — Träume einer glücklichern Zukunft. — Ein dunkles Geheimniß. — Murabo und die Fische. — Alice-Insel. — Eine unvergeßliche Nacht. — Der Verrath von Bumbireh. — Gerettet! — Zufluchts-Insel. — Wiru. — „Geh und stirb im Njansa!" — Zurück im Lager. — Traurige Nachrichten.

„Lebewohl! lebewohl! mein Freund Linant! Erinnere dich meines gegebenen Wortes, daß ich in Monatsfrist zurückkehren werde; kann ich dies nicht, so empfiehl mich deinen Freunden in Ismailia (Gondokoro) und sage ihnen, sie möchten mich am Albert-Njansa besuchen!" — das waren die letzten Worte, welche ich Herrn Linant de Bellefonds zurief, als ich mein Boot am Morgen des 17. April bestieg.*

Wir hatten kaum 5 km auf unserer Seefahrt zurückgelegt, als das eitle, unzuverlässige Wesen des jungen Magassa über alle Schranken hinauszugehen begann. Da ich es für klug hielt, ehe es zu spät war ihm einen Verweis zu geben und ihm die Aussicht auf eine Belohnung, die aber durch sein gutes Benehmen bedingt sein würde, zu eröffnen, rief ich ihm zu, an mein Boot heranzufahren, da ich ihm etwas zu sagen hätte! Er wollte aber nicht kommen, sondern fuhr

* Infolge der Ereignisse, über welche in diesem Kapitel berichtet wird, war ich nicht im Stande, innerhalb der mit Herrn Linant verabredeten Frist nach Mtesa's Hauptstadt zurückzukehren; aber es steht fest, daß mein Freund fast sechs Wochen lang auf mich wartete. Er hatte auf seinem Wege nach Ismailia vierzehn Sunden lang einen äußerst heftigen Angriff von mehrern Tausend Wanjoro auszuhalten, aber es gelang ihm schließlich, ihnen zu entkommen und das Hauptquartier des Oberst Gordon wohlbehalten zu erreichen. Als er aber auf einer zweiten Mission begriffen war, wurde er am 26. August von den Baris in der Nähe einer Laboré genannten Oertlichkeit angegriffen und er sowol als seine aus 36 Mann Soldaten bestehende Bedeckung niedergemetzelt. Dieses traurige Ereigniß trat vier Tage nach meiner Rückkehr, während meines zweiten Besuches an den Ripon-Fällen ein.

auf seinem Wege weiter, dabei eine einfältige Grimasse schneidend und trotzig den Kopf niederbeugend. Ich sparte nun meine Lection auf bis zu unserer Ankunft im Lager.

Um Mittag stellte ich Beobachtungen an zur Bestimmung der Breite an der Einfahrt in die Murchison-Bai, und während des Nachmittags ruderten wir angestrengt vorwärts, sodaß wir kurz vor Sonnenuntergang die Insel Tschiwanuko erreichten. Magassa folgte mir bald, und als ich gelandet war, hielt ich ihn auf eine freundliche, aber entschiedene Weise fest, forderte ihn auf an meiner Seite Platz zu nehmen und ließ es mir nun angelegen sein, ihm vorzuhalten, wie er große Belohnungen zu erwarten habe, doch nur unter der Bedingung, daß er Mtesa's Befehlen gehorchte, sich gut betrüge und in Uebereinstimmung mit mir handelte. Magassa versprach dies treulich zu thun, und zum Zeichen seiner Aufrichtigkeit bat er mich, ihn seine Fahrt bis nach Sesse, einer großen Insel, fortsetzen zu lassen, wo Mtesa's Kanoes am Strande aufbewahrt lagen, um die volle Zahl der mir versprochenen dreißig herbeizuschaffen. Nachdem er fünf Kanoes unter dem Befehl Sentum's und Sentageja's, zweier seiner Watongolehs, zurückgelassen, reiste er in der Nacht ab, was ich für einen merkwürdigen Beweis seiner Energie hielt. In Wahrheit stellte sich aber nachher heraus, daß er nur 3 km weiter gefahren war und in einem Dorfe geschlafen hatte, wo er seine Gewalt durch Ergreifung eines Weibes und Fesselung eines Häuptlings misbrauchte.

Am nächsten Tage reisten wir mit den Watongolehs Sentum und Sentageja weiter und campirten in Djumba's Bucht. Djumba ist der erbliche Titel eines der jüngern, eine Abtheilung der kaiserlichen Kanoeflotte befehligenden Admirale, dem der District Undjaku zugetheilt ist, eine an das linke oder nördliche Ufer des Katonga-Flusses anstoßende Landspitze. Es ist ein ausnehmend fruchtbarer Bezirk, der den District des Gabunga oder des ersten Admirals von dem des Sambusi, einem der Unterbefehlshaber von Kitunsi, trennt.

Die gesammte Nordküste von der Murchison-Bai an bietet ein Panorama wunderschöner Ansichten, von fast quadratischen Tafelbergen, abgerundeten Hügeln und niedrige Bergreihen bildenden Kegeln, welche nach allen Richtungen hinlaufen, aber mit einer allgemeinen Neigung gegen Ost und West, und welche sozusagen für den See an der Nordseite eine natürliche Schranke darstellen. Diese regellose Reihen bildenden Bergmassen lassen den Beobachter vermuthen, daß keine bedeutenden Flüsse von der Nordseite her in den See einmünden. Sie finden an dem Katonga einen plötzlichen Abschluß und von Nordwesten

her fließt dieser Fluß an ihrem Fuße hin langsam und träge in den See. Auf dem rechten oder südlichen Ufer scheint das Land, bis an die $6\frac{1}{2}$ km entfernt liegenden Berge von Uddu heran, sehr niedrig zu sein. Der Fluß Katonga ist an seiner Mündung gegen 400 m breit, aber seine Strömung ist so schwach, daß sie kaum zu bemerken ist.

Uganga ist eine an der Mündung des Katonga auf seinem südlichen oder rechten Ufer liegende Marschgegend. Von diesem rechten Ufer aus rundet sich eine große Bucht mit schönbewaldetem Gestade nach Süden in Halbmondsgestalt nach Bwiru zu, von welcher Spitze aus wir die Küste von Uddu zu verfolgen beginnen. Das eigentliche Uganda dehnt sich nur bis an den Katongo-Fluß aus, von seinem Ufer beginnt Uddu und streckt sich bis an den Alexandra-Nil oder Kagera hin.

Die Insel Sesse dehnt sich von einem gegen 10 km südlich von Kibonga liegenden Punkte westwärts bis zu einem etwa 11 km südlich von Djumba's Dorfe liegenden Punkte aus, und nach Süden zu — fast parallel mit der Küste von Uddu — bis zu einer Entfernung von ungefähr 37 km. Ihre äußerste Länge, welche fast genau der Richtung von Ost nach West folgt, beträgt nahezu 70 km, während ihre größte Breite sich auf etwa 32 km belaufen mag. Die bedeutendsten Kanoebauer und die Mehrzahl der Seeleute in Mtesa's Reiche wohnen auf Sesse und werden wegen ihrer kohlschwarzen Farbe, ihrer Schüchternheit, ihres Aberglaubens und ihrer im allgemeinen sehr unreinlichen Lebensweise als die Heloten von Uganda betrachtet.

Am 21. machten wir eine langweilige, ereignißlose Fahrt längs der niedrigen, morastigen und mit Dschungeln bedeckten Gestade von Udjadju bis Dumo, einem auf dem Festlande dem äußersten Südende der Insel Sesse fast gegenüberliegenden Dorfe. Von einem sonderbar geformten steinigen Hügel, welcher Spuren uralter Einwirkung des Wassers zeigt, gewannen wir eine Aussicht auf den fernen äußern Rand eines Plateaus mit Viehweiden, das sich nach Westen zu erhob.

Magassa kam am Abend nach seinem erfolglosen zum Aufsuchen von Kanoes unternommenen Zuge wieder zum Vorschein. Er stattete einen sehr anschaulichen Bericht ab von den Gefahren, die er in Sesse bestanden habe. Die dortigen Einwohner hatten erklärt, sie wollten sich von dem Kabaka lieber köpfen lassen, als daß sie sich zu einer endlosen Reise auf den stürmischen See hinauswagen würden; aber von Magura, dem die Kanoewerft in Sesse beaufsichtigenden Admiral, hatte er das Versprechen erhalten, daß er sich bemühen wolle, uns

14 Kanoes nachzuschicken. Wie bereits erwähnt, hatte mich Magassa in Tschiwanuko mit fünf Kanoes verlassen, kehrte aber jetzt nur mit zweien zurück, indem er behauptete, daß die andern drei so viel Wasser zögen, daß sie nicht seetüchtig wären. Er deutete auch an, daß ich doch mit Sentum und Sentageja vorausfahren und ihm den Befehl über die fünf Kanoes überlassen möchte, da sich die Sache sehr in die Länge ziehen würde, wenn man dieselbe dem Magura allein überließe. Da ich schon Beweise von seinen Windbeuteleien hatte und sein gewaltsames Benehmen bei Tschiwanuko mir bekannt war, so hatte ich ihn stark in Verdacht, daß er in Dumo noch weiteres Unheil anrichten wolle; aber ich war zu machtlos, um energisch dazwischentreten zu können, und überließ es ihm daher, sich wegen der ungenügenden Ausführung der ihm ertheilten Aufträge bei Mtesa, der über kurz oder lang ohne Zweifel davon hören würde, zu vertheidigen.

Nachdem wir Dumo und Sesse nördlich von uns hatten liegen lassen, eröffnete sich uns nach Osten zu ein unbegrenzter Wasserhorizont, während sich nach Westen eine halbmondförmige Bai hinstreckte, die von einem dichten Wald eingefaßt war und an der Tschawasimba-Spitze endigte. Von hier dehnt sich eine zweite breite Bai südwärts aus und wird durch das an ihrem nördlichsten Punkte gelegene Vorgebirge von Usongora begrenzt. In diese Bai mündet der Alexandra-Nil mit einer mächtigen tiefen Strömung ein, welche man wegen ihres Volumens und ihrer dunkeln Eisenfarbe mehrere Kilometer weit im See verfolgen kann. An seiner Mündung ist der Fluß gegen 150 m breit und verengt sich 3 km weiter aufwärts bis auf circa 100 m. Wir versuchten noch weiter stromaufwärts zu fahren, aber die Strömung war so stark, daß wir nur langsam vorwärts kamen und uns nach einer Bergfahrt von beinahe 5 km genöthigt sahen, unsern Plan aufzugeben. Die sich zu beiden Seiten hinstreckende Ebene hat eine Breite von 8—16 km und wird während der Regenzeit in ihrer ganzen Ausdehnung überschwemmt. Die tiefsten Sondirungen, welche wir maßen, betrugen 25,9 m. Ich kenne keinen andern Fluß unter den Zuflüssen des Victoria-Njansa, der diesem gleich käme. Der Fluß Schimiju wird somit zum zweitgrößten Zufluß des Sees, und diese beiden vereinigt würden einen dem Flusse, welcher durch die Ripon-Fälle ausströmt, gleichen Fluß bilden.

Die Waganda-Watongolehs, Sentum und Sentageja, nennen den Alexandra-Nil die „Mutter des Flusses bei Djindja" oder die Ripon-Fälle.

Der Alexandra-Nil bildet eine natürliche Grenze zwischen dem souveränen Reich Uganda und den demselben unterworfenen König-

reichen Karagwe und Usongora, welche südlich vom Flusse anfangen. Die Ebene des Alexandra-Flusses erstreckt sich südlich einige Kilometer bis an eine unregelmäßige Linie mit Rasen bewachsener und baumloser Berge hin, welche in ihrer Art für die schönen, zur Viehzucht geeigneten Gegenden von Usongora und Karagwe charakteristisch sind. An der Lupassi-Spitze laufen die Berge steil, fast klippenähnlich, mit Höhen, die von 60—150 m variiren, in den See aus. An den steilen Abhängen richten sich an vielen Punkten graue Gneisfelsen in die Höhe, massives von den Berggipfeln herabgefallenes Trümmergestein. In der Nähe dieser Landspitze entdeckte ich einen Bach, der aus einer Oeffnung in einer Felsenklippe einen Meter hoch herabfiel, und doch konnte ich oberhalb der Oeffnung nicht das mindeste Anzeichen eines Wasserlaufes auffinden. In den Vertiefungen, Spalten und Ritzen an den Seiten der Klippen wuchsen prächtige Farrnkräuter in Masse.

Ich ermöglichte es, zu dem Gipfel des hohen, steilen Ufers emporzuklimmen, und zu meinem Erstaunen überschaute ich von da eine Hochebene, deren großartige wellenförmige Oberfläche ein Weideland und fast baumlos war, ausgenommen in der Nähe der Dörfer, wo dichte Bananenhaine standen. Weiter nach Westen zu erhebt sich aber das Plateau zu Bergmassen von demselben nackten Charakter. Wenn man nach Osten blickt, so streckt sich von Nord-Usongora ein scheinbar grenzenloser, silberiger See hin; aber gegen Süden werden ein paar hohe Inseln sichtbar, die, ungefähr 40 km vom Festland entfernt, in ihrer einsamen Abgeschlossenheit ruhig und majestätisch daliegen.

Das erste Dorf, bei dem wir an der Küste von Usongora halt machten, war Makongo. Es hat sich in einem geschützten Winkel an einer buchtähnlichen Einbiegung der hohen Bergmauer eingenistet. Unter dem undurchdringlichen Schatten dichtgedrängter Bananenhaine liegen die Hütten des Dorfes zerstreut, davor ein Streifen eines grauen Kiesstrandes, der vom Wasserrande ungefähr 12 m sanft bis zu der Linie emporsteigt, wo er der wunderbaren Ueppigkeit des Haines begegnet. Es saßen ungefähr ein Dutzend mit dunkelbraunen Ziegenfellen dürftig bekleidete Eingeborene an dem Strande, welche, als wir herankamen, starken Marambawein aus Kürbissen schlürften. Ohne Fragen an sie zu richten zogen wir unser Boot und die beiden Kanoes auf den Strand hinauf aufs Trockene. Auf unsere Begrüßungen antworteten die Dorfbewohner ziemlich bereitwillig und höflich. Mit etwas gläsernen Augen boten sie uns etwas von dem äquatorialen Nektar an. Die Seefahrt war an diesem Tage etwas lang gewesen

und wir waren ermüdet; so konnten wir denn wol nach einem so erfrischenden Labetrunk, wie er uns jetzt angeboten wurde, seufzen. Unter allen Umständen nahmen wir ihr gastfreies Geschenk an und thaten kräftige Züge, indem wir dem Wohlgeschmack des Getränkes das schmeichelhafteste Lob spendeten und für ihre Artigkeit herzlich dankten. Eine Beobachtung wurde zur Längenbestimmung des Lagers gemacht, wobei die Eingeborenen vergnügt und zufrieden zuschauten. Auf alle unsere die Namen der uns vor Augen liegenden Localitäten und Inseln betreffenden Fragen antworteten sie freundlich.

Die Sonne ging unter. Wir wünschten einander eine gute Nacht. Um Mitternacht hörte man ein erschreckliches Getrommel, welches uns wegen seines gar heftigen Klanges alle wach erhielt. „Ist denn irgendetwas Unrechtes passirt?" fragten wir Sentum und Sentageja. „O nein!" antworteten sie. Dennoch tönte das Trommeln immerfort rauh und dumpf durch die dunkle Nacht und der erwünschte Schlaf floh von meinem Lager.

Meine Leute waren alle vor der Morgendämmerung auf und warteten ungeduldig auf den Tag. Der durch dieses ominöse Trommeln erregte Instinct warnte sie und ließ sie befürchten, daß etwas nicht in Ordnung sei. Ich war noch in meinem Boote mit zugezogenen Vorhängen, obgleich im Stande, mit meinen Leuten zu verkehren. Da wurde der Bootführer Safeni Eingeborene, gewahr und rief mir dies sofort zu. Da ich angezogen war, machte ich sogleich meine Gewehre zurecht und trat alsbald heraus. Mein Erstaunen war groß, als ich ungefähr 250 Eingeborene ganz dicht vor uns versammelt sah und zwar alle in Kriegscostüm, mit Speeren und Bogen und Pfeilen und Waffen, welche mit langen Stielen versehenen Hackmessern glichen, und mit großen und langen Rohrschilden zu ihrer Vertheidigung. Dieser schrecklich aussehende Menschenhaufen stand in einer Entfernung von nur dreißig Schritten da und starrte uns mit unverwandten Blicken an. Es war eine so eigenthümliche, so ungewöhnliche und fast an einen überraschenden Theatereffect erinnernde Lage, daß ich, in der Verlegenheit und Verwirrung, die mich ergriffen hatte, mich beeilte, das Schweigen zu brechen und auf einen Mann zuschritt, den ich als den Aeltesten wiedererkannte, der uns am Abend vorher etwas von ihrem heimischen Weine gegeben hatte.

„Was hat dies zu bedeuten, mein Freund?" fragte ich. „Ist irgendetwas Unrechtes geschehen?"

Er antwortete hastig, aber kurz und in ernstem Ton in der

13*

Kinjambu-Sprache. Da ich diese nicht verstand, so rief ich den Mtongoleh Sentum herbei, die Anrede für mich zu übersetzen.

Man sagte mir, daß er gefragt hätte: „Was beabsichtigt ihr damit, daß ihr euere Kanoes auf unsern Strand hinaufzieht?"

„Sage ihm, daß wir sie hinaufgezogen, damit die Brandung sie nicht während der Nacht in Stücke zerschlagen möchte. Die Stürme sind bisweilen heftig und die Wellen erheben sich hoch. Unsere Kanoes sind zugleich unsere Wohnungen, und wir sind fern von unsern Freunden, welche auf uns warten. Wenn unsere Kanoes beschädigt oder zerbrochen würden, wie würden wir da zu ihnen zurückkehren können?"

Er fragte zunächst: „Wißt ihr, daß dies unser Land ist?"

„Allerdings, aber haben wir da irgendein Unrecht begangen? Ist denn der Strand so weich, daß er durch unsere Kanoes beschädigt werden kann? Haben wir euere Bananen niedergehauen, oder sind wir in euere Häuser eingedrungen? Haben wir irgendeinen aus euerm Volke belästigt? Seht ihr nicht unsere Feuer, bei denen wir, der Kälte der Nacht ausgesetzt, schliefen?"

„Nun wohlan! Ihr müßt diesen Ort sofort verlassen. Wir können euch hier nicht brauchen. Geht!"

„Das ist leicht gethan", antwortete ich, „und wenn ihr uns gestern Abend gesagt hättet, daß unsere Anwesenheit euch so unwillkommen sei, so würden wir dort auf jener Insel campirt haben."

„Weshalb kamt ihr her?"

„Wir kamen, um uns in der Nacht hier auszuruhen und um Nahrungsmittel zu kaufen, und ist dies ein Verbrechen? Reist ihr nicht auch in euern Kanoes? Gesetzt den Fall, daß die Leute euch aufnähmen, wie ihr uns heute Morgen aufgenommen habt, was würdet ihr dazu sagen? Würdet ihr nicht sagen, sie sind böse? Ach, mein Freund, ich habe nicht erwartet, daß du, der gestern so gütig war, in solcher Weise in das Gegentheil umschlagen würdest! Aber das soll uns weiter nicht kümmern; wir wollen schnell und ruhig abziehen und der Kabaka Mtesa soll hiervon hören und zwischen uns entscheiden."

„Wenn ihr Nahrungsmittel wünscht, so will ich einige Bananen nach jener Insel hinüberschicken, aber ihr müßt von hier fortgehen, damit die Leute, welche mit euch kämpfen wollen, nicht losschlagen."

Wir schoben nun das Boot und die beiden Kanoes in das Wasser und ich sowie meine Bootsmannschaft schifften uns sogleich ein und ruderten einige Meter weit vom Strande weg. Aber Sentum war auf die Küstenbewohner böse, und anstatt ruhig abzufahren, zankte er

sich laut mit ihnen herum. Um Unheil und die Niedermetzelung seiner gesammten Ruderer zu verhüten, schrie ich Sentum den Befehl zu, er solle sich sofort einschiffen; brummend gehorchte er nach einigem Besinnen.

Wir steuerten nun nach der ungefähr 5 km von Makongo belegenen Insel Musira, wo wir vier oder fünf mit Kaffee und Butter beladene Kanoes aus Kamiru's Lande vorfanden. Die Waganda sowie Sentum und Sentageja nahmen in ihrer Erbitterung gegen die Eingeborenen mehrere Packete mit Kaffee weg, was von seiten der Eingeborenen laute Gegenvorstellungen hervorrief. Die zu einem kühnen Griff stets bereiten Waganda-Matrosen folgten dem Beispiel ihrer Führer und standen ihnen bei der Beraubung der Eingeborenen bei, was einen unter denselben veranlaßte, sich an mich zu wenden. Ich war gerade damit beschäftigt, meinen Bootsleuten betreffs der Aufstellung meines Zeltes Weisungen zu geben, als ich auf solche Weise von dem Betragen der Waganda unterrichtet wurde. Das den Eingeborenen weggenommene Eigenthum wurde ihnen augenblicklich zurückgegeben und Sentum und Sentageja wurden mit ernster Bestrafung bedroht, wenn sie dieselben noch weiter belästigen würden, den Eingeborenen wurde aber angerathen, nach einer andern ungefähr 5 km nördlich von uns belegenen Insel hinüberzufahren, sobald der See ruhig werden würde.

Um 10 Uhr vormittags sandte uns der Dorfvorsteher von Makongo, seinem Versprechen getreu, 10 Bündel grüner Bananen, welche für die 62 Mann, Waganda und Wangwana, aus denen unser Reisezug bestand, zur Verproviantirung auf einen Tag gerade ausreichten.

Nach diesen Ereignissen schlenderte ich allein in den dichten und verworrenen Gebüschen herum, die sich hinter unserm Lager in üppigstem Wachsthum herumzogen. Da ich wußte, daß die Leute sich mit ihren Bananen beschäftigen würden, daß kein Feind sie belästigen würde und daß sie auch mit keinem Eingeborenen in Streit gerathen könnten — da außer uns keine Seele auf der Insel Musira war —, so konnte ich es ihnen wol einmal überlassen, ihre Zeit auf die ihrer Meinung nach angenehmste Weise zuzubringen. Deshalb begab ich mich denn mit dem Feuereifer eines Knaben auf meine einsame Untersuchungstour. Es war ja außerdem für mich ein so seltener Genuß, einmal einige Stunden in vollkommener Sicherheit, wie sie diese Oertlichkeit mir versprach, in der Einsamkeit und in Schweigen zubringen zu können. Meine Freiheit konnte, obgleich ich allein war, in diesen Wäldern niemand gefährden oder beschränken; wer konnte

sich meinem Rechte, Bäume zu erklimmen oder Höhlen zu durchforschen oder mich auf den Kopf zu stellen, mich auf den Blättern oder der Rinde und den Zweigen, die auf dem Boden ein weiches Lager bildeten, zu wälzen, oder zu lachen und zu singen, hier widersetzen? Da ich so ein absoluter Monarch und höchster Gebieter über mich selbst war, so wollte ich mich einmal auf kurze Zeit vollkommenen Glückes erfreuen.

Ich ließ also jenem Triebe zu springen, zu hüpfen, mich zu den Zweigen über mir emporzuschwingen und an sie anzuklammern — einem Triebe, der dem frischen, kräftigen Jugendalter eigenthümlich ist — einmal ganz die Zügel schießen. Indem ich so auf kurze Zeit die Fesseln der Convenienz von mir warf und mich frei machte von dem nüchternen und festen Benehmen, das mir meine Stellung als Führer halbwilder Menschen in ihrer Gegenwart nothwendigerweise auferlegte, kehrte die ganze natürliche Elasticität meines Körpers zurück. Ich kroch unter dem mir den Weg versperrenden Ast hindurch oder sprang über den auf die Erde hingestreckten Stamm, zwängte mich in fast unzugänglich scheinende Stellen hinein, schlang und wand mich wie eine Schlange durch das wirrverwachsene Unterholz, stürzte mich kühn in schreckenerregende Tiefen des dichten Laubwerks hinein und wühlte und zwängte mich mit fast rasender Energie durch schwarzbeschattete Pyramiden von Weinreben und Schlingpflanzen hindurch, welche sich vermöge ihrer großen Zahl zu einer festen Masse zusammengewoben und verflochten hatten.

Mit welchen Excentricitäten der Schöpfung wurde ich auf diesem müßigen Streifzug durch den Urwald bekannt! Ameisen, roth, schwarz, gelb, grau, weiß oder nur zum Theil gefärbt und eine Welt en miniature mit ihren unbekannten Rassen bevölkernd. Hier liefen einige Mitglieder der kampfbegierigen Kriegerkaste, welche die Arglosen stets bedroht und um sich späht, wen sie wol plagen und belästigen könnte, dort die grimmigen Fourragirer, zum Angriff gerüstet und Stämme, Aeste, Zweige und Blätter zum Fang ihrer Beute zurechtlegend; dann wieder die sanft bescheidenen, fleißigen Handwerker, mit der Vertheidigung des ärmlichen Privilegiums einer kurzen Existenz beschäftigt, und die frugalen Geschlechtslosen, enorme Lasten nach ihren sinnreich erbauten Nestern schleppend, und Schildwachen, an den Thüren auf der Lauer stehend, um die Zugänge zu ihren Festungen zu vertheidigen. Sie wimmelten mitten im dichten Laube in Heersäulen fourragirender und plündernder Marodeure und in zahllosen Horden unbarmherziger Zerstörer. Ich hörte, wie in der absterbenden Pflanzen-

welt die holzfressenden Larven großer Käfer zu Tausenden unausgesetzt arbeiteten, und ich sah Myriaden von Termiten mit emsiger Wuth alles, was auf ihrem Wege lag, sei es Thier oder Pflanze, zerstören. Ganze Heere von Blattläusen und unzählige Motten wurden von den Büschen aufgescheucht, und von jedem Zweige zirpte die mit ihrem fortwährend gellenden Ton nie ermüdende Cicade. Hier bauten die Ameisenlarven beharrlich an ihren Fallgruben und dort standen wie Gespenster die grünen oder grauen Fangheuschrecken und lauerten auf unvorsichtige Insekten. Diamantenkäfer liefen in Massen herum und manche andere Art von Käfern in seltsamen und schrecklichen Gestalten kletterte vor meinen Füßen und Händen hinweg. Und alle diese waren doch noch nicht der tausendste Theil der Insektenscharen, die ich aufstörte; die abgelegene Insel war eine von unendlicher Thätigkeit und Geschäftigkeit belebte Welt.

Als ich die Niederungen durcheilt hatte, kam ich endlich an eine Stelle, wo der Boden plötzlich stark schräg emporstieg, obgleich noch immer mit großen Bäumen und ihren Schmarotzerpflanzen und mit Unterholz bekleidet. Trotz der intensiven Hitze setzte ich meine Forschungstour fort mit dem festen Entschlusse, mir auch die obern Gegenden anzuschauen. Beim Hinaufklimmen an dem steilen Abhang hatte ich, was Stützpunkte anbetraf, die reichste Auswahl; hier ein Tamarinden- und gleich daneben ein Baumwollenbaum, jetzt der vorspringende Zweig einer Mimose und dann eine dicke Liane, welche wie eine Strickleiter herabhängt, als wollte sie mich einladen, mich an ihr empor und vorwärts zu ziehen. Junge und biegsame Teakbäumchen oder schlanke Jasminsträucher beugten sich nieder, um meinen sich abmühenden Fuß zu unterstützen, und endlich arbeitete ich mich aus den Bäumen und dem Gewirr des wie ein Netz verflochtenen Unterholzes empor und stand aufrecht auf dem auffallend spitzigen Grase, das, hier und da mit wilden Ananaspflanzen, am Boden hinlaufenden Orchideen und Aloëstauden besetzt, den Gipfel bedeckte.

Nachdem ich einen allgemeinen Ueberblick über die Insel gewonnen hatte, bemerkte ich, daß sie die Gestalt eines roh geformten Stiefelleistens hatte, daß ihre Längenlinie von Ost nach West lief und der niedrigste Theil die Niederung war, durch welche ich mich eben hindurchgearbeitet hatte. Sie war ungefähr $1\frac{1}{5}$ km lang und etwa 200 m breit. Der Absatz wurde durch ein schmales vorspringendes Felsenriff gebildet, das ungefähr 15 m fast senkrecht aus dem Wasser emporstieg. Von diesem Riff aus erhob sich der Fels noch weitere 24 m und also etwa 40 m über den Wasserspiegel.

Ich staunte lange das meinen Blicken sich darbietende großartige Rundgemälde an. Eine friedliche Ruhe brütete schwül über dem See, gen Ost und Nord und Süd, bis dahin, wo sich der klare Himmel und das fleckenlose Silberwasser begegneten, wo die Grenzlinie beider von einem florähnlichen Duft, der die Idee der Unendlichkeit erweckte, umschleiert war. In einer kühnen, majestätischen Masse erhob sich nach Südost die Alice-Insel, während wenige Kilometer südöstlich von ihr die Bumbireh-Gruppe sichtbar wurde. Mir gegenüber und von meinem Standpunkte etwas über 3 km entfernt, lag die lange, klippenreiche und schroffe Fronte des Plateaus von Usongora. Auf seinem langsam aufsteigenden Gipfel glänzten einzelne kleine Bananengruppen wie grüne Edelsteine und in der Ferne umgaben es Linien nebelig-blauer Berge wie ein höherer Damm.

Es ist ein Punkt, von welchem das Auge ungestört über einen der fremdartigsten und zugleich schönsten Theile Afrikas, über viele Quadratmeilen der prächtigsten Seelandschaften schweifen kann, wo es eine große Länge des grauen Plateauwalls übersieht, der hoch aufgeworfen und steil dasteht, aber durch malerische, von Pisangbäumen wie von einer Laube halb umgebene Einfahrten und Buchten ausgezackt ist, wo es viele Quadratmeilen zur Viehzucht benutzten Hochlandes überblickt, auf dem man in dicht verstreuten Punkten einzelne Dörfer und Bananenhaine erkennt. Von meinem hohen Horste kann ich zahllose Rinderheerden sehen und manchen winzig kleinen weißen oder schwarzen Farbenflecks, was nichts anderes als eine Schaf- oder Ziegenheerde sein kann. Ich kann auch blaßblaue Säulen des von den Feuern aufsteigenden Rauches und aufrechte dünne Figürchen sehen, die sich herumbewegen. In argloser Sicherheit kann ich von meinem erhabenen Throne ihre Bewegungen beobachten und die Roheit ihrer wilden Herzen verlachen; denn ich fühle mich jetzt als einen Theil der Natur und bin für den Augenblick so unverwundbar wie diese selbst. Sie wissen so wenig, daß menschliche Augen von der Spitze dieser seeumgürteten Insel ihre Gestalten besichtigen, wie daß die Augen des höchsten Wesens im Himmel auf ihnen ruhen. Wie lange — das möchte ich gern wissen — werden die Völker in diesen Landen ohne Erkenntniß des Gottes bleiben, der die prächtige, im Sonnenlicht strahlende Welt geschaffen hat, auf welche sie jeden Tag von ihren erhabenen Hochlanden hinabblicken! Wie lange soll ihre ungezähmte Wildheit eine Schranke sein für das Evangelium und wie lange sollen sie von den Verkündigern desselben unbesucht bleiben!

Welch ein Land besitzen sie! Und welch einen Binnensee! Wie

könnten den See durcheilende Dampfboote das Volk Uriris dem von Usongora, Uganda dem Volke von Usukuma die Hände reichen lassen, wie könnten sie die wilden Wavuma mit den Wasinsa befreunden, die Wakerewe mit den Wagana vereinigen! Ein großer Handelshafen würde dann an dem Schimiju zu schneller Blüte gelangen. Hier würden der Kaffee von Usongora, das Elfenbein, die Schafe und Ziegen von Ugejeja, Usoga, Uvuma und Uganda, das Rindvieh von Uwia, Karagwe, Usagara, Ihangiro und Usukuma, die Myrrhen, die Cassia, die Pelze und Felle von Uganda und Uddu, der Reis von Ukerewe und das Getreide von Usinsa gegen die von der Meeresküste hergebrachten Fabrikate ausgetauscht werden; das ganze Land würde aus dem Zustande der Wildheit erlöst, der Gewerbfleiß und die Energie der Eingeborenen würde angespornt, den Verwüstungen des Sklavenhandels würde Einhalt gethan und alle die ringsumher liegenden Länder würden von den edlern Sittenlehren einer höhern Humanität durchdrungen werden. Aber gegenwärtig sind noch die Hände der Völker — mit Mordlust in ihren Herzen — gegeneinander erhoben; wilde Grausamkeit entzündet sich beim Anblick des wandernden Fremden; Seeräuberei ist das von ihnen selbst eingestandene Gewerbe der Wavuma; die Bewohner von Ugejeja und Wasoga gehen fasennackt; Mtesa läßt seine Schlachtopfer pfählen, verbrennen und verstümmeln; die Wirigedi lauern längs ihrer Gestade jedem Fremden auf, und die Schleuderer auf den Inseln üben ihre Kunst an ihm; die Wakara vergiften beim Anblick eines Kanoe ihre tödlichen Pfeile aufs neue, und jeder Volksstamm hält sich, Wuth und Rachedurst im Herzen, vom andern fern. „Wahrlich, die dunkeln Plätze der Erde sind voll von den Wohnungen der Grausamkeit.“

O käme doch die Stunde, in der eine Genossenschaft philanthropischer Kapitalisten sich verbände, diese schönen Länder zu befreien, in der sie die Geldmittel gewährte, daß die Boten des Evangeliums kommen und den mörderischen Haß vernichten könnten, mit welchem in dem wunderschönen Lande um den Victoria-See ein Mensch den andern betrachtet.

Ich stieg von dem hohen Gipfel der Insel Musira auf einem andern Wege hinab, der mir den Charakter der felsigen Insel weiter enthüllte und meinen Blicken die jähen, zerspaltenen und durch den jahrtausendelang wirkenden Einfluß der Atmosphäre ausgekerbten Schieferthonwände bloßstellte, welche die Insel auf allen Seiten, die westliche ausgenommen, umgeben. Nach großer Anstrengung gelangte ich glücklich auf den Gipfel eines Theils des ursprünglichen Riffs, der

an der Nordostecke herabgefallen war und jetzt einen ganz losgetrennten, ungefähr 9 m hohen Felsvorsprung bildete. In einer höhlenartigen Vertiefung am Gipfel desselben fand ich sechs in der Verwesung begriffene, halb mit Gras und Felstrümmern bedeckte Menschenleichen auf. Einer der Schädel zeigte Spuren eines Axthiebes, was mich vermuthen ließ, daß hier vor kurzer Zeit eine tragische Scene gespielt hatte. Ohne Zweifel hatte das schreckliche Ereigniß an der von unserm Lager eingenommenen Stelle auf der Insel stattgefunden, denn es gab hier keinen andern Fleck, wo eine solche Greuelthat hätte verübt werden können, und wahrscheinlicherweise waren die Schlachtopfer in Kanoes gethan und in dieser verborgenen Nische niedergelegt worden, damit Fremde nicht durch den Anblick der Leichname oder solcher offenbaren Anzeichen einer Gewaltthat, wie sie an dem von der Axt gespaltenen Schädel vorlagen, in Unruhe versetzt werden möchten. Wahrscheinlich waren hier Fremde wegen ihrer Kaffee- oder Butterladung von den Eingeborenen des Festlandes oder durch später, etwa wie meine eigenen Waganda, hinzugekommene Fremde ermordet worden; diese mochten wegen ihrer größern Zahl und ohne andern Grund, als weil sie stark und die Händler schwach waren, ihre Belästigung und Beraubung der Kaffeehändler begonnen und diese schließlich getödtet haben.

Um 5 Uhr nachmittags, als ich schon eine ganze Weile in das Lager zurückgekehrt war, sah ich am Horizont Magassa's Flotte und zählte 14 Kanoes. Ich schickte Safeni und einige von den Waganda in einem Kanoe nach den Inselchen, welche wir kurz vor unserer Ankunft in Makongo passirt hatten, und ließ Magassa bitten, sich zu beeilen und am nächsten Morgen sich frühzeitig zu mir zu gesellen, da unser Mundvorräthe knapp würden und, wenn unsere Reise einen Aufschub erlitte, eine Hungersnoth eintreten könnte. Safeni kehrte um 9 Uhr abends zurück und berichtete, daß mich Magassa ersuchen ließe, ich möchte so früh wie ich wollte weiter fahren und daß er verspräche, mir in das Lager zu folgen.

Dennoch wartete ich bis 10 Uhr vormittags auf Magassa; da die Alice-Insel ungefähr 48 km von Musira entfernt war, so konnte ich nun aber nicht länger zögern. Sentum und Sentageja hatten mir diese Oertlichkeit als besonders geeignet bezeichnet, um von da eine kurze Fahrt nach Usukuma hinüber zu unternehmen. Es wurde deshalb ausgemacht, daß Sentum bis zur Ankunft Magassa's auf der Insel Musira verweilen und ihn von der Richtung, welche Sentageja und ich eingeschlagen hatten, unterrichten sollte.

Wir waren auf unserer Seefahrt kaum 5 km vorwärts gekommen, als Sentageja in großer Eile nach Musira zu umkehrte und mir mit der Hand zuwinkte, daß ich meine Reise fortsetzen möchte. In dem Glauben, daß er nur etwas vergessen habe, leistete ich seiner Weisung Folge.

Wir erreichten die Alice-Insel ungefähr um 9 Uhr abends, denn wir waren durch einen starken, von 4 Uhr an uns direct entgegenwehenden Wind aufgehalten worden. Da es stockfinster war, so gab uns ein Licht, das wir an der Küste flackern sahen, den Weg zu einem Lagerplatze an. Der Lichtschein, auf den wir lossteuerten, rührte von einem Feuer her, welches zwei Männer und ein Knabe angezündet hatten. Diese waren damit beschäftigt, in einer Höhle, deren Eingang sich nach dem See zu öffnete, Fische zu trocknen. Obgleich die Fischer zuerst ziemlich erschrocken waren, so waren sie doch verständig genug, sich passiv zu verhalten, und um ihre Besorgnisse gänzlich zu verscheuchen, nahm ich eine äußerst milde und liebenswürdige Miene an. Da es schon spät war, so machte ich mir mein Nachtlager auf der Spitzbank am Hintertheile meines Bootes zurecht; als ich aber im Begriff war, mich niederzulegen, hörte ich die Eingeborenen ein lautes Klagegeschrei erheben. Ich schloß daraus, daß die Bootsmannschaft sich wol erdreisten mochte deren Fischvorräthe zu plündern; ich sprang deshalb aus dem Boote und kam gerade noch zu rechter Zeit, um die Eingeborenen vor einem erheblichen Verluste zu bewahren. Murabo hatte sich schon eines Dutzend großer Fische bemächtigt, als ich barfuß von hinten an ihn heraneilte und ihm meine Ankunft durch einen Schlag ankündigte. Dieser Schlag, infolge dessen er taumelte, überzeugte die Fischer in handgreiflicherer Weise, als dies ein noch so weit getriebener Anschein von Milde und Liebenswürdigkeit hätte bewirken können, von meiner Aufrichtigkeit und überzeugte zugleich die Wangwana, daß ich Ungerechtigkeiten nicht dulden würde. Die Fischer erhielten eine Hand voll Glasperlen, um ihnen für den Raubversuch Genugthuung zu leisten, und den Wangwana gab ich doppelte Rationen, damit sie fernern Versuchungen eher widerstehen möchten.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, fand ich, daß wir im Schatten einer 15 m hohen Basaltklippe lagerten, an deren Fuße sich die 4—5 m in den Felsen hineingehende Fischerhöhle befand. Die Insel hob sich hoch empor, in ihrem höchsten Theile bis zu etwa 120 m über den See, und war fast $6^1/_2$ km lang und an ihrer breitesten Stelle beinahe $2^1/_2$ km breit. Die Einwohner bestanden aus unge-

gefähr 40 Familien aus Ukerewe und erkannten den König Lukongeh als ihren Oberherrn an.

Der Gipfel der Alice-Insel ist mit dichtgewachsenem starken Gras bedeckt, und die Schluchten und Höhlungen sind mit einer üppigen Fülle vegetabilischen Lebens vollgestopft — mit Bäumen und Setzlingen, Farrnkräutern, am Boden wachsenden Orchideen und wilden Ananaspflanzen; dem Wasserrande entlang wogt ein dünner Streifen Wasserrohr. Die Bevölkerung wurde mit uns fast befreundet, aber ihre sehr scharf hervortretenden kaufmännischen Neigungen trieben sie an, für jeden Artikel so übermäßige Preise zu fordern, daß wir nichts weiter als einige Maisähren kaufen konnten. Vom Gipfel der Insel hatte ich zwar mit Hülfe meines Fernglases eine weite Aussicht, konnte aber nach Osten oder Südosten zu nichts unterscheiden. Nach Südwesten sahen wir die Bumbireh-Gruppe und waren wegen des Ankaufs von Nahrungsmitteln genöthigt, dorthin zu fahren, indem wir auf sehr unangenehme Weise die Ueberzeugung gewannen, daß wir durch unsern Besuch auf der Alice-Insel einen ganzen Tag verloren hatten, während wir durch Einhaltung eines directen Curses nach Süden die Bumbireh-Gruppe in wenigen Stunden hätten erreichen können.

Da das Warten auf Magassa und auch die Nothwendigkeit, etwas Proviant selbst zu hohem Preise zu kaufen, um nicht Hunger leiden zu müssen, unsere Abreise verzögerte, so brachen wir erst um Mittag von der Alice-Insel auf und erreichten deshalb die Barker's-Insel, die östlichste der Bumbireh-Gruppe, erst bei Anbruch der Nacht, welche wir sehr miserabel in einer von undurchdringlichem Gestrüpp umgebenen kleinen Bucht zubrachten. Die ganze Nacht hindurch fiel der Regen in Strömen nieder, was uns zwang, vor Frost zitternd und ohne Abendessen aufzubleiben, denn um unserm unbehaglichen Zustande die Krone aufzusetzen, hatten wir absolut nichts zu essen. Es lassen sich keine erbärmlichern Wesen denken, als solche während der Stunden der Finsterniß das Boot einnehmende Menschen. Meine gesammte Mannschaft saß so eng als möglich beieinander, Rücken an Rücken oder Seite an Seite, auf den Rudern oder Bretern, welche sie quer durch das Schiff wie eine Art Dielenboden arrangirt hatten, und ich, unter der Dachung auf der Spitzbank am Hintertheil allein sitzend, suchte voll Müdigkeit die Umrisse ihrer Gestalten zu erkennen oder machte meine sehr unbestimmten Beobachtungen, mehr im Geiste als mit den Augen, an den unregelmäßigen Contouren des Gebüsches, warf auch gelegentlich einen hastigen Blick auf den düstern Himmel

oder die schrecklich schwarze Masse von Bumbireh, die in der Finsterniß entsetzenerregend emporstieg. Die ganze Zeit hindurch beharrte der Regen mit einem lebhaften Ungestüm dabei, in Strömen auf uns herabzustürzen. Ich zweifle, ob selbst die glücklichsten Stunden, welche mir in der Zukunft noch zutheil werden mögen, jemals jene gräßliche Nacht des Unmuths, Unbehagens und Hungers aus meinem Gedächtniß verwischen werden.

Aber wie dies im allgemeinen zu geschehen pflegt, auf die schreckliche Nacht folgte ein schöner, glänzender Morgen. Jeder Zoll der Natur, den wir mit den Augen maßen, erschien neubelebt, erfrischt und munter, die kleine Welt ausgenommen, welche das Boot enthielt. Wir hatten den dringendsten Wunsch, von neuem Bekanntschaft mit den Menschen anzuknüpfen, denn nur durch die Berührung mit andern Menschen konnten wir ja unser Leben fristen. Wir segelten also nach Bumbireh, das etwas über 3 km von der Barker's-Insel entfernt liegt, und eilten an der Küste hinab, um eine kleine Bucht oder einen Hafen aufzusuchen, wo wir unser Boot sicher unterbringen könnten, während wir unsere Glasperlen gegen Lebensmittel austauschten.

Die äußerste Länge der Insel Bumbireh beträgt gegen 18 km, ihre größte Breite etwa $3^1/_4$ km. Sie besteht dem Anschein nach aus einer Hügelkette mit einer ziemlich ebenen und nur sanfte Wellen bildenden, mit kurzem Gras bewachsenen Gipfellinie. Ihre Abhänge sind im allgemeinen steil, aber doch mit Rasen bedeckt und angebaut. Sie enthält wahrscheinlich 50 Dörfer, jedes im Durchschnitt mit 20 Hütten, und wenn wir auf jede Hütte vier Seelen rechnen, so mag die Bevölkerung, jedes Lebensalter eingeschlossen, sich auf etwa 4000 Menschen belaufen.

Rinderheerden weideten auf dem Plateau und den Abhängen; ein ziemlich ausgedehnter Feldbau zeigte hier und da zu Anpflanzungen aufgewühlte braune Ackerflächen, während große Bananenhaine die meisten Dorflagen markirten. Es lag etwas Freundliches und Gedeihliches in dem Gesammteindruck, den die Insel machte.

Sobald wir eine kleine Strecke längs der Küste hingesegelt waren, wurden wir einige wenige Figuren gewahr, welche die ebene und glatte Linie, welche die grasbewachsenen Höhen begrenzte, unterbrachen, und hörten auch sofort das wohlbekannte, bei den meisten centralafrikanischen Stämmen übliche melodische Kriegsgeschrei: „Hehu-a hehu-u-u-u!" in lauten langgezogenen Tönen erschallen.

Die Zahl der Gestalten mehrte sich und immer neue Stimmen verstärkten die zum Kampf auffordernden beunruhigenden Klänge.

Wir, die friedlichen, hungerigen, bedauernswürdigen Menschen, umgeben von Schwierigkeiten aller Art, eben erst anfangend, nach dem naßkalten Wetter der vorigen Nacht wieder Wärme zu fühlen, wir, an deren Lebenskräften die Hungersnoth nagte, mit einer viele Kilometer langen Seefläche zwischen uns und unsern Freunden in Usukuma und nichts Eßbarem in unserm Boote, wir waren nun gezwungen etwas zu wagen, indem wir des Trostgrundes gedachten, „daß keine Umstände so verzweifelt sind, in denen uns die Vorsehung nicht ihre Hülfe angedeihen lassen könnte“.

Um 9 Uhr vormittags entdeckten wir nahe am Südostende der langen Insel eine Bucht und ruderten langsam hinein. Unmittelbar darauf kamen die Eingeborenen die Abhänge heruntergestürzt, dabei ihren Kriegsgesang anstimmend und ein wildes Geschrei ausstoßend. Als wir ungefähr 50 m von der Küste entfernt waren, befahl ich den Leuten das Rudern einzustellen; aber Safeni und Baraka wurden beredt und sagten: „Es ist ja fast immer so, Meister, mit den Wilden. Sie erheben ein Geschrei und drohen und sehen aus, als wollten sie uns fressen, aber du wirst sehen, daß der ganze Lärm aufhören wird, sobald sie uns sprechen hören. Außerdem frage ich, wo wir Nahrungsmittel erhalten sollen, wenn wir diesen Ort ohne solche verlassen?“

Das letzte Argument war unwiderleglich, und obgleich ich meinen Leuten keinen Befehl ertheilte, ihre Ruder wieder zu gebrauchen, trieben doch vier von den Leuten das Boot langsam vorwärts, während sich Safeni und Baraka vorbereiteten, den Eingeborenen Erklärungen zu geben. Diese kamen nämlich eiligst zum Wasserrande herab und hatten sich bis auf Hörweite genähert. Ich sah, wie einige von ihnen große Steine aufhoben und andere ihre Bogen schußfertig machten.

Wir waren jetzt nur noch ungefähr 10 m vom Strande entfernt; Safeni und Baraka hielten eine Ansprache, indem sie mit ernsten Geberden auf ihren Mund wiesen und durch Gesten zu verstehen gaben, daß ihr Magen leer sei. Sie lächelten dann mit einschmeichelnden Gesichtern, in der beredtesten Weise gebrauchten sie die Ausdrücke: „Brüder“, „Freunde“, „liebe Gefährten“; sie schalteten schlau die Worte Mtesa — der Kabaka — Uganda, und Antari, König von Ihangiro, dem Bumbireh gehört, ein. Safeni's und Baraka's gefällige und muntere Sprachgewandtheit schien gut gewirkt zu haben, denn man ließ die Steine fallen, spannte die Bogensehnen ab und senkte die drohend erhobenen Speere, um sie bei dem langsamen, aber festen Schritt, mit welchem sich jetzt die Insulaner näherten, wie stützende Stöcke zu gebrauchen.



Empfang auf der Insel Bumbireh im Victoria-Njansa. I. S. 207.

Safeni und Baraka kehrten sich jetzt triumphirend zu mir um und fragten: „Was haben wir gesagt?“ und luden darauf mit einnehmender Freimüthigkeit die Eingeborenen, deren Zahl sich jetzt auf 200 belaufen mochte, zum Näherkommen ein. Diese beriethen sich eine kleine Weile und mehrere, jetzt ebenfalls freundlich lächelnd, stiegen gemächlich ins Wasser an uns heran, bis sie das Vordertheil des Bootes berührten. Einige Secunden standen sie da freundlich sprechend, plötzlich aber stießen sie durch einen ungestümen Anlauf das Boot an das Gestade und darauf griffen alle andern mit zu, um dasselbe ungefähr 18 m über den felsigen Strand auf das Trockene zu schleppen, sodaß wir alle fast starr vor Erstaunen waren.

Darauf folgte eine Scene, welche jede Beschreibung weit überstieg. Ein Pandämonium — alle Dämonen der Hölle in Waffen — wüthete rings um uns. Ein Wald von Speeren zielte auf uns; 30 oder 40 Bogen waren gegen uns gespannt, ebenso viele Pfeile mit Widerhaken schienen schon im Fluge begriffen zu sein; dicke, knotige Keulen wurden über unsern Köpfen geschwungen; zweihundert kreischende, schwarze Dämonen stießen sich und kämpften miteinander um freien Raum, daß sie ihre Wuth an uns auslassen könnten, und um die günstige Gelegenheit, uns einen niederschmetternden Schlag zu versetzen oder Speere und Geschosse nach uns zu schleudern.

Mittlerweile war ich, sobald die ersten Anzeichen dieses Ausbruches roher Gewalt bemerkt wurden, aufgesprungen, jede Hand mit einem geladenen Revolver mit selbstrotirendem Cylinder bewaffnet, um zu tödten oder getödtet zu werden; aber die offenbare Hoffnungslosigkeit, einem so großen Menschenhaufen viel Schaden zufügen zu können, hielt mich in Schranken. Safeni wandte sich zu mir um, und obgleich selbst durch die um uns tobende Wuth fast bis zur Sprachlosigkeit eingeschüchtert, beschwor er mich doch, gelassen zu bleiben. Ich willfahrte ihm, da ich einsah, daß ich von seiten meiner Mannschaft keinen Beistand erhalten würde; aber indem ich mich wegen meiner Unklugheit, gegen meinen Instinct meinen Leuten nachgegeben und mich so der Gewalt solcher Wilden überliefert zu haben, bitter tadelte, that ich das Gelübde, daß ich, falls ich dies eine mal noch der Todesgefahr entränne, in Zukunft mich in meinen Handlungen durchaus nur von meinem eigenen Urtheil leiten lassen wollte.

Ich nahm die Miene eines sich in sein Schicksal ergebenden Menschen an, behielt aber dabei meine Revolver in den Händen. Meine Bootsmannschaft ertrug auch den ersten Ausbruch des Sturmes der sie bedrohenden kreischenden Wuth mit fast erhabener Unerschütterlich-

keit. Safeni schlug seine Arme mit der Sanftmuth eines Heiligen übereinander. Baraka hielt seine innern Handflächen nach außen, indem er mit mildheiterm Tone fragte: „Was fällt euch denn ein, meine Freunde? Fürchtet ihr leere Hände und lächelnde Leute, wie wir sind? Wir sind Freunde, wir sind als Freunde gekommen, um Eßwaaren zu kaufen, zwei oder drei Bananen, ein wenig Getreide oder Kartoffeln oder Muhogo (Maniok), und wenn ihr es uns erlaubt, so werden wir als Freunde wieder abfahren.“

Unser Benehmen war von großer Wirkung. Der Aufruhr und Lärm schien wirklich abnehmen zu wollen, als einige funfzig neue Ankömmlinge die noch glimmende Wuth wieder entflammten. Wieder wurden Massen von Speeren zum Schleudern gehoben und geschwungen, wieder wurden knorrige Keulen hoch in der Luft herumgewirbelt, wieder die Bogen gespannt und im nächsten Augenblick konnten die Pfeile mit Widerhaken auf uns zufliegen. Safeni erhielt einen Stoß, infolge dessen er taumelte, der kleine Kirango einen Schlag auf den Kopf mit einem Speerschaft, Saramba schrie laut auf, als eine Keule auf seinen Rücken niederfiel.

Ich selbst sprang nun auf, die beiden Revolver in der linken Hand haltend, um Vorstellungen zu machen. Ich wandte mich an einen ältern Wilden, welcher die Volksmasse von zu weitgehenden Roheiten abzuhalten schien. Ich zeigte ihm Perlen, Zeug und Draht und rief ihm Mtesa's und ihres Königs Antari Namen zu.

Der Anblick der Haufen von Perlen und Zeug, welche ich vor ihnen hinlegte, erweckte indessen die bedächtiger erwägenden Leidenschaften der Selbstsucht und Gier in ihren Herzen. Sie fingen an zu überlegen, der Versuch eines allgemeinen Gemetzels würde gewiß den Verlust einiger aus ihrer Schar nach sich ziehen; und Flinten könnten selbst von sterbenden Feinden noch ergriffen und mit tödlicher Wirkung gehandhabt werden, und wer weiß, was das für kleine Eisendinger in der Hand des Weißen sind? schienen sie sich selbst zu fragen. Mochte aber nun der Aeltere denken was er wollte, jedenfalls antwortete er mir dadurch, daß er Unwillen erheuchelte, seinen Stock aufhob und die teuflische Bande zu seiner Rechten und Linken hinwegtrieb. Andere aus der Masse hervorragende Männer standen jetzt dem Aeltern bei, welcher, wie wir später erfuhren, Schekka, der König von Bumbireh, war.

Nachdem also Schekka sich auf solche Weise beeifert hatte, etwas Ruhe herzustellen, winkte er einem halben Dutzend Männer zu und ging mit ihnen etwas hinter die Masse zurück. Es sollte das einem

freien und unabhängigen Afrikaner so theure „Schauri" gehalten werden. Die Hälfte des Haufens folgte dem Könige und seinen Räthen, während die andere Hälfte zurückblieb, um ihre ungestümen Reden und Scheltworte gegen uns loszulassen und uns fortwährend mit Keulen oder mit Speeren zu bedrohen. Einige verwegene Schufte stellten sich um das Hintertheil des Bootes auf und beschimpften mich mit höchst abscheulichen Gesten; einer von ihnen zauste mich sogar an den Haaren, indem er wol denken mochte, daß ich eine Perücke trüge. Ich rächte mich dadurch, daß ich seine Hand ergriff und sie plötzlich zurückbiegend verrenkte, sodaß er vor Schmerz heulte. Seine Kameraden schwenkten ihre Lanzen, aber ich blickte sie lächelnd an, denn jeder Gedanke an Selbsterhaltung war mir jetzt fast entschwunden.

Der Schluß der Tragödie war nun sicherlich gekommen. Nur einen kurzen Moment einer schrecklichen Seelenangst hatte ich durchlebt, indem ich darüber nachdachte, wie unhold der Tod in einer solchen Gestalt erscheint, wie die war, in welcher er mich jetzt bedrohte. Was werden wol meine Leute denken, während sie ängstlich auf ihren niemals wiederkehrenden Herrn warten? Was werden Pocock und Barker sagen, wenn sie von dem tragischen Ereigniß in Bumbireh hören! Und meine Freunde in Amerika und Europa! „Doch weg mit solchen Gedanken! Es ist nur ein kurzer peinlicher Moment, und was können dann die wilden Hunde weiter thun! Es ist ein Trost, daß es, mag kommen, was da will, kurz, scharf, plötzlich sein wird — wenige letzte Athemzüge und dann das Schweigen des Todes — auf ewig!" Und darauf war ich bereit zum Kampfe und zum Tode.

„Nun, meine schwarzen Freunde, macht es so schlimm als möglich, alles was ihr wollt; ich bin bereit."

Ein Bote vom Könige und seinem Rathe kommt jetzt an und winkt Safeni heran. Ich sagte zu diesem: „Safeni, nimm deinen Witz zusammen!" „So Gott will, Meister!" erwiderte er.

Safeni zog fast den ganzen Menschenhaufen hinter sich her, denn die Neugierde ist bei den Afrikanern eine starke Leidenschaft. Ich sah, wie er sich in Positur setzte. Safeni war ein geborener Diplomat. Seine Hände bewegten sich auf und nieder, nach außen und nach innen; eine herzliche Freimüthigkeit lag schon von Natur auf seinem Gesichte; seine Gesten waren anmuthig; der Mann war ein für Gnade und Gerechtigkeit plaidirender Redner.

Safeni kehrte mit strahlendem Gesichte zurück. „Es ist alles in Ordnung, Meister, wir haben nichts mehr zu fürchten. Sie sagen, wir müßten bis morgen hier bleiben."

„Werden sie uns Nahrungsmittel verkaufen?"

„Ja, sobald sie ihr Schauri zu Ende gebracht haben."

Während Safeni noch sprach, stürzten sechs Männer heran und ergriffen die Ruder.

Obgleich Safeni bisher politisch verfahren war, verlor er nun doch die Geduld und suchte sie daran zu verhindern. Sie erhoben ihre Keulen, um ihn niederzuschlagen. Ich rief ihm zu: „Laß sie gehen, Safeni."

Ein lautes Freudengeschrei begrüßte die Wegnahme der Ruder. Ich gewann nun die Ueberzeugung, daß dieser eine unbedeutendere Act zu größern führen würde; denn die Menschen sind ja in der ganzen Welt dieselben. Setze einen Bettler auf ein Pferd und er wird zum Teufel reiten; gib einem Sklaven einen Zoll und er wird eine Elle nehmen; wenn man sich einmal unterwirft, so muß man darauf gefaßt sein, sich öfter unterwerfen zu müssen.

Das Schauri nahm seinen Fortgang. Ein zweiter Bote kam und verlangte 5 Stück Zeug und 5 Fundo Halsbänder. Sie wurden ihm ausgeliefert; da es aber jetzt beinahe Mittag war und die Wilden die Gewißheit hatten, daß wir nicht entfliehen könnten, so zogen sie sich in ihr nächstes Dorf zurück, um sich mit Wein und Speise zu erquicken.

Nachdem die Krieger weggegangen waren, kamen einige Weiber, um uns anzugaffen. Wir sprachen sie freundlich an, und als Vergeltung dafür gaben sie uns die tröstliche Versicherung, daß wir getödtet werden sollten; doch sagten sie, daß wir unser Leben retten könnten, wenn wir Schekka dazu bringen könnten, Blutsbrüderschaft mit einem von uns zu schließen oder mit ihm Honig zu essen. Wenn dies fehlschlüge, so bliebe uns nur Flucht oder Tod. Wir dankten ihnen, wollten aber die Sache abwarten.

Um 3 Uhr nachmittags hörten wir mehrere Trommeln schlagen. Dem Safeni wurde gesagt, daß er, wenn sich die Eingeborenen wieder versammelt hätten, sich bestreben möchte, Schekka durch Geschenke dazu zu bewegen, daß er mit ihm die Ceremonie des Blutsbrüderschaftschließens durchmachte.

Eine lange Linie von Eingeborenen in vollständigem Kriegercostüm erschien jetzt auf dem Kamm der Terrasse, auf welcher der Bananenhain und das Dorf Kadjurri stand. Ihre Gesichter waren mit schwarzen und weißen Farbstoffen beschmiert. Fast alle trugen die eigenthümlichen Schilde von Usongora. Ihre Handlungen und Geberden waren derartig, daß der größte Schwachkopf an ihnen die Anzeichen beabsichtigter Feindseligkeiten sofort erkennen mußte.

Selbst Safeni und Baraka waren in Erstaunen gesetzt und ihre ersten Worte waren: „Triff deine Vorbereitungen, Meister; das ist wirklich eine ernste Noth.“

„Denkt nicht an mich“, erwiderte ich, „ich bin schon seit drei Stunden auf alles gefaßt gewesen. Seid ihr alle kampfbereit, sind euere Flinten und Revolver geladen und euere Ohren diesmal für meine Befehle offen?“

„Wir sind es“, antworteten sie alle in festem Tone.

„Habt keine Furcht, seid ganz kaltblütig. Während sie sich noch sammeln, wollen wir es mit dem von den Weibern angerathenen Schritte versuchen. Geh du, Safeni, unbefangen lächelnd zu Schekka auf den Gipfel jenes Hügels hinauf und biete ihm diese 3 Fundo Perlen an und bitte ihn, mit dir Blut auszutauschen.“

Safeni schickte sich bereitwilligst an, diese Botschaft auszurichten, denn er lief keine ernstliche Gefahr, da wir uns in einer Entfernung von höchstens 150 m befanden und die Streitmacht der Feinde noch nicht kampfbereit war. Zehn Minuten lang unterhielt er sich mit ihnen, während die Trommeln fortwährend geschlagen wurden und Massen von Männern, die sich zum Kriege ihre Haut gefärbt hatten, die Kriegerschar Schekka's vermehrten. Einige von ihnen unterhielten uns durch drastische Vorstellungen der Art und Weise ihres Speerfechtens, andere wirbelten ihre Keulen herum wie betrunkene Irländer auf einem Jahrmarkte zu Donnybrook. Ihre Geberden waren wild, ihre Stimmen gellend und heftig, sie erhitzten sich selbst zu einer fieberhaften Kampfeswuth.

Safeni kehrte zurück. Schekka hatte das Unterpfand des Friedens ausgeschlagen. Die Eingeborenen zählten jetzt über 300 Mann.

Alsbald kamen funfzig verwegene Kerle mit einem gellenden Geschrei auf uns herabgestürzt. Ohne Zögerung eilten sie geradeswegs auf unser Boot los, und in zischendem Tone uns etwas zurufend, ergriffen sie unsere Kiganda-Trommel. Es war eine unbedeutende Sache; wir leisteten keinen Widerstand; immerhin benahm uns die Art und Weise, wie sie gestohlen wurde, jede Täuschung so vollkommen, daß jetzt keine Hoffnung auf Frieden mehr übrigbleiben konnte. Lautes Beifallsgeschrei belohnte diese Heldenthat.

Danach kamen zwei Männer auf uns zu und fingen an, einige Kühe wegzutreiben, welche zwischen uns und den Kriegern auf dem Hügel weideten. Safeni fragte den einen von ihnen, warum sie das thäten.

„Weil wir eben im Begriff stehen, den Kampf zu beginnen, und

wenn ihr Männer seid, so möget ihr auch anfangen, euch vorzubereiten", sagte er höhnisch.

„Danke, mein kühner Freund", murmelte ich für mich, „das sind die wahrsten Worte, die wir heute gehört haben."

Die zwei Männer zogen sich nach dem Hügel zurück. „Hier, Safeni", sagte ich, „nimm diese beiden schönen rothen Tücher in die Hand, geh langsam eine Strecke zu ihnen hinauf, und in dem Augenblick, wo du meine Stimme hörst, laufe zu uns zurück; und ihr, meine Jungen, merkt scharf auf, denn jetzt gilt's Leben oder Tod! Stellt euch an beiden Seiten des Bootes auf, legt euere Hände, wie absichtslos, aber mit festem Griff an dasselbe, und wenn ich euch den Befehl zurufe, so stoßt es mit der Kraft von hundert Männern den Hügel hinunter in das Wasser. Seid ihr alle bereit und glaubt ihr, daß ihr es thun könnt? Sonst könnten wir ebenso gut da, wo wir sind, den Kampf beginnen."

„Ja, Inschallah Meister", schrien sie einmüthig.

„Geh, Safeni!"

Ich wartete, bis er etwa 100 Schritt weit gegangen war und bis ich sah, daß er genau meinen Instructionen nachkam.

„Stoßt vorwärts, meine Jungen, stoßt, es gilt das Leben!"

Die Mannschaft beugte die Köpfe nieder und strengte die Arme an; das Boot fing an sich zu bewegen, und unter mir entstand ein ziehendes, knirschendes Geräusch. Ich ergriff meine doppelläufige Elefantenflinte und schrie: „Safeni! Safeni! zurück!"

Die Eingeborenen hatten scharfe Augen. Sie sahen das Boot sich bewegen, und wie von einem Willen beseelt, jagten sie den Hügel herab, ein ganz fürchterliches Geschrei ausstoßend.

Mein Boot war inzwischen bis an den Rand des Wassers vorgerückt. „Schiebt es in den See, meine Freunde, kümmert euch nicht um das Wasser!" — und von allen Hindernissen befreit, schoß es mit freiem Schwung in sein heimisches Element.

Safeni stand einen Augenblick am Wasserrande mit den Tüchern in der Hand. Der Vorderste des Haufens der Wilden war ungefähr 40 Schritt von ihm entfernt. Er erhob seinen Speer und stellte sich zum Wurfe zurecht.

„Spring' ins Wasser, Freund, mit dem Kopf voran!" rief ich ihm zu.

Der balancirte Speer war im Begriff abzufliegen, und ein zweiter Mann dicht dahinter bereitete sich zu einem tödlichen Wurfe vor, als ich meine Flinte erhob und die Kugel durch ihn und den zweiten

jagte. Die Bogenschützen machten halt und spannten ihre Bogen. Ich sandte zwei Ladungen Entenschrot mit schrecklicher Wirkung mitten unter sie. Die Eingeborenen zogen sich von dem Strande, auf welchem das Boot eben noch gelegen hatte, zurück.

Nachdem ich dem Angriff der Wilden Einhalt gethan hatte, half ich einem meiner Leute in das Boot und befahl ihm, den andern die Hand zu reichen, während ich meine großen Flinten, die Eingeborenen fortwährend im Auge behaltend, wieder lud. Es lief eine ungefähr 100 m lange Landspitze in den See, welche der Bucht Schutz gewährte. Einige der Eingeborenen stürmten dorthin, aber dieser exponirte Punkt lag vollständig innerhalb der Schußweite meiner Flinten und sie wurden zum Rückzug genöthigt.

Die Mannschaft ergriff ihre Büchsen, ich befahl ihr aber, sie für jetzt unbenutzt zu lassen und die Bodenbreter aus dem Boot zu reißen und sie als Ruder zu gebrauchen; denn es rückten jetzt zwei Flußpferde mit offenen Mäulern gegen uns vor, und nachdem wir der wilden Bande an der Küste wahrlich nur mit genauer Noth entkommen waren, schien es, als ob wir nebst unserm Boote nun noch im Wasser zermalmt werden sollten. Eins der Flußpferde ließ ich bis auf 10 m herankommen, zielte dann zwischen seine Augen und durchbohrte seinen Schädel mit einer sechslöthigen Kugel, und auch das zweite erhielt eine solche Wunde, daß wir nicht weiter von ihm belästigt wurden.

Mittlerweile waren die geprellten Wilden, voll Wuth, ihre Beute entwischen zu sehen, nach einer kurzen Berathung an den Strand geeilt, um zwei Kanoes zu bemannen, welche in der Nordwestecke der Bucht auf das Trockene gezogen waren. Zweimal schoß ich Männer nieder bei ihren Versuchen, das Boot flott zu machen; aber die Wilden waren beharrlich, stießen die Boote endlich ins Wasser und verfolgten uns ganz wacker. Zugleich sahen wir zwei andere Kanoes von der östlichen Seite der Insel her an der Küste herabkommen.

Da an ein Entkommen nicht zu denken war, so blieben wir, nachdem wir aus der Bucht herausgefahren waren, ruhig auf unserer Stelle und warteten auf sie.

Meine Elefantenflinte wurde unter diesen Umständen mit explodirenden Kugeln geladen. Vier Schüsse tödteten fünf Mann und brachten zwei der Kanoes zum Sinken. Die beiden andern zogen sich zurück, um ihre Freunde aus dem Wasser zu retten. Sie machten keine weitern Angriffsversuche mehr, aber einige von den Leuten an der Küste hatten es doch ermöglicht, die Landspitze zu erreichen, und

als wir unsere Ruder wieder ergriffen, hörten wir eine Stimme schreien: „Geht und sterbt in dem Njansa!“ Wir sahen auch noch, wie sie ihre Pfeile abschossen, welche aber ohne Schaden anzurichten einige Meter hinter uns ins Wasser fielen. Wir waren gerettet!

Es war 5 Uhr nachmitags. Wir hatten nur vier Bananen im Boote und waren 12 hungerige Menschen. Wenn wir einen kräftigen und günstigen Wind bekamen, so hätte ein Tag und eine Nacht hingereicht, um uns die Rückkehr in unser Lager möglich zu machen; wenn uns aber der Wind entgegen war, so hätte die Reise noch einen Monat lang dauern können. Wohin sollten wir uns aber nach den in Makongo, auf der Alice-Insel und in Bumbireh gemachten Erfahrungen wenden, um Nahrungsmittel zu erhalten? Wasser hatten wir in Ueberfluß, es hätte genügt, um den Durst aller Heere der Welt ein Jahrhundert lang zu löschen; aber Speise? Wohin sollten wir fahren, um sie zu erlangen?

Eine frische Brise kam von der Insel her. Wir zogen das Sturmsegel auf, in der Hoffnung, daß der Wind für einen südöstlichen Curs günstig bleiben würde. Aber um 7 Uhr abends trat eine absolute Windstille ein. Wir nahmen unsere improvisirten Ruder — jene dünnen, schwachen Bodendielen — wieder zur Hand. Unsere Fahrgeschwindigkeit betrug ungefähr $1\frac{1}{5}$ km in der Stunde!

Die ganze Nacht hindurch mühten wir uns ab, uns gegenseitig aufzumuntern und zu trösten. Am Morgen war aber nicht ein Fleck Landes zu sehen; alles ringsum nur eine schrankenlose Kreisfläche grauen Wassers.

Um 9 Uhr vormittags erhob sich eine günstige Bö und trieb uns ungefähr 12 km nach Süden; um $10\frac{1}{2}$ Uhr wurde es wieder ruhig, wir ruderten aber noch immer unaufhörlich fort. Bei einbrechender Nacht waren wir ungefähr 11 km von einer südlich von uns gelegenen Insel entfernt und wir machten riesige Anstrengungen, um sie zu erreichen; aber es erhob sich ein heftiger Wind aus Südwesten, gegen welchen anzukämpfen nutzlos war. Die Mannschaft war ermüdet und erschlafft, nachdem sie 25 Stunden ohne Nahrung gerudert hatte.

Wir überließen uns den Wellen, dem Regen, der in Strömen niedergoß, und dem uns forttreibenden Sturme. Auf und nieder stiegen wir auf den großen Wogen, wurden von einer Seite zur andern geschleudert, rundherum geschwenkt, in dunkle Wasserfurchen getaucht und im Flugwasser gebadet. Wir schöpften dann das Boot aus und setzten uns wieder nieder. Um Mitternacht ließ der Sturm nach und der aufgehende Mond warf sein zauberhaftes Licht über die Oberfläche des

Sees, mit seinen in langen Linien sich hebenden Wogen, die noch immer hohe mit weißlichem Schaum bedeckte Kämme zeigten. Noch immer stiegen wir bald auf die Wogenberge empor, bald tauchten wir zwischen ihnen nieder. Der Mond schien nun hell auf das Boot und seine elenden Insassen, indem er die sich niederduckenden Gestalten matter und verzweifelnder Geschöpfe, denen sich bisweilen tiefe, mein Herz zerreißende Seufzer entrangen, geisterhaft beleuchtete. „Fasset Muth, meine Jungen, grübelt nicht nach über den Fluch der Leute von Bumbireh; die Flüche schlechter Menschen verwandeln sich bisweilen in Segnungen", sagte ich, um sie zu ermuthigen. Eins der Querhölzer wurde zerschnitten, wir machten Feuer und durch einige Tassen von dem Kaffee, den ich vom Oberst Linant bei Mtesa erhalten hatte, fühlten wir uns einigermaßen erfrischt. Danach schliefen sie alle, vollständig ermattet, ein, ich aber wachte, mit meinen Gedanken beschäftigt.

Der Morgen kam, der Morgen des 30. April, und obgleich meine Leute seit dem 27., 10 Uhr vormittags, nur vier Bananen unter sich getheilt und außerdem blos je eine Tasse Kaffee getrunken hatten, rafften sie sich doch 68 Stunden später, als ich sie dringend bat, ihre Ruder wieder zu ergreifen, damit wir eine höchstens 20 km südlich von uns gelegene Insel erreichen möchten, wieder auf und folgten meiner Aufforderung mit einem so männlichen Betragen, daß sie meine Bewunderung erregten. Leider konnten sie ihr nur mit heroischem Willen, aber mit wenig Kraft entsprechen.

Um 2 Uhr nachmittags — 72 Stunden nach unserer Abfahrt von der Alice-Insel — näherten wir uns einer Bucht an einer unbewohnten Insel, welche ich auf der Karte mit dem Namen „Refuge" (Zuflucht) bezeichnet habe. Wir krochen aus unserm Boote und jeder von uns dankte Gott selbst für diese kleine Gnade und legte sich auf dem glühenden Sande zur Ruhe nieder.

Aber Nahrungsmittel mußten wir uns nun vor Einbruch der Nacht unbedingt verschaffen. Baraka und Safeni wurden zur Erforschung des Innern der Insel nach der einen, Murabo und Marsuk nach der andern Richtung ausgesandt, Robert und Hamoidah hatten sich mit der Anzündung und Erhaltung des Feuers zu beschäftigen, und ich selbst nahm meine Schrotbüchse, um Vögel zu schießen. Binnen einer halben Stunde hatte ich ein paar große fette Enten erbeutet, Baraka und Safeni kehrten jeder mit zwei Büscheln junger, grüner Bananen zurück, und Murabo und sein Kamerad hatten eine Art sehr süßer, kirschenähnlicher Beeren entdeckt.

Von welcher Wonne waren unsere Herzen erfüllt, als wir uns

an jenem Abend rings um unser Feuer lagerten, bei diesem reichlichen Mahle, zu dem uns die gütige Vorsehung hingeleitet hatte, uns, die wir noch wenige Stunden vorher arme, vom Sturm herumgeschleuderte und wundgestoßene, vom Hunger gepeinigte Geschöpfe gewesen waren. Bananen, Enten, Beeren und Kaffee! Mit einer Pfeife Taback wurde dann einer der köstlichsten Abende, die mir in der Erinnerung fortleben, beschlossen. Wer wird sich wundern, daß wir alle, bevor wir uns zur Ruhe begaben, im Gefühl unserer Verpflichtung gegen das höchste Wesen, das uns in so schrecklicher Gefahr und Noth erhalten und bewahrt hatte, Ihm für Seine große Gnade und Güte dankten.

Wir rasteten noch einen Tag auf der Refuge-Insel, um Ruder anzufertigen, und ein weiteres Durchsuchen der Insel verschaffte uns noch ein halbes Dutzend Bananenbüschel. Unser Appetit war so stark, daß am nächsten Morgen, als wir uns zur Weiterfahrt rüsteten, nur noch wenig übriggeblieben war. Mit Ruder und Segel setzten wir uns nach der Insel Singo in Bewegung. Da wir sie unbewohnt fanden, steuerten wir dann nach der Insel Ito, an deren Abhängen viele Paradiesfeigen wuchsen, aber die Eingeborenen schleuderten Steine nach uns, und wir sahen uns deshalb gezwungen, auf unserm Wege nach der Kuneneh-Gruppe, in der Nähe der Halbinsel Ukerewe, weiter zu fahren.

Als am Nachmittag des 4. Mai sich ein starker uns entgegenwehender Wind erhob, wurden wir genöthigt, in die Bucht Wiru einzulaufen, wo wir durch die Vermittelung des Führers Saramba, der in dieser Gegend zu Hause war, gastfrei aufgenommen und wo Fleisch, Kartoffeln, Milch, Bananen, sowol reife als grüne, Eier und Geflügel in freiem und freundlichem Verkehr an uns verkauft wurden. Wir kochten diese Leckerbissen an Bord, aßen sie mit tüchtigem Appetit und ließen sie uns so vortrefflich schmecken, wie dies nur halbverhungerte Menschen vermögen.

In der Hoffnung, unser Lager am nächsten Morgen zu erreichen, gingen wir um 9 Uhr abends unter Segel und steuerten quer durch den Speke-Golf; aber ungefähr um 3 Uhr nachts, als wir beinahe in der Mitte des Golfs waren, ließ uns der unbeständige Wind im Stich, und als wenn er beschlossen hätte, uns den bittern Kelch unserer Leiden bis auf den allerletzten Tropfen auskosten zu lassen, verwandelte er sich in einen aus Nordnordost uns überfallenden Gewittersturm, der in anderer Hinsicht ganz ebenso schrecklich war, wie der in Usuguru, aber als eine neue Qual und Marter auch Hagelkörner, so

groß wie Lambertsnüsse, zu seinen Schrecknissen hinzufügte. Der Himmel war ringsum wie mit tintenschwarzen Vorhängen verhüllt, nicht ein einziger Stern war sichtbar, auf heftige, hellleuchtende Blitze folgte schnell lautkrachender Donner, und wüthende Wellen schleuderten uns auf und nieder, als wenn wir in einem hohlen Kürbis herumgeschüttelt würden; alle Elemente verbanden sich, um die Schrecknisse unserer Lage zu vermehren. Abermals überließen wir das Boot dem Sturme und den Wellen, da alle unsere Anstrengungen, unsern Curs einzuhalten, nutzlos waren.

Wir fingen an zu glauben, daß der Fluch des Volkes von Bumbireh: „Geht und sterbt in dem Njansa!“ nun schließlich doch in Erfüllung gehen solle, obgleich ich viel Vertrauen auf das starke und feste Boot setzte, das Messenger in Teddington so gewissenhaft hergestellt hatte.

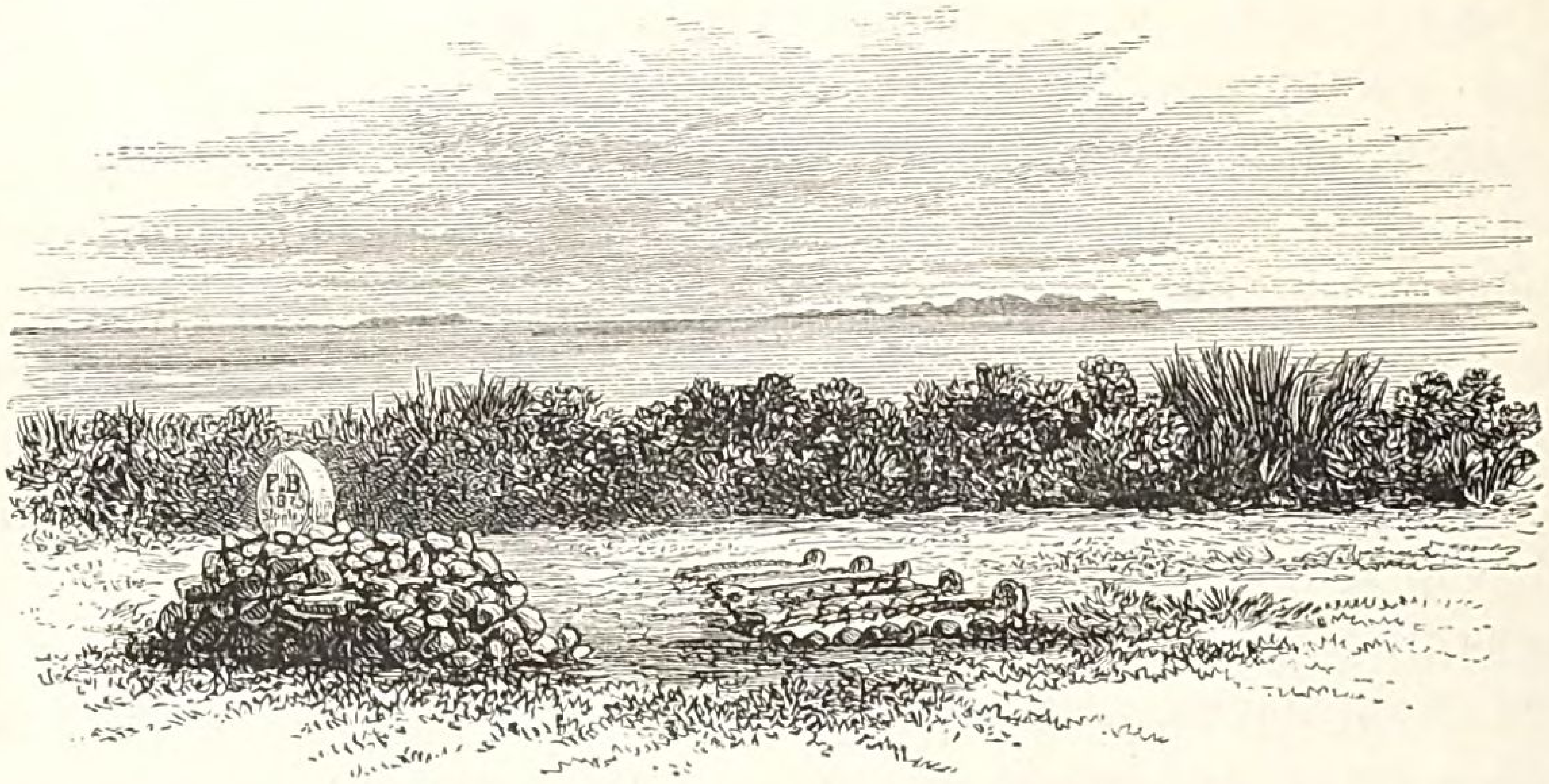
Ein grauer, düsterer Morgen dämmerte endlich und wir bemerkten nun, daß wir uns 16 km nördlich von Rwoma und wenigstens 30 km nordwestlich von Kagehji befanden. Wir machten jetzt alle nur denkbaren Anstrengungen, hißten ein Segel auf, und obgleich uns der Wind anfangs nur wenig günstig war, so drehte er sich doch glücklicherweise bald und ließ uns lustig über die hohen Wogen längs der Küste in gerader Linie auf unser Lager lossegeln.

Lautes Freudengeschrei bewillkommnete uns von der Küste aus, denn die Leute hatten uns, als wir noch meilenweit entfernt waren, bereits an unserm Segel erkannt, und als wir näher herankamen, verwandelte sich das Jauchzen in Musketensalven; Flaggen wehten und das Land erschien belebt von den herumspringenden Gestalten freudig erregter Menschen. Wir waren ja 57 Tage fortgewesen und manches falsche Gerücht von unserm Tode war zu unsern Leuten gelangt und hatte mit jedem Tage, um den sich unsere Rückkehr verzögerte und je länger unsere Abwesenheit dauerte, immer mehr Glauben gefunden. Aber der Anblick des auf Kagehji zusegelnden Entdeckungsbootes verscheuchte auf einmal alle Unruhe, Sorge und Furcht.

Als der Kiel auf den Grund stieß, sprangen 50 Mann in das Wasser, schleppten mich aus dem Boote, hoben mich auf ihre Schultern und tanzten mit mir unter vielem Lachen, Händeklatschen, grotesken Biegungen und Krümmungen herum.

Ein echt englisches Hurrah ertönte, weil auch Frank und Pocock dastanden, mit von dem Vollgefühl echter Freude strahlenden Gesichtern. Als ich aber fragte, wo denn Frederick Barker wäre und warum nicht auch dieser käme, um mich zu bewillkommnen, da verdüsterte sich

Frank's Antlitz bei der plötzlichen Erinnerung an unsern Verlust, indem er, auf einen niedrigen Erdhügel am See ernst hinweisend, mit bebender Stimme antwortete: „Weil er vor zwölf Tagen gestorben ist und dort ruht."



Grabmal zum Andenken an Frederick Barker.
Madjita- und Ururi-Berge in der Ferne, jenseit des Speke-Golfs.
(Nach einer Photographie des Verfassers.)

Elftes Kapitel.

Barker's Krankheit und Tod. — Andere Todesfälle. — Verräther im Lager. — Ruhe! — Krankheit. — Riwoma versperrt uns den Landweg. — Magassa verfehlt uns zu Wasser. — Ernstliches Dilemma. — Lukongeh wird der Retter. — Geschichte von Ukerewe. — Gelehrte Amphibien. — Wir verlassen Kagehji mit der Hälfte der Expedition. — Die sinkenden Kanoes. — Alle gerettet. — Ito versöhnt sich mit uns. — Ankunft auf der Refuge-Insel mit der Hälfte der Mannschaft. — Ich kehre zurück, um die übrigen zu holen. — Ein mörderischer Aufruhr im Lager. — Letzte Abreise von Kagehji. — Alle auf der Refuge-Insel gelagert. — Wir verbinden uns mit Komeh. — Ein Tanz von Königen. — Mahjiga-Insel (in der Bumbireh-Gruppe). — Besuch von Iroba-Kanoes. — Unsere Freundschaft wird verschmäht. — Der König von Bumbireh als Geisel. — Die Ermordung des Kitawa-Häuptlings und seiner Mannschaft. — Die Bestrafung der Mörder. — Heilsame Wirkung auf die Nachbarn. — Ankunft in Uganda.

Nachdem der Enthusiasmus, mit dem uns alle Mitglieder der Expedition beglückwünschten, etwas nachgelassen hatte, begleiteten mich der Fürst Kaduma, die Freunde des Führers Saramba — der jetzt völlig zu einem Helden geworden war — und Frank, dem auch die Hunde Jack und Bull folgten, in meine Hütte, um mir einen kurzen Bericht von den Ereignissen, welche sich zugetragen hatten, zu erstatten.

Frederick Barker hatte sich, nach Frank's Mittheilungen, bis Mitte April sehr wohl befunden, dann aber angefangen über Fieberschauer zu klagen. Am 22. hatte er sich noch mit einer Flußpferdjagd vergnügt, am Morgen des 23. im See gebadet und frühzeitig ein tüchtiges Frühstück genossen. Um 9 Uhr vormittags hatte er aber über Unwohlsein geklagt und sich niedergelegt. Fast unmittelbar darauf überfielen ihn kalte Fieberschauer und das Blut schien ihm in den Adern zu stocken. Frank und die Diener Barker's wandten nun alle ihre Kunst auf, um seine Körperwärme zu vermehren. Sie gaben ihm etwas Branntwein und heißen Thee, legten ihm erwärmte Steine an die Füße und häuften Decke über Decke auf ihn; aber das gerinnende Blut wollte bald nicht mehr fließen und um 11 Uhr vormittags war der arme junge Mann eine Leiche.

„Um 3 Uhr nachmittags“, erzählte Frank, „begruben wir ihn dicht am Njansa. Der arme Gefährte! So manchmal hat er während seiner letzten Tage gesagt: «Ich wünschte, daß der Herr zurückkäme. Ich würde dann das Gefühl haben, daß sich mir wieder die Aussicht auf ein längeres Leben eröffne; aber ich werde hier, wie stehendes Wasser, das faulig wird, hinsterben, wenn er nicht kommt.» Ich glaube, Herr, er wäre durchgekommen, wenn Sie hier gewesen wären.“

Ich vermißte den jungen Barker recht schmerzlich. Immer mehr hatte ich seinen klaren Verstand erkannt und seine Dienste waren mir von Tag zu Tag werthvoller geworden. Wenn ich mich unwohl befand, so wurde jeder meiner Wünsche augenblicklich befriedigt; er verstand die geringste Bewegung, den leisesten Wink. Er war auch ein vortrefflicher Schreiber und führte die Rechnungen über die verschiedenen Vorräthe, die Zeugwaaren und Perlen. Dazu war er für Frank ein ganz vortrefflicher Gefährte, und die beiden jungen Leute waren als treue Genossen unzertrennlich geworden und hatten auch durch ihr freundliches, liebenswürdiges Betragen die Herzen der Wangwana gewonnen. Einen Fluch oder ein gemeines Wort habe ich keinen von beiden jemals aussprechen hören, und wenn sie ärgerlich wurden, so war ihr Aerger über die Dummheit oder Unverschämtheit unserer Leute passiver Art; sie ließen sich nie durch Heftigkeit zu einer gewaltsamen Handlung hinreißen, ohne sich vorher an mich zu wenden.

Aber Frank hatte mir noch weitere schlimme Nachrichten mitzutheilen. Mabruki Speke, welchen Burton den „Bullheaded“ (Stierköpfigen) nannte — der treue Diener von Burton und Speke, von Speke und Grant und von Livingstone, der mir selbst auf meiner ersten Expedition gute Dienste geleistet hatte und unter der mich gegenwärtig von Sansibar nach dem Victoria-See begleitenden Mannschaft einer der zuverlässigsten Leute war — auch Mabruki war gestorben. Djabiri, einer der stärksten tüchtigsten Bootsträger, war todt. Der alte Akida und noch drei andere waren todt. Alle waren an der rothen Ruhr gestorben. Msenna, der geckenhafte Renommist aus Sansibar, hatte sich noch einmal auf geheime Umtriebe eingelassen, nachdem er sich fast ein halbes Jahr lang gut betragen hatte. Ich kehrte von meiner Entdeckungsfahrt auf dem See am 5. Mai nach Kagehji zurück und am 6. hatte er eine Abtheilung von 60 Mann nach Unjanjembe führen wollen, wenn der Herr nicht bis dahin zurückgekommen wäre!

Kipingiri, der Häuptling von Lutari, ein Bruder des Kaduma, des Häuptlings von Kagehji, hatte zusammen mit Kurrereh, dem Häuptling von Kjensi, und dem Häuptling von Igusa eine Verschwörung angezettelt, um nach Vereinigung ihrer Streitkräfte das Lager anzugreifen und auszuplündern. Die Wangwana-Anführer Manwa Sera und Katschetsche hatten jedoch das Complot entdeckt und Frank und Frederick Baker hatten, nachdem sie Kaduma's Gesinnung ausgeforscht, Munition vertheilt, fest entschlossen, alle ihre Fähigkeiten aufzubieten, um dem Angriffe zu widerstehen. Das loyale Verhalten des Fürsten Kaduma gegen seinen abwesenden Freund und das unerschrockene Benehmen Frank's und Frederick's, dazu auch der plötzliche Tod des Häuptlings von Igusa, hatte Kipingiri veranlaßt, die verruchte Verschwörung aufzugeben.

Frank berichtete mir auch, daß er ein paar leichte Fieberanfälle gehabt, sie aber „leicht abgeschüttelt" habe. Die Wangwana hatten sich von der jämmerlichen Abmagerung, welche infolge der sehr knappen Kost in Ugogo und Urimi an ihren Körpern sichtbar geworden war, wunderbar erholt und einige waren so dick und fett geworden, daß ich sie kaum wiedererkannte. Als ich den Waarenvorrath im Magazin untersuchte, fand ich zu meiner Befriedigung, daß Frank außerordentlich sparsam gewesen war. Ich bemerkte auch zu meiner Freude, daß er mit dem Fürsten Kaduma vollkommen harmonirte, mit Sungoro befreundet und von den Wangwana geachtet war, und indem ich sein gesammtes Wirken näher betrachtete, fand ich nichts in seinem Betragen, das nicht eine herzliche Belobung und Billigung verdient hätte.

Auf unsere Rückkehr nach Kagehji folgte zunächst Sabbatsruhe und eine ehrlich erworbene und recht nöthige Rast. Als ich mich auf der Federwage wog, ergaben sich nur 115 Pfund, genau 63 Pfund weniger, als ich bei meiner Abreise von Sansibar gewogen hatte. Frank Pocock wog 162 Pfund. Ich hatte diese sehr bedeutende Abmagerung der kargen Kost und den Hungertagen, nicht einem Krankheitszustande zuzuschreiben.

Süß waren diese ersten Tage der Ruhe! Frank war begierig, alles zu erfahren, was uns während unserer 1600 km langen Segelfahrt rings um den See widerfahren war, und die Wangwana drängten sich in engen, viele Mann tiefen Kreisen um uns, um das Epos unserer Leidensgeschichte mit anzuhören. Welche herzliche Theilnahme diese armen schwarzen, ungebildeten Leute bezeugten! Kaduma war sprachlos vor Erstaunen und Sungoro konnte nicht aufhören, seiner

Verwunderung Worte zu geben, wie wir es nur möglich gemacht hätten, in dem „kleinen Boot" eine solche Rundfahrt auf dem See auszuführen. Die Wasukuma improvisirten Lieder zum Preise des Schiffleins, die sie an den Abenden sangen, und die kleinen nackten Buben verfertigten Miniaturboote aus Bananenstämmen mit Zweigen als Masten und Blättern als Segel. Der Einfluß eines einzigen Beispiels hatte hier, wie mir schien, schon seine Früchte getragen, und die eifrigen Versuche der Kinder bewiesen mir, daß den Eingeborenen nur noch ein paar ähnliche Beispiele nöthig waren, um sie zu annähernd gleichen Unternehmungen anzuspornen. Künftige Forscher werden viele Männer bereit finden, das Beispiel des kühnen Saramba als Führer einer solchen Expedition nachzuahmen, und die Wasukuma dürften künftig ebenso anstellige Bootsleute werden, wie sie jetzt tüchtige Träger und ausdauernde Landreisende sind.

Nun aber kam Krankheit. Das afrikanische Fieber machte, da es meine Constitution durch Anstrengungen und Entbehrungen geschwächt vorfand, einen Tag um den andern starke Angriffe auf dieselbe. Drei Fieberanfälle ließen mich um 7 Pfund an Gewicht abnehmen. Aber ich nahm von der Morgendämmerung bis zum Sonnenuntergang fortwährend Chinin und konnte am fünften Tage wieder ausgehen, zwar blaß, bleich, vor Schwäche zitternd, mit gelbsüchtigen Augen, mit Herzklopfen und Ohrenklingen, aber die Kraft des Fiebers war doch gebrochen.

Wo war Magassa mit seinen Kanoes geblieben? Von Tag zu Tag hofften und wünschten wir, daß er erscheinen möchte, aber seine Kanoes wurden noch immer nicht am Horizonte sichtbar, und wir gaben endlich alle Hoffnung auf, ihn wiederzusehen, oder Uganda auf dem Wasserwege erreichen zu können. Wir trafen also Vorbereitungen, den Landweg über Mwere durch das Land des Königs Rwoma einzuschlagen. Wir hielten dies nicht geheim. Kaduma wurde davon in Kenntniß gesetzt und er theilte jedermann unsern Plan mit, und so kam es bald Rwoma zu Ohren.

Aber der König Rwoma, der ein Verbündeter Mirambo's war, hatte eine starke Abneigung gegen die Wangwana und hegte auch über das Auftreten und die Erscheinung der Weißen, welche in Kagehji waren, sehr übertriebene Vorstellungen. Irgendein einfältiger Naturmensch hatte ihm erzählt, es befinde sich in Kagehji ein weißer Mann „mit langem rothen Haar und großen rothen Augen" — es sollte dies wahrscheinlich Frank sein, obgleich er gewiß ganz schmählich carikirt war. Dieses Gerücht veranlaßte Rwoma, eine Gesandtschaft

nach Kagehji zu schicken, welche folgende Botschaft überbrachte: „Rwoma sendet Salaams an den weißen Mann. Er braucht nicht das Zeug, die Perlen und den Draht des weißen Mannes, und der weiße Mann darf nicht durch sein Land reisen; Rwoma fühlt kein Bedürfniß, ihn zu sehen oder irgendeinen andern Weißen mit langen, bis auf die Schultern herabfallenden Haaren, mit weißem Gesicht und großen rothen Augen; Rwoma fürchtet sich nicht vor ihm, aber wenn der weiße Mann seinem Lande zu nahe kommt, so werden Rwoma und Mirambo gegen ihn kämpfen." Zu diesem kühn herausfordernden, aber freimüthigen Proteste fügten die Wasukuma noch andere Gründe hinzu, um mir die Unzugänglichkeit der Landroute zu beweisen. Die Landstraße zwischen Muansa und Mwere sei durch aufrührerische und miteinander entzweite Stämme versperrt. Rwoma sei ein Bundesgenosse Mirambo's; Kidjadju, sein Nachbar, sei mit den raubsüchtigen Watuta verbündet; der dicht daneben wohnende Häuptling von Ntschosa liege mit den Watuta im Kriege; Antari, der König von Ihangiro und Bumbireh, würde uns natürlich einen sehr übeln Empfang bereiten; Mankorongo, der Nachfolger des Swarora von Usui, würde sich nur durch einen so bedeutenden Tribut zufriedenstellen lassen, daß unsere Mittel dadurch gänzlich erschöpft werden würden. Wenn ich südlich nach Unjanjembe weiter zöge, so würden die Wangwana sich durchaus nicht zusammenhalten lassen und die Expedition würde sich wie schmelzender Schnee schnell auflösen.

Welche Aussichten boten sich aber auf der Seeroute? Von Magassa und seiner Flotte war nichts zu hören. Er war wahrscheinlich von der Insel Musira aus heimgekehrt, aus Furcht, seine Kanoes in der großen Wasserwüste zwischen den Inseln Musira und Alice in Gefahr zu bringen; denn die aus Planken verfertigten und nur mit einem Geflecht von Rohrfasern zusammengehaltenen Waganda-Kanoes sinken bei schlechtem Wetter zuweilen unter und während der Regenzeit ist der See für sie jedenfalls gefährlich. Die Wasukuma besaßen keine Kanoes und ich nur ein Boot, das bei stürmischem Wetter höchstens 15 Mann tragen konnte. Dennoch trieb mich mein Pflichtgefühl zur Reise nach Uganda. Der Albert-See mußte besucht werden, denn ich hatte mein Ehrenwort gegeben, dies zu versuchen. Aber die Landroute war ja nicht gangbar und allem Anschein nach der Weg über den See ebenfalls nicht zu passiren!

Während ich diese Bedenken Sungoro vortrug, berichtete er mir, nachdem er auf verschiedene andere Fragen geantwortet hatte, daß Lukongeh, der König von Ukerewe, eine große Menge von Kanoes

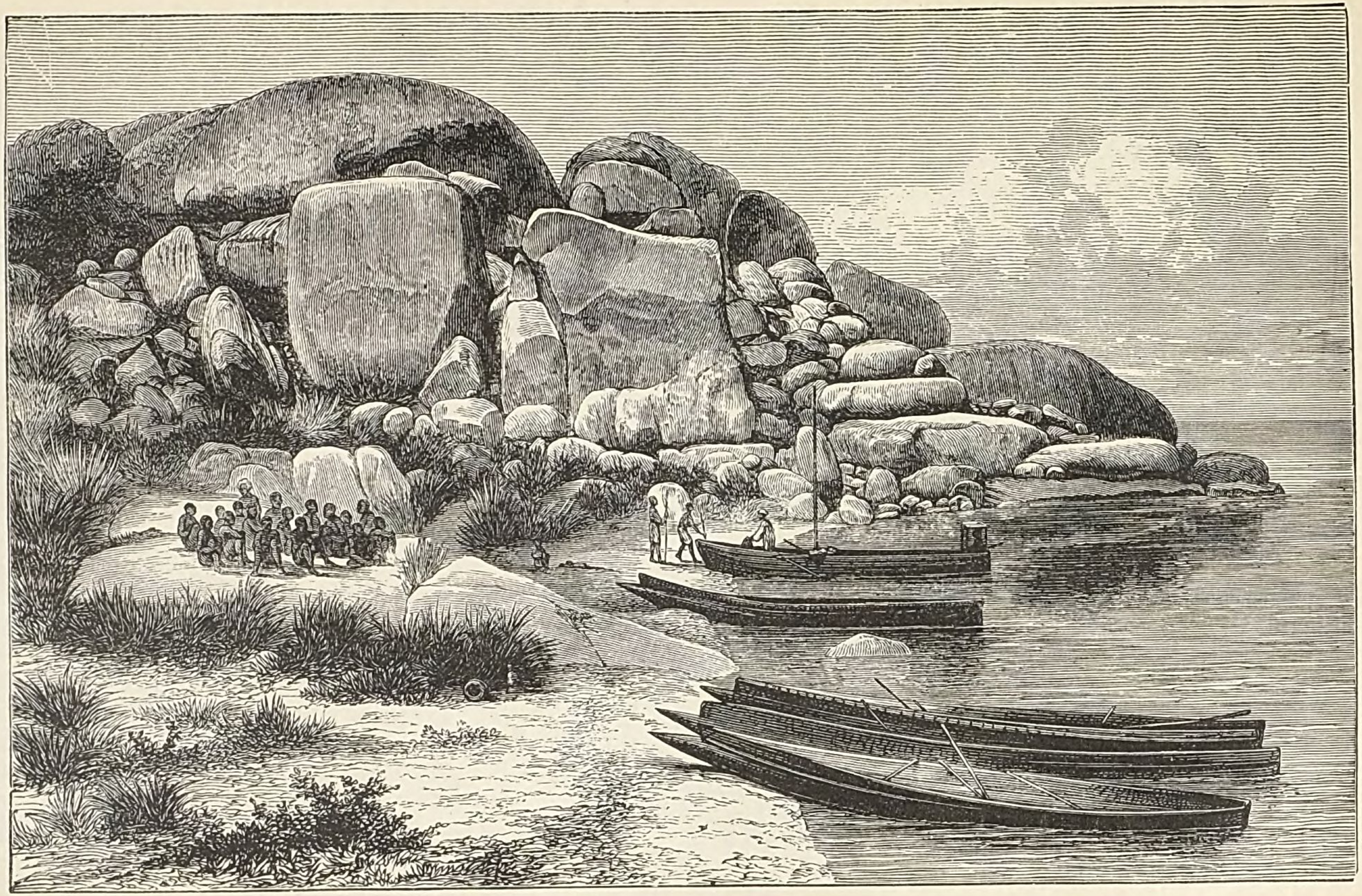
besäße, aber er zweifelte, ob er mir dieselben leihen würde. „Er ist indeß ein angenehmer Mann und ein guter Freund, wenn er einmal eine Neigung zu jemand gefaßt hat und ihn liebgewinnt.“ Ich dachte ernstlich an Lukongeh, aber ein neuer Fieberanfall unterbrach plötzlich alle meine Erwägungen. Mein ganzes Nervensystem hatte gelitten unter den Gefahren und Entbehrungen, die ich erduldet hatte; in meinen Fieberphantasien wähnte ich mich mit dem Könige herumzustreiten, und fortwährend flatterte „Lukongeh, Lukongeh“, nichts als Lukongeh durch mein Gehirn.

Am 15. Mai befand ich mich auf dem Wege der Besserung und ordnete an, daß der Fürst Kaduma, der Zimmermann Sungoro's, und Frank Pocock zu Lukongeh reisen und 10 feine Tücher, 10 Fundo Perlen und 5 Faden Messingdraht mitnehmen sollten, um Unterhandlungen betreffs des Verkaufs oder der Vermiethung von Kanoes mit ihm zu eröffnen.

Am 28. kehrten Frank und seine Begleiter mit 50 Kanoes und ihrer Bemannung unter dem Befehle zweier Anführer und des „Premierministers“ von Ukerewe zurück. Ich drückte Frank dankend die Hand, wurde aber sehr enttäuscht und entmuthigt, als man mir sagte, daß diese Kanoes die Reisegesellschaft nach Ukerewe bringen sollten! Dies war keineswegs eine wünschenswerthe Sache, denn die Weiterreise konnte durch Launen oder durch irgendwelche Mishelligkeiten, die in Zukunft aus einer zu genauen Bekanntschaft zwischen den Wangwana und den Eingeborenen entstehen mochten, leicht auf Monate verzögert werden. Ich weigerte mich also auf diesen Plan einzugehen und sagte den Anführern, sie möchten mich auf ihrer Rückreise nach Ukerewe als ihren Begleiter mitnehmen, da ich Lukongeh selbst aufsuchen wollte.

Nachdem ich mich demgemäß mit solchen Geschenken, wie sie das Wohlwollen jedes Afrikaners gewinnen könnten — schönen Wollteppichen, Decken, karmoisinrothem Zeug und gestreiften Zeugen von Kutsch und Maskat, außerdem Perlen von bester Qualität und andern Gegenständen, welche aufzuführen zu weitläufig wäre, im Werthe von etwa 800 Dollars, versehen hatte, brach ich am 29. nach Msossi, der Hauptstadt Lukongeh's auf der Nordseite von Ukerewe, auf.

Wir hielten uns einige Stunden in Wesi auf, und die dortigen merkwürdigen Granitfelsen wurden von mir photographirt. Nachmittags setzten wir unsere Reise fort und kamen um 4 Uhr in Kisorja an, wo wir unser Lager aufschlugen. Am nächsten Morgen gegen 9 Uhr passirten wir den Rugedsi-Kanal, welcher den Speke-Golf mit der Madjita-Bai verbindet. Er war an einigen Stellen kaum 2 m



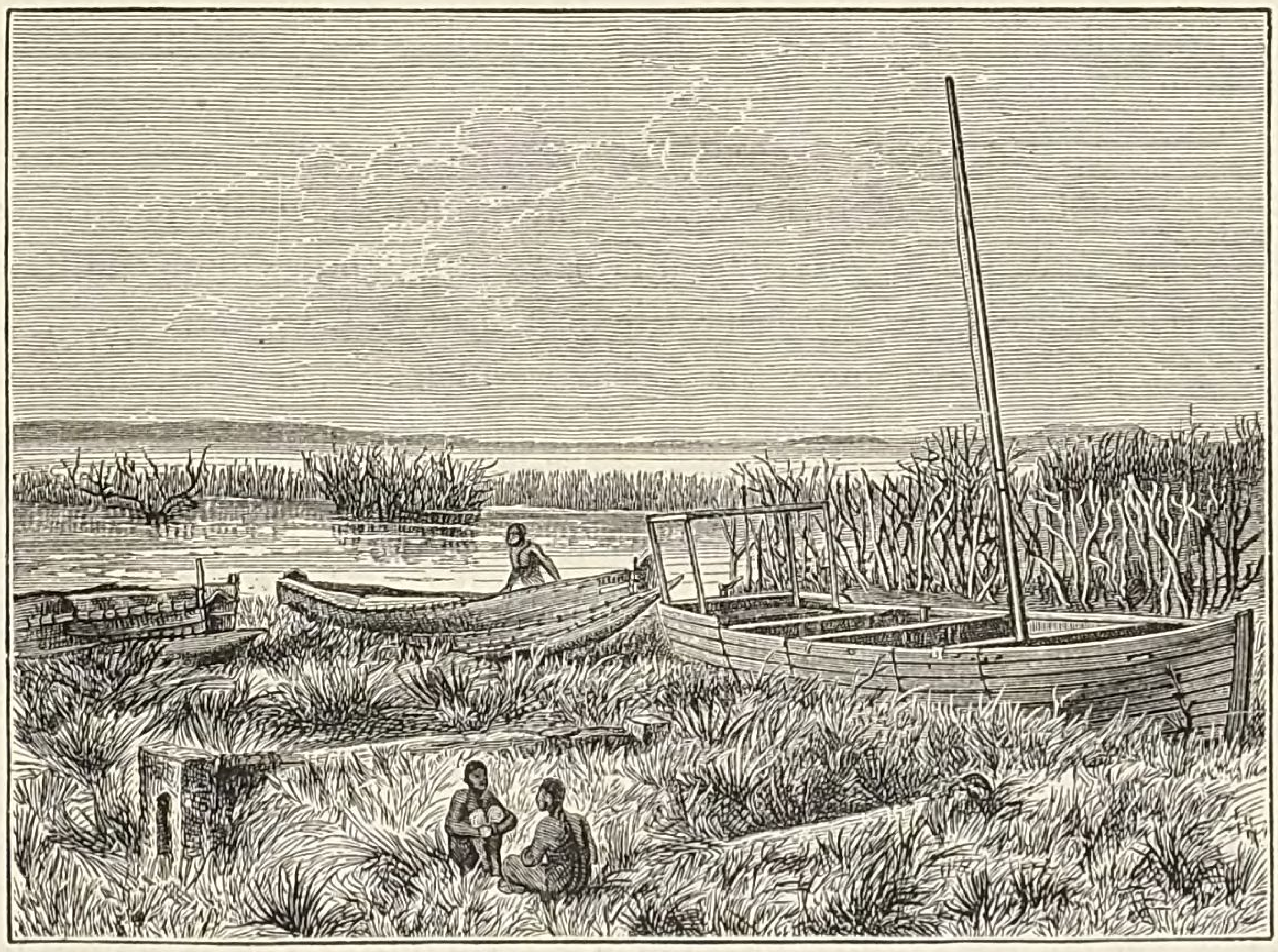
Eigenthümliche Granitfelsen auf der Insel West, zwischen Usukuma und Ukerewe.

(Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

I. S. 224.

[Auf dieser Insel wurden Lieutenant Smith und Mr. O'Neil von den Wakerewe ermordet.]

breit, und die hohen Gräser und Wasserpflanzen, welche hier üppig wuchsen, zeigten jedenfalls an, daß er, wenn man ihn ungestört sich selbst überließe, bald verstopft werden würde. Durch kräftiges Arbeiten mit Bootshaken kamen wir endlich glücklich hindurch. Einige der Wakerewe sagen, daß der Berg Madjita von dem Festlande durch eine ähnliche Durchfahrt getrennt sei, worüber ich mich nicht wundern



Am Landungsplatz in Msossi.
Links die Kitari-Berge, rechts der Berg Madjita.
(Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

würde. Wir erreichten Msossi und erhielten eine Hütte zu unserer Unterkunft, ferner einen Ochsen zur Fleisch-, Bananen zur vegetabilischen Kost und Milch als Getränk.

Am 31. begaben wir uns um 9 Uhr vormittags in die Rathsversammlung am Hofe von Ukerewe. Sie hielt ihre Sitzung auf einigen aus einer Ebene hervorragenden Felsen und bot mit der glänzenden Gestalt Lukongeh's im Mittelpunkt, um welche sich die kleinern Lichter drehten, ein ganz malerisches Bild dar. Der König, ein schöner, hellfarbiger Mann von etwa 27 Jahren, mit einem offenen, heitern Gesicht, sah sich zunächst erst an uns satt, und seinem Beispiel folgten seine Häuptlinge Msiwa, Mosota, Mgejeja und Wakoreh, sowie auch die Führer niedrigern Ranges, Männer, Knaben und Weiber.

Aus seinen Fragen merkte ich, daß sich Lukongeh durch Gespräche über Europa ebenso sehr würde beeinflussen lassen wie Mtesa von Uganda, und ich erkannte in ihm bald einen ebenso zu Bekehrungsversuchen passenden Mann; nur erschien mir unter den jetzigen Verhältnissen die Zukunft allzu sehr von mancherlei Besorgnissen erfüllt, als daß ich solche Versuche hätte wagen sollen. Auch mit Geschäftsangelegenheiten konnte an diesem Tage kein Anfang gemacht werden. Wir wollten erst essen und ausruhen und die Unterhandlungen konnten dann, wenn der König sich wohl fühlte, am nächsten Tage beginnen.

Am zweiten Tage befand sich Lukongeh glücklicherweise ausnehmend wohl und zwar in heiterster Laune, und ich fühlte mich gleichfalls wohl und machte mit ihm mit den anmuthigsten und sanftesten Manieren, die mir nur zu Gebote standen, den Antrag, mir 30 Kanoes entweder zu verkaufen oder zu leihen. Allen seinen Einwendungen, die er übrigens in freundlicher Weise machte, begegnete ich mit überwältigender, unwiderstehlicher Gewalt durch die Ausstellung meiner Geschenke. Als er aber sah, wie ich die prachtvollen Zeuge im hellen Tageslicht öffentlich vor aller Augen hinlegte, so zitterte er und bat mich, sie schnell wieder zuzudecken; er wolle mich in der Nacht in meiner Hütte besuchen und ich solle mich versichert halten, daß er sein Möglichstes für mich thun werde. Verabredetermaßen stahl er sich am Abend des 4. Juni, begleitet von seinem treuen ersten Minister und von vier seiner ersten Häuptlinge, in meine Hütte und hier beschenkte ich dieselben mit zwei schönen Teppichen, einem schottischen Plaid, zwei rothen Decken, kupfernen Schmucksachen, 30 schönen Tüchern, 50 Fundo Perlen, 2 Gewinden Messingdraht und außerdem mit verschiedenen Gegenständen, wie z. B. Schüsseln, Teller, Zinnbüchsen u. s. w. Seine Häuptlinge erhielten jeder 5 Tücher und 5 Fundo (ein Fundo besteht aus 10 Halsbändern) Perlen und 2 Faden Messingdraht. Für diese höchst freigebigen Geschenke sollte ich meinen Bescheid in kurzer Zeit erhalten, in der Zwischenzeit aber mir das Leben angenehm machen. „Laß dir's schmecken und werde satt", sagte Lukongeh, als er sich, beglückt durch seine Reichthümer, zurückzog.

Die dem Beispiele ihres Königs folgenden Wakerewe behandelten uns rücksichtsvoll. Wir mußten uns eine sehr genaue Besichtigung und eine scharfe Untersuchung unserer Physiognomie gefallen lassen, damit sie, wie sie sagten, uns mit dem Araber Sungoro vergleichen könnten; aber an dergleichen waren wir schon längst gewöhnt und ertrugen es also auch ganz gelassen.

Es befinden sich Repräsentanten vieler Stämme in Ukerewe, wie z. B. Wataturu, Wahia, Watambara, Wasumbwa, Waruri, Wakwja und Wasindja.

Die Aeltesten, welchen die Aufbewahrung der Traditionen des Landes anvertraut ist, lieferten mir eine Liste der folgenden Könige:

1. Ruhinda I.	7. Mehigo I.	13. Iwanda.
2. Kasessa.	8. Mehigo II.	14. Matschunda.
3. Kitawa.	9. Kahana II.	15. Lukongeh, der jetzige König.
4. Kahana I.	10. Gurta II.	
5. Gurta I.	11. Ruhinda II.	
6. Nagu.	12. Kahana III.	

Der Begründer von Ukerewe, Ruhinda I., ist der König, dessen Andenken am meisten geehrt wird. Er brachte sein Volk in Kanoes von Usongora und Ihangiro, welches in alten Zeiten unter dem Namen U-wja bekannt war, hierher. Er war es auch, der die Pisang- und Bananenpflanzen in Ukerewe einführte. Die Ureinwohner, welche er besiegte, hießen Wa-kwja, ein anderer Name für die Bewohner des Madjita-Gebirges. Ein kleiner Rest dieses Stammes lebt noch an der Südküste von Ukerewe, gegenüber von Kagehji.

Die königliche Grabstätte befindet sich in Kitari. Der Hügel, auf dem sie liegt, ist in der Abbildung des Landungsplatzes bei Msossi zu sehen (S. 225). Ein hochgestellter Häuptling in Ukerewe hat dafür Sorge zu tragen, daß sie unverletzt bleibt. Die Könige werden alle in sitzender Stellung begraben.

Die östlich vom Rugedsi-Kanal belegenen Gebiete Lukongeh's wurden durch die gewaltsame Vertreibung der Wataturu-Schäfer aus ihrem Besitz erworben. In einer heißen fünftägigen Schlacht, in welcher viele der Wakerewe durch die vergifteten Pfeile der Schäfer getödtet wurden, suchten diese ihr Land zu vertheidigen, wurden jedoch besiegt. Obgleich beide Volksstämme jetzt in Eintracht beieinander wohnen, so sind doch eigentlich die Wakerewe von den Wataturu ebenso verschieden, wie ein nubischer von einem syrischen Araber. Die Wataturu sind hellfarbig und haben gerade Nasen und dünne Lippen, während sich in dem Wakerewe der äthiopische und der Negertypus vermischt haben.

Man nimmt an, daß der König mit übernatürlichen Kräften begabt sei, und Lukongeh nimmt jede Gelegenheit wahr, um das Volk in diesem Wahne zu bestärken. Man glaubt, daß er nach Belieben Dürre im Lande hervorrufen und danach das Land wieder bewässern könne. Glücklicherweise ist seit seiner Thronbesteigung der Regen in

seiner tropischen Jahreszeit stets regelmäßig und reichlich eingetreten. Der König hat auch nicht unterlassen, stets auf diesen ungeheuern Vortheil hinzudeuten, den Ukerewe, seitdem er seinem Vater in der Regierung gefolgt ist, gewonnen hat; er ist deshalb sowol beliebt als gefürchtet.

Da er den Werth seines achtunggebietenden Rufes als „Regenmacher“ wohl zu schätzen weiß, so hatte er den Ehrgeiz, demselben noch den eines „großen Wunderdoctors“ hinzuzufügen, und er beschwor mich in allem Ernste, ihm einige der großen europäischen Geheimnisse mitzutheilen, z. B. wie man Menschen in Löwen oder Leoparden verwandeln könne, wie man den Regen eintreten oder aufhören lassen, wie man Winde zum Wehen bringen, den Weibern Fruchtbarkeit und den Männern Zeugungsfähigkeit ertheilen könne. Verlangen und Wünsche dieser Art werden sehr gewöhnlich von afrikanischen Häuptlingen ausgesprochen. Als ich ihm versicherte, daß ich nicht in der Lage sei, seine Bitte zu gewähren, flüsterte er seinen Häuptlingen zu:

„Er will mir das Erbetene nicht geben, weil er fürchtet, daß er die Kanoes nicht bekommen wird; aber ihr werdet sehen, daß er, wenn meine Leute von Uganda zurückkehren, mir alles gewähren wird, was ich erbitte.“

Die hier gebräuchliche Begrüßung des Königs ist höchst sonderbar und weicht von allen an andern Orten von mir beobachteten Arten des Grußes ab. Nachdem seine Unterthanen dicht an ihn herangetreten sind, klatschen sie mit den Händen zusammen und knien dann vor ihm nieder. Wenn der König mit ihnen zufrieden ist, so offenbart er seine Huld dadurch, daß er sich in ihre Hände schnäuzt und hineinspuckt, worauf sie sich mit den befeuchteten Händen Gesicht und Augen salben oder wenigstens anscheinend dies thun. Sie scheinen nämlich zu glauben, daß der Speichel des Königs ein kräftiges Augenheilmittel sei.

Auch voreinander knien die Wakerewe nieder, klatschen in die Hände und rufen: „Watsche! watsche!“ „Watsche sug!“ „Mahoro!“ „Eg sura?“ was soviel bedeutet als: „Morgen! Morgen!“ „Guten Morgen!“ „Guten Tag!“ „Befindest du dich wohl?“

Die in diesem Lande cursirenden Geschichten über die von den Bewohnern der Insel Ukara ausgeübten Zaubereien beweisen, daß jene Insulaner sich viel Mühe gegeben haben, in Bezug auf sich selbst überallhin den Ruf zu verbreiten, daß sie in dergleichen Künsten erfahren sind; sie beweisen auch, daß sie, wohl wissend, daß der Aberglaube eine Schwäche der menschlichen Natur ist, daraus Vortheil

zu ziehen gesucht haben. Die Macht, welche sie über die Amphibien ausüben, ist, den Angaben der Wakerewe zufolge, ganz wunderbar. Chamis, der Sohn Hamadi's, der Zimmermann Sungoro's, welcher längere Zeit mit dem Bau einer Dhau oder eines Segelschiffes für seinen Auftraggeber beschäftigt war, war ebenso wie viele andere ganz und gar von diesem Wahne eingenommen.

Chamis bekräftigte mit einem Eid, daß in dem Hause des Häuptlings von Ukara ein Krokodil lebe, welches derselbe mit eigener Hand füttere und das so gelehrig und seinem Herrn so gehorsam wie ein Hund und so klug wie ein Mensch sei. Lukongeh hatte einmal ein hübsches Frauenzimmer in seinem Harem, nach welchem sich der Häuptling von Ukara gelüsten ließ; aber lange Zeit konnte der letztere kein Mittel ersinnen, um zu ihrem Besitz zu gelangen, bis er endlich an sein Krokodil dachte. Er theilte augenblicklich sein heißes Verlangen dem Reptil mit und bat dasselbe, in den Binsen bei Msossi auf der Lauer zu liegen, bis die Frau, wie sie dies täglich zu thun pflegte, an den See zum Baden herankommen würde, und sie dann zu fassen und unverletzt über den 13 km breiten Kanal nach Ukara zu bringen. Am nächsten Tage um Mittag war die Frau im Hause des Häuptlings von Ukara.

Als ich über die Glaubwürdigkeit dieser wunderbaren Geschichte einige Zweifel laut werden ließ, sagte Chamis unwillig: „Wie, du zweifelst an meiner Erzählung? Frage Lukongeh und er wird alles bestätigen, was ich dir erzählt habe."

Er fügte dann hinzu: „Matschunda, der Vater Lukongeh's, besaß ein Krokodil, das die Frau eines Arabers stahl und sie quer durch das Land nach dem Hause des Königs trug!" Für Chamis und die ihm zulauschenden Wangwana war die letzte Geschichte ein folgerechter Beweis, daß die Krokodile von Ukara ganz erstaunliche und wunderbare Geschöpfe seien.

Die Wakerewe glauben auch, daß ein Habicht, wenn er einen den Wakara gehörigen Fisch ergreift, sicherlich in dem Augenblicke des Ankrallens sterben muß!

Kaduma, der Fürst von Kagehji, besaß nach Chamis' Behauptung ein Flußpferd, das lange Zeit hindurch jeden Morgen zu ihm kam, um sich melken zu lassen!

Um in Ukerewe ein Weib von ihren Aeltern zu erkaufen, sind zwölf Ziegen und drei Hacken erforderlich. Der Araber Sungoro mußte an Lukongeh 360 Pfund verschiedener Perlen und gegen 300 m gutes Zeug bezahlen, ehe es ihm gelang, eine der jungen Schwestern

des Königs zur Ehegattin zu bekommen. Wenn der Liebhaber so arm ist, daß er weder Ziegen noch Hacken besitzt, so ersetzt er dieselben durch Speere oder Bogen und Pfeile, aber er kann das Weib nicht eher erlangen, als bis er ihr ein hinlängliches Brautgeschenk überliefert, um damit die Aeltern zu befriedigen. Wenn diese oder die ältern Verwandten habsüchtig sind und harte Bedingungen auferlegen, so ist die Lage eines Liebhabers allerdings recht drückend, da nach der Heirath noch häufig Rinder, Schafe, Ziegen u. s. w. verlangt werden, deren Verweigerung die Ehe ungültig macht. Nur die Geburt von Kindern erlöst dann den jungen Ehemann aus dieser Bedrängniß, denn nach derselben hören alle Beziehungen der jungen Frau zu ihren Blutsverwandten auf.

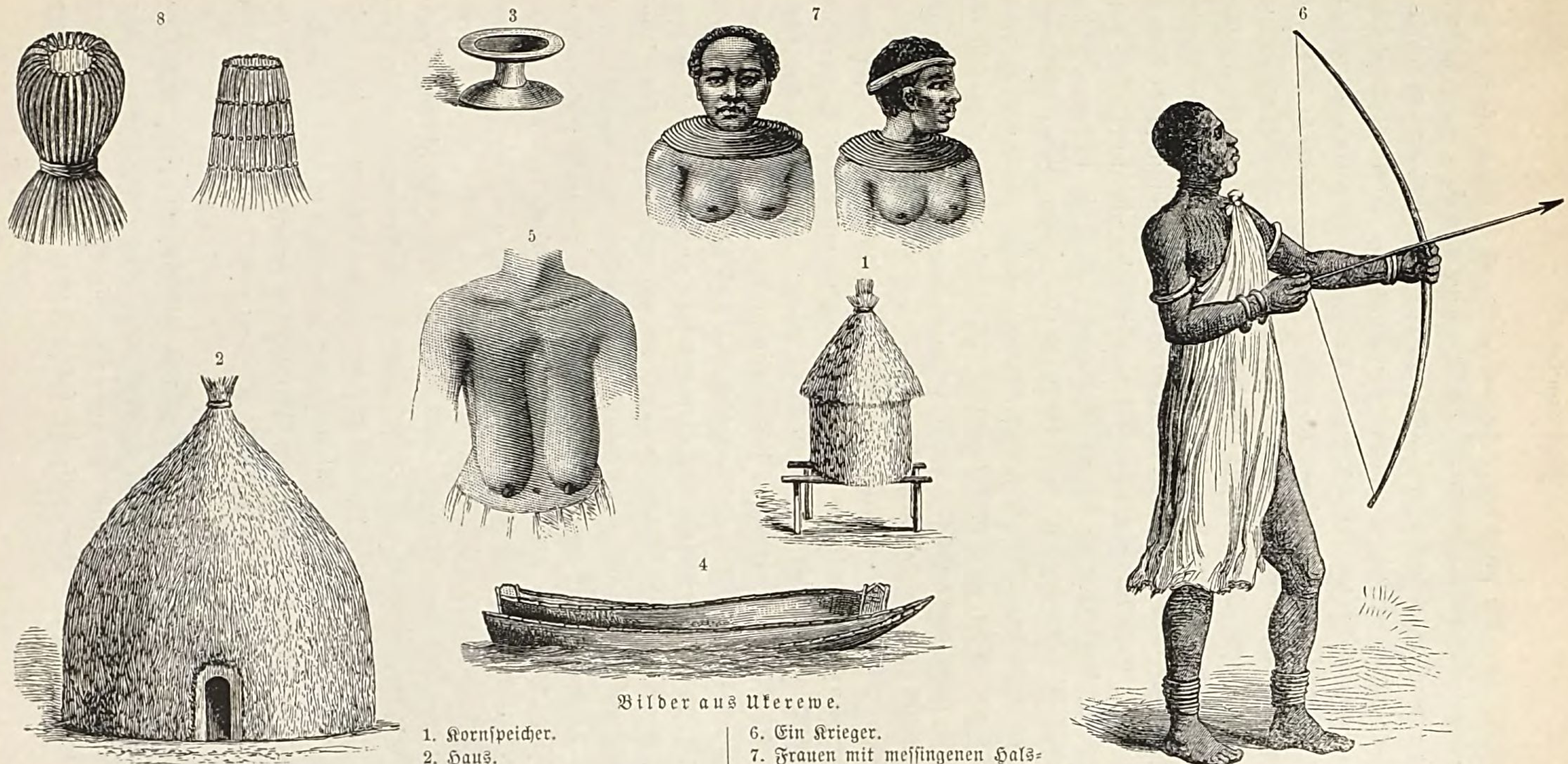
Diebe, Ehebrecher und Mörder werden hingerichtet und zwar durch Enthauptung. Sie können indeß dem Tode entgehen, indem sie Sklaven der Person oder der Genossen derjenigen werden, welchen sie das Unrecht zugefügt haben.

Gewinde von Messingdraht sind ein von den Wakerewe zur Schmückung ihrer Weiber stark begehrter Artikel; die Frauen tragen diesen Draht in so zahlreichen Ringen um den Hals, daß man diesen Halsschmuck aus einiger Entfernung für einen Kragen oder eine Halskrause zu halten versucht ist. Ringe von Kupfer, Messing und Eisen um das Handgelenk und die Fußknöchel, außerdem Armspangen von Elfenbein sind bei den Männern ein beliebter Schmuck.

Familien, welche Trauer haben, zeichnen sich aus durch Binden von Pisangblättern, die sie um den Kopf schlingen, und durch eine schwarze, aus einer Mischung von pulverisirter Holzkohle und Butter bestehenden Schminke, mit der sie sich bemalen. An Matronen, welche schon bei Jahren sind, bemerkt man als eine Eigenthümlichkeit die unnatürlich langen Brüste, welche wie Beutel bis auf den Nabel herabhängen und mit Stricken an ihre Taille festgebunden werden. Der Anzug der Männer und Weiber besteht aus halbgegerbten Ochsenhäuten, aus Ziegenfellen oder einem Gürtel von Bananenblättern oder Gurten von roh aus Gras geflochtenem Zeug.

Nachdem Lukongeh seinen Häuptlingen in Bezug auf die Art und Weise, wie sie mir Hülfe gewähren sollten, Vorschriften ertheilt hatte, besuchte er mich in Begleitung seines ersten Ministers am 6. Juni wieder in der Nacht, um mir seine Entscheidung betreffs dieser Sache und seine Pläne kundzuthun.

Er sagte: „Meine Unterthanen sind sehr furchtsam und verzagt in fremden Ländern. Sie sind keine Reisenden wie die Wangwana.



Bilder aus Ukerewe.

1. Kornspeicher.
2. Haus.
3. Sessel.
4. Kanoe.
5. Weibliche Brüste.
6. Ein Krieger.
7. Frauen mit messingenen Halsringen.
8. Fischnetze.

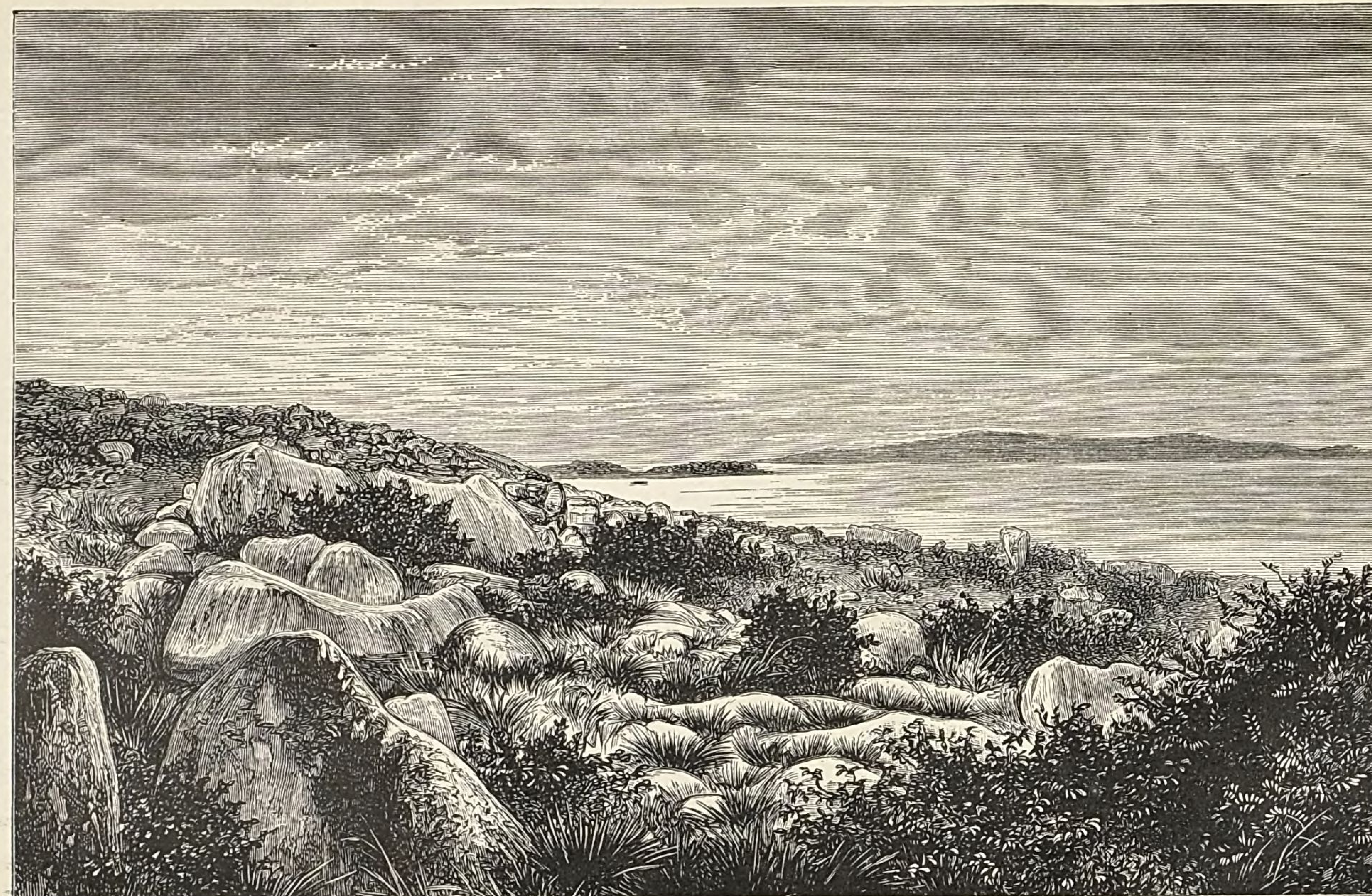
Ich muß sie deshalb über deine Pläne im Dunkeln lassen, sonst würde ich dir nicht helfen können. Ich habe vor, dir 23 Kanoes nebst ihren Rudern zu geben. Sie sind nicht viel werth, und wenn sie dir Störungen und Ungemach verursachen sollten, so mußt du mich nicht tadeln. Ich sage meinen Leuten fortwährend, du kämest nach Ukerewe zurück. Reiße sie ja nicht aus diesem Irrthum. Sprich nicht über deinen Plan oder sie werden ganz gewiß hierher zurücklaufen. Wenn du dich klug und gewandt benimmst, so werden sie dir nach Usukuma folgen. Wenn du einmal da bist, so nimm die Kanoes und Ruder, weil ich sie dir gebe; und hier ist mein junger Neffe und mein Vetter, sie sollen dich nach Uganda begleiten und mit den Wasindja bis nach Ihangiro hin befreunden. Wenn du Uganda erreichst, so wünsche ich, daß du Mtesa und mich verbrüderst und wir wollen dann Geschenke austauschen. Du mußt auch daran denken, meine jungen Leute von Uganda zurückzusenden. Lebe wohl. Ich habe alles gesagt." Es wurde mir auch eingeschärft, durch seinen jungen Neffen und seinen Vetter zwei Anzüge von karmoisinrothem und blauem Flanell, Arzneien gegen Rheumatismus und gegen Kopfschmerzen, einen Revolver nebst Patronen, einen Ballen Zeug, Perlen verschiedener Art bis zu dem Gewicht von 50 Pfund, zwei Fes, einen englischen Wollteppich, ein für 40 Mann tragfähiges Uganda-Kanoe, zwei Elefantenzähne, Ziegenfelle aus Usoga, Otterfelle und Eisen- und Messingdraht zu übersenden. Alles dies versprach ich natürlich treu und redlich zu besorgen.

Lukongeh und seine Häuptlinge waren am Morgen des 7. Juni schon früh auf, um von mir Abschied zu nehmen. Es standen aber nur fünf kleine Kanoes zur Fahrt bereit! „Was ist das, Lukongeh?" fragte ich. „Laß das gut sein, fahre ab und denke an alles, was ich dir gesagt habe, mein Bruder. Lukongeh ist getreu", antwortete er mit Würde.

„Ein wunderlicher Mann", dachte ich bei mir, „in diesem Lande noch Respect vor der Treue und Redlichkeit zu haben. Er ist doch sicherlich einer der ersten. Indeß wir werden ja sehen."

Wir schoben unser Boot mit den Staken durch den engen Rugedsi-Kanal und ruderten nach Kisorja. Lukongeh's erster Rath, sein Neffe und sein Vetter, die uns als Führer dienen sollten, befanden sich bei uns.

Von den Bergen von Kisorja aus erhielt ich eine prächtige Photographie der tiefen Bai, welche vom Speke-Golf nach dem Rugedsi-Kanal führt, und von den quer über die Bai sich hinstreckenden Bergen von Urirwi. Von Kisorja fuhren wir dann nach Ugoma



Ansicht der nach dem Rugedsi-Kanal führenden Bai von Kigoma aus,
bei Kisorja, an der Südseite von Ukerewe, Küste des Speke-Golfs.
(Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

I. S. 232.

weiter, wo wir — für uns eine harte Geduldsprobe! — bis zum 11. Juni halt machten, an welchem Tage wir mit 27 Kanoes aus Ukerewe nach der Insel Wesi*, welche im Speke-Golf fast auf der Mitte des Weges von Ukerewe nach Kagehji liegt, ruderten.

Als wir am nächsten Tage in Kagehji gelandet waren, flüsterte ich Frank und Manwa Sera den Befehl zu, die Kanoes 75 m weit auf das Land ziehen zu lassen, und vermochte mit Hülfe des ersten Rathes und der beiden Verwandten des Königs die Kanoebemannung aus Ukerewe, 216 an der Zahl, dazu, alle ihre Ruder in meiner Hütte zu verwahren.

Die Wakerewe wurden dann von der schlauen Kriegslist ihres Königs in Kenntniß gesetzt und es wurde ihnen gesagt, daß ihnen vier Kanoes für ihre Rückkehr nach Ukerewe überlassen werden sollten, und daß ihnen, da der Transport ihrer ganzen Mannschaft nach ihrer Heimat vier Tage in Anspruch nehmen würde, Glasperlen zu einer zehntägigen Verproviantirung gegeben werden sollten. Darüber waren die Wakerewe natürlich sehr erstaunt und es entstand ein fürchterlicher Lärm und Aufruhr. Sie ergriffen den ersten Rath, aber er wälzte keck alle Schuld von sich ab und schob sie listig auf die Verwandten Lukongeh's. Als er sich auf diese Weise freigemacht hatte, banden sie die Verwandten des Königs und würden sie wahrscheinlich auf der Stelle ermordet haben, wenn ich nicht meine Vorsichtsmaßregeln schon im voraus ergriffen hätte. Auf einen Wink an Frank und Manwa Sera kamen 50 Wangwana zu ihrer Befreiung herbeigestürzt, und mit ihren Flinten einen Angriff auf den wild aufgeregten Pöbel machend, trieben sie denselben bis auf den letzten Mann aus dem Dorfe Kagehji hinaus.

Als die Wakerewe draußen waren, kam es zu einer ruhigern Besprechung der Sachlage und es wurden dabei folgende Erklärungen abgegeben: Wir wollten noch sechs Tage in Kagehji warten, während welcher Zeit sie sich mit Lukongeh in Verbindung setzen könnten; wenn dann der König sein gegebenes Versprechen bereuen sollte, so würden die Kanoes zurückgeschickt werden, oder wenn ihnen dies recht wäre, so könnten sie zu uns zurückkehren und zugleich versichert

* Diese Insel hat seitdem unser Interesse in sehr trauriger Weise auf sich gezogen. Auf Wesi haben vor kurzem Lieutenant Shergold Smith und Mr. O'Neil, von der Kirchlichen Missionsgesellschaft, zusammen mit dem Araber Sungoro und vielen ihrer Begleiter das Leben verloren, während sie die Frauen des Arabers, unter denen sich Lukongeh's junge Schwester befand, ohne des Königs Erlaubniß oder Einwilligung aus Ukerewe wegzuschaffen versuchten.

sein, daß wenn sie die Kanoes für uns bemannten, ein jeder guten Lohn verdienen würde; aber die Verwandten Lukongeh's, die sich in meinem Lager und in meinen Diensten befänden, dürften in keiner Weise belästigt werden, da ich verpflichtet sei, sie zu beschützen. Nachdem dies als meine endgültige Entscheidung ihnen auseinandergesetzt worden war, nahmen 45 die ihnen gegebenen vier Kanoes und kehrten nach Ukerewe zurück, um mit Lukongeh zu conferiren. Noch weitere sechs, von ihren Freunden am nächsten Tage hergesandte Kanoes leisteten bei der Fortschaffung der Eingeborenen von Ukerewe in ihre Heimat wesentliche Hülfe, und am dritten Tage waren fast alle aus unserm Lager entfernt; aber obgleich wir sieben Tage in Kagehji warteten, kam doch keine weitere Nachricht von Lukongeh und deshalb reiste der Premierminister mit seinen fünf Dienern ab.

Mittlerweile hatte ich Boten in alle umliegenden Districte gesandt, um die Bewohner zu der Beschickung eines Kornmarktes aufzufordern, auf welchem alle nach Kagehji gebrachten Körner nach dem Satze von 8 Maß oder englischen Pecks* für 1 Doti oder $3^2/_3$ m blauen, weißen oder buntfarbigen Zeuges verkauft werden sollten. Am 19. Juni waren 12000 Pfund Getreide, Sesam, Hirse und Negerhirse und 500 Pfund Reis angekauft und in Leinwandsäcken verwahrt, von denen jeder ungefähr 100 Pfund enthielt.

Da die Kanoes wurmstichig und angefault waren, so erhielt die Mannschaft unter der Aufsicht Lukandjah's, des Neffen, und Mikondo's, des Vetters des Königs Lukongeh, den Befehl, sie auszubessern. Dies geschah, indem viele Planken mit Rohrfasern wieder fest verbunden und mit zerquetschten Bananenstengeln kalfatert wurden.

Von der frühen Morgendämmerung an besorgten wir dann die Einschiffung von 150 Männern, Weibern und Kindern, von 100 Ladungen Zeug, Perlen und Draht, von 88 Säcken Getreide und 30 Kisten mit Munition, und da ich andern die Oberleitung über die Flotille nicht übertragen konnte, wenn ich ihretwegen nicht fortwährend in Angst und Sorge hätte bleiben wollen, so fuhr die „Lady Alice", mit dem größten Theile der Munition beladen, um 9 Uhr vormittags auf der Route nach Mabibi voran. Diese Inselchen liegen beinahe 5 km westlich von Ukerewe und ungefähr 15 km von Kagehji entfernt. Zu meiner großen Genugthuung und Freude bemerkte ich, daß die Wangwana bald die Fertigkeit erlangen würden, die Kanoes mit den Rudern geschickt vorwärts zu bewegen, wennschon viele auf dem Wasser über-

* Ein Peck ist $^1/_4$ Bushel oder Scheffel und ungefähr 9 Liter.

aus furchtsam und ängstlich waren. Bis sie in ihren neuen dienstlichen Verrichtungen mehr Muth und Vertrauen fassen würden, war es unser Plan, uns die Perioden der Windstille zu Nutze zu machen, und so viele Menschenleben und eine so bedeutende Masse von Waaren nicht den Gefahren eines stürmischen Sees auszusetzen.

Ein frischer Nordwestwind hielt den ganzen Morgen an, aber um Mittag ließ er nach und zwei Stunden später stießen wir, die Windstille benutzend, von Mabibi ab, fuhren um die Südwestecke der Halbinsel Ukerewe und ruderten auf die kleinen Kunneneh-Inseln los, die wir ohne irgendeinen Verlust oder Unfall erreichten. Abermals begann der Nordwestwind stark zu wehen; da er seine Gewalt an einer weiter ausgedehnten Wasserfläche ausüben konnte, so legten sich die Wellen erst um 2 Uhr nachmittags. Es war eine harte, zähe Arbeit, gegen den starken Wellenschlag zu rudern, und der Weg bis zu den fernen Miandereh-Inseln war weit. Obgleich wir durch ausdauernde Anstrengung gut vorwärts kamen, waren bei Sonnenuntergang die Miandereh-Inseln noch nicht in Sicht.

Eine tiefe Finsterniß brach bald herein. Wir konnten einander nicht sehen, obgleich wir das rhythmisch abgemessene Schlagen und Spritzen der großen und kleinen Ruder hören konnten, doch keine Stimmen. Von Zeit zu Zeit ließ ich ein Wachslicht über der dunkeln Wasserwüste als ein Lichtsignal für unachtsame und fahrlässige Kanoeführer aufleuchten. Durch dieses Mittel und dadurch, daß ich denen, welche von der Linie abschweifen würden, Strafen androhte, wurden die Kanoes zusammengehalten.

Wir waren in der Finsterniß drei Stunden lang ruhig vorwärts gefahren, als plötzlich ein gellendes Schreien nach „dem Boote" gehört wurde. Ich eilte sofort nach der Stelle und entdeckte zu meinem Erstaunen bald, daß runde, dunkle Gegenstände auf dem Wasser schwammen, die wir als Köpfe von Menschen erkannten, welche, nachdem ihr Kanoe untergegangen war, auf uns losschwammen. Wir zogen die erschreckten Leute an Bord und lasen auch vier Ballen Zeug auf, aber ein Kasten mit Munition und 400 Pfund Getreide waren untergesunken. Wieder ging es vorwärts, doch hatten wir kaum $^3/_4$ km zurückgelegt, als uns abermals ein durchdringendes, aus dem tiefen Dunkel ertönendes Jammergeschrei in Schrecken setzte. „Das Boot! o, das Boot!" erscholl es in kreischenden, wie von Rasenden ausgestoßenen Rufen. Als wir nach der Stelle zusteuerten, zündete ich ein Wachslicht an und setzte die Blätter eines Buches, in dem ich während des Nachmittags gelesen hatte, in Flammen, um den Schau-

platz des neuen Unfalls zu beleuchten. Köpfe von Menschen, die mit den Wogen kämpften, und schwimmende Ballen wurden auch hier in dem Wasser gefunden, dazu auch ein umgekehrtes Kanoe mit einer an seiner Seite klaffenden Spalte, und während wir die Leute unter die andern Kanoes vertheilten, hörten wir zu unserm Schrecken, daß auch fünf Flinten untergegangen waren. Zum Glück war aber kein Menschenleben und auch von unsern Gütern nichts weiter als vier Säcke Getreide verloren gegangen.

Mein Boot lief nun bei einer Befrachtung mit 22 Menschen und 30 Traglasten bis dicht an seine obern Planken im Wasser, und wenn ein frischer Wind sich erhob und wir dann nicht sogleich die Waaren über Bord warfen, mußte es ohne allen Zweifel sinken.

Durch die Finsterniß schrie ich jetzt den erschreckten Leuten zu, daß, wenn noch mehr Kanoes leck würden, die Mannschaft sofort die Getreidesäcke und die Perlen über Bord werfen und unter keiner Bedingung ihren Kahn verlassen solle, da sie flott bleiben und sich über Wasser halten könnten, bis ich zu ihrer Rettung heran käme.

Kaum hatte ich meine Anrede beendigt, als auch das beunruhigende Geschrei schon wieder ausbrach: „Meister, das Kanoe will sinken! Schnell, komm her. O, Meister, wir können nicht schwimmen!“ Wiederum eilte ich zu den Schreienden hin und unterschied im Dunkel zwei kräftig rudernde und fünf Wasser ausschöpfende Männer. Ich dachte eben darüber nach, wie ich ihnen wol Beistand leisten könnte, als schon wieder andere in das Geschrei ausbrachen: „Das Boot! Bringt das Boot hierher! So eilt doch — das Boot, das Boot!“ Dann rief wieder eine Stimme: „Wir sinken schon, das Wasser reicht uns an die Knie — komm zu uns, Meister, oder wir ertrinken! Bring das Boot her, lieber Herr!“

Es war offenbar, daß ein panischer Schrecken unter diesen verzagten Seelen wüthete und verursachte, daß sie mit reißender Schnelligkeit alle Kraft und Fassung verloren. Als Antwort auf ihr rasendes Geschrei und zugleich als die einzige Möglichkeit, uns zu retten, rief ich ihnen mit ernster Stimme zu: „Alle, die sich selbst retten wollen, müssen mir, so schnell sie nur können, nach den Inseln folgen, und ihr, die ihr nach Hülfe schreit, klammert euch an euere Kanoes fest, bis wir zurückkehren.“

Wir ruderten mit größter Anstrengung. Auch ging jetzt der Mond auf, und wir waren hoch erfreut, als wir nach einer halben Stunde Miandereh erblickten, auf das wir kräftig lossteuerten. Der helle Mondschein bewirkte auch, daß die Wangwana jetzt wieder frischen

Muth faßten; aber immer noch hörten wir das Jammergeschrei weit hinter uns: „Meister, o Meister! Bring dein Boot! — das Boot!“

„Horcht auf sie, meine Jungen, horcht!“ rief ich der Mannschaft meines Bootes zu, und sie entsprachen dem Zuruf, indem sie es durch das Wasser fliegen ließen, wenn auch die Wellen fast über seine Seitenwände hinwegschlängelten. „Rudert zu, meine Männer, bis die Ruder brechen; schießt wie ein Pfeil durch das Wasser; Leben und Tod hängt von euern Anstrengungen ab. Rudert wie Helden!“ Das Boot zischte förmlich durch die Wellen, während zehn Männer, mit der wildesten, verzweifeltsten Anstrengung sich hin- und herbiegend, ihm mit ihren Rudern gleichsam wie einem Renner die Sporen gaben.

Die Miandereh-Inseln stiegen vor unsern Augen jetzt immer größer und klarer empor. „Hurrah, meine Jungen, hier ist unsere Insel! Rudert zu und bietet dem schwarzen Wasser Trotz — euere Brüder sind in Gefahr zu ertrinken!“

Wir erreichten Miandereh und luden schleunigst Waaren sowie die Schiffbrüchigen aus; so erleichtert fuhr das Boot nochmals über die aufschäumende dunkle Seefläche hin, um den in Gefahr schwebenden Leuten Hülfe zu bringen.

Zwei Brüder, welche zu Kanoeführern gewählt worden waren, machten sich in dieser schrecklichen Nacht in hervorragender Weise bemerkbar. Jeder hatte seine besondere Mannschaft, Freunde und Leute desselben Stammes; sie hießen Uledi und Schumari, der erste war 25, der zweite 18 Jahre alt.

Als ich im Begriff war, mit meinem Boote nach dem Schauplatz der Katastrophe zurückzukehren, schossen zwei Kanoes wie Pfeile an mir vorbei. „Wer fährt da?“ fragte ich.

„Uledi's und Schumari's Kanoes“, erwiderte jemand.

„Sobald ihr euere Ladung gelöscht habt, kehrt augenblicklich zurück, um die Leute zu retten.“

„Das eben beabsichtigen wir zu thun, Inschallah!“ antwortete eine Stimme.

„Prächtige Kerle das, für diese stehe ich ein“, dachte ich. „Ihre ganze Handlungsweise und ihre Worte offenbaren, daß sie brav und muthig sind.“

Weiter eilten wir zur Errettung und bliesen das Horn, um unser Herannahen zu verkündigen. Wir fuhren noch an drei oder vier Kanoes vorüber, die ebenfalls eine Wettfahrt nach den Inseln machten. Gott sei Dank, der See war ruhig und der Mond schien hell und klar, ein goldiges Licht über die Gewässer verbreitend. „Ihr

seid brave Burschen; rudert zu, meine Söhne; denkt an jene armen Menschen auf dem See in sinkenden Kanoes!“ Meinen Bitten entsprechend rissen sie sich bei ihren gewaltigen Kraftanstrengungen fast das Herz aus dem Leibe; ihre schnell hin- und hergeschwungenen Gestalten, die tiefen Seufzer, welche ihrer Brust entstiegen, das dahinjagende Boot, der aufgeregte Steuermann, alles sympathisirte mit mir. Ich ergriff selbst eins der Ruder, um einen keuchenden Burschen abzulösen und die Kraft, welche jetzt das Boot über das Wasser trieb, zu verstärken. Es erschien mir wie ein belebtes Wesen.

Wir hörten nun die Hülferufe wieder. „O, das Boot! Meister, bringe das Boot her!“ klang es über den goldenen See von den sinkenden Kanoes zu uns her.

„Hört ihr, Leute? Vorwärts, daß die Ruder brechen — treibt das Boot über das Wasser. Wir werden sie noch retten; entweder noch in dieser Nacht oder niemals!“

Mit frischen Kräften flog jetzt das Boot vorwärts. Jede Fiber an unsern Körpern war gespannt und unsere Energie zu ihrer höchsten Entfaltung angeregt, und in fünf Minuten waren wir erst einem, dann einem zweiten und einem dritten Kanoe zur Seite, bis das Boot endlich wieder bis auf einen Zoll von seinen obersten Planken ins Wasser eingesunken war. Aber alle die Leute, Männer, Weiber und Kinder waren gerettet. Wir hatten gefürchtet, daß die Kanoes sinken würden, aber das leichte Material, aus welchem sie erbaut waren, besaß hinlängliche Tragkraft, um ihre Ladung schwimmend zu erhalten.

Wir harrten, bis weitere Hülfe käme, und alsbald sahen wir Uledi's und Schumari's Kanoes Seite an Seite heraneilen inmitten des hoch aufspritzenden Schaumes, da sie die angestrengteste Kraft starker Männer auf uns zu bewegte. Mit lautem Freudengeschrei hielten sie in ihrem wüthenden Jagen an unserer Seite an, und die ersten von ihnen uns hörbar zugerufenen Worte waren: „Sind alle gerettet?“

„Ja, alle“, erwiderten wir.

„El hamd-ul'-illah!“ (Gott sei Dank!) entgegneten sie mit Inbrunst.

Mit Hülfe dieser beiden Kanoes konnten wir wohlbehalten mit den 32 Männern, Weibern und Kindern und den sämmtlichen geretteten Waaren nach den Inseln zurückkehren. Unser Verlust während dieser schrecklichen Nacht beschränkte sich auf 5 Kanoes, 5 Flinten, eine Kiste mit Munition und 1200 Pfund Getreide.

Am nächsten Morgen ließen wir ein Drittel unserer Leute und

Waaren in Miandereh zurück und fuhren nach Singo voraus, das wir um 9 Uhr vormittags erreichten. Einige Kanoes wurden dann nach Miandereh zur Abholung der übrigen zurückgeschickt.

Man wird sich erinnern, daß während das Boot von Uganda zurückkehrte und bei Ito, einer $^3/_4$ km südwestlich von Singo liegenden Insel, vorbeifuhr, die Eingeborenen von Ito uns vertrieben, indem sie Steine nach uns schleuderten. Eine so zahlreiche Streitmacht, wie wir jetzt besaßen, konnte nicht mit gleicher Roheit empfangen werden, zumal da sie vor jeder Belästigung von unserer Seite sicher waren. Ich schickte deshalb Lukandjah und Mikonda, die Wakerewe-Führer, nach der Insel Ito ab, um den Eingeborenen auseinanderzusetzen, wer wir wären, und um ihre Besorgnisse vor etwaigen Repressalien zu verscheuchen. Lukandjah erzielte den besten Erfolg und brachte den Häuptling von Ito mit, der sich, um uns für die frühere grobe Behandlung einigermaßen Ersatz zu leisten, mit Friedensgaben in Gestalt von ein paar fetten Böckchen und mehrern Bündeln mürber Bananen ausgerüstet hatte. Die große Insel Komeh schickte am folgenden Tage auch ihren König, um sich mit uns zahlreiche Krüge kräftigen Bieres und viele geschlachtete Ziegen wohlschmecken zu lassen. Der König von Komeh verkaufte uns außerdem vier gute, fast neue Kanoes von hinlänglichem Gelaß, um uns vor weiterer Besorgniß zu sichern.

Die Wangwana waren nach den schrecklichen Erfahrungen, welche sie bei der Fahrt quer über den Eingang zum Speke-Golf gemacht hatten, auf die Nothwendigkeit einer genauen Besichtigung und sorgfältigen Ausbesserung ihrer Kanoes hingewiesen worden. In Kagehji hatte man diese Reparaturen äußerst flüchtig und oberflächlich vorgenommen, aber jetzt hatten die Leute die lebhaftesten Begriffe von der Nothwendigkeit des guten Kalfaterns und des sorgfältigsten Zusammenschnürens der Planken, und ihre Arbeiten wurden von Frank, Lukandjah und mir beaufsichtigt.

Siebenstündiges Rudern brachte uns am 24. Juni nach der Refuge-Insel und wir schritten sogleich zur Einrichtung eines befestigten Lagers an der Südseite derselben. Der 25. wurde auf den Bau einer großen Vorrathshütte für das Getreide und einer zweiten für die sonstigen Besitzthümer der Expedition verwandt, und die Hütte der Besatzung wurde mit gebührender Berücksichtigung einer scharfen und strengen Bewachung des Lagers gebaut.

Nachdem ich 44 Mann zur Garnison ausgewählt und Franz Pocock zu ihrem Hauptmann und Manwa Sera zu seinem Lieutenant

bestimmt hatte, denen die beiden Führer Lukandjah und Mikondo für den Fall, daß Besucher kämen, als Dolmetscher beigegeben wurden, und nachdem ich vier Kanoes für die Garnison zurückgelassen hatte, um auf Wunsch auch mit den Eingeborenen von Itawagumba verkehren zu können, trat ich am 26. meine Rückfahrt nach Usukuma an mit dem Boot, 17 Kanoes und 106 Mann.

Vier Tage später erreichten wir Kagehji um 9 Uhr abends. Da aber die Seefahrt äußerst stürmisch und beschwerlich gewesen war, so wurden bei der Musterung in der Bucht nur 14 Kanoes vorgefunden.

Als fünf Tage vergangen waren und wir von den noch immer fehlenden 3 Kanoes und den 13 Mann, welche sie gerudert hatten, durchaus keine Nachricht erhielten, schickte ich ein Kanoe mit zwei Wangwana und acht Wasukuma an den König Lukongeh und ließ ihn ersuchen, die Nachzügler, welche ohne Zweifel entweder desertirt oder von den Wakerewe abgefangen worden waren, aufsuchen zu lassen.

An demselben Tage kaufte ich auch von Kipingiri für 40 m Zeug ein großes Kanoe, welches 30 Mann aufnehmen konnte und das die Wangwana seiner sonderbaren plumpen Gestalt wegen das „Flußpferd" nannten. Es war aus Sykomorenholz verfertigt und am Hintertheil so verfault, daß ein einziger Tritt mit meinem Fuße ein Loch von 22 cm Durchmesser hineinstieß. Obgleich es ein altes Ding und so schwer es auch durch das eingesogene Wasser war, glaubte ich doch dasselbe noch zum Transport der Reitesel brauchbar machen zu können.

Während die Zimmerleute Uledi und Salaam Allah sowie zwei oder drei andere Führer mir bei der Ausbesserung des „Hippopotamus" in einer Höhle dicht am Rande des Wassers Hülfe leisteten, kam ein Mann zu uns herabgelaufen und schrie: „Schnell, schnell, Meister! Die Wangwana morden einander! Sie schlagen sich alle todt!"

Einen Mann zur Beaufsichtigung unserer Werkzeuge zurücklassend, liefen wir den Berg hinan und wurden Zeugen einer ganz entsetzlichen Scene. Ungefähr 30 mit Flinten bewaffnete Männer bedrohten einander in höchster Aufregung; andere schwangen Keulen oder Knotenstöcke; einige hielten Speere in drohender Stellung, während mehrere andere Messer in der Luft schwenkten. Von einer förmlichen Raserei schienen die bisher so wohlgesitteten Leute besessen zu sein. Ein Mann lag schon todt da mit einer gräßlichen, von einem Messerstich herrührenden Herzwunde, ein anderer, dem der Schädel mit einem Knotenstock zerschmettert war, lag auf der Erde hingestreckt, und der Vollbringer dieser Greuelthat kämpfte sich eben, eine lange Keule wüthend um sich schwingend, durch die Reihen eines stürmisch aufgeregten

Haufens hindurch, indem er auf Köpfe und Schultern dröhnende Schläge austheilte.

Einen derben Stock ergreifend, versetzte ich dem Wütherich blitzschnell einen so kräftigen Schlag auf seine Handknöchel, daß er die Keule fallen ließ und unter Beihülfe meiner Begleiter festgenommen werden konnte; darauf rief ich die Führer zu Hülfe herbei und es gelang uns, die Wüthenden zu entwaffnen. Dieses summarische Verfahren dämpfte gar bald den lärmenden Aufruhr. Als ich darauf bemerkte, daß wol das Pombe-Bier als eigentliche Triebfeder hinter dem ganzen Unheil stecken dürfte, ließ ich alle Nüchternen in Reihe und Glied antreten und fand auf diese Weise, daß 35 Wangwana vollständig betrunken waren.

Aus der genauen Untersuchung des Vorfalls ergab sich, daß Fundi Rehani der Mörder Membe's war, eines unserer kräftigsten Bootsträger, und daß derjenige, welcher dem andern Unglücklichen den Schädel eingeschlagen hatte, Rehani, der Bruder Membe's war. Beide wurden zum weitern Verhör und zur gerichtlichen, von dem Fürsten Kaduma, dem Araber Sungoro und den Wangwana-Häuptlingen geführten Untersuchung auf der Stelle eingesperrt. Die Pombekrüge wurden zerbrochen und sorgfältig nachgesucht, ob noch irgendwo Bier vorhanden sei.

Für dieses Blutvergießen auf dem Boden von Usukuma hatte ich aus meinen Zeugvorräthen zu bezahlen, um den Fürsten Kuduma zu besänftigen, und weitere Zahlung mußte für das zum Begräbniß ertheilte Privilegium geleistet werden.

Das Geschworenengericht, welches ich zusammenberief, um über diesen Rechtsfall zu erkennen, verurtheilte den Mörder zum Tode; da ich aber zu dieser äußersten Strenge der Bestrafung meine Zustimmung nicht geben wollte, so wurde das Urtheil in zweihundert Ruthenhiebe und Fesselung mit einer Kette bis zur Ankunft des Verbrechers in Sansibar, wo er seinem Fürsten übergeben werden sollte, umgeändert. Obgleich der betrunkene Tollkopf Rehani erst durch den Anblick seines ermordeten Bruders in die Rachewuth versetzt worden war, infolge deren er durch einen gewaltigen Schlag einem Kameraden den Schädel einschlug, so wurde er doch in Anbetracht, daß er das Leben eines unschuldigen Mannes in Gefahr gebracht hatte, zu 50 Ruthenhieben verurtheilt. Diese in Gegenwart aller Wangwana mit der gehörigen Feierlichkeit nach dem Buchstaben des Gesetzes ausgeführten Urtheilssprüche machten einen tiefen Eindruck auf dieselben, und ich zog insofern Vortheil aus dieser Scene, als ich die Aufmerk-

samkeit des „Stierköpfigen" Msenna und anderer, welche bei den Aufwallungen der Wuth am vorhergehenden Tage eine hervorragende Rolle gespielt hatten, auf die Bestrafung lenkte, welche der Begehung so schrecklicher Thaten ganz sicher auf dem Fuße folgen müsse.

Am 5. Juli kehrten zu meiner großen Freude die an Lukongeh zur Aufsuchung der vermißten Kanoes ausgesandten Kundschafter mit zwei derselben zurück, aber über das dritte erhielten wir erst ein Jahr später Nachricht, nach unserer Ankunft in Udjidji. Wir erfuhren nämlich, daß die Leute desertirt und mit ihren Flinten direct nach Unjanjembe gefahren waren. Die Mannschaft der uns jetzt glücklich zurückgebrachten Kanoes berichtete mir, sie seien durch den heftigen Wind dazu gezwungen worden, an dem Festlande von Ukerewe Schutz zu suchen, wo sie auf der Stelle ergriffen und zu Lukongeh hingebracht worden seien. Anstatt aber, wie dies die Eingeborenen in Bezug auf ihre Gefangenen erwarteten, todtgeschlagen zu werden, seien sie von dem König freundlich empfangen worden, der dadurch den Insulanern bewiesen habe, daß der weiße Mann nur nach seinen Befehlen gehandelt habe.

Nachdem ich am 6. Juli dem Fürsten Kaduma und seiner gewandten, lebenslustigen Gemahlin, sowie dem Araber Sungoro, dem Fürsten Kipingiri von Lutari, und Kurereh — obgleich die beiden letzten solche kaum verdienten — und noch vielen andern Abschiedsgeschenke überreicht hatte, schiffte ich alle Leute, Thiere und Effecten der Expedition ein und um 10 Uhr waren wir glücklich aus dem Bereiche der Macht und der bösen Absichten Kipingiri's und machten uns zugleich zum letzten mal von Kagehji los.

Es regte sich in meinem Herzen durchaus kein Gefühl des Bedauerns beim Verlassen dieses Ortes, wo die Expedition mehr als vier Monate lang ein Lager gefunden hatte. Nicht daß das Dorf etwa von allen zu einem behaglichen Leben nothwendigen Bedürfnissen entblößt gewesen wäre, denn diese gewährte es uns, oder daß mir die Eingeborenen in irgendeiner Beziehung zuwider gewesen wären, aber die Endziele, wegen deren wir in dieses Land gekommen waren, konnten durch einen nicht nothwendigen Aufenthalt an einem Orte nimmermehr erreicht werden. Es war eben einfach die Zeit gekommen, unsere Reisen wieder zu beginnen, und ich war darüber nur erfreut, denn der verwegene und schlechte Kipingiri übte, wie ich dies argwöhnte, fortwährend einen bösen Einfluß auf Kaduma aus.

Am 11. Juli kamen wir ohne irgendeinen Unfall wohlbehalten auf der Refuge-Insel an, wo ich die Garnison in einem höchst ge-

deihlichen Zustande vorfand. Durch den Einfluß des jungen Lukandjah, des Cousins des Königs von Ukerewe, waren die Eingeborenen des Festlandes dazu vermocht worden, ihr ungeschliffenes, schwer zugängliches Wesen gegen eine freundlichere Stimmung zu vertauschen, in der sie ihre Gäste herzlich willkommen hießen, und die Proceduren des Brüderschaftschließens waren in aller Form zwischen Manwa Sera von meiner Seite und dem König Kidjadju von Komeh, sowie dem König von Itawagumba andererseits vorgenommen worden.

Lukandjah, der recht wohl merkte, welche Achtung seine dunkelfarbigen Brüder vor jedem Inhaber von Macht und Gewalt hegten, hatte meinen Einfluß und die Zahl meiner Streitkräfte stark übertrieben, bis ein Freundesbündniß mit einem solchen Machthaber zu einem Lieblingsplane des Kidjadju wurde und ihn veranlaßte, dessen Verwirklichung durch einen reichen Tribut zu erstreben. Er hatte deshalb 3 fette Ochsen, 6 Ziegen und 50 Büschel Bananen und außerdem einen tüchtigen Vorrath köstlichen Marambaweins geschenkt, und die Besatzung meines Lagers hatte, wie ich fand, von diesen Nahrungsmitteln während meiner Abwesenheit von der Refuge-Insel ganz gut gelebt.

Ich schickte Frank ab, um Kidjadju's Freigebigkeit mit Zeug, Perlen und Draht zu belohnen, denn die fortwährende Angst, welche ich während des Hin- und Herreisens zwischen der Refuge-Insel und Kagehji wegen des sichern, wohlbehaltenen Zustandes meiner Leute und Effecten ausstand, hatte mir ein so ernstliches Unwohlsein zugezogen, daß ich fünf Tage lang nicht im Stande war, meine Hütte auf der Insel zu verlassen.

Am sechsten Tage jedoch verließ ich mein Bett und machte einen Spaziergang durch die Insel, auf welcher wir an jenem schrecklichen Tage unserer unter großer Gefahr bewerkstelligten Flucht aus Bumbireh einen Zufluchtsort und eine Erlösung aus unserer Noth und Gefahr, und jetzt für die Hälfte unserer Reisegesellschaft ungefähr einen Monat lang ein sicheres Asyl gefunden hatten. Der jüngere Theil der Leute kannte jeden Winkel, jede Spalte ihrer lieben Insel und fing an, sich auf ihr ganz heimisch zu fühlen. An der Ostseite der Insel waren von meinen Leuten ungefähr funfzehn Fruchtbäume voll köstlicher Beeren entdeckt worden, deren Geschmack an eine Mischung von Früchten des Flaschenbaums (Anona) und von reifen Stachelbeeren erinnerte. Diese kleine Frucht hatte zwei Kerne, welche kleinen Dattelkernen ähnlich sahen. Die Blätter des Baumes ähneln denen des Pfirsichbaums, die Früchte haben eine glatte Oberfläche und stehen zu dreien, das Holz ist zäh und biegsam. Es ist ohne Zweifel eine

Species der Verbenaceae. Die Garnison hatte nur die Hälfte der aufgefundenen Obstmasse verzehrt, sodaß bei meiner Ankunft mit einer Verstärkung von 150 Mann noch eine hinreichende Menge übrig war, um sie alle noch mit der süßen Frucht der Refuge-Insel zu erfreuen.

An demselben Tage besuchte mich Kidjadju, der König von Komeh, und wir waren beide sehr befriedigt voneinander. Er versah mich mit zwei Führern, die mich nach Uganda begleiten und mit Lukandjah und Mikondo wieder nach Komeh zurückreisen sollten. Ihr Beistand war mir nur insofern schätzbar, als sie mir die Namen der Oertlichkeiten zwischen der Refuge-Insel und Usongora angeben konnten.

In derselben Weise, wie wir Kagehji verlassen hatten, reisten wir auch von der Refuge-Insel ab, indem wir nämlich die Garnison einschifften und diejenigen, welche in Kagehji auf uns gewartet hatten, auf der Insel zurückließen, bis wir sie nachholen konnten.

Die Nacht wurde bei hellem Mondschein mit einem wilden Tanz zugebracht und die drei dabei anwesenden Könige nahmen heiter und froh wie Kinder an dem muntern Tanzvergnügen theil.

Der alte Kidjadju zeichnete sich ganz außerordentlich bei dem wildphantastischen Zehentanze aus; Itawagumba, auf die Balletleistungen seines Onkels eifersüchtig, strengte sich mit rasender Energie an, und der starke Häuptling von Bwina sprang in die Luft wie ein Gymnastiker am fliegenden Trapez. Der junge Lukandjah aus Ukerewe und sein königlicher Verwandter Mikondo tanzten mit seiltänzerischer Gelenkigkeit und großer Verve in dieser Nacht ihr Debut, und die hundert Krieger von dem Festlande begleiteten den Tanz mit einem so lungenkräftigen Gesang, daß die kolossalen Felsen der Refuge-Insel, aus ihrem Nachtschlummer aufgeweckt, die wilden Harmonien wiederholten. Die Wangwana, unter der Leitung Frank's und des braven Manwa Sera, erweiterten den großen Kreis noch um 150 Männer und 20 Frauen, und alle Stimmen fielen in das Lied mit ein, welches der alte Kidjadju zur Feier des Tages sang, an welchem der weiße Befehlshaber mit dem König von Komeh Brüderschaft geschlossen hatte.

Auch an Erfrischungen fehlte es nicht, um die Tänzer noch fröhlicher zu machen; große Massen von Ochsenfleisch wurden über hellleuchtenden Feuern geröstet und viele Krüge voll Bier und Maramba, welche Bwina und Komeh gespendet hatten, zogen die Aufmerksamkeit der durstigen Tänzer besonders auf sich.

Als wir die Refuge-Insel am Morgen des 18. Juli verließen, suchten die uns von Kidjadju, dem Könige von Komeh, mitgegebenen Führer den Schutzgeist des Sees mit Perlen, welche sie ihm bei dieser

Gelegenheit opferten, günstig zu stimmen und beschworen ihn mit dem Anrufe:

„Sei freundlich dem weißen M'kama, o Niandja, ich ermahne dich! Verleih' ihm eine sichere und glückliche Fahrt über deine weiten Gewässer!"

Von der Insel Kasaradsi aus, auf welcher wir die Nacht zubringen wollten, bewunderten wir einen ganz herrlichen Sonnenuntergang. Der westliche Himmel bis halb zum Zenith empor erglühte ungefähr eine Stunde lang in einer strahlenden Goldfarbe, welche mit dem Reflex ihrer glänzenden Tinten Berge, Hügel, Ebenen und den See übermalte.

Am nächsten Tage segelten wir nach der Insel Wawisua, und nachdem wir am 20. bei den pittoresken Inseln Misomeh und Rumondo vorbeigefahren waren, wobei jedes Kanoe kleine aus den Lendenbekleidungen der Mannschaft improvisirte Sturmsegel hißte, um von dem starken Südostwind Nutzen zu ziehen, steuerten wir nach der Insel Nameterre, wo wir ohne Unfall ankamen.

Die Wangwana waren jetzt vollkommen ausgebildete Matrosen. Sie hatten große Fertigkeit in der Handhabung der kurzen Schaufelruder sowol als auch der langen Ruder und im Gebrauch der Segel erlangt und jeder einzelne wußte nunmehr, wo sein rechter Platz war und wo er seine Fähigkeiten verwenden mußte. Diese Befähigung wurde auf sehr sichtbare Weise entfaltet, während der langen Fahrt von Wawisua nach der Insel Nameterre, wobei sie den Wellen und dem Winde ganz brav Trotz boten und durch ihre tapfere Ausdauer mein wärmstes Lob ernteten.

Am 21. Juli kamen wir bei der Insel Mahjiga an, der südöstlichsten in der gefürchteten Bumbireh-Gruppe, welche, wie ich dies nach einer sorgfältigen Besichtigung als sicher annahm, unbewohnt war.

An einer kleinen Bucht an der Westseite entdeckten wir Ueberreste eines großen Lagers, das nach der Gestalt der kuppelähnlichen Hütten und der mit Hauben überwölbten Thüren zu urtheilen, sicherlich von Waganda erbaut worden war. Doch welches Kriegsheer der Waganda konnte so weit nach Süden vorgedrungen sein?

Da wir uns jetzt in einer sehr gefährlichen Nachbarschaft befanden, und da überdies eine kleine Abtheilung auf dieser Insel zurückbleiben mußte, bis der Rest der Expedition von der Refuge-Insel hergeholt werden konnte, so erschien uns der Bau eines regelrechten Lagers unbedingt nothwendig; zu diesem Zwecke wurden denn auch alle Hände mit dem Lichten des Gebüsches und Gestrüpps bis auf

eine Entfernung von 200 m vom Strande der Bucht beschäftigt und eine $3\frac{1}{2}$ m breite Straße wurde von der Südseite der Insel Mahjiga bis zu ihrem Nordende durch den Wald gehauen.

Um 5 Uhr nachmittags näherten sich, während wir noch mit unserer Arbeit beschäftigt waren, zwei große Kanoes aus der Richtung der Insel Iroba vorsichtig unserer Bucht. Sie gaben sich offenbar viel Mühe, über die Zahl unserer Kanoes Gewißheit zu erlangen, und wir konnten bemerken, daß sie die Zahl der Menschen auf der Insel zusammenzurechnen suchten, ehe sie noch ein Wort sprachen. Schließlich riefen sie uns an und Lukandjah aus Ukerewe und der von Kidjadju mitgegebene Führer wurden aufgefordert, ihnen zu antworten.

Die Unterredung, welche für uns von großem Interesse war, da wir sehr begierig darauf waren zu erfahren, was wir von Bumbireh zu erwarten hätten, nahm folgenden Verlauf:

„Ist dies der weiße Befehlshaber, der in Bumbireh war?"

„Ja."

„O, so ist er denn nicht auf dem Niandja zu Grunde gegangen?"

„Nein, er lebt und ist zurückgekehrt."

„O! Der weiße Mann soll nicht auf Iroba böse sein. Wir haben ihn nicht beunruhigt, deshalb hat er auch keine Ursache, uns zu grollen. Die Leute auf Bumbireh sind schlimm. Wozu ist der weiße Anführer gekommen?"

„Er ist auf der Reise nach Uganda."

„Wie kann er nach Uganda fahren? Weiß er denn nicht, daß Bumbireh auf seinem Wege liegt und Ihangiro ein scharfes Auge auf ihn haben wird? Will er etwa fliegen?"

„Nein, er wird auf dem Wasser in seinen Kanoes vorwärts reisen. Sagt in Bumbireh, daß der weiße Mann sich nicht fürchtet; seine junge Mannschaft ist sehr zahlreich. Wenn die Männer in Bumbireh sich mit ihm zu versöhnen wünschen, so laßt Schekka die gestohlenen großen Ruder zurücksenden, und dem weißen Mann wird das lieb sein."

„Magassa", erwiderten sie, „welcher auf jener Insel, auf der ihr euch befindet, sein Lager gehabt hat, empfing die Ruder von Schekka und er hat sie mit sich genommen in dem Glauben, daß ihr auf dem Niandja verloren gegangen wäret."

„Der weiße Befehlshaber ist nicht verloren gegangen; er ist hier. Wenn es wahr ist, daß die Ruder nach Uganda gebracht sind, so laßt Schekka sich mit dem weißen Befehlshaber aussöhnen und ihm zwei oder drei Männer senden, um mit ihm nach Makongo in Usongora oder nach Uganda zu gehen, wie dies Lukongeh von Ukerewe und

Kidjadju von Komeh gethan haben, und dann werden zwischen ihnen keine Zänkereien mehr sein."

„Schekka ist sehr stark und die Männer von Bumbireh sind kühne Krieger. Antari von Ihangiro, der große König, ist noch stärker und Schekka ist sein Sohn. Dieser ganze Niandja hier herum ist sein Wasser, und sie werden euch nicht vorbeilassen. Was wird der weiße Befehlshaber thun?"

„Sagt Schekka und seinem Vater Antari, daß der weiße Mann hier viele Tage bleiben wird. Es wird ihm lieb sein, von ihnen gute Worte zu hören. Wenn er bereit ist fortzugehen, so wird er es ihnen zu wissen thun. Wenn der König von Iroba des weißen Befehlshabers Freund ist, so laßt ihn Nahrungsmittel zum Verkauf hierher senden."

Nachdem sie alle unsere Aufträge zu besorgen und am nächsten Morgen Nahrungsmittel zu bringen versprochen hatten, ruderten die beiden Kanoes weg, wobei sich zwei oder drei aus ihrer Mannschaft durch ein höhnisches Lachen bemerkbar machten.

Am Morgen des 23., ungefähr um 10 Uhr, näherte sich uns ein anderes, 15 Mann enthaltendes Kanoe von Iroba her in einer kecken, trotzigen Weise. Wir fragten die Leute, ob sie uns Proviant zum Verkauf brächten. Sie entgegneten: „Nein; aber ihr werdet nachgerade Nahrungsmittel in Masse erhalten." Nachdem sie unser Lager mit genau forschenden Blicken betrachtet hatten, wandten sie sich zur Abfahrt um, wobei sie ihrer Verachtung durch eine Methode Ausdruck gaben, welche ringsum an den Küsten von Uvuma, Uganda, Usongora und Ukerewe üblich ist, nämlich mit den Ruderschaufeln Wasser hinter sich in die Luft zu werfen. Man versteht dieses Manöver dort ebenso gut, wie die englische Jugend die Geberde zu deuten weiß, wenn jemand den Daumen an die Nase legt.

Lukandjah lächelte, als er dies sah, und auf meine Bitte, mir seine stillen Gedanken mitzutheilen, sagte er bedeutungsvoll: „Diese Leute meinen damit etwas."

Am 24. schickte ich, lange vor der Morgendämmerung, damit die Leute von Iroba oder Bumbireh ihre Abfahrt nicht ausspähen sollten, 16 der größten Kanoes unter Manwa Sera's Führung ab, um die zurückgebliebenen Mitglieder unserer Expedition von der Refuge-Insel abzuholen. Vorher hatte ich es ihm wiederholt eingeschärft, vorsichtig zu sein und durchaus keine Thorheit zu begehen.

Unser Lager war nun vollkommen fertig und bot einen so reinlichen und ordentlichen Anblick dar, wie er durch zweitägige Arbeit

nur irgend herzustellen war. Auf dem höchsten Theile der Insel wurden auch Wachhütten errichtet und fünf Mann unter einem Führer dorthin abgeordnet mit der Verpflichtung, stetig zu beobachten. Die bei mir auf der Insel zurückgebliebene Garnison bestand aus 45 Mann und den vier von meinen Freunden Lukongeh und Kidjadju mir mitgegebenen Führern.

Auch an diesem Tage kamen Kanoes von Iroba, und wir zeigten ihrer Mannschaft, da sie auf dem Wasser blieb, aus der Ferne Perlen und Zeug, Armringe von Kupfer und glänzenden Messingdraht. Als Erwiderung auf diese unsere mimische Betheuerung freundlicher Gesinnungen und auf unser Anerbieten, sie zu beschenken, spritzten sie Wasser gegen uns empor und antworteten mit Spott und Hohn.

Nach reiflicher Ueberlegung stimmte ich aber am 25., als die Iroba-Insulaner wiederkamen, einen ernstern Ton an, denn ich hatte bemerkt, daß zu viel an diese Wilden verschwendete Freundlichkeit von ihnen doch nur falsch gedeutet werde und uns verächtlich mache. Ich sagte ihnen also, daß der König von Iroba seine Freundschaft durch Uebersendung verkäuflicher Nahrungsmittel bis zum Mittag des nächsten Tages beweisen müsse, daß ich, da er doch gewiß mit seinem Nachbar, dem König von Bumbireh, in Verbindung stehe, entweder die Zurückgabe der Ruder oder die Uebersendung von zwei oder drei Männern als Bürgen für meine Sicherheit und als Unterpfand des Friedens auf das bestimmteste erwarte, da ich die mir feindselige Gesinnung sehr wohl kenne, und daß ich, da ich nach Uganda weiter reisen müsse, bevor ich das Leben von Weibern und Kindern in schadhaften und gedrängt vollen Kanoes auf das Spiel setzte, die Gewißheit erlangen müsse, daß man mich in Frieden weiter fahren lasse und nicht mitten auf meinem Wege angreife.

Die durch den Ton meiner Stimme etwas eingeschüchterten Eingeborenen versprachen, daß die Absendung von Proviant, von Bananen, Milch, Honig, Hühnern, sogar von Ochsen, für den weißen M'kama, wie sie sagten, nicht länger verzögert werden solle.

Am Morgen des 26. berichteten die Leute auf dem Beobachtungsposten, daß sie eine große Menge Kanoes von dem Festlande aus nach der großen Insel Bumbireh zufahren sähen. Ich stieg zum Gipfel hinauf und zählte mit Hülfe meines Fernrohrs 18 mit Männern dicht besetzte Kanoes und beobachtete sie, bis sie um die westlichste Spitze von Iroba herum nach Bumbireh zu gerudert waren. Daß ein Sturm im Anzuge sei, war mir ganz klar, aber wie und in welcher Gewalt das Unheil hereinbrechen werde, konnte ich nicht sagen.

Es erschien wahrscheinlich, daß sie die Insel in der Nacht angreifen würden, da sie wußten, daß zu dieser Zeit unsere Zahl nicht eben groß sei. Dies war ein sehr wohl möglicher Anschlag, denn die Inselbewohner waren, wie ich dies bereits erfahren hatte, keine Schwachköpfe, sondern entschlossene und tapfere Männer. Was sollte ich aber mittlerweile in einer solchen Lage thun?

Ich wartete bis 3 Uhr nachmittags auf den König von Iroba. Er kam nicht. Daß ich sofort zum Handeln schritt, erschien mir deshalb als gebieterische Nothwendigkeit.

Ich bemannte mein Boot und vier der Kanoes mit 35 Mann, nur Safeni mit 14 Mann zurücklassend mit dem Auftrage, unser Lager und die Insel zu decken, und fuhr geradezu auf Iroba los, um zu recognosciren. Als wir näher herankamen, bemerkten wir Spuren von Aufregung und Unruhe an der Küste. Ich steuerte direct dem einem Dorfe gegenüberliegenden Strande zu und landete. 25 von meinen Leuten wurden zum Plänkeln längs der Küste vertheilt, um bei der Ausführung meines Vorhabens nachdrücklich mitzuwirken. Lukandjah aus Ukerewe erhielt den Auftrag, den König von Iroba und seine Aeltesten zu einer Unterredung einzuladen, oder wir würden den Kampf beginnen.

Sie kamen zu uns, ungefähr 15 an der Zahl. „Stelle ihm vor, Lukandjah", sagte ich, „daß Iroba sich insofern schlecht benommen hat, als er seine jungen Leute abschickte, um uns zu verhöhnen. Da er mich schon so viele male belogen hat, so müssen er und zwei seiner Häuptlinge mich in mein Lager begleiten. Es wird ihm kein Haar gekrümmt werden, aber er muß bei mir bleiben, bis Schekka von Bumbireh in meinen Händen oder der Friede in der von mir vorgeschlagenen Weise geschlossen ist.

Ohne daß wir Gewalt anzuwenden brauchten, gingen der König von Iroba und zwei Häuptlinge ruhig in mein Boot. Als sie Platz genommen hatten, wurde der König ersucht, seiner jungen Mannschaft Instructionen zu ertheilen, wie der König und zwei Häuptlinge von Bumbireh zu Gefangenen gemacht werden könnten; auch wurde das feierliche Versprechen gegeben, daß der König von Iroba und seine Freunde in dem Augenblick, wo die Häupter von Bumbireh im Lager erschienen, freigelassen werden sollten. Die Eingeborenen von Iroba, welche sich währenddessen an dem Strande versammelt hatten, gingen mit großer Lebhaftigkeit auf diesen Plan ein. Sie erklärten, daß sich schon am nächsten Tage Schekka in meinen Händen befinden solle.

Am Morgen des 27. kam ein Kanoe von Iroba mit Lebens-

mitteln für den König und die Häuptlinge und mit dem Bericht, daß ihr Unternehmen in Bumbireh misglückt sei. Einer der jungen Leute, der mir als der Sohn des Königs vorgestellt wurde, erbot sich, anstatt seines Vaters dazubleiben, während der König selbst versuchen werde, sich der Person Schekka's zu bemächtigen. Dieses rührende Vertrauen machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich den König von Iroba freiließ, nachdem ich ihn dazu gebracht hatte, mit einem von den Wangwana feierlichst Brüderschaft zu schließen.

Um 5 Uhr nachmittags brachte der König von Iroba, getreu seinem Versprechen, daß er meinen Wunsch erfüllen werde, den verrätherischen König von Bumbireh nebst zweien seiner Häuptlinge. Nachdem er auf Mahjiga gelandet und wiedererkannt worden war, wurde sein Erscheinen mit einem lauten Jubelgeschrei von seiten der Wangwana begrüßt. Es war nahe daran, daß er mishandelt wurde, und wäre ich nicht gegenwärtig gewesen, so würde er ohne Zweifel von der in Wuth versetzten Bootsmannschaft ermordet worden sein. Aber sie ließen sich besänftigen, als man ihnen sagte, daß sein Leben und seine Dienste für uns nothwendig wären, und daß eine gute Behandlung uns seine Freundschaft und friedliche Beziehungen zu Bumbireh sichern könne.

Der Zweck, wozu ich mich der Person des Königs von Bumbireh und seiner zwei Häuptlinge bemächtigte, dürfte wol leicht errathen werden. Man muß es bereits bemerkt haben, daß Schwäche und Unentschlossenheit oder, mit andern Worten, zu weitgehende Sanftmuth und Mangel an Festigkeit sich bei verschiedenen Gelegenheiten früher als sehr nachtheilig erwiesen hatten. So hatte z. B. die Bedenklichkeit und Unschlüssigkeit, welche uns unmittelbar nach der von den Wanjaturu begangenen Mordthat von energischen Maßregeln abhielt, dieselben zu der Annahme verleitet, daß die Furcht vor ihnen uns davon zurückhalte; die auf der Insel Ngevi geübte Nachsicht und Geduld brachte uns nur um so größern Verdruß und Schaden; unsere bei Mombiti in Uvuma gezeigte Milde und Freundlichkeit reizte nur die Wilden zu einem Angriff, indem sie Steine gegen uns schleuderten; unsere langmüthige Mäßigung veranlaßte während der Fahrt auf den Wasserstraßen zwischen Uvuma und Ugejeja die Wavuma, zur Seeräuberei und rohen Gewalt überzugehen; unser geduldiges Benehmen in Bumbireh verleitete die Eingeborenen zu dem Wahn, daß sie uns wie Lämmer ermorden könnten; so verdiente denn auch unsere Versöhnlichkeit in Iroba die Verachtung der Eingeborenen und sie wurde uns auch reichlich zutheil; und hundertmal konnte ich später noch

beobachten, daß der Wilde nur vor der Macht, Kühnheit und Entschiedenheit Respect hat, und daß er von den Grundsätzen, welche das Benehmen eines Christen gegen seinen Nebenmenschen leiten, durchaus keine Vorstellung hat. Mäßigung und Nachsicht ist für ihn gleichbedeutend mit Feigheit; Milde, Geduld und Gleichmuth erscheinen seinem unentwickelten unvernünftigen Geiste nur wie Beweise von weibischer Weichlichkeit. Aber die mordgierigen Wanjaturu lernten, als wir schließlich aus unserm Lager hervorbrachen, freilich für sie zu spät, daß hinter unserer für weibisch gehaltenen Sanftmuth doch Macht und Kraft verborgen lag; die verwegenen Wakamba auf der Insel Ngevi wurden erst zur Besinnung gebracht, als sie über den Knall des Revolvers erschraken; die Absicht der trotzigen und unerschrockenen Wavuma, uns zu ermorden, wurde nur durch schnelles und energisches Handeln vereitelt; die verrätherischen Steinschleuderer in Mombiti standen erst von ihrem Angriff ab, als auf sie gefeuert wurde; die wilden Wa-Bumbireh bekamen erst Achtung vor uns, als wir uns ihnen als tapfere Männer zeigten; der schlaue König von Iroba wurde erst dann wirklich unser Freund, als wir ruhig und gelassen unsere Macht zeigten, und nachdem seine Unverschämtheit schnell angewachsen war, wurde er durch die Entfaltung ernster Strenge ebenso schnell eingeschüchtert.

Aber Gewalt ohne Hochherzigkeit und Edelmuth ist einfach Brutalität und Tyrannei und bringt nur eine vorübergehende Wirkung hervor. Wenn ich dem König von Bumbireh und seinen Unterthanen nur zeigen konnte, daß der erste Weiße, den sie zu Gesicht bekommen hatten, in seinem Wesen außerordentlich sanft war, bis er gereizt wurde, daß er aber, obgleich stark und mächtig, wenn man ihn erzürnte, doch nachher ein hochherziger Mann war, so würde ich, wie ich meinte, einen dauernd guten Eindruck in ihrem Geiste zurücklassen. Obgleich Schekka's Gefangennehmung nothwendig war, um die friedliche und ungefährdete Fahrt der Expedition zwischen Bumbireh und Ihangiro zu sichern, so waren seine gute Behandlung und möglichst baldige Entlassung doch nicht weniger nothwendig, vorausgesetzt, daß während seiner Haft nicht etwa ein ernster Vorfall uns daran hinderte, mit ihm gnädig zu verfahren.*

---

* Livingstone sagt in seinen „Last Journals“ (I, 32): „Es mag wol zu ihrem Besten gedient haben, daß die Engländer auf solche Weise als Leute bekannt geworden sind, welche, wenn sie ungerechterweise, wie es uns bei dieser Gelegenheit ganz gewiß geschah, angegriffen werden, sehr derbe Schläge austheilen können.“ Andere Beispiele könnten aus den Werken Livingstone's zur Klarlegung seiner Ansichten über derartige Fälle citirt werden.

Als Schekka es nun inne wurde, daß er sich in der Gewalt derer befand, welche er mit zügelloser Wildheit gröblich beleidigt und welche er gezwungen hatte, sich allen Schrecken des stürmischen Sees auszusetzen, noch dazu ohne Lebensmittel und ohne die Möglichkeit, ein gegen die während der Regenzeit herrschenden Stürme und Gewitter schützendes Obdach aufzusuchen, so wurde sein Benehmen ebenso kleinlaut und kriechend, wie es grimmig wild gewesen, als wir uns in der entgegengesetzten Lage zueinander befanden. Er wurde aber in mildem Tone darüber aufgeklärt, daß wir ihm nicht nach dem Leben, sondern nur nach unserer eigenen Sicherheit trachteten, daß er in Haft behalten werde, um uns dadurch, daß wir ihn persönlich in unserer Gewalt hätten, vor Gewaltstreichen sicherzustellen; daß wir, solange er unser Gefangener sei, nicht zu befürchten brauchten, von Antari von Ihangiro und den Bewohnern Bumbirehs in der Nacht angegriffen zu werden, da sie ja wüßten, daß wir in ihm das Mittel besäßen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Der König geruhte nach diesen Versicherungen ganz mittheilsam zu werden und verrieth uns, daß Antari bei Tag und Nacht eine große Streitmacht auf Bumbireh zu sammeln im Begriff stehe, um uns auf der Insel Mahjiga anzugreifen. Er theilte uns auch mit, wie Antari's Vater im Bunde mit Kitawa in frühern Tagen eine lange Zeit hindurch der vollständigen Heeresmacht des großen Suna von Uganda Trotz geboten habe, und war begierig zu erfahren, wie denn eine so kleine Schar von Männern, wie wir wären, hoffen könnte, einem Antari* (oder Löwen) von Ihangiro zu entrinnen.

Es wurde Schekka gerathen, daß er, da wir im Falle eines Angriffs ganz gut wüßten, wie wir uns vertheidigen könnten, sehr wohl daran thäte, wenn er den Bewohnern von Bumbireh und Antari mittheilte, daß wir, weit entfernt sie zu beunruhigen oder ihnen lästig zu werden, vielmehr zwischen den Wangwana und den Eingeborenen sehr gern friedliche Beziehungen herstellen möchten. Wir gestatteten es deshalb drei der Eingeborenen von Bumbireh, welche mit Schekka und seinen zwei Häuptlingen gekommen waren, mit dem König von Iroba und seinen Freunden abzureisen.

Um 9 Uhr vormittags erschien der König von Iroba wieder, diesmal mit Geschenken von Milch, Honig, Bananen und einem fetten Böckchen. Wir vergalten ihm die Freundlichkeit auf das freigebigste, nicht ohne in politisch kluger Weise uns den Anschein zu geben, als

* Antari oder „der Löwe" ist ein Lieblingsname bei den Wakuma-Stämmen.

wenn wir nur auf den Vortheil Schekka's und der Eingeborenen bedacht wären.

Um Mittag erschienen wieder drei große Kanoes, je 20 Mann enthaltend, von Ihangiro, unter dem Befehl von Antari's erstem Aeltesten. Wir ließen sie landen, obgleich sie der Garnison auf der Insel überlegen waren. Bevor ich ihnen aber die darauf bezügliche Erlaubniß ertheilt hatte, wurde Frank beauftragt, 30 Mann unter Waffen bereit zu halten, um einem Verrathe oder einer Ueberrumpelung vorzubeugen.

Wir begrüßten sie freundlich, aber in ihrem Wesen lag eine gewisse stolze Zurückhaltung.

„Was sagt der König Antari?" ließ ich durch Lukandjah fragen.

„Antari fragt: «Warum seid ihr in seine Gewässer gekommen und habt auf seiner Insel ein Lager aufgeschlagen?»"

„Wir sind gekommen, weil wir auf unserm Wege nach Uganda hier vorbeifahren müssen, und wir sind auf Mahjiga geblieben, um auf unsere Leute zu warten. Da ich nicht Kanoes genug besitze, um meine Leute und mein Eigenthum auf einmal fortzuschaffen, so muß ich einige hier zurücklassen, während ich selbst mit der ersten Hälfte der Reisegesellschaft nach Uganda vorangehe. Ich wünsche von Antari die Versicherung zu erhalten, daß ich auf meiner Fahrt längs der Gestade Bumbirehs nicht angegriffen werden solle, und daß auch die Abtheilung, welche während meiner Abwesenheit auf dieser Insel zurückbleiben muß, nicht beunruhigt werden solle. Was sagt ihr?"

„Antari sagt, daß er ein großer und starker König ist. Das ganze Festland, welches ihr seht, von Rumondo bis zum Lande Kitawa's gehört ihm und ebenso alle diese Inseln und Gewässer. Er hat nie zuvor Fremde auf dem See fahren sehen; sie sind stets zu Lande gereist. Er sagt: ihr müßt zurückfahren."

„Sagt ihm, daß wir dies nicht können", erwiderte ich. „Dieses Wasser gehört jedem Fremden ebenso gut wie der Wind. Die Insel mag ihm gehören, aber es wohnt niemand auf Mahjiga, und den Felsen wollen wir keinen Schaden zufügen."

„Antari sagt, er will nur unter der Bedingung Frieden schließen, daß ihr zurückgeht. Er sendet diese drei Büschel Bananen an euch, und dieses Weib und Kind."

„Wir treiben keinen Sklavenhandel und drei Büschel Bananen können uns nichts nützen. Wir verlangen die Erlaubniß zu einer ruhigen und friedlichen Durchreise nach Uganda, und wenn uns Antari viele Bananen schicken will, so wollen wir sie kaufen, da wir viele Leute bei uns haben, welche wir satt machen müssen."

„Dann sagt Antari, daß er euch bekriegen und euch alle tödten will.“

„Ah, sagt er wirklich jene Worte?“

„Ja, Antari sagt jene Worte.“

Ich flüsterte Frank zu, Schekka herbeizuholen, und dieser wurde unmittelbar darauf in die Versammlung eingeführt. Sobald sie ihn sahen, standen sie alle bis zum letzten Mann mit drohenden Geberden auf. Wir erhoben uns ebenfalls in einer kampfbereiten Stellung, was sie überzeugte, daß Gewalt nutzlos war. Ich sagte darauf zu den Aeltesten:

„Setzt euch und überbringt dem König Antari meine Worte. Macht euere Ohren weit auf und versteht mich wohl. Antari ist Mtesa's Sklave; ich bin Mtesa's Freund. Antari's Volk beraubt Mtesa's Freund und sucht ihn zu ermorden, aber er ist entronnen und jetzt auf seiner Reise zu Mtesa zurückgekommen. Abermals beschäftigen sich Antari und seine Unterthanen damit, zum Kriege gegen den Freund Mtesa's — welcher Antari's Oberherr ist — zu rüsten. Er sendet viele Kanoes und Hunderte von Kriegern nach Bumbireh. Er sendet auch drei Kanoes, um mir anzukündigen, daß er im Begriff steht, mich zu bekämpfen und vielleicht — ihr wißt es am besten — Schekka zu befreien, den ich als Unterpfand für meine Sicherheit bei mir behalte. Sagt Antari, daß der weiße Mann kein Weib ist und daß er für Lügenworte keine Ohren hat. Er beabsichtigt nach Uganda zu reisen, mag es ihm nun Antari erlauben oder nicht. Wenn Antari den Kampf will, so sagt ihm, er möge sich daran erinnern, wie der weiße Mann aus Bumbireh entkommen sei. Der weiße Mann verlangt nach Frieden, aber er fürchtet sich nicht vor Antari. Nun geht und überbringt jedes Wort dem König und morgen um die Mittagsstunde muß ich seine Antwort erhalten haben oder ich werde Schekka und seine zwei Häuptlinge nach Uganda mitnehmen und dieselben an Mtesa ausliefern.“

Ohne ihnen Zeit zu weitern Erwägungen und Betrachtungen zu lassen, drängten wir sie, nicht mit Gewalt, aber mit fester Entschlossenheit vorwärts nach ihren Kanoes zu. Als der vornehmste Aelteste aus seiner Bestürzung wieder zu sich gekommen war, was erst geschah, als er sich in seinem Kanoe sicher fühlte, schien es in seinem Geiste so weit zu dämmern, daß er merkte, wie ich absichtlich Gewaltmaßregeln vermeiden wollte, und er sagte:

„Laßt den weißen Mann in Frieden. Ihr habt Antari's Sohn Schekka in euern Händen. Antari wird mit euch kämpfen. Ich werde

mit ihm aufrichtig sprechen, und wenn die Sonne hoch steht, werde ich mit Worten des Friedens zurückkehren."

„Das ist gut. Sage dem König Antari, seinem Sohne solle kein Leid zugefügt und er solle an sein Volk wieder ausgeliefert werden, sobald wir vor Bumbireh unversehrt vorbeigefahren sein werden."

Dies waren Tage, welche viel Vorsicht erheischten, denn der erste falsche oder schwachherzige Schritt hätte sicher den Untergang der Expedition herbeigeführt, deren Mitglieder ich durch mein Ehrenwort nach meinen besten Kräften zu beschützen und zu vertheidigen verpflichtet war. Sie hatten sich nur unter der Bedingung in meine Dienste begeben, daß ich für ihre Sicherheit sorgen solle, und sie betrachteten mich wie einen treuen Wächter, der ihr Leben mit väterlicher Sorgfalt beschützen werde. Nach meiner Meinung hätte ich, wenn ich alle Umstände in Betracht zog, auf keine Weise Angriffe und Belästigungen besser vermeiden können, als indem ich, während die Wilden mit Eifer zum Kampfe rüsteten und auf beleidigende Weise prahlten, so handelte, wie ich berichtete.

Um 4 Uhr nachmittags sahen wir eine kleine Flotte von sechs braun angestrichenen Kanoes näher kommen, welche mitten auf dem Kanale zwischen Bumbireh und Ihangiro hindurchgefahren waren. Wir erkannten bald, daß es Waganda waren, und als der Befehlshaber, welcher mit lauten und warmen Begrüßungen empfangen wurde, ans Land gestiegen war, gab er an, daß er Sabadu heiße.

Er theilte uns bald mit, daß er zwei Aufträge zu besorgen habe; erstens solle er bis nach Kagehji in Usukuma gehen, um den Araber Sungoro nach Uganda zu geleiten, und zweitens um Nachrichten über mich selbst einzuholen. Er sagte uns auch, daß der lange für verloren gehaltene Magassa nach seiner Rückkehr nach Uganda berichtet habe, daß ich entweder von den Wilden auf Bumbireh ermordet worden oder im See zu Grunde gegangen sei. Er war mit den Rudern und der Trommel zu Mtesa zurückgekehrt, der über den Anblick derselben sehr betroffen war, denn er glaubte, daß wir ermordet worden sein müßten, da die Ruder doch unsere „Füße" wären. Aber da sonst nichts gefunden wurde, wie z. B. Spuren oder Theile des Bootes, so fing Mtesa an, jene Berichte zu bezweifeln, und er hatte deshalb Sabadu beauftragt, aller Orten genaue Nachforschungen nach mir anzustellen, und hatte außerdem Magassa mit einer starken Streitmacht zu Lande nach Usongora und Ihangiro und einen Mtongoleh Namens M'kwanga mit einer Flotille von acht Kanoes abgesandt, um zu Wasser längs aller Küsten noch schärfer und sorgfältiger nach mir zu

suchen. Sabadu sagte auch noch, daß er, während er mit M'kwanga auf dem Festlande bei Kitawa war, von der uns drohenden Gefahr gehört habe und herbeigeeilt sei, um uns zu helfen, und daß M'kwanga am nächsten Morgen mit acht mit Waganda und fünf mit den unter zwei Anführern stehenden Leuten Kitawa's bemannten Kanoes erscheinen werde, und diese Anführer dürften vermöge ihres Einflusses auf Antari in ihren Friedensunterhandlungen mit demselben wol Erfolg haben.

Sabadu wurde, als er diese Nachrichten überbrachte, wie man sich wohl denken kann, auf das herzlichste bewillkommnet und von mir, da ich die Verantwortlichkeit auf mich nahm, sehr leicht dazu vermocht, bei mir zu bleiben, um mir bei dem Transport meiner Reisegesellschaft nach Uganda Beistand zu leisten. Dazu erwiesen sich ja seine Kanoes nebst denen von M'kwanga und Kitawa als vollkommen ausreichend. Er wurde nun auch seinerseits von der Lage der Dinge in Bumbireh und Ihangiro in Kenntniß gesetzt, worüber er seinem Unwillen in den stärksten Ausdrücken Luft machte; aber er und Bugomba, ein sechzehnjähriger Jüngling und Bruder des Katekiro oder ersten Ministers von Uganda, hegten beide das Vertrauen, daß sie die Eingeborenen zum Aufgeben ihrer feindseligen Haltung würden überreden können, wenn sie nach Bumbireh reisten, um, von den Häuptlingen Kitawa's unterstützt, mit denselben zu unterhandeln. Meine an dem Volke von Bumbireh gemachten Erfahrungen ließen indeß dieses Gefühl der Zuversicht in meinem Geiste nicht aufkommen.

Um 11 Uhr vormittags traf die zu den erwähnten Nachforschungen ausgesandte Expedition M'kwanga's bei der Insel Mahjiga ein. Sie bestand aus acht großen Kanoes, welche von fünf kleinern von zwei Häuptlingen Kitawa's befehligten begleitet wurden, und enthielt ungefähr 250 Waganda und 50 Wasongora. Die Mannschaft von Sabadu's Kanoes, die Garnison von Mahjiga und die Eingeborenen von Komeh und Ukerewe zusammengerechnet, hatte ich nun eine Streitmacht von 470 Mann. Vor einem Angriff auf die Insel brauchte man sich jetzt nicht mehr zu fürchten, wohl aber blieb die Besorgniß vor einer Hungersnoth bestehen.

Der König von Iroba wurde aufgefordert, die Waganda mit Bananen zu versorgen, und er versprach dies auch gegen eine angemessene Entschädigung; da noch Korn in hinreichender Menge vorhanden war, konnten sich auch die Wangwana einige Tage länger ernähren. Durch den König von Iroba wurde uns auch die Nachricht

bestätigt, daß Antari eine große Menge Kanoes sammle und ausrüste; gegen Sonnenuntergang kam auch plötzlich ein einzelnes, sehr stark bemanntes Kanoe unserm Lager gegenüber zum Vorschein und ein mit Speer und Schild bewaffneter Mann stand auf, hielt eine trotzig herausfordernde Ansprache, worauf das Kanoe ebenso hastig wieder nach Bumbireh abfuhr, ohne auf Kitawa's Häuptlinge im geringsten zu achten.

Es war augenscheinlich, daß wir durch einen heißen Kampf an unserer Abreise nach Uganda verhindert werden sollten, aber über das Resultat konnten wir nur eine Ansicht haben. Welche Art von Kanoes Antari besaß, erkannte ich aus den Probeexemplaren, welche Kitawa, der sein Nachbar war, nach Mahjiga sandte. Ihre Zahl konnte sich nach einer wahrscheinlichen Schätzung auf 100 belaufen, was, auf jedes 10 Mann gerechnet, im ganzen 1000 Mann ergeben würde. Wenn man jedem Kanoe sechs Bogenschützen zutheilte, so stellte sich die eigentliche Streitmacht auf 600 Mann, wogegen ich 70 Flinten und ungefähr 350 dienstfähige Speerträger aus Uganda aufbieten konnte.

Dennoch hielt ich es für meine Pflicht, wenn dies irgend möglich sein sollte, einen blutigen Kampf, der sich ganz gewiß auf dem Wasser entspinnen würde, beharrlich zu vermeiden und zugleich alle meine Kräfte aufzubieten, um Antari und den Eingeborenen von Bumbireh die Zwecklosigkeit ihrer feindlichen Demonstration zum Bewußtsein zu bringen. Botschaften friedlicher Natur gingen deshalb zwischen uns hin und her. Die Aeltesten Antari's besuchten mich am 2. August nochmals, diesmal mit der Versicherung, daß wir nicht belästigt werden sollten. Als Beleg dafür führten sie an, daß Antari dem Volke von Bumbireh den Befehl ertheilt habe, Lebensmittel unter der Bedingung an uns zu verkaufen, daß wir Schekka, den Sohn Antari's, und zwei andere Häuptlinge an dem Tage, wo wir auf dem Festlande ankämen, ausliefern müßten.

Diese Nachricht wurde von allen mit Beifallsgeschrei aufgenommen und niemand war wol aufrichtiger froh, daß die Sorge und Unruhe vorüber war, als ich selbst, obgleich in der Art und Weise, wie uns diese an sich angenehme Botschaft mitgetheilt wurde und namentlich in dem Austausch schlauer und verstohlener Blicke zwischen Antari's Aeltesten und den Gefangenen etwas lag, was mir gar nicht gefiel. Mag sein, daß noch immer etwas Argwohn in meinem Geiste gleichsam auf der Lauer lag; doch ließ ich äußerlich kein Zeichen meiner Bedenken merken, sondern behandelte die Aeltesten freundlich und höflich.

Sabadu, ein sanguinischer Charakter, und der junge Bugomba waren dafür, daß wir die Wahrheit dieser Freundschaftsbezeugung sogleich erproben sollten, aber ich hielt sie für jenen Tag davon zurück, da wir für den Augenblick noch genug Nahrungsmittel besaßen. Die Waganda erinnerten mich auch sehr eifrig daran, daß sie ein schmaler Kost und knappen Rationen entschieden abgeneigtes Volk seien, und entlockten mir das Versprechen, daß sie am nächsten Morgen Zeuge und Perlen erhalten sollten, um sich dafür Nahrungsmittel zu kaufen.

Demzufolge wurde am nächsten Morgen Sabadu mit Perlen, Kauris und Zeugen nach Kadjurri geschickt, aus dessen Hafen wir im April mit genauer Noth entkommen waren. Sie waren ungefähr sechs Stunden abwesend, während welcher Zeit ich sehr unruhig und bekümmert war, da ja der Erfolg ihrer Sendung über unsere Zukunft entscheiden mußte.

„Was gibt's Neues, Sabadu?“ fragte ich eifrig, als derselbe in der Nähe unsers Lagers mit düstern Blicken an das Land trat. „Geht irgendetwas schief?“

„Ach!“ seufzte er, „das Volk von Bumbireh ist eine böse, verruchte Rasse. Wir landeten in Kadjurri, sahen an der Küste einige 20 Leute und Kitawa's Häuptling sprach mit ihnen. Sie sagten, wir möchten hingehen und uns so viele Bananen abschneiden, als wir brauchten, und sie würden nachher über den Preis, den wir zu bezahlen haben würden, mit uns reden. Die Waganda ließen ihre Speere zurück und machten sich, indem sie nur ihre «Mundus» — hakenförmige Schnittmesser — mitnahmen, daran, die Früchte zu schneiden, während ich im Kanoe zurückblieb. Plötzlich hörte ich ein Geschrei und ein Rascheln in dem Bananenwäldchen und die Waganda kamen zurückgelaufen, schoben die Kanoes in den See, stürzten sich dann ins Wasser und stiegen an Bord. Dem Häuptling Kitawa's war der linke Arm ganz abgehauen worden und darauf hatten sie ihm den Kopf gespalten, sodaß er sofort starb. Acht von den Waganda waren schwer verwundet worden.* Sie werden sogleich ans Ufer geschafft werden und du wirst sie sehen. Bumbireh! ach Bumbireh ist ein böses Land!“ rief er mit ausdrucksvoller Stimme.

Die Verwundeten wurden ans Land getragen; sie hatten schreckliche Speerwunden, einige auch Pfeilwunden. Bei deren Anblick stürzte eine Masse von 200—300 leidenschaftlich erregten Waganda

* Sechs von diesen Leuten starben bald nach unserer Ankunft in Uganda infolge dieser Verwundungen.

und Wasongora auf unsere Gefangenen los, aber mit Hülfe der Wangwana und Frank's erretteten wir sie vom Tode.

„Nur ruhig, ruhig, Freunde", riefen wir, „diese Männer sind an dieser That doch wahrlich nicht schuld. Mishandelt sie nicht; sie sind unschuldig."

M'kwanga, das Haupt der Aufsuchungs-Expedition, war wüthend. Er ergriff seinen Schild und drei Speere und rief seine Leute zusammen, indem er ihnen befahl, sich zu bewaffnen, da er sie durch ganz Bumbireh führen und dann weiter gegen Antari ziehen und ihn in seinem Hause erschlagen wolle; jede Banane wolle er niederhauen, jede Hütte niederbrennen und ganz Ihangiro in Asche verwandeln u. s. w.

Aber M'kwanga wurde bald überredet, die Geduld nicht gleich zu verlieren und nicht thörichterweise noch mehr Menschenleben aufzuopfern. Wir würden die Sache zusammen berathen, und wenn ich nach reiflicher Erwägung der Sache fände, daß es meine Pflicht sei, diese That zu rächen, so würde ich es thun.

Er sagte: „Wenn du mir nicht hilfst, diese treulose Verrätherei zu bestrafen, so brauchst du nicht darauf zu rechnen, daß du Mtesa's Antlitz und Uganda je wieder wirst zu sehen bekommen. Die Waganda sind gekommen, Dienste zu leisten; sie sind gekommen, dich aufzusuchen, während Mtesa dich für verloren hielt. Die Waganda und ich und Sabadu versprachen dir hülfreich zur Seite zu stehen, als wir hörten, daß du in Gefahr schwebtest. Die Waganda verließen dein Lager mit deiner Einwilligung, um für euch ebenso gut wie für uns Nahrungsmittel zu holen. Nun ist Kitawa's Häuptling ermordet und hier liegen acht Verwundete. Was willst du thun?"

„Nur das, was ich nach reiflicher Ueberlegung für recht halte. Wenn ich euch auch nicht beistehe, so wird euch das nicht daran hindern, aufzubrechen, um sie morgen zu bekämpfen."

„Aber wenn ich gehe", sagte M'kwanga, „um sie morgen auf eigene Hand zu bekriegen, so werde ich niemals nach Mahjiga zurückkehren.

Er ging mit stolzem Schritt und mürrisch hinweg, und die Waganda wurden kalt und zurückhaltend gegen uns, als ob wir wegen des traurigen Ereignisses zu tadeln wären. Die Wasongora bejammerten laut ihren Häuptling und die seltsamen Klagetöne ihres Jammergeschreis machten einen mächtigen Eindruck auf alle, die sie hörten.

Kaum waren einige Minuten verflossen, als ich auch schon mein Boot und fünf Kanoes bemannt hatte und auf dem Wege nach Iroba

war, ehe sich noch die Kunde von den Ereignissen verbreiten konnte, und zwar einfach in der Absicht, um festzustellen, wie weit der König von Iroba in diese Angelegenheit verwickelt war. Ich fand, daß er vollkommen unschuldig war und von allem, was seit dem Morgen in Bumbireh geschehen war, nicht die geringste Kenntniß hatte. Als ich ihn fragte, ob irgendwelche Eingeborene aus Ihangiro bei ihm wären, antwortete er, daß einer von Antari's jüngsten Söhnen da sei. Wir gingen nach der Hütte, und der junge Mann wurde festgenommen und in das Boot gebracht. Dem König von Iroba wurde sodann der Auftrag ertheilt, die Anzeige von dieser Verhaftung den Häuptlingen des Volkes Antari's nach Bumbireh zu überbringen und ihnen zu sagen, daß, wenn sie Frieden zu schließen beabsichtigten, sie sich beeilen sollten und mir vor Mittag des nächsten Tages davon Mittheilung machen müßten, da ich nicht im Stande sein würde, die Waganda länger im Zaume zu halten oder meine Abreise noch einen Tag aufzuschieben.

Die Ankunft von Boten von unserm Beobachtungsposten auf dem Gipfel der Insel mit der Meldung, daß man die Kanoes der Expedition vom Süden her kommen sähe, lenkte auf eine Weile die Aufmerksamkeit aller auf einen andern Punkt, und bald reihten sich auf dem Gipfel die Gestalten der in banger Erwartung schwebenden Wangwana aneinander; denn einige von ihnen hatten Weiber und Kinder, außerdem auch Verwandte und Freunde auf der kleinen Flotte, welche man jetzt mit aufgehißten winzigen Segeln auf die Insel lossteuern sah.

Die Sonne ging eben unter, als die Genossen uns ihre wohlbehaltene Ankunft schon aus der Ferne durch ihr oft wiederholtes fröhliches Zujauchzen verkündeten, und bald darauf waren sie unter den herzlichsten Begrüßungen gelandet.

Aber Manwa Sera hatte, um unserm Trauerbericht über diesen ereignißreichen Tag noch einen tragischen Abschluß zu geben, den Verlust zweier Männer zu melden, welche bei dem Untersinken eines der sehr schadhaften Kanoes ertrunken waren. So kam noch ein neuer Anlaß zu schwerem Kummer hinzu. Die Reitesel befanden sich auch in einem erbärmlichen Zustande, denn da man die armen Thiere in den schmalen Kanoes hatte fesseln müssen, so waren sie bis ins lebendige Fleisch hinein wund gerieben und konnten kaum stehen. Der Rest unserer Mannschaft befand sich ganz wohl und es waren weder Waaren verloren gegangen, noch sonstige Unfälle vorgekommen.

Während an jenem Abend die betrübten Wasongora mit ihren lauten, für ihren ermordeten Häuptling angestimmten Klagerufen im

Lager Trauer verbreiteten, ließ ich Frank und die Wangwana-Führer in mein Zelt entbieten, um mit ihnen die nun zunächst zu ergreifenden Maßregeln zu besprechen. Ich wünschte nur, sie ihre Ansichten aussprechen zu hören und ihre Gesinnung zu erforschen, nicht meine eigenen Gedanken zu verrathen. Die einstimmig ausgesprochene Meinung war, daß wir zum Kampfe verpflichtet seien. Alles was ich von Gegengründen vorbringen konnte, half nichts, um den entscheidenden Ausspruch, zu dem sie einmal gelangt waren, wankend zu machen. Darauf wurden sie mit dem Versprechen entlassen, daß ich am folgenden Morgen ihnen meinen Entschluß mittheilen würde. Ich befahl auch Frank, die Wache bei den Gefangenen zu verdoppeln, damit denselben während der Nacht nichts zu Leide gethan werde.

Nachdem ich allein war, begann ich über die mir von meiner Pflicht vorgezeichnete Verfahrungsweise ernst nachzudenken. Wenn es eine militärische Expedition gewesen wäre, welche ich befehligte, so hätte mir meine Pflicht den Weg, den ich einzuschlagen hatte, ganz bestimmt und klar vorgezeichnet; aber obgleich die Expedition zu ihrem eigenen Wohlergehen nach militärischen Principien geleitet wurde, so war sie ja doch eigentlich nur zum Zweck der geographischen Forschung organisirt, mit der Absicht, neue Zugänge der Handelswelt zum wechselseitigen Nutzen der Civilisation und solche Länder ausfindig zu machen, welche für Unternehmungen von Kaufleuten und Missionaren geeignet sein dürften. Welchen Charakter sie aber auch haben mochte, ihre Mitglieder besaßen jedenfalls das Privilegium der Selbstvertheidigung und konnten mit vollem Recht nach gebührender Ueberlegung irgendwelche Maßregeln ergreifen, um sich selbst zu schützen. Die Grundsätze des Rechts und der Gerechtigkeit zu verstehen, das kann ja wol jeder gebildete Christ betheuern, und man kann es ihm zutrauen, daß er sie zu beobachten strebt; aber abgesehen von diesen Principien war es für einen Mann in meiner Stellung, der sich wohlbewußt war, wie oft es nöthig ist, in barbarischen Ländern christliche Liebe und Nachsicht zu üben, außerdem wünschenswerth, dieser Tugenden eingedenk zu sein, um die Ziele, welche er im Auge hat, zu ergreifen und gute Eindrücke hervorzubringen zum Vortheil derer, welche dem ersten Pionier nachfolgen dürften.

13 Tage waren verflossen seit unserer Ankunft auf der Insel Mahjiga, und der 13. Tag zeichnete dieser blutige Angriff auf Leute aus, denen auf die boshafteste Weise und offenbar infolge einer vorher zwischen den Aeltesten Antari's und den Häuptlingen auf Bumbireh getroffenen Verabredung eine Falle gestellt wurde. Sabadu

sagte auch, daß die letzten Worte, welche er gehört habe, als die Waganda wegruderten, gelautet hätten: „Seht euch nur morgen nach Unheil um!“ was ohne Zweifel bedeuten sollte, daß das den Krieg beschließende Schauri fast beendet war und daß unterdessen alle bis zu der gehörigen Kampfeswuth erhitzt worden waren.

Die Expedition war jetzt zur Weiterreise nach Uganda bereit, aber der Weg zu Wasser mußte zunächst freigelegt werden; jedes etwa geschmiedete Complot mußte vereitelt und die Verrätherei bestraft werden, sonst würde die Straflosigkeit unsern Feinden nur eine unsere Sicherheit gefährdende Kühnheit eingeflößt haben.

Abgesehen von den Pflichten, welche wir gegenüber den verwundeten Waganda und dem ermordeten Häuptling von Kitawa, sowie aus Achtung und Dankbarkeit gegen Mtesa und Kitawa zu erfüllen hatten — abgesehen von der Gerechtigkeit, welche nach allen menschlichen und göttlichen Gesetzen, bei wilden und civilisirten Menschen, verlangt, daß Blut mit Blut gesühnt werden soll, zumal wenn es vorsätzlich und in so heimtückischer Weise vergossen wird — lag deshalb, zumal wenn wir uns erinnerten, wie wir ihren für uns fast verhängnißvollen Ränken mit genauer Noth entkommen waren und welche Tage voll Todesangst wir damals ausgestanden, die absolute und gebieterische Nothwendigkeit vor uns, die Wilden kühn anzugreifen, damit sie uns nicht mit ihrem Angriff zuvorkommen möchten, denn sie waren inzwischen durch ungefähr 2000 Mann Hülfstruppen vom Festlande her verstärkt worden; dazu waren sie aufgebläht von dem Triumphe über den Erfolg, den sie über die keinen Verdacht hegenden und deshalb in die Falle gelockten Waganda errungen hatten, und der Anblick ihres todten Schlachtopfers mochte in ihnen nur den Durst nach mehr Blut erregen.

Da ich keine Möglichkeit auffinden konnte, den Kampf zu vermeiden, so beschloß ich, sie auf ihrer eigenen Insel anzugreifen und durch einen entscheidenden Schlag diesen dünkelhaften Uebermuth der Wilden zu beugen. Ich wollte indeß erst noch das Resultat meiner letzten Botschaft abwarten, denn es konnte ja möglich sein, daß die Gefangennahme eines Sohnes Antari's sie noch dazu veranlaßte, auf Friedensvorschläge einzugehen.

Demnach wurden nun am folgenden Morgen zwei Kisten mit Munition geöffnet und 20 Patronen an jeden Flintenträger ausgetheilt; 230 Speerträger und 50 Musketiere wurden zu einem Detachement für den Kampf ausgewählt und 18 Kanoes bereit gemacht, um dasselbe nach Bumbireh hinüberzufahren.

Ich wartete bis Mittag, nachdem ich in der Richtung von Bumbireh vielfach durch ein Fernglas ausgeschaut, aber durchaus nichts Mahjiga hatte nahekommen sehen.

Ich ließ nun die Streitmacht zusammentreten und hielt an dieselbe folgende Anrede:

„Meine Freunde und Wangwana! Wir müssen den Seeweg frei und offen haben. Alles Unheil, was diese Menschen ausgebrütet haben, muß von uns ausfindig gemacht und verhindert werden. Ich stehe im Begriff hinzugehen und sie zu bestrafen, um ihnen zu zeigen, daß es gefährlich ist, Fremde zu beunruhigen. Ich will sie nicht vernichten, deshalb hat keiner von euch zu landen, es sei denn, daß wir ihre Kanoes finden, die wir zerbrechen müssen. Wir müssen fechten, bis sie oder wir weichen müssen, denn die Sache kann nur auf diese Weise entschieden werden. Während des Kampfes werdet ihr genau meine Befehle befolgen, denn ich werde beurtheilen können, ob ihr wilder Uebermuth gebrochen ist oder ob wir auf dem Lande zu kämpfen haben werden."

Da die Entfernung zwischen Bumbireh und Mahjiga ungefähr 13 km beträgt, so kamen wir erst um 2 Uhr vor der ersten Insel an. Offenbar hatten die Wilden uns erwartet, denn auf den Höhen der Bergkette drängten sich viele Menschen und jede Spitze war mit Wachen besetzt.

Durch mein Fernglas beobachtete ich, wie Boten schnell nach einem dichten Pisanghain liefen, der den südlichsten Hügel krönte und die ganze Aussicht über eine an seinem Fuße eindringende Bucht beherrschte. Es war klar, daß die Hauptmacht der Eingeborenen kampfbereit unter dem Schatten dieser Bäume stand. Ich rief jetzt die Kanoes zusammen und sagte den Führern, meinem Boote zu folgen und genau so wie ich zu steuern. Wir stellten uns, als wollten wir in die Bucht einfahren; als wir aber der Landspitze nahe kamen und bemerkten, daß der hohe Berg uns der Beobachtung der in dem Haine Versammelten wie der Späher auf der Bergspitze entzog, so wandten wir uns plötzlich nach links, und ganz dicht an der Küste hinfahrend ruderten wir kräftig vorwärts, bis wir an ein Vorgebirge kamen. Als wir um dasselbe herumgefahren waren, eröffnete sich zu unserer Rechten die Aussicht auf eine schöne, prächtige Bai.

Durch dieses Manöver konnten wir den Feind in seiner ganzen Stärke kennen lernen. Die Massen der Wilden standen, wie ich dies vermuthet hatte, hinter den Pisangbäumen und zeigten sich wegen ihrer großen Masse als viel zu stark, um sie unsererseits in ihrer gedeckten

Stellung angreifen zu können. Die ganze östliche und nördliche Seite der Bai war von hochragenden Bergen umgeben, welche fast bis zum Wasserrande, von dem sie nur ein wenige Fuß breiter Saum trennte, steil abfielen und mit einer Masse kleinen Felsgesteins und dünnem kurzen Gras überdeckt waren. Der Rand des niedrigen Landstreifens, der zwischen dem Fuße des Berges und dem See lag, war mit hohem Schilfrohr besetzt.

Wir steuerten ostwärts geradeswegs auf die einem Angriff mehr ausgesetzten Bergabhänge los. Da die Wilden sich einbildeten, daß wir im Begriff wären, hier eine Landung zu bewerkstelligen, so eilten sie, 2—3000 Mann stark, aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Ich unterwarf die Gestade einer sorgfältigen Prüfung, um zu sehen, ob ich nicht die Kanoes entdecken könnte, welche diese bedeutende Anzahl von Kriegern vom Festlande herübergebracht hatten. Mittlerweile ruderten wir langsam, um ihnen Zeit zu lassen, sich in Ordnung aufzustellen.

Als wir bis auf ca. 90 m an das Land herangekommen waren, ankerten wir in einer Linie, indem wir die Steinanker von der Mitte der Kähne auswarfen, sodaß ihre Seiten gegen das Gestade Front machten. Ich ließ darauf Lukandjah aus Ukerewe die Männer von Bumbireh fragen, ob sie Frieden schließen wollten, ob wir Freunde sein oder miteinander kämpfen sollten.

„Nangu, nangu, nangu!“ (Nein, nein, nein!) antworteten sie laut, indem sie Speere und Schilde in der Luft schwangen.

„Werden sie nicht irgendetwas thun, um Schekka zu retten?“

„Nangu, nangu! Behaltet Schekka, er ist uns niemand. Wir haben einen andern M'kama (König)!“

„Werden sie nichts thun, um Antari's Sohn zu retten?“

„Nangu, nangu! Antari hat viele Söhne. Wir wollen nichts thun als kämpfen. Wenn ihr nicht hierher gekommen wäret, so würden wir zu euch gekommen sein.“

„Ihr werdet es später bedauern.“

Nach einem ungläubigen „Huh“ riefen sie uns zu: „Kommt heran, wir sind bereit!“

Weiteres Parlamentiren war unnütz; nachdem also jeder seinen Mann aufs Korn genommen hatte, ließ ich auf eine Gruppe von ungefähr 50 Mann feuern. Das Resultat war, daß mehrere getödtet oder verwundet wurden.

Als die Wilden die unheilvolle Wirkung unsers Gewehrfeuers auf eine dicht zusammengedrängte Masse bemerkten, zerstreuten sie sich

und kamen bis zum Wasserrand herabgesprungen, einige der Kühnsten rückten sogar so weit vor, bis ihnen das Wasser bis an die Hüften reichte; andere suchten mit mehr Vorsicht sich durch das Rohrgras zu decken und verschossen von da aus viele Bündel von Pfeilen, die uns aber alle nicht erreichten.

Wir rückten dann bis auf 50 m gegen die Küste vor, um auf dichte Posten der Feinde zu feuern. Die Wilden hielten ganz tapfer die Wasserlinie eine Stunde lang besetzt und erzielten mit ihren geschleuderten Steinen eine bessere Wirkung, als vorher mit den abgeschossenen Pfeilen. Der Muth, der sie beseelte, bewies uns, was sie gethan haben würden, wenn ihnen eine nächtliche Landung in Mahjiga geglückt wäre; aber hier war der Speer, mit dem sie im allgemeinen kämpften, im Nachtheil.

Als wir bemerkten, daß ihre kriegerische Begeisterung abnahm, zogen wir die Kanoes zusammen und manövrirten so, als ob wir im Begriff ständen, sie durch eine schnelle Landung zu überrumpeln. Dies veranlaßte sie, zu Hunderten mit ihren zum Wurf bereit gehaltenen Speeren heranzustürzen. Die Kanoes wurden dann plötzlich angehalten und eine so mörderische Salve mitten in die Speerträger hineingefeuert, daß sie ganz den Muth verloren und sich in eine weite Entfernung vom Kampfplatz zurückzogen. Unser Zweck, sie zu züchtigen, war somit vollständig erreicht.

Die Waganda-Speerträger (230 Mann), welche bisjetzt dem Kampfe nur mit der größten Spannung zugeschaut hatten, erhoben nun ein lautes Geschrei, daß ich sie landen und das Werk der Rache vollenden lassen solle. M'kwanga war ungestüm in seinen Forderungen; die Wangwana unterstützten die Waganda und in ihrer heißen Kampfeswuth waren mehrere Kanoes auf die Küste losgestürzt; da aber diese äußerste Gewaltmaßregel nicht in meinem Plane lag, so leistete ich ihnen Widerstand, und als sie, trotz meiner Weigerung, bei ihren Landungsversuchen beharrten, so drohte ich ihnen an, auf den ersten Mann, Mgwana oder Mganda, der seinen Fuß auf das Ufer setzen würde, zu schießen, und diese Drohung stellte die Ordnung wieder her.

Lukandjah bekam als Parlamentär nochmals den Auftrag, den Kriegern aus Bumbireh anzukündigen, daß, wenn sie an diesem Kampfe noch nicht genug hätten, wir am nächsten Tage wiederkehren würden, ihnen aber gestatten wollten, die Nacht hindurch über diese Sache nachzudenken.

Es war spät, als wir in unserm Lager anlangten; indem wir bei Iroba vorbeifuhren, unterließen wir es aber nicht, dem uns

befreundeten König die tröstliche Versicherung zu geben, daß er von uns durchaus nichts zu befürchten habe, da er in die Greuelthaten auf Bumbireh nicht mit verwickelt sei.

Nachdem wir auf solche Weise hinlängliche Kühnheit im Zusammenstoß mit dem Feinde gezeigt und zugleich unsere Kampffähigkeit bewiesen hatten, erschien es uns klar, daß die Fahrt durch den Kanal mit den Weibern und Kindern und dem Eigenthum der Expedition ohne Gefahr ausgeführt werden könne. Demzufolge machten wir uns am 5. August schon früh in der Morgendämmerung an die Einschiffung. Die 14 Kiganda-Kanoes waren groß, boten viel Raum zum Aufspeichern der Waaren, und all unser Hab und Gut, die Munition und Esel, sowie alle Furchtsamen, Männer, Weiber und Kinder, ferner die Wanjamwesi wurden in denselben untergebracht. Unsere 18 Kanoes von Ukerewe und Komeh und die 5 von dem edelmüthigen und freigebigen Kitawa uns geliehenen erwiesen sich als zum Transport des Restes hinreichend. Dieser bestand aus den mehr activen Mitgliedern unserer Reisegesellschaft, welche für den Fall, daß wir auf der Fahrt beunruhigt werden sollten, den Befehl erhalten hatten, sich zu beiden Seiten der großen Kanoes in Reihen aufzustellen.

Bei dem Schlage von M'kwanga's Trommel, ohne welchen keine Kriegerschar von Waganda marschirt, und bei den muntern Tönen von Hamadi's Horn fuhren die 37 Kanoes und mein Boot, 685 Seelen enthaltend, von unserer Inselbucht ab und auf Bumbireh zu.

Um 9 Uhr vormittags waren wir Bumbireh gegenüber, und als wir beim Einfahren in die Bai Hunderte von Leuten auf den Berghöhen in Linien aufgestellt sahen, schien es uns rathsam, noch einmal eine kriegerische Demonstration zu machen, um über die Wirkung des Gefechts vom vorigen Tage ins Klare zu kommen. Als wir dem Gestade nahe gekommen waren, wurde ein Schuß abgefeuert, der sogleich an hundert Menschen zur eiligsten Flucht veranlaßte. Andere, in denen wir Aelteste erkannten, kamen, nachdem sie uns angerufen hatten, zu uns herunter.

Lukandjah wurde gebeten zu fragen, ob wir den Kampf von neuem beginnen sollten.

„Nangu, nangu, M'kama" (Nein, nein, König).

„Der Unfriede ist also vorüber?"

„Zwischen uns ist kein Wortwechsel mehr."

„Wenn wir ruhig weggehen, wollt ihr uns auch nicht mehr in den Weg treten?"

„Nangu, nangu."

„Ihr wollt hinfüro die Fremden in Ruhe lassen?“

„Ja, ja.“

„Ihr wollt nicht wieder Menschen tödten, welche kommen, um Lebensmittel zu kaufen?“

„Nangu, nangu.“

Ich sagte ihnen darauf, daß es meine Pflicht sei, Schekka und seine Freunde zu Mtesa mitzunehmen, da sie einen von Mtesa's Leuten getödtet und acht verwundet hätten, aber ich würde für sie ein gutes Wort einlegen und sie würden wahrscheinlich binnen zwei Monaten zurück sein. Die günstige Gelegenheit wurde auch benutzt, um den Gegensatz zwischen dem Betragen von Bumbireh und dem von Ukerewe, Komeh, Itawagumba, Kitawa und Kamiru scharf hervorzuheben und an die kurze Rede eine Nutzanwendung anzuschließen.

Nachdem wir uns zur Weiterfahrt gewendet, blieben wir in der Nähe der sehr ausgezackten Gestade der Wilden-Insel und fanden mehrmals Gelegenheit, das ganz veränderte Benehmen der Eingeborenen zu bemerken und zu beobachten, daß ihr wilder Uebermuth gedemüthigt war.

Der König Kamiru empfing uns mit fürstlicher Pracht. Die Wasongora, welche uns begleitet hatten, priesen mich wie einen Vater und baten den König um die Erlaubniß, mir bis nach Uganda folgen zu dürfen. Kamiru, ein etwas barscher und grober, aber dabei herzlich guter Greis, gab seine Einwilligung und versah uns mit Kanoes, um vier der schadhaftesten Fahrzeuge aus Ukerewe zu ersetzen, welche fortwährendes Kalfatern und Wasserausschöpfen nöthig machten, um ihr Untersinken zu verhüten. Der freigebige König versorgte Frank und mich mit einem so großen Quantum von Milch und Honig, daß mehrere Töpfe zerbrachen und daß in der einen Section des Bootes die süße Mischung ein paar Zoll hoch stand. Die Bootsmannschaft leckte diesen Mischtrank mit dem Grinsen besonderer Befriedigung auf.

Eine Bai trennt Ihangiro von dem Lande des Königs Kamiru. Wir lagerten uns an ihrer Nordseite, welche dem Könige gehört; wenn wir dies auf der Südseite gewagt, so wären wir auf feindlichem Gebiete gewesen. Da ich Schekka und seinen Freunden gern einige Freundlichkeit erweisen wollte, so machte ich Kamiru den Vorschlag, sie für Mtesa in Verwahrung zu nehmen und mit Antari wegen ihrer Freilassung zu unterhandeln, aber der König schlug dies unbedingt ab, indem er sagte, daß er sie nicht würde beschützen können und daß sie, da sie Mtesa's Unterthanen seien, auch an ihn ausgeliefert werden müßten.

Am 8. August kamen wir nochmals bei der kleinen Insel Musira an, wohin wir früher durch die Eingeborenen von Makongo im Lande des Königs von Kitawa vertrieben worden waren. Die Aeltesten aller Dörfer längs dieser Küste begrüßten uns mit freudigem Zuruf. Makongo überbot noch die Freigebigkeit Kamiru's, denn es sandte vier Ochsen und außerdem 200 Büschel Bananen. Kitawa schickte ein förmliches kleines Heer ab, um seine Salaams, seine Geschenke von allerlei Lebensmitteln und seine Botschaften zu überbringen. Er ließ mir danken, daß ich den Tod seines Häuptlings gerächt habe, und mir 20 Kanoes anbieten, wenn ich etwa an Fahrzeugen Mangel haben sollte.

Angeregt durch die Wirkung, welche die Bestrafung der Eingeborenen von Bumbireh auf die Wasongora gemacht hatte, gab mir Sabadu den Wink, daß es wünschenswerth erscheine, Kjossa, den König von Nord-Usongora, zu bedrohen, aber es wurde ihm sofort zu verstehen gegeben, daß die Weißen nur zu ihrer Selbstvertheidigung kämpften.

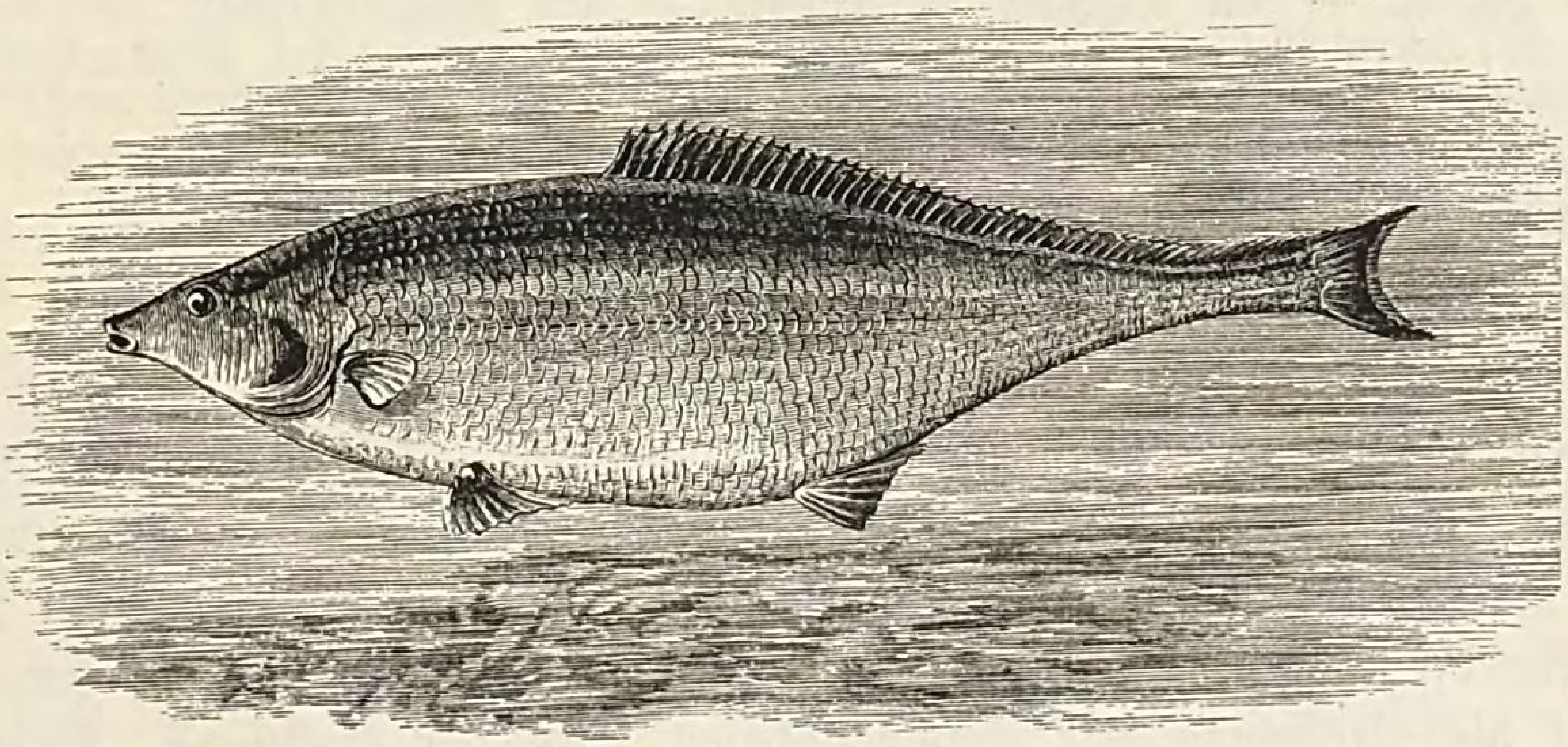
Als wir bei Kjossa's Dörfern Kagja, Wesa und Bugavu vorbeifuhren, standen die Einwohner unbewaffnet in langen Reihen an den Gestaden und begrüßten uns laut; und als wir zu unserm Mittagsmahle bei einem Dorfe in der Nähe von Wesa anhielten, kam ein Bote von Kjossa und versprach uns zehn Ochsen, wenn wir einen Tag dableiben und seine Gastfreundschaft annehmen wollten. Wir schickten ihm eine höfliche Antwort zurück, schlugen aber seine Einladung aus dem Grunde aus, weil wir eiligst nach Uganda weiter reisen müßten.

In Mesinda machten wir halt und nahmen, nachdem wir am 12. August bei der Mündung des Alexandra-Nils und bei dem Cap Tschawasimba vorbeigefahren waren, unsern Curs nach Dumo in Uganda, wo wir am Nachmittage ohne weitere irgend interessante Vorfälle ankamen.

Den nächsten Tag widmete ich zunächst den Vorbereitungen zum Lagerbau, dann zu Verabredungen mit den benachbarten Watongoleh des Mtesa in Bezug auf Proviantlieferungen während meiner Abwesenheit, und endlich der Abfassung von Briefen an den „Daily Telegraph" und den „New York Herald". Ich stattete in denselben in aller Eile einen kurzen Bericht ab über die Ereignisse, welche in diesem Kapitel in ihren Einzelheiten genau beschrieben sind, und ließ eine Abschrift des Briefes in den Händen Frank's zurück, um sie über Karagwe und Unjanjembe nach der Küste zu senden.

Allerlei weitere kleine Geschäfte nahmen meine Aufmerksamkeit bis Mitternacht in Anspruch. Sie waren ähnlicher Art wie jene,

die ich ordnete, bevor ich im März von Kagehji aus zu meiner Entdeckungsfahrt an den Gestaden rund um den Victoria-See aufbrach. Ehe ich mich zur Ruhe begab, erschienen im Lager noch Boten von Magassa — dem zum Zaudern geneigten Admiral der im April zu meiner Escorte abgeschickten Kanoeflotte — mit dem Ersuchen, ein paar Tage auf ihn zu warten, ehe ich meine Reise nach der Hauptstadt von Uganda anträte. Da mir aber jetzt jede Stunde kostbar war, so konnte ich meine Abreise nicht aufschieben.



Fisch aus dem Victoria-See.
Rund, mit starken Schuppen, offen stehendem Munde und schweinsähnlichem Kopfe; 50 cm lang; in der Njassa-Sprache Sama-Moa.

Zwölftes Kapitel.

Wir finden Mtesa im Krieg begriffen. — „Jack's Berg.“ — Zusammentreffen mit Mtesa. — Die Waganda-Armee im Lager und auf dem Marsche. — Der kaiserliche Harem. — Im Angesicht des Feindes. — Die Waganda-Flotte. — Einleitende Scharmützel. — Der Dammweg. — Niedermetzelung der Friedensboten Mtesa's. — „Was weißt du von den Engeln?“ — Mtesa's Ausbildung macht in den Zwischenpausen des Krieges Fortschritte. — Uebersetzung der Bibel. — Jesus oder Mohammed? — Mtesa's Entscheidung. — Der königliche Proselyt.

In Dumo beschäftigten sich Gerüchte und Tagesgeschwätz mit einem Kriege oder vielmehr mit den gewaltigen Rüstungen, welche Mtesa, der Kaiser von Uganda, zu einem Kriegszuge gegen die Wavuma zu machen im Begriff sei. Es war, wie man sagte, noch nicht zu einem öffentlichen Kampfe gekommen, aber man erwartete in kurzer Zeit die Eröffnung der Feindseligkeiten. In der Hoffnung, Mtesa noch in der Hauptstadt anzutreffen, beschloß ich deshalb die Reise zu ihm zu beschleunigen, sodaß ich ohne zu langen Aufenthalt zurückkehren und meine Reise nach dem Albert-See weiter fortsetzen könnte.

Am ersten Tage ließ die „Lady Alice“, begünstigt von einem frischen Nordwestwinde, das schnellste der Waganda-Kanoes weit hinter sich, fuhr aber, da sie wegen der sie begleitenden Schiffe zum Anhalten genöthigt war, für die Nacht mitten zwischen die von Mosquitos heimgesuchten Papyrusstauden von Bwiru hinein. Nachdem wir am nächsten Tage quer über den Sesse-Kanal gesegelt und vor der Einmündung des Katonga vorbeigefahren waren, ruhten wir in Djumba's Bucht in Undjaku aus. Von dieser Bucht geht eine breite Straße aus, welche Mtesa vor ungefähr zwei Jahren angelegt hat, als er einen Einfall in Ankori unternahm, um Mtambuko, den König jenes Hirtenstaates, zu bestrafen. Obgleich zwei Jahre lang nicht benutzt, ist sie doch noch immer hinlänglich grasleer, um ihre Breite und zugleich die Energie, welche Mtesa in der Aufregung entwickelt, erkennen zu lassen.

Am 18. August segelten wir nach Ntewi, wo wir zwei zuverlässige Thatsachen erfuhren. Der König war schon gegen Usoga aufgebrochen und hatte sich mit seinen Feinden, den Wavuma, in ein Gefecht eingelassen. Nach Empfang dieser Nachrichten hatte ich halb und halb Lust umzukehren, denn ich kannte aus Erfahrung die Langwierigkeit afrikanischer Kriege und war nicht in der Laune, mich lange aufhalten zu lassen; aber bei weiterer Erwägung und nachdem mich die Waganda mit Bitten bestürmt hatten, hielt ich meinen ersten Plan fest, nach welchem ich, wie ich glaubte, den Albert-Njansa wahrscheinlich, wenn auch mit einiger Verzögerung, auf einer kurzen Route erreichen würde, was gewissermaßen den durch den Besuch Mtesa's veranlaßten Verzug wieder ausgleichen würde.

Wir hörten auch, daß die Wavuma draußen auf dem See in Hunderten von Kanoes nach Beute spähten, und da ich nicht wünschte, daß die „Lady Alice", welche mir schon so gute Dienste geleistet hatte, ihnen in die Hände falle, so schafften wir das Boot bis in die Mitte des Dorfes, wo wir es mit den dazugehörigen Rudern, Segeln, Steuerruder u. s. w. unter Dach und Fach niederlegten. Ich erfuhr auch, daß die Ruder, welche Magassa in Bumbireh erhalten hatte, sich in dem Hause des Häuptlings von Ntewi befanden, und es machte mir Freude, sie wieder der Aufsicht des Bootswächters übergeben zu können. Wir hielten uns einen Tag in Ntewi auf, wodurch es mir möglich wurde, nicht blos das Boot zweckmäßig unterzubringen und die Ruder in Empfang zu nehmen, sondern auch mit den zwei bei Magassa als Ehrenwache zurückgelassenen Soldaten zusammenzutreffen und von Mtesa selbst Salaams und noch mehrere Mann Ehrenwache zu erhalten, welche mir auf dem Wege zu ihm überall freundlichen Empfang und bequeme Quartiere sichern sollten.

Unter dem Schutze eines noch beträchtlich verstärkten Geleites verließen wir Ntewi und kamen, nachdem am Nachmittage des 20. kräftig gerudert worden war, in Nankuma an der Bai von Buka an. Hier ließen wir die Kanoes zurück, setzten am nächsten Tage unsere Reise zu Lande fort, um den Wavuma aus dem Wege zu gehen, und lagerten in Ziba, am Fuße von „Jack's Berg".

Dieser Name ist von einem Unfall herzuleiten, der meinem treuen Jack, einem Bullenbeißer von ungewöhnlicher Klugheit und großer Anhänglichkeit, der mich von England herbegleitet hatte, zustieß. Eine wilde, von dem Mtongoleh zum Lebensunterhalt des fremden Gastes des Königs geschenkte Kuh war, da ihr tumultuarisches Benehmen Jack nicht gefiel, von demselben angefallen worden, hatte aber ihrerseits den

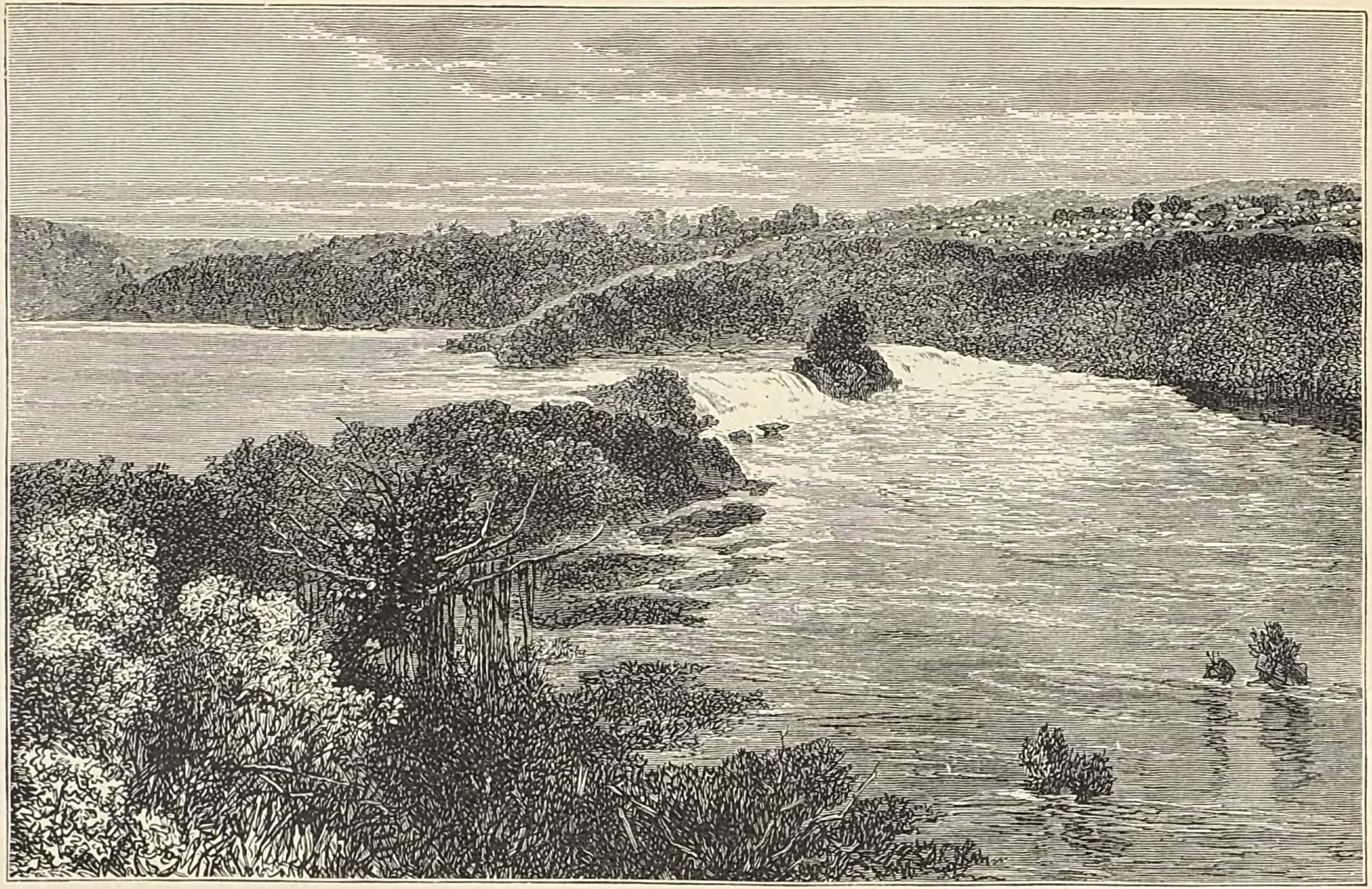
unglücklichen Hund mit den Hörnern gestoßen und aufgespießt. Er starb, „betrauert von allen, welche seine vielen guten Eigenschaften kannten“. Sein Genosse und Gespiele „Bull“, der letzte von den fünf englischen Hunden, drückte auch, als er seinen armen Kameraden still und todt ausgestreckt liegen sah, so deutlich, wie dies seine Hundenatur nur zuließ, seinen tiefen Gram über dessen bejammernswerthes Schicksal aus. Ernst und bedächtig, wie er infolge seines Alters und seiner weiten Reisen war, ging er zwei- oder dreimal um die Leiche herum, sah sie genau und prüfend an und kam dann auf mich los, wobei seine ehrlichen Augen weit offen standen, als ob er fragen wollte: „Wie ist denn das gekommen?“ Da er keine Antwort erhielt, so ging er zur Seite und setzte sich, mir den Rücken zukehrend, feierlich und traurig nieder, als ob er verzweiflungsvoll über all das Unglück nachsinne, das in dieser rauhen und bösen Welt über Hund und Menschen in gleicher Weise hereinbricht.

Am nächsten Tage marschirten wir vom Jackberge aus in der Richtung Ost zu Nord weiter und überschritten den Zedsiwa, einen Bach, der an dem Fuße eines etwa 3 km vom äußersten Nordwestende der „Grant-Bai“* belegenen Berges entspringt. Ich glaube, daß dieses Gewässer der „Luadjerri“ ist, welchen Speke auf seiner Karte als einen aus dem Victoria-See kommenden und einen zweiten Ableitungskanal nach dem Nil bildenden Fluß verzeichnet hat.

Nachdem ich zu Wasser die gesammte vom Victoria-Njansa bespülte Küste durchforscht und danach noch die ganze Strecke zwischen dem Cap Nakaranga und der Buka-Bai zu Fuß zurückgelegt habe, kann ich positiv behaupten, daß es nur einen Ausfluß aus dem See gibt, nämlich die Ripon-Fälle. Es sind drei Flüsse vorhanden: einer auf der Usoga-Seite des Napoleon-Kanals, Nagombwa genannt, und zwei auf der Uganda-Seite, der Zedsiwa, der in Makindo in der Nähe der Grant-Bai entspringt, und der westlich von Mtesa's Hauptstadt entspringende Mwerango. Reisende, welche diese Flüsse in einiger Entfernung vom See beobachten, können allerdings zu der Annahme verleitet werden, daß es Ausflüsse des Victoria-Sees seien. Der Nagombwa ergießt sich in den Victoria-Nil nicht weit von Urondogani, der Zedsiwa dicht bei Urondogani, und der Mwerango fließt in den Miandja, dieser in den Kafu, und der Kafu in den Victoria-Nil, irgendwo in der Nachbarschaft der Insel Rionga.

---

* Die Bai ist so benannt nach Oberst James Augustus Grant, dem liebenswürdigen und ritterlich tapfern Gefährten Speke's.

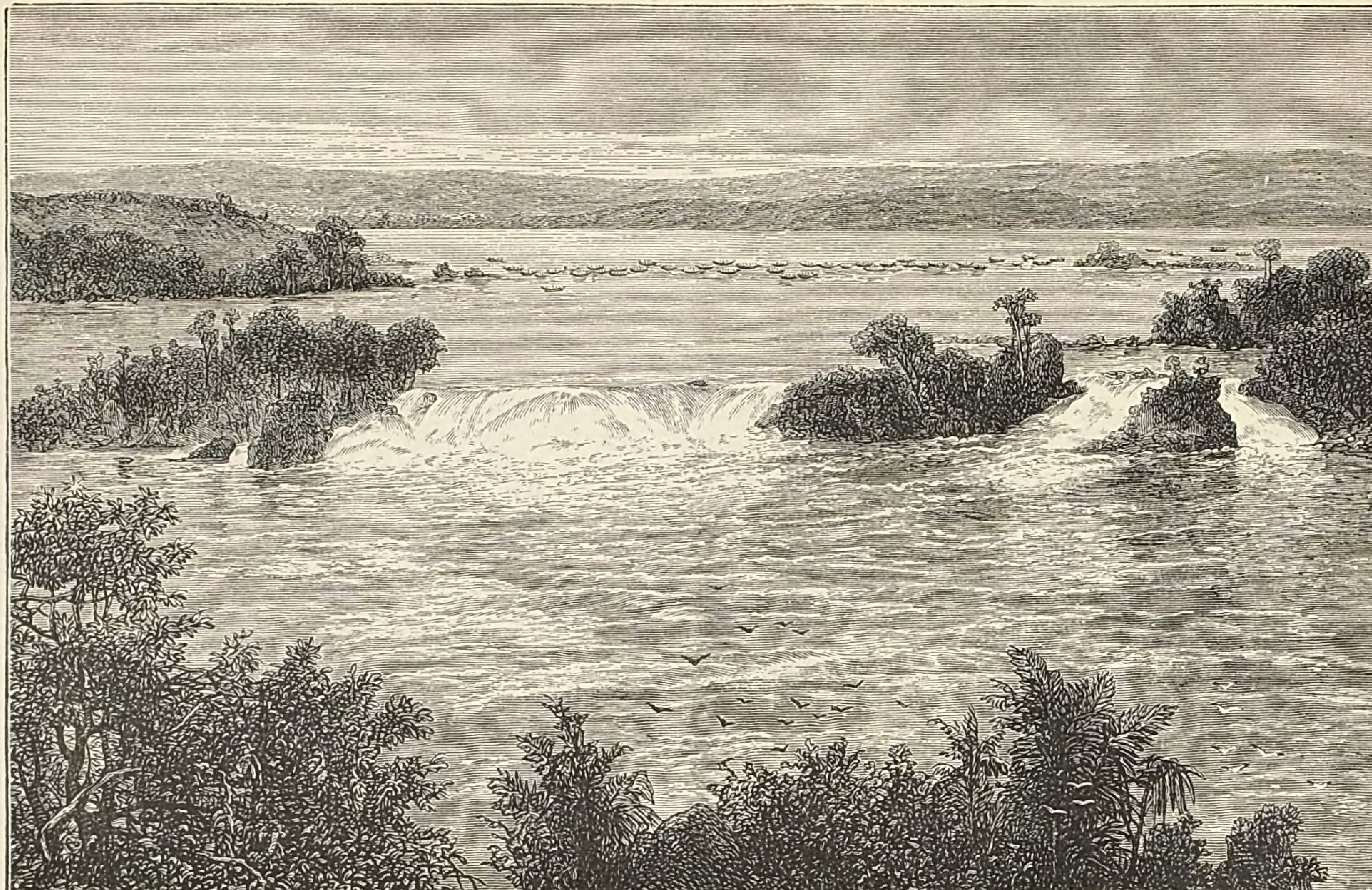


Der Ausfluß des Victoria-Njansa: Die Ripon-Fälle, der Ursprung des Victoria-Nils.

Das Lager der Arrièregarde auf dem Berge.

(Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

I. S. 272.



Ansicht der Ripon-Fälle von Uganda aus. I. S. 272.

(Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

In Makindo empfing ich die Salaams des Kaisers zum fünften male seit meiner Ankunft in Uganda und zugleich seinen Spazierstock*, als Beweis, daß es wirklich Mtesa war, welcher mir diese oft wiederholten Begrüßungsbotschaften übersandt hatte. Auf dem See und auf dem Lande waren mir seine Boten begegnet, und auf jeder neuen Station mehrten sich die Worte seiner Begrüßung und verbanden sich mit vielen Zeichen seiner Achtung. Durch die wiederholte Aussendung von Expeditionen zu Lande und zu Wasser, welche Nachrichten über mich auftreiben sollten, als Magassa von dem Gerüchte meines Todes erzählt hatte, wurde ich auch überzeugt, daß die von Mtesa für mich gefaßte Freundschaft etwas mehr als ein leerer Name war.

Als wir am nächsten Tage in Ugungu, Djindja oder den Ripon-Fällen gegenüber, anlangten, kamen wieder zwei Boten athemlos aus dem kaiserlichen Lager — was ich jetzt in seiner fast meilenweiten Ausdehnung sehen konnte — mit einer noch herzlichern Bewillkommnung und zeigten mir auf der entgegengesetzten Seite Mtesa und seine Häuptlinge, die in ihren weißen Gewändern und rothen Mützen sehr malerisch aussahen, sowie das in großen Massen versammelte Gefolge, das darauf wartete, meine Schar über den Kanal fahren zu sehen. Fünf große Kanoes lagen an der Fähre bereit und auch Soldaten der königlichen Leibwache warteten auf uns, um uns durch die ungeheuern Menschenhaufen auf der andern Seite des Kanals zu geleiten.

Weit verschieden war an diesem Tage die Scene in der die Fälle umgebenden Gegend von derjenigen, welche Speke 1863 angestaunt hatte, und auch von der, welche ich selbst vor fünf Monaten gesehen, als ich nach einem Scharmützel mit den Wavuma in diesen Kanal einfuhr. Denn jetzt wimmelte es auf dem Kanal von Kanoes, und die Gestade von Ugungu und Djindja waren mit Tausenden von Männern, Weibern und Kindern bedeckt, während damals alles still und einsam dalag und nur das eintönige Brausen des Wasserfalls der einzige Schall war, den man vernahm.

Nachdem wir unter dem Lärm und Getöse vieler Tausende über den Kanal gefahren waren, befanden wir uns bald mitten in den gewaltigen Heeresmassen, welche Mtesa aus allen Theilen seines Reiches versammelt hatte. Eingeborene von Karagwe, mager, von schmächtigem Körperbau, mit geraden Nasen und einem Mangel an Waden, den die unnatürliche Dicke ihrer Knöchel zu ersetzen suchte — beides wird bei ihnen durch viele enge Gewinde feinen Eisendrahts veran-

* Dieser Gebrauch, Spazierstöcke zu übersenden, ist auch in Dahomey üblich.

laßt —, sammelten sich um uns mit ebenso viel Neugier wie die wilden Wakedi, welche ihre Körper, nackt wie sie Gott erschaffen, zwischen die Waganda in ihren reinlichen Kleidern drängten, aber das durch ihre Nacktheit veranlaßte Gelächter und die Spötteleien nicht beachteten. Die eiteln Wasoga schienen auch, während sie uns angafften, zu vergessen, daß sie ebenso sehr Objecte der Neugierde für die neben ihnen stehenden bäuerischen und schamlosen Eingeborenen von Sesse waren, wie wir für sie; denn in der That machte, ich mochte hinsehen wohin ich wollte, die Wasoga ihre offen zur Schau getragene Eitelkeit außerordentlich bemerkbar. Obgleich mitten in einer so ungeheuern Armee von schwarzen Kriegern eine solah topi oder europäische Gesichtsfarbe und aus irgendeiner Art von Leder wunderbar verfertigte Stiefel u. s. w. wol für Merkwürdigkeiten gehalten werden mochten, so erschienen doch mit Gras ausgestopfte und auf menschlichen Köpfen hoch aufgerichtet stehende verschiedenfarbige Lämmerfelle und zu Röcken oder Lendenschürzen benutzte lange weißhaarige Ziegenfelle den kanoebauenden Eingeborenen von Sesse, welchen anscheinend dergleichen Wunderdinge noch nie vor Augen gekommen waren, ganz ebenso sonderbar. Indem sie die ruhige, gefällige Bereitwilligkeit, mit welcher wir diesen Kriegern uns anzugaffen erlaubten, sich zu Nutze machten, fingen sie an, sich dichter als eigentlich schicklich an uns heranzudrängen, bis sie von den gewaltigen Stöcken der Garden, die sie erbarmungslos nach rechts und links zu Boden warfen, zerstreut und bis Wasoga, Wanjambu, Wakedi, Wasongora und Waganda gezwungen wurden, sich mehr mit der Sorge für ihre Gliedmaßen als mit unserm merkwürdigen Aussehen zu beschäftigen.

Kurze Zeit darauf begegnete ich in der Nähe des kaiserlichen Hauptquartiers den großen Häuptlingen von Uganda, mit welchen ich bei meinem ersten Besuche Bekanntschaft gemacht hatte. Ich erkannte unter diesen den großen stattlichen Tschambarango, den königlichen Haushofmeister Kauta, Sambusi und zuletzt auch den Katekiro (den ersten Minister), in seinem scharlachrothen Ueberwurf, weißem Anzug und Fes, mit seinem fast königlichen Gefolge eine glanzvolle Erscheinung. Sie alle gaben ihrer Freude Ausdruck, mich gesund und wohlbehalten wiederzusehen, und waren alle höchst begierig zu hören, wie wir aus Bumbireh entkommen seien.

Am nächsten Tage kündigten zu der gewöhnlichen Empfangsstunde des Mtesa — um 8 Uhr früh — die Trommeln an, daß der Empfang begonnen habe, und eine halbe Stunde später kamen die Pagen, um mich zur Audienz bei Mtesa abzuholen. Das kaiserliche Quartier nahm

eine Fläche von ungefähr 200 m in Quadrat ein, und obgleich es nur temporär aufgeschlagen war, so hätten doch nur wenige Europäer mit ebenso beschränkten Hülfsmitteln solche bequeme Häuser und nette Höfe so schnell erbauen können, wie sie die Waganda für ihren Souverän hergerichtet hatten.

An den Thoren des äußern Hofes drängten sich Repräsentanten vieler Länder, welche sich eifrig bemühten, wenigstens einen flüchtigen Blick auf den großen Monarchen inmitten seines Hofstaates werfen zu können, aber die Leibwache kannte kein Erbarmen und stieß oder schlug mit Flintenkolben und Stöcken die zudringliche, namenlose Masse roh zurück und war in ihrem Diensteifer ebenso hartherzig, wie die Polizisten in London es bei ähnlichen Gelegenheiten auch sind. Mir selbst dienten die Pagen als Eintrittskarte. Ihr Erscheinen bahnte einen breiten Weg bis an das Thor, das weit geöffnet wurde, um mich und meine in einem Zuge aufgestellten Begleiter durchzulassen. Ein Hof wurde durchschritten, und als das Thor des Empfangshofes zurückgezogen wurde, eröffnete sich unserm Blick eine äußerst malerische Scene. Im Mittelpunkt stand eine kegelförmige Hütte, in deren breiter Thür still und schweigend eine Gestalt saß; zu beiden Seiten standen Standartenträger und erbliche Leibwächter, während die Anführer und bedeutendsten Hauptleute des Reiches einen weiten Halbkreis bildeten, in welchem die vorderste Reihe auf Matten saß; im Hintergrunde stand die Leibgarde Mtesa's, das Gewehr schulternd, in Doppelreihen; in der einen Ecke waren die Trommler und Musiker aufgestellt, während hier und da über den offenen Raum vor dem Monarchen Gruppen von Bittstellern und Höflingen zerstreut waren.

Als ich auf Mtesa zuschritt, erhob sich derselbe, kam mir bis an den Rand des Leopardenfells, auf das er beim Sitzen seine Füße gestellt hatte, entgegen und legte in diese Begrüßung offenbar noch größere Wärme, als bei der frühern Audienz in Usavara. Nach einer kurzen Pause wurde Sabadu, der Häuptling, der mich von Bumbireh hergeführt hatte, herangerufen, um die Vorfälle bei unserm Zusammentreffen, unsere Schlacht mit den Bumbireh-Insulanern und die Reiseerlebnisse zu erzählen, was er mit einer ganz erstaunlichen Genauigkeit des Details that. Er stellte dann in meinem Namen die Gefangenen aus Bumbireh dem Könige vor, mit der unterthänigen Fürbitte, daß er sie nicht hinrichten lassen, sondern so lange in Gewahrsam halten möge, bis das Lösegeld für sie von Antari bezahlt sei. Mtesa wurde darauf von dem Zwecke meines Besuches in Kenntniß gesetzt, der darin bestand, die mir von ihm bei meinem

18*

ersten Besuche versprochenen Führer zu erhalten, welche mir den Weg nach dem Muta Nsige zeigen sollten; ich selbst ersuchte dann den König noch, die Führer mir ohne Verzug zu gewähren, da ich aus Mangel an Kanoes schon beträchtlich viel Zeit verloren hätte.

Mtesa erwiderte, daß er gegenwärtig in einen Krieg mit dem aufrührerischen Volke von Uvuma verwickelt sei, das in unverschämter Weise sich weigere, seinen Tribut zu bezahlen, die Küste von Tschagwe verheere und seine Unterthanen wegschleppe, um sie nachher „für ein paar Bündel Bananen zu verkaufen", und daß es in Uganda nicht gebräuchlich sei, Fremde weiter reisen zu lassen, während der Kabaka in einen Krieg verwickelt sei; aber der Krieg würde bald vorüber sein und dann würde er, wenn ich warten wollte, einen seiner Häuptlinge mit einer Armee absenden, um mich auf dem kürzesten Wege nach dem Njansa (Muta Nsige) zu geleiten.

„Ueberdies", sagte er, „kann eine kleine Streitmacht jenen See jetzt nicht erreichen. Kabba-Rega von Unjoro führt gegenwärtig mit den Weißen von Kaniessa (Gondokoro) Krieg und das Volk von Ankori läßt keine Fremden in sein Gebiet zu Handels- oder andern Zwecken kommen, und alle Straßen nach dem See gehen durch diese Länder."

Nach dieser Mittheilung sah ich ein, daß ich entweder den Plan aufzugeben hatte, den Albert-See zu erforschen und zugleich zum Tanganika weiter vorzudringen — was man, da ich so weit vom Wege abgekommen war, in Europa vielleicht für ein wahnsinniges Unternehmen gehalten haben würde — oder daß ich ruhig auf das Ende des Krieges warten und dann durch forcirte Märsche meine Versäumnisse wieder einbringen mußte. Da ich aber zugleich die Versicherung erhielt, daß der Krieg nicht lange dauern würde, so entschloß ich mich, dazubleiben, diesem centralafrikanischen Kriege, einem jedenfalls manches Neue bietenden Ereignisse, als Zeuge beizuwohnen und zugleich die Zeit meines Aufenthalts zur Erlangung von allerlei das Land und seine Bewohner betreffenden Kenntnissen auszubeuten.

Am 27. August brach Mtesa sein Lager ab und begann seinen Marsch nach Nakaranga, einer ungefähr 640 m von der Insel Ingira, welche die Wavuma zu ihrer Festung gewählt und eingerichtet hatten, entfernten Landspitze. Er hatte eine gegen 150000 Krieger zählende Armee zusammengebracht, da er voraussichtlich sowol die rebellischen Wasoga wie die Wavuma zu bekriegen hatte. Außer dieser großen Heeresmacht müssen noch nahe an 50000 Weiber und fast ebenso viele Kinder und Sklaven beider Geschlechter gerechnet werden, sodaß ich, nachdem ich mir alle die Lager und die verschiedenen tributpflichtigen

Nationen angesehen hatte, welche auf Mtesa's Befehl ihren Theil beigesteuert hatten, nach einem ungefähren Ueberschlag die Zahl der Seelen in Mtesa's Lager auf gegen 250000 schätzte!

Diese große Zahl könnte wol übertrieben erscheinen, sie ist es aber für den mit den Gebräuchen und der Bevölkerung Ugandas und der Beschaffenheit und Ausdehnung der Macht Mtesa's Vertrauten nicht in höherm Grade, als die $5^1/_4$ Millionen, welche mit Xerxes zu seinem Heereszuge gegen Griechenland aufgebrochen sein sollen. Obgleich ich den weiten Flächenraum, den die verschiedenen Lager einnahmen, vollständig übersehen konnte, so hielt ich eine so große Zahl doch selbst nicht für möglich, bis ich eines Tages zur Befriedigung meiner Wißbegierde Mtesa bat, mir die Erlaubniß zur Aufzeichnung einer Musterrolle seiner Befehlshaber zu ertheilen. Da er sich gegen Weiße, vor denen er Hochachtung hegt, stets leutselig, willfährig und gefällig benimmt, so rief er alle seine obersten Befehlshaber und Offiziere (welche in Uganda die Titel Wakungu und Watongeleh führen) zusammen und befahl ihnen, die betreffenden Zahlen ihrer Unterbefehlshaber anzugeben. Folgendes ist die damals zusammengestellte Musterrolle der Generale und Obersten:

Namen der Generale:	Zahl der Unterbefehlshaber oder Obersten:
1. Pokino, der Katekiro, Häuptling von Uddu und Premierminister von Uganda	6
2. Tschambarango, Häuptling von Usiro	6
3. Kaïma	6
4. Kitunsi, Häuptling des Katonga-Thales	2
5. Sekebobo, Häuptling von Tschagwe	24
6. Mkwenda	19
7. Kasudju, Gouverneur der kaiserlichen Familie	5
8. Kagu	5
9. Kangau	18
10. Kimbugwe	24
11. Katambale	2
12. Nana Masurie, Mtesa's Mutter	10
13. Sabagansi, Mtesa's Oheim	4
	131
Die persönliche Leibwache des Kaisers	23
Summa:	154

Diese Unterbefehlshaber haben Truppenabtheilungen unter sich, die 50 bis 3000 Mann zählen, und Mtesa's Leibgarde darf, obgleich sie 23 Watongeleh beansprucht, in ihrer Gesammtstärke auf keine geringere Zahl als 3000 geschätzt werden. Wenn man nun die Heeresstärke der eingeborenen Waganda auf 125000 schätzt, so haben wir

noch alle die von Karagwe, Usongora, Ukedi, Usoga, Sesse und den Seeinseln Irwadji, Lulamba, Kiwa, Usiri, Kibibi u. s. w. gestellten Contingente und auch die arabischen und Wangwana-Gäste hinzuzurechnen, welche mit ihren Flinten Mtesa zu Hülfe kamen, und die diesen Quellen entnommene Streitmacht ließ sich, wie mir schien, ganz mäßig auf 25000 schätzen.

Die Avantgarde war so früh aufgebrochen, daß ich sie nicht zu Gesicht bekam; aber voll Begierde, das Hauptcorps dieser großen Armee vorbeimarschiren zu sehen, stellte ich mich frühzeitig an der äußersten Grenze des Lagers auf.

Zuerst kam mit seiner Legion Mkwenda, welcher die Grenze zwischen dem Katonga-Thal und Willimiesi gegen die Wanjoro bewacht. Es ist ein stämmiger, dicker, junger Mann, tapfer wie ein Löwe, listig und verschlagen bei der Führung von Kriegen, deren er schon manchen mitgemacht, ein ausgezeichneter Speerkämpfer und außerdem im Besitz noch mancher andern Vorzüge in den Schlachten. Ich bemerkte, daß die Waganda-Generale, trotzdem sie zum Islam übergetreten sind, doch noch an ihren kriegerischen Körperbemalungen und ihrem nationalen Zauberwesen festhielten, denn alle Krieger, welche ich vorbeitraben sah, waren auf die roheste Weise mit Ocker und Pfeifenthon beschmiert. Die unter dem Commando Mkwenda's stehende Streitmacht konnte man ungefähr auf 30000 Krieger nebst Troßbuben und sonstigem Gefolge im Lager veranschlagen, und obgleich der Weg gestern nur wie ein bloßer Ziegenpfad aussah, hatte ihn doch diese in einem halben Trabe ungestüm vordringende Legion bald zu einer breiten Allee erweitert und durch den Wald gebahnt.

Der alte General Kangau, der das Land zwischen Willimiesi und dem Victoria-Nil vertheidigt, kam zunächst mit seinem Gefolge, mit fliegenden Fahnen und unter dem Lärm der Trommeln und Pfeifen. Er und seine Krieger waren zum Kampfe entkleidet und ihre Körper und Gesichter mit weißer, schwarzer und ockergelber Farbe bemalt.

Darauf stürzten ungefähr 2000 auserlesene Krieger vorbei, alles große Leute, in der Handhabung der Speere und Schilde gewandt, geschmeidig und schnellfüßig und während des Vorbeitrabens ihr Kriegsgeschrei erhebend und mit den Speeren rasselnd. Dieser Kriegsruf lautet: „Kavia, kavia" und besteht aus den beiden letzten Silben des Wortes Mukavia (König), was ein Titel Mtesa's in seiner Jugend war. Hinter ihnen kam im Geschwindmarsch die mit Musketen bewaffnete Leibwache des Königs, ungefähr 200 Mann in der Front und zu beiden Seiten der Heerstraße 100 Mann tief, Mtesa und sei-

nen Katekiro einschließend. 200 Mann bildeten endlich den Nachtrab, mit ihren wirbelnden Trommlern, blasenden Pfeifern und fliegenden Fahnen den imposanten und kriegerischen Zug abschließend.

Mtesa marschirte zu Fuß, mit unbedecktem Kopfe, in einem Anzuge von blaugewürfeltem Zeuge mit einem Gürtel von englischer Arbeit um die Taille, und wie die römischen Kaiser bei ihren Triumphzügen ihre Gesichter mit einem tiefen Scharlachroth bemalten, so war auch sein Gesicht glänzend roth gefärbt. Der Katekiro schritt vor ihm her und trug einen dunkelgrauen Kaschmirrock, ein Geschenk des Herrn de Bellefonds. Ich glaube, daß diese Anordnung getroffen war, um jeden etwa im Gebüsch lauernden Meuchelmörder zu täuschen. Wenn dies der Fall war, so erschien diese Vorsichtsmaßregel doch ganz unnöthig, da so geschwind marschirt wurde, daß nur mit einer Flinte ein solches Attentat hätte gelingen können, und die Wavuma und Wasoga haben keine Feuergewehre.

Nachdem Mtesa's Leibgarde vorbeimarschirt war, folgte ein Befehlshaber nach dem andern und eine Heeresabtheilung nach der andern, jede einzelne für das Ohr der Eingeborenen an dem ihr eigenthümlichen Trommelschlag erkennbar. Sie kamen in einem außerordentlich schnellen Schritt heran, mehr wie in den Kampf eilende, als auf dem Marsch befindliche Krieger, und es ist, wie man mir gesagt hat, ihre Gewohnheit, sich stets im Trabe zu bewegen, wenn sie irgendetwas unternehmen, das einen kriegerischen Charakter trägt.*

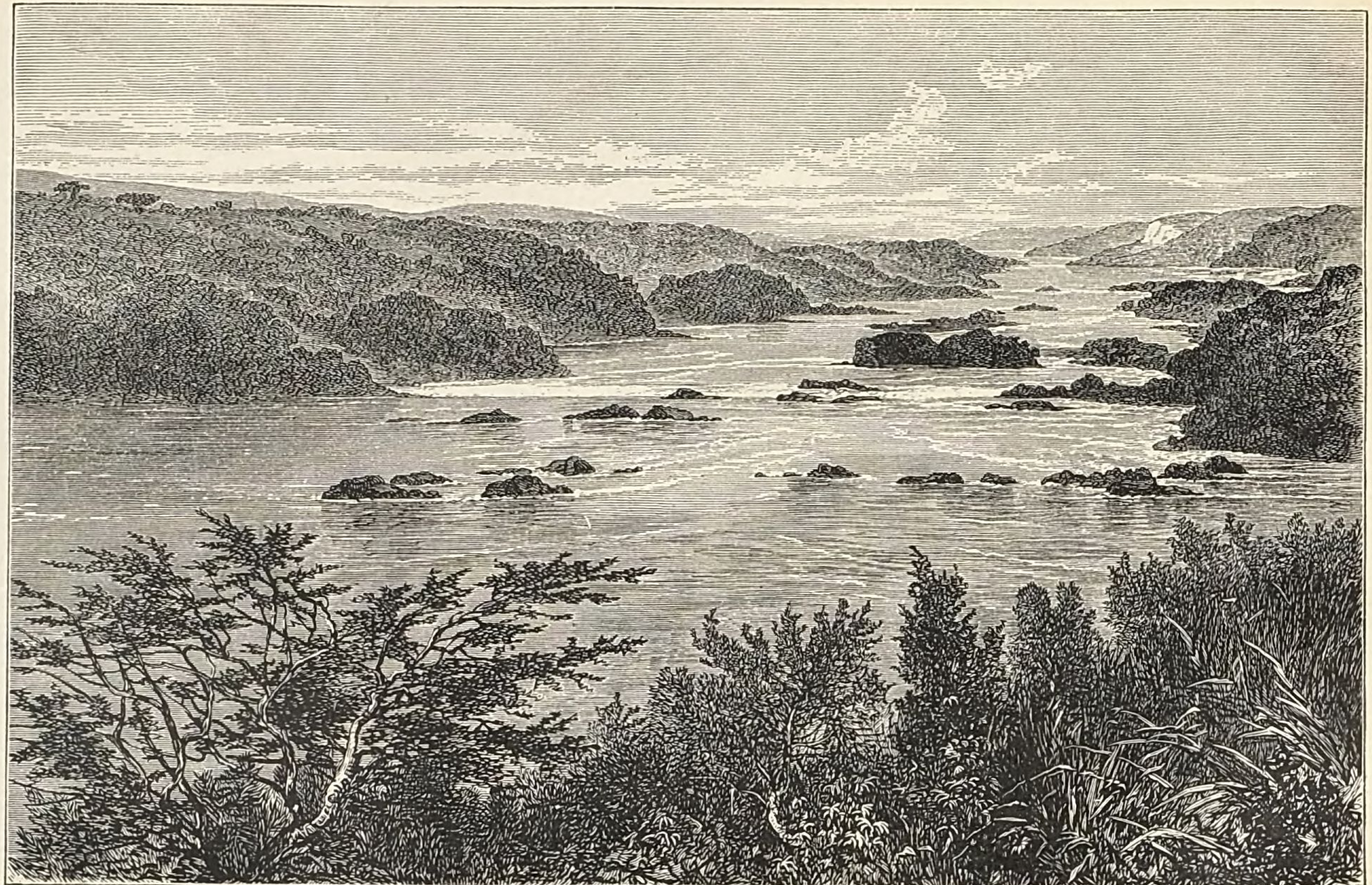
Ungefähr zwei Stunden, nachdem das Hauptcorps seinen Marsch begonnen hatte, trabte Kasudju, der Gouverneur der jungen Prinzen und der Frauen Mtesa's, vorbei. Voran liefen 1000 Speerträger und ebenso viele hinten nach. Die Zahl der Weiber belief sich auf 5000; aber nicht mehr als 500 können Beischläferinnen des Kaisers genannt werden; die andern hatten die Geschäfte des Haushalts zu besorgen.

Ich dachte mir, daß man, wenn sich überhaupt schöne Weiber von schwarzer Gesichtsfarbe in Afrika finden lassen, dieselben in der Hofhaltung eines so mächtigen Despoten, wie Mtesa, der in so vielen

* Ihr Kriegsgeschrei beginnen die Waganda damit, daß sie den vollen Titel ihrer betreffenden Anführer laut ausrufen und dabei immer die beiden Endsilben in folgender Weise anfügen: „Mukavia, kavia, kavia!" — „Tschambarango, ango, ango!" — „Mkwenda, kwenda, kwenda!" — „Sekebobo, bobo, bobo!" — „Kitunsi, tunsi, tunsi!" — Hieraus erklärt es sich, warum Speke das Wort für „Dank" N'yanzig schreibt, denn die Waganda statten ihren Dank ab, indem sie zuerst sagen „Twjansi, jansi, jansi", was, wenn es schnell wiederholt wird, etwa wie N'yanzig lautet.

Ländern eine Blumenlese anstellen kann, finden müsse. Demzufolge sah ich mich unter den Concubinen scharf um, um mich mit dem reinen Stile einer echten afrikanischen Schönheit bekannt zu machen. Meine Erwartungen wurden bei dieser Weiberschau auch nicht ganz getäuscht, nur hatte ich mir gedacht, daß die Weiber des Kaisers alle weit höhere persönliche Reize zeigen müßten. Aber Mtesa unterscheidet sich, wie es scheint, in seinem Geschmack wesentlich von den Europäern. Unter der ganzen Masse von 500 gab es nicht mehr als 20, welche von seiten eines Weißen, der nur einigermaßen ein Auge für Stil und Schönheit hat, eines bewundernden Blickes werth gewesen wären, und gewiß nicht mehr als drei, welche viele Blicke verdient hätten. Diese drei, die anmuthigsten unter den 20 Schönheiten am Hofe Mtesa's, gehörten der Wahuma-Rasse an und stammten ohne Zweifel aus Ankori. Sie hatten die Hautfarbe der von einem Weißen und einer Mulattin abstammenden Farbigen, ihre Nasen waren gerade, ihre Lippen dünn und ihre Augen groß und glanzvoll. Auch durch die andern Reize schöner Körperformen zeichneten sie sich aus und Hafis hätte wol mit dichterischer Begeisterung sagen können, „daß sie gerade gewachsen waren wie Palmbäume und schön wie Monde". Freilich mußte jeder von ihnen noch so sehr entzückte Europäer doch eins für unschön halten, ich meine das kurze, gekräuselte Wollhaar der Negerrasse; in jedem andern Punkte konnten sie als Ideale der Schönheit, welche Centralafrika erzeugen kann, hingestellt werden. Mtesa hält sie indeß für nicht vollkommener als seine fleischigen und fetten, plattnasigen Weiber mit ihrer öligen Haut, ja stellt sie denselben nicht einmal gleich; als ich eines Tages bei einer Privataudienz auf sie hinwies, betrachtete er sie sogar mit einem spöttischen Blick. Wenn ich mich recht erinnere, so behauptet Speke, daß in Uganda fette Wohlbeleibtheit bei den Weibern gleichbedeutend mit Schönheit sei. Dies mag früher einmal der Fall gewesen sein, ist aber sicherlich jetzt nicht mehr richtig, denn nur an wenigen Frauen, welche von Mtesa oder seinen Häuptlingen mit günstigen Blicken betrachtet wurden, habe ich eine irgend bedeutende Corpulenz bemerkt. Naturgemäß werden da, wo gute, leicht verdauliche Nahrung in Fülle vorhanden und das Klima gesund ist, die Individuen der vornehmern Klasse im allgemeinen, sei es in Uganda oder in England, zu Fleische kommen, aber es ist doch eine etwas unvernünftige Annahme, daß die Honoratioren deshalb ein übermäßiges Embonpoint für ein Element körperlicher Schönheit ansehen sollten.

Auf den königlichen Harem folgte Mtesa's Oheim, der alte, durch



Der Victoria-Nil, nördlich von den Ripon-Fällen, nach Unjoro zuströmend, von Usoga aus gesehen.

(Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

I. S. 281.

hübsche Gesichtsbildung sich auszeichnende Sabagansi, den ich in Anbetracht der großen Menge ihn begleitender Frauen eine Weile wie einen wahren Salomo unter den Waganda ansah, bis ich eines Tages erfuhr, daß großer Besitz an Weibern in Uganda überhaupt mit Reichthum gleichbedeutend ist, denn sie haben alle ihren Marktwerth und sind für Waaren jeder Art, wie z. B. Zeug, Kühe, Perlen oder Schießgewehre verkäuflich. Dennoch kann ich den alten Herrn von dem Verdachte großer Galanterie nicht ganz freisprechen, denn in einer Nacht erschlug er in Nakaranga mit eigener Hand einen Liebhaber, welcher einer seiner zahlreichen Dulcineen ein Ständchen zu bringen gewagt hatte. Außer dieser Verliebtheit, welche ich ihm beimesse, muß ich ihn auch trotz seiner schönen Gesichtszüge und glatten Zunge mit den Titeln eines eifer- und rachsüchtigen, jähzornigen alten Heiden belegen.

Ermüdet von dem Begaffen einer so ungeheuern Menschenmenge, welche sich gleichsam wie Woge auf Woge stetig vor mir vorbeiwälzte, wie eine lebendige Flut von Kriegern, und befriedigt von der hinreichend klaren Anschauung, die ich in Bezug auf ihre Zahl und Marschmethode gewonnen hatte, verließ ich meinen Beobachtungsposten und schloß mich der Marschlinie hinter der Arrièregarde Sabagansi's an, wo ich, gelinde gesagt, durch die nacheilenden Krieger sehr belästigt wurde, welche es alle für nothwendig hielten, sich trotz aller Hindernisse bis an die Front vorzudrängen. Die Wachen, welche mir Mtesa zum Geleit auf der Heerstraße mitgegeben hatte, thaten ihr Möglichstes, um dem wüthenden und hartnäckigen Ungestüm der heraneilenden Krieger Einhalt zu thun, und bedienten sich ihrer handfesten Stöcke mit ungeduldiger Heftigkeit. Die Schläge blieben indeß ganz unwirksam, da sie mit großen Schilden von Holz und Rohr parirt wurden.

Da ich es für nutzlos hielt, gegen eine solche Wucht der Massen und einen so festbegründeten Gebrauch anzukämpfen, unterwarf ich mich geduldig dieser Plage. Ueberdies konnte ja der Marsch nach Nakaranga voraussichtlich nicht mehr als 2—3 Tage in Anspruch nehmen.

In Mpani, wo wir in jener Nacht lagerten, erfuhren wir, daß die Wavuma bald nach unserer Abreise von den Djindja oder „Steinen" dieser Oertlichkeit einen Besuch abgestattet, die verlassenen kaiserlichen Quartiere und das Lager in Brand gesteckt und außerdem fünf oder sechs Unglückliche aufgespießt hatten, ehe der mit Bewachung von Djindja betraute Häuptling ihre Anwesenheit gewahr worden war. Bei Sonnenuntergang sahen wir die Kanoes der Wavuma, ungefähr 200—300 an Zahl, im Triumph nach ihrer Insel zurückkehren.

Vier Tage später, am 1. September, besetzte die Armee Mtesa's Nakaranga, wo sie ihr Lager zu bauen anfing. Jeder Häuptling war dabei von den unter seinem Commando stehenden Leuten umgeben und verfügte sich nach der von dem Katekiro ihm angewiesenen Oertlichkeit.

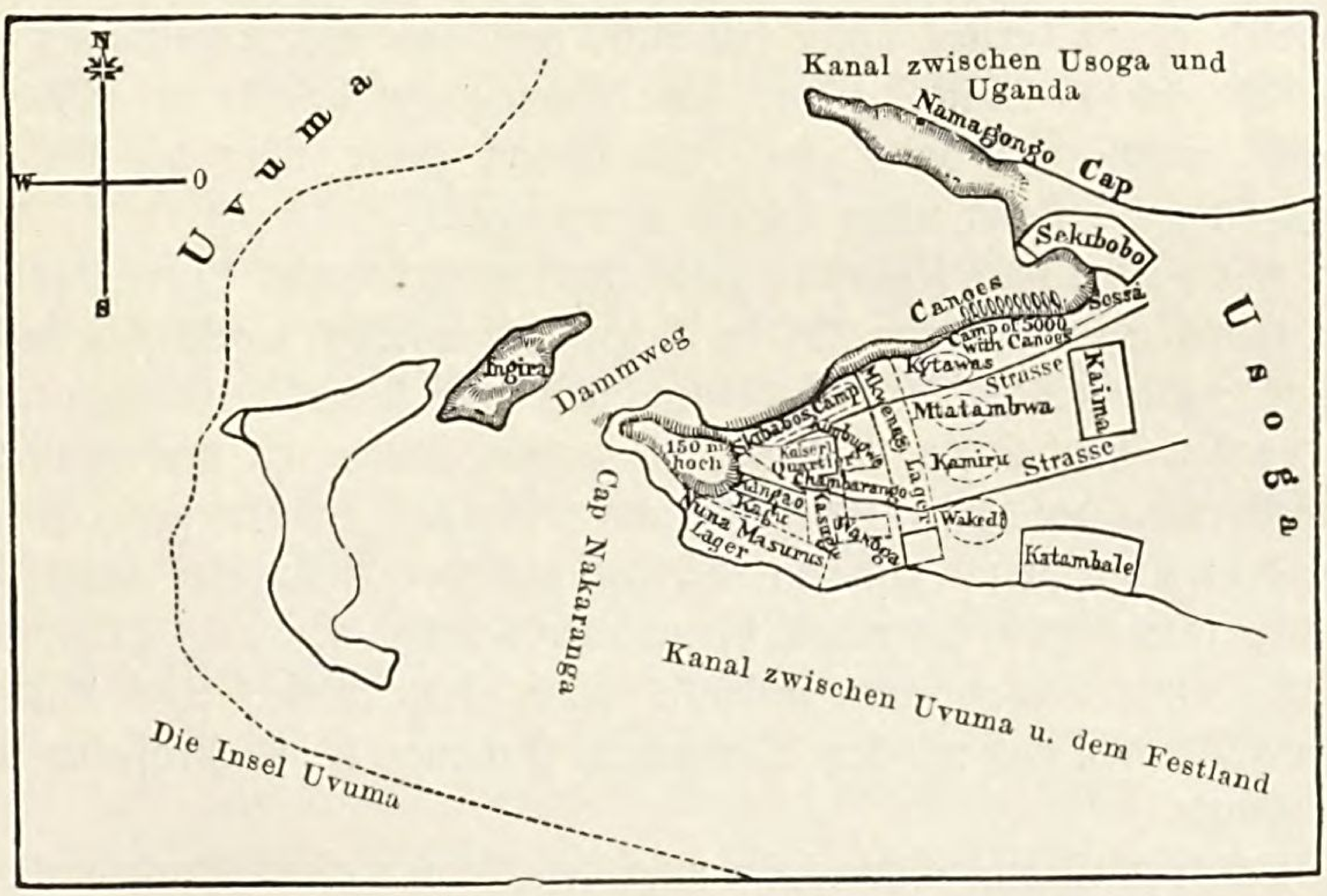
Die von den Offizieren der Königin-Mutter befehligte Legion nahm das östlich vom Cap Nakaranga liegende Terrain ein; der Häuptling Ankori nebst seinen phantastisch gekleideten Wasoga schlug sein Lager nördlich von den Leuten der Nana Masurie auf; dem tapfern Mkwenda mit seiner furchtbaren Legion war der ganze nördliche Theil des Lagers angewiesen und für den gefürchteten Sekebobo war, wenn er von der Na-Magongo-Spitze ankommen sollte, die Seeseite des Lagers bestimmt, von Mkwenda's Stellung bis zum Cap Nakaranga. Das kaiserliche Quartier nahm eine Fläche von beinahe 400 m im Quadrat im Centrum des weiten Lagers ein und wurde eifrigst von der Leibwache, den Legionen des Katekiro, Tschambarango's und Kimbugwe's, ferner von Kasudju mit der Leibwache der kaiserlichen Familie und dem aufgeblasenen, polternden Kitunsi, dem Häuptling des Katonga-Thales, bewacht.

Die nebenstehende flüchtige Skizze mag dem Leser zur genauern Veranschaulichung der in dieser Zeit für Uganda so überaus wichtigen Localität behülflich sein. Bei Sonnenuntergang war die Armee in etwa 30000 kuppelähnlichen Hütten bequem untergebracht. Ueber dieselben erhoben sich hier und da einige größere kegelförmige Hütten, in welchen die verschiedenen Häuptlinge ihre einstweilige Residenz aufschlugen.

Mitten in all diesem lärmenden und hastigen Treiben wurde der weiße Fremdling „Stamlih" (wie die Waganda mich nannten) nicht vergessen. Bequeme Quartiere wurden hergerichtet und ihm sowie seiner Bootsmannschaft angewiesen, und zwar auf besondern Befehl Mtesa's neben der breiten Heerstraße, welche der Katekiro von dem kaiserlichen Hauptquartier bis nach der Spitze des Cap Nakaranga herstellen ließ.

Begierig, zu beobachten, welche Aussichten Mtesa auf einen Sieg über seine aufrührerischen Unterthanen haben dürfte, ging ich auf der Straße über einen Berg zu einer Position vorwärts, von der aus man die Insel Ingira, wohin die Rebellen mit ihren Familien und einigen Rinderheerden ihre Zuflucht genommen hatten, deutlich überschauen konnte. Wenn man in Betracht zog, daß die Insel Ingira nur durch etwas über 20000 Wilde vertheidigt wurde, deren einzige Kriegswaffen der Speer und die Schleuder waren, so stellte sie einer

solchen Streitmacht, wie sie der Kaiser von Uganda in einer Entfernung von höchstens 700 m von der Insel angesammelt hatte, kein furchtbares Hinderniß entgegen. Ihre Länge betrug blos etwas über $1^1/_2$ km, ihre Breite von dem Berge, welcher dem Cap gegenüberstand, bis zum Wasserrande an der Seite nach Uvuma zu nur etwa $^4/_5$ km. Das Gebirge erhob sich auf allen Seiten mit etwas steilen Abhängen, war aber für die leichtfüßigen und breitbrüstigen Eingeborenen doch leicht zu ersteigen. Die Wavuma waren indeß nicht ohne Bundesgenossen, welche ihnen bei der Abwehr der ihnen von Mtesa angedrohten Strafe Hülfe leisten wollten. Die gemeinsame



Gefahr und der gemeinsame Haß gegen den gefürchteten Monarchen hatte die Bewohner der Inseln Ugeyeja und Utamba, sowie auch von Kitenteh, das in den Annalen Ugandas durch seinen langen, aber unglücklichen Kampf mit dem Kaiser Suna, dem Vater Mtesa's, berüchtigt ist, zu einer äußersten Kraftanstrengung für die Erkämpfung ihrer Freiheit vereinigt.

Die Bevölkerung der gesammten Küste Usogas, von Nakaranga an bis nach Uganda, hatte sich freiwillig der Sache Uvumas angeschlossen und hatte mehr als 150 große, für den Krieg vollständig bewaffnete Kanoes abgeschickt. Die Verbündeten hatten bei der Entwerfung ihres Actionsplans die Insel Ingira zum Sammelpunkte der vereinigten Kanoeflotte ausgewählt. Mtesa's Plan war, diese Insel einzunehmen und von Ingira aus zu der nächsten Insel und dann

weiter nach Uvuma hinüberzufahren, wo dann natürlich nur augenblickliche und vollständige Unterwerfung die Einwohner retten konnte. Ich freute mich, daß ich gerade jetzt hier anwesend war, denn ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß in einer solchen Kriegsperiode mein Einfluß zur Abwendung der Greuel, welche in Afrika im allgemeinen den Sieg begleiten, hinreichen würde. Obgleich ich keinen Grund hatte, die Wavuma zu lieben, und für jetzt ein eifriger Verbündeter Mtesa's war, so war ich doch entschlossen, das Niedermetzeln der sich unterwerfenden Feinde, wo ich irgend beim Siege gegenwärtig sein würde, zu verhindern.

Der überallhin Schrecken verbreitende Sekebobo, welcher 24 Watongoleh oder Obersten unter sich hatte und über eine Streitmacht von ungefähr 50000 Mann gebot, hielt Namagongo besetzt, und Mtesa's Flotte, welche auf die Ordre, mit diesem Heere über die Bai zu fahren, harrte, stand unter seinem Oberbefehl.

Die Kriegsflotte Ugandas zählte 325 größere und kleinere Kanoes, von denen man wol nur 230 im Kriege für wirklich dienstfähig halten konnte. Die eine Hälfte derselben war mit Wasesse, Eingeborenen der großen Insel Sesse, bemannt, die andere Hälfte mit den muthigen Eingeborenen der Inseln Irwadji und Lulamba, mit Kriegern, welche von dem Küstenstrich zwischen Usavara und der Buka-Bai auserlesen worden waren und unter dem Commando des Viceadmirals Tschikwata standen, mit Leuten aus Undjaku unter dem Befehl des Viceadmirals Djumba und mit den Seetruppen Gabunga's, des Großadmirals der Flotte.

Obgleich Gabunga berechtigt war, den Namen eines Großadmirals der Flotte zu führen, weil alle Kanoes von Uganda, im ganzen vielleicht 500, seiner Obhut anvertraut waren, so darf man doch nicht glauben, daß er in der Schlacht den Oberbefehl führte. Seine Function bestand einfach darin, die Befehle des kämpfenden Generals an seine Hauptleute und Lieutenants zu überbringen, denn die Seeleute selbst fechten selten und nur im Falle äußerster Noth.

Die kämpfende Mannschaft jedes Kanoe ist nur ihrem Oberfeldherrn zum Gehorsam verpflichtet; die Seeleute oder Ruderer gehorchen aber dem obersten Flottenadmiral Gabunga, der seinerseits den Befehlen des Oberfeldherrn unterworfen ist.

Viele Leser, wofern sie nicht bei einer nähern Betrachtung der Seemacht Mtesa's verweilen wollen, möchten sich wol mit den bloßen, die numerische Stärke seiner Kriegsfahrzeuge betreffenden Zahlen genügen lassen. Der Merkwürdigkeit halber wollen wir aber doch auch

die Zahl der zur Bemannung dieser kriegstüchtigen 230 Kanoes erforderlichen Leute zu berechnen suchen.

Das größte in dieser Flotte von mir gesehene Kanoe hatte beinahe 22 m in der Länge, 2,2 m in der Breite und war inwendig vom Kiel bis zu der obern Planke auf dem Bord 1,22 m tief. Es hatte 32 Querbänke, welche 64 Ruderern, außer dem Steuermann, Sitzplätze boten. Wahrscheinlich waren etwas über 100 zwischen 15 und 21 m lange und ungefähr 50 zwischen 9 und 15 m lange Kanoes vorhanden; die übrigen 80 Kriegerboote waren von verschiedener Größe und Gestalt und 5½ bis 8 m lang. Der Rest der Flotte bestand aus kleinen Kähnen, welche nur 3—6 Mann tragen konnten.

Die größte Klasse — 100 an der Zahl — mochte zur Bemannung im Durchschnitt ungefähr je 50 Mann erfordern, was eine Gesammtsumme von 5000 ergeben würde. Die Kanoes der zweiten Klasse mochten im Durchschnitt je 40 Mann brauchen, was für 50 Fahrzeuge 2000 Mann gibt. Die dritte Klasse kann man im Durchschnitt auf je 20 Mann berechnen, und da deren Zahl 80 beträgt, so ergeben sich 1600 Mann; die Totalsumme stellt sich demnach auf 8600 Mann.

Das ist eine sehr ansehnliche Ziffer für eine Schiffsmannschaft, wird mancher denken. Aber in einer Schlacht auf dem See oder bei einer solchen Gelegenheit, wie die gegenwärtig vorliegende, wo alle Streitkräfte des Reiches zu einem wichtigen Kriege versammelt waren, hätte man die Kanoes dazu verwenden müssen, eine bedeutende Kriegsmacht zum Sturm auf die Insel Ingira hinüberzuführen. Die zum Angriff bestimmten Kanoes hätten daher mit Kriegern vollgestopft werden müssen; da die größte Klasse 60—100 Mann außer ihrer eigenen Bootsmannschaft tragen kann, so stellt sich thatsächlich heraus, daß Mtesa eine Truppenmasse von 16—20000 Mann auf dem Victoria-See zu Kriegszwecken einschiffen kann.

Von dem Heldenmuth, mit welchem die Wavuma gegen die Waganda in den Kampf zogen, hatten wir schon am zweiten Tage nach unserer Ankunft genügende Beweise. Sie fuhren drei- bis viermal rasend schnell bis dicht an die Küste und wieder zurück in den See hinaus, ehe sich die Waganda nur besannen, um sie für diese höhnende Keckheit zu züchtigen, wozu sie ja in der Gestalt von Musketen die Mittel in den Händen hatten. Als dann die Schüsse gegen die Kanoes abgefeuert wurden, beugten die meisten Wavuma ihre Köpfe tief nieder und ruderten mit einer Hand, einige der Kühnsten standen indeß auch auf und entwickelten — nicht eben zum Vortheil der Waganda

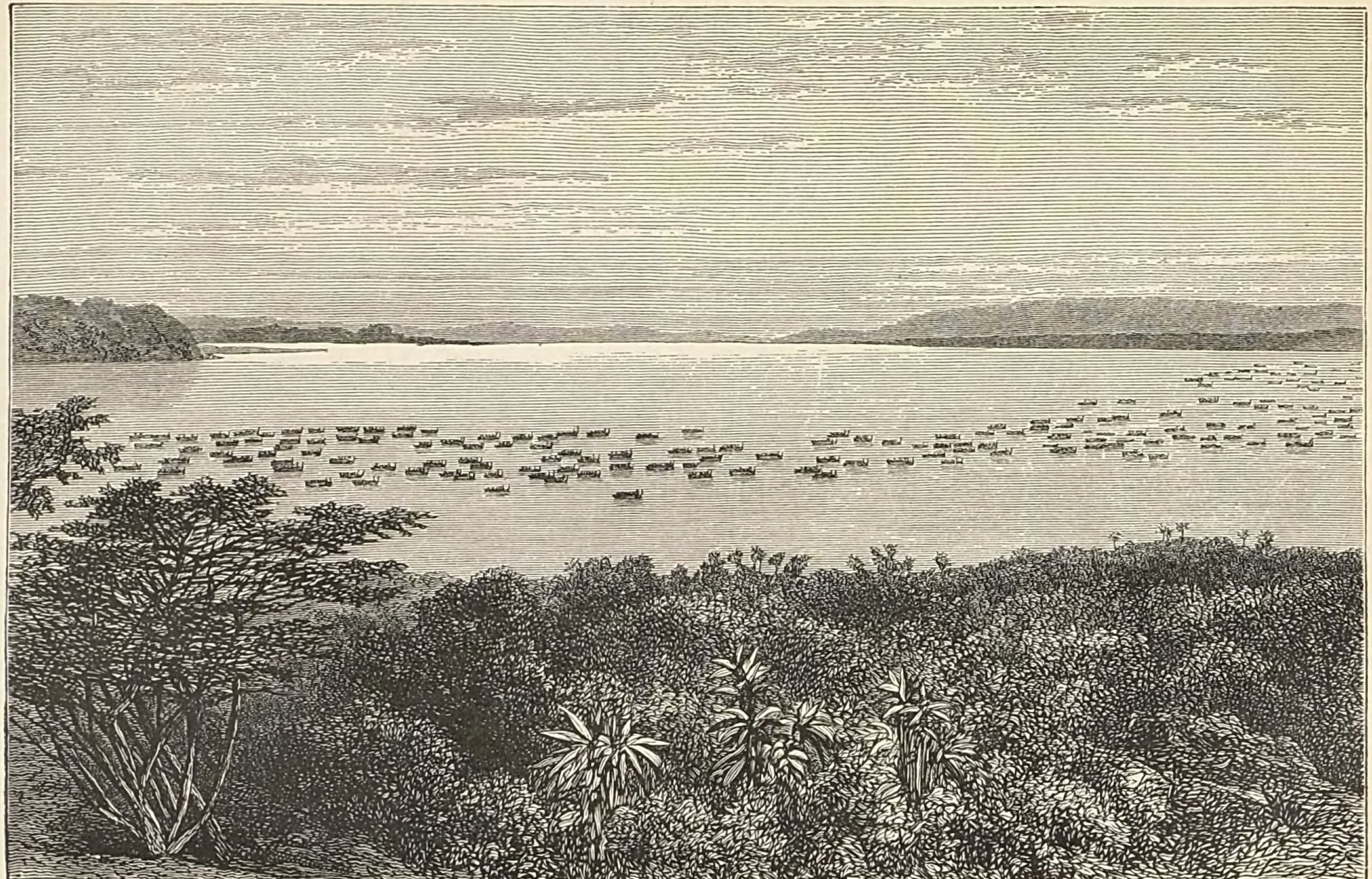
— ihre Geschicklichkeit im Speerwerfen und zeigten zugleich, wie fest und sicher sie auf den Querbretern ihrer schmalen Kanoes stehen konnten. Ihr kecker Angriff blieb bei vielen Waganda nicht wirkungslos, denn ich hörte von Verschiedenen die Bemerkung, daß es viele Mühe kosten würde, die Wavuma zu besiegen.

Am dritten Morgen begann Sekebobo, nachdem er während der Nacht die betreffenden Befehle erhalten hatte, mit der kaiserlichen Flotte quer über die Bai von Nakaranga zu fahren. Mtesa hatte mir einen Boten zugeschickt, um mir mitzutheilen, daß der Befehlshaber im Begriff stehe aufzubrechen, und ich eilte nach dem Strande, um Zeuge dieses Schauspiels zu sein. Ich fand, daß fast alle Waganda von der gleichen Neugierde beseelt waren, denn am Strande zogen sich 5 bis 6 km weit dichte Massen Volkes hin, das fast allgemein die braunen Kleider aus Rindenzeug trug.

Die Wavuma behielten mittlerweile Sekebobo scharf im Auge und nahmen vom Gipfel ihrer Berginsel fast ebenso genau, wie wenn es ihnen von Mtesa angekündigt worden wäre, wahr, was man im Schilde führe, und um diesen Plan womöglich zu vereiteln oder um wenigstens Beute zu machen, bemannten sie hastig ungefähr 100 Kanoes und fuhren, gleich ebenso vielen Krokodilen, mit großer Schnelligkeit auf Namagongo zu. Bevor Sekebobo seine Flotte in Schlachtordnung stellen konnte, waren die Wavuma mitten auf der Bai, um ihm die Ueberfahrt zu verlegen, und warteten ruhig auf sein Heranfahren in das tiefe Wasser.

100 Kanoes gegen 325 war ein ziemlich ungleicher Kampf, und dies glaubten auch die Wavuma, denn als die Flotte des Mtesa in einer zusammengedrängten, ziemlich gut geordneten Masse sich näherte, öffneten die Wavuma ihre Linie nach rechts und links und ließen ihren Feind bei sich vorbeifahren. Ermuthigt durch dieses Manöver, begannen die Waganda ein Siegesgeschrei zu erheben, aber kaum waren die ersten Töne dieser selbstgefälligen Beglückwünschung erklungen, als man von den Rudern der Wavuma das Wasser aufschäumen sah — und siehe! von beiden Seiten stürzten sich die tapfern Insulaner mitten in die Masse hinein und verbreiteten Schrecken und Verwirrung über das ganze Waganda-Heer.

Was für Thaten jene verwegenen Wavuma noch vollbracht haben würden, weiß ich nicht, aber Mtesa sprang bei diesem Anblick hoch auf und erhob sein Kriegsgeschrei „Kavia, Kavia!" und die Armee, Männer, Weiber und Kinder kreischten: „Kavia, kavia!" und als die heranfahrende Flotte das Geschrei hörte, so wiederholte auch sie es wuth-



Der Napoleon-Kanal im Victoria-See von den Höhen über den Ripon-Fällen.

Die Flotille des Kaisers von Uganda auf der Ueberfahrt von Usoga nach Uganda.

(Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

I. S. 286.

schnaubend und wandte sich beherzt gegen den Feind. Aber die Wavuma, welche vierzehn gute Prisen gemacht hatten, zeigten keine Neigung, bei der großen Ungleichheit der beiderseitigen Streitkräfte, den Waganda in einer regelmäßigen Seeschlacht zu begegnen, und eilten demgemäß — für den Augenblick mit ihrer Beute zufrieden — in das tiefere Wasser, wohin, sonderbar genug, die Flotte der Waganda ihnen nicht zu folgen wagte.

Diese kurzdauernde, aber äußerst belebte Scene veranlaßte mich zu tieferm Nachdenken und zu der mir selbst vorgelegten Frage, warum gerade ich aus den Händen der Wavuma entkommen durfte, wenn dieselben, wie dieser Kampf zeigte, so heldenmüthig waren, und warum ein einziges Boot und eine doppelläufige Elefantenflinte auf unserer Entdeckungsfahrt ausreichte, um uns von 13 gut bemannten Wavuma-Kanoes freizumachen. Einige Antworten auf diese Frage wurden in der Folge aus der Beobachtung der Ereignisse hergeleitet.

Eine Pause von zwei oder drei Tagen ohne irgendeinen Vorfall folgte auf die Ankunft von Sekebobo's Legion und Mtesa's Flotte. Darauf ließ mich Mtesa rufen und geruhte mir über den wahrscheinlichen Ausgang des Krieges einige seiner Ideen mitzutheilen, ungefähr in folgenden Worten:

„Stamlih, ich bedarf deines Rathes. Alle weißen Männer sind sehr gescheit und scheinen alles zu wissen. Ich möchte gern von dir erfahren, was ich nach deiner Meinung von diesem Kriege erwarten kann. Werde ich den Sieg erringen oder nicht? Es ist meine Meinung, daß wir gewandt und gescheit handeln und mit dem Kopfe arbeiten müssen, um jene Insel einzunehmen."

Ich lächelte über dieses naive, offenherzige Benehmen des Königs und erwiderte, daß ein Prophet nöthig sei, um den Ausgang des Krieges vorherzusagen, und daß ich weit davon entfernt sei, mich für einen Propheten zu halten; daß Kopfarbeit allein, und wäre sie die beste in der Welt, die Insel Ingira nicht einnehmen könne, wenn ihr nicht die Tapferkeit zur Seite stehe.

Er sagte darauf: „Ich weiß, daß die Waganda auf dem Wasser nicht gut kämpfen werden; sie sind daran nicht gewöhnt. Sie sind auf dem Lande immer siegreich; wenn sie aber in Kanoes fahren, so fürchten sie sich vor dem Umstürzen des Bootes, und die meisten der Krieger kommen aus dem Innern des Landes und können nicht schwimmen. Die Wavuma und Wasoga sind mit dem Wasser sehr vertraut und schwimmen wie die Fische. Wenn wir ein Mittel ausfindig machen könnten, die Waganda auf die Insel hinüberzubringen,

ohne sie den Gefahren einer Kanoefahrt auszusetzen, so würde ich des Sieges gewiß sein.“

Ich entgegnete: „Du hast Männer, Weiber und Kinder hier in diesem Lager so zahlreich wie die Sterne am Himmel. Befiehl, daß jeder, der laufen kann, einen Stein aufnimmt und in das Wasser wirft, und du wirst die Tiefe desselben schon sehr vermindern; wenn aber jeder einzelne täglich 50 Steine zuträgt, so stehe ich dir dafür, daß du in wenigen Tagen trockenen Fußes nach Ingira hinübergehen wirst.“

Mtesa schlug, um seinem Beifall Ausdruck zu geben, seine Schenkel aneinander und befahl dem Katekiro, sofort zwei Legionen auszuwählen und die Arbeit beginnen zu lassen. Sehr bald war die Vorderseite des felsigen Berges mit ungefähr 40000 Kriegern oder ungefähr einem Sechstel der Menschenmasse am Cap bedeckt, und sie mühten sich mit der ungewöhnlichen Arbeit ab, einen Damm aus Felsstücken zu bauen, welcher Nakaranga mit der Insel Ingira verbinden sollte. Nachdem sie drei Stunden bei der Arbeit gewesen waren, ging ich hin, um die Fortschritte, welche dieselbe machte, in Augenschein zu nehmen, und sah, daß sie ihre Anstrengungen bei dem Bau eines ungefähr 30 m breiten Dammweges unnütz verschwendeten. Ich sagte dem Katekiro, daß es ein Jahr Zeit kosten würde, ein solches Werk zu vollenden; wenn er aber die Breite auf 3 m beschränken und die Leute in Reihen aufstellen würde, so dürfte er bald das Vergnügen haben, ohne alle Gefahr auf der Insel Ingira festen Fuß zu fassen. Aber obgleich der Premierminister und erste Beamte in Uganda seine Höflichkeit durchaus bewahrte und nicht vergaß, daß Mtesa, sein Herr, mich seinen Freund zu nennen geruhte, bemerkte ich doch gar bald, daß er von einem Ausländer und Fremden freundlichen Rath nicht annehmen wollte. Er ließ sich dies übrigens weder in seinen Worten oder auch nur durch irgendeine Andeutung oder unfreundliche Geberde merken, sondern einfach durch Nichtbeachtung meines Rathes. Der gewandteste europäische Hofmann hätte den Premierminister von Uganda darin nicht übertreffen können. Er bot mir mit denselben freundlichen Manieren einen Kürbis voll des honigsüßen Bananenweines an, sprach mittheilsam über verschiedene Gegenstände, veranlaßte mich zu mündlichen Skizzirungen des europäischen Lebens und lächelte auf eine aristokratisch insolente Weise. Dessenungeachtet entdeckte ich unter dieser raffinirt höflichen Maske einen stolzen Geist, unbiegsam wie Stahl. Was konnte ich einem solchen aalglatten, vornehm ruhigen, lächelnden Patricier von Uganda

gegenüber anders thun, als innerlich seufzen, daß der gute, brave, vortreffliche Mtesa solche Menschen in seinen Diensten hatte? Gleichzeitig konnte ich nicht umhin, über die diplomatische Sorglosigkeit dieses Mannes zu lächeln, welcher in der That in einem nur allzu unvollkommenen Grade den Charakter der Waganda-Häuptlinge in sich repräsentirte.

Zwei Tage lang wurde die Arbeit in der von mir beschriebenen Weise, nämlich mit Felsstücken, fortgesetzt und dann glaubte Mtesa, daß es eine schneller fördernde Methode sein würde, die Wasserstraße mit Bäumen auszufüllen; dementsprechend wurden dem Katekiro Instructionen ertheilt. Drei Tage waren die Waganda mit dem Fällen von Bäumen beschäftigt; ein ganzer Wald wurde niedergelegt und nach der Nakaranga-Spitze geschleppt, wo die Bäume mit Rindenbaststricken aneinander gebunden und dann ins Wasser versenkt wurden.

Am Morgen des fünften Tages kam Mtesa zur Landspitze hinab, um sich den Dammweg zu beschauen, und freute sich zu sehen, daß wir uns der Insel Ingira schon um ca. 120 m genähert hatten. Während er nach der Insel hinüberblickte, fragte er mich, was ich zu der Absendung einer Deputation zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen und zunächst zum Sondiren der bei den Wavuma jetzt herrschenden Stimmung meinte. Ich erwiderte, daß dies in Europa eine gute und weise Maßregel sein würde, aber nicht in Centralafrika, da ich befürchtete, daß die Wavuma die ganze Deputation massakriren würden. Mtesa bestand indessen, dem Rathe seiner Häuptlinge oder eines der Wangwana folgend, auf seiner Idee, und ein Lieblingspage, Namens Webba, sollte eben in einem großen Kanoe mit 50 Mann zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen mit den Wavuma abgesandt werden, als ich ihn ersuchte, auf meinen Rath zu hören und statt dessen ein kleines schadhaftes Kanoe zu senden. Er befolgte diesen Rath insoweit, als er ein nur mit 15 Mann besetztes Kanoe abschickte. Als sie fortruderten, eine Gefahr weder ahnend noch fürchtend, rief ich Mtesa, der ungefähr 30 Schritte von mir entfernt stand, zu: „Sagen Sie dem Webba Lebewohl, denn Sie werden den kleinen Webba nie wiedersehen.“

Der Katekiro und zwei oder drei seiner Häuptlinge lächelten, als ob ich eine sehr alberne Aeußerung gethan hätte. Ich hatte aber in diesem Augenblick ganz dasselbe Gefühl wie das erste mal, als ich einem Stiergefechte zusah: ein kalter Schauer überlief mich. Ich fühlte mich hülflos und unfähig, die tragische Katastrophe abzuwenden, welche, wie mir ein instinctives Gefühl sagte, eintreten würde.

Die ganze Armee von Uganda war auf dem Abhange des Nakaranga-Berges concentrirt und die Augen der ungeheuern Menschenmasse waren auf diese Scene gerichtet, und ohne Zweifel dachten sie wie ich, daß es ein Moment des gespanntesten Interesses sei. Die Bemannung der Kanoeflotte von Uganda befand sich in ihren Lagern und die Kanoes waren alle in ihrer Nähe auf den Strand gezogen.

Die Friedensgesandtschaft fuhr indeß auf ihrem Wege bis in die Nähe von Ingira weiter und dann begann ein Mitglied derselben eine Unterredung mit den Wavuma, deren Resultat eine Einladung war, ihr Kanoe dicht ans Ufer zu bringen. Als sie das Kanoe langsam in die den Strand der Insel umsäumenden Binsen hineinruderten, bemerkte ich, daß alle Wavuma sich um die Stelle ansammelten, wo man die Landung der Waganda erwartete, und daß mehrere Wavuma-Kanoes hinausfuhren, um den Waganda jede Aussicht auf Flucht zu benehmen.

Nur wenige Secunden warteten wir auf die Ereignisse, welche nahe bevorstanden. Kaum hatte das Kanoe der Friedensgesandtschaft die Insel berührt, als wir auch schon das Angstgeschrei der Unglücklichen und darauf das triumphirende Jauchzen der Wavuma über das Wasser herübertönen hörten; bald darauf sahen wir Männer mit Ungestüm nach der dem Dammwege zunächst gelegenen Landspitze der Insel laufen, und unter Spott und Hohn zeigten sie dem König Mtesa die blutigen Köpfe der Unglücklichen und schleuderten sie dann in den See. Mtesa stand mismuthig und ganz aus der Fassung gebracht auf und kehrte sehr niedergeschlagen in sein Quartier zurück, ertheilte aber seinem Katekiro Befehle, die Arbeiten an dem Dammwege fortzusetzen.

Der Katekiro gab in unterthänigstem Gehorsam diese Befehle an zwei Befehlshaber, diese wieder an ihre Watongoleh, die Watongoleh an ihre Leute weiter und das Resultat dieser vielfachen Instructionsertheilung war, daß man ungefähr 100 Mann, von 150000, auf dem Dammwege träge herumliegen sah, und das war alles, denn die Idee hatte den Reiz der Neuheit und damit zugleich alle Lebenskraft verloren.

Man hörte nun nichts mehr von der Brücke, denn Mtesa hatte sich ein neues Vorhaben in den Kopf gesetzt, nämlich sich in den europäischen Wissenschaften unterrichten zu lassen. Ich sollte für ihn eine Art wissenschaftlicher Encyklopädie werden. Da ich ihm durchaus nichts abschlagen wollte, fing ich während des Nachmittags nach der Greuelthat der Wavuma an, ihm über die Geheimnisse der Natur,

die Werke der Vorsehung, die Wunder des Himmels, der Luft und der Erde einen Vortrag zu halten. Wir unterhielten uns über die Natur der Steine und Metalle und ihre verschiedene Verwendbarkeit, welche die Geschicklichkeit kenntnißreicher Europäer aufgefunden und zur Fabrikation unzähliger, verschiedenartiger Gegenstände benutzt hat, welche sie überall berühmt gemacht haben. Der gefürchtete Despot saß mit weit aufgerissenen Augen und alles verschlingender Aufmerksamkeit da, und aus Ehrerbietigkeit gegen seine leicht erregbaren Gefühle stellten sich seine Großen, als ob sie mit ebenso gespanntem Interesse zuhörten wie er selbst, obgleich ich keinen Zweifel hege, daß verschiedene alte Häuptlinge, wie z. B. Kangau und Sabaganſi, die ganze Geschichte für entschieden langweilig und den weißen Mann für einen unausstehlichen, lästigen Menschen hielten. Der höflichere und artigere Katekiro, Tschambarango und Kauta drückten dagegen ihr Interesse an diesem encyklopädischen Geschwätz um die Wette durch Mundaufsperren und Augenaufreißen aus. Während des Gesprächs ließ ich mich wie durch eine unbemerkte Strömung von der Mechanik zur Theologie forttreiben, denn mein Plan stand in Bezug darauf unverändert fest. Während meiner extemporirten Vorträge erwähnte ich zufällig die Engel. Als Mtesa dieses Wort hörte, schrie er vor Freude auf, und zu meiner großen Verwunderung fielen die Patricier von Uganda mit ihrem „Ah-ah-ah“ in vollem Chor ein, als wenn sie etwas ganz besonders Gutes gehört hätten. Da ich den ganzen Nachmittag so gelehrt erschienen war, wagte ich es nicht, mich auf die Frage einzulassen was alle diese wilden Ausbrüche der Freude bedeuten sollten, sondern wartete klüglich, bis die aufregenden Ausrufungen und das Zusammenschlagen der Schenkel ein Ende gefunden hatten.

Als der eine Weile anhaltende Beifallssturm sich gelegt hatte, sagte Mtesa: „Stamlih, ich habe meinen Häuptlingen immer gesagt, daß die Weißen alles wissen und in allen Dingen erfahren sind. Sehr viele Araber, einige Türken und vier Weiße haben mich besucht und ich habe sie ausgefragt und sie alle reden hören, und was Weisheit und Tüchtigkeit anbelangt, übertreffen die Weißen alle andern. Warum kommen die Araber und die Türken nach Uganda? Kommen sie nicht des Elfenbeins und der Sklaven wegen? Warum kommen aber die Weißen? Sie kommen, um diesen See, unsere Flüsse und Berge zu sehen. Die Araber bringen Zeug, Perlen und Draht, um Elfenbein und Sklaven zu kaufen; sie bringen auch Schießpulver und Gewehre; wer hat aber die Araber veranlaßt, alle diese Gegenstände

des Handels wegen herzubringen? Die Araber sagen selbst, daß die Weißen dies gethan, und ich habe unter allen den Gegenständen, die sie gebracht haben, noch nichts gesehen, das nicht die weißen Männer gemacht hätten. Daher sage ich, schafft mir nur weiße Männer her, weil ihr, wenn ihr Kenntnisse erwerben wollt, mit ihnen reden müßt, um sie zu erlangen. Nun, Stamlih, sage mir und meinen Häuptlingen, was weißt du von den Engeln?"

Die Frage war wirklich recht schwierig und meine Beantwortung würde wol manchen Europäer nicht befriedigt haben. Indem ich mich indessen des Bekenntnisses des heiligen Paulus erinnerte, daß er in allen Dingen und bei allen geschickt sei, versuchte ich eine lebendige Schilderung der gewöhnlich mit den Engeln verknüpften Vorstellungen und wie sie Michel Angelo und Gustave Doré bildlich darzustellen sich bestrebt haben, zu geben, und mit Hülfe der Beschreibungen Hesekiel's und Milton's glaube ich, daß es mir wirklich geglückt ist, den König und seinen Hof zu befriedigen und in Erstaunen zu setzen, und um ihm zu zeigen, daß ich für meine Worte auch gute Autoritäten beibringen könne, ließ ich aus meinem Lager meine Bibel holen und übersetzte ihnen das von Hesekiel und von Johannes über die Engel Gesagte.

Obgleich dieser kleine Vorfall unbedeutend erscheinen mag, so führte er doch zu sehr interessanten Resultaten. Das encyklopädische Geschwätz wurde über den großartigern und erhabenern Themen vergessen, welche die Heilige Schrift und die Theologie darboten. Der Kaiser warf lüsterne Seitenblicke auf die Bibel und mein englisches Gebetbuch, und da ich seinen Wunsch errieth, stellte ich ihm einen Knaben Namens Dallington, einen Zögling der Universitätenmission in Sansibar, vor, welcher ihm die Bibel in Kisuaheli übersetzen und ihm auch sonst alles mittheilen konnte, was er meinem Wunsche gemäß sagen sollte.

Von jetzt an konnte man während der Pausen der Muße, welche der Krieg uns gewährte, den König, seinen Hof, Dallington und mich mit der Uebersetzung eines Auszuges aus der Heiligen Schrift beschäftigt sehen. Es gab für diese Uebersetzungen Leser genug, aber Mtesa selbst widmete ihnen ein eifriges und ernstes Studium.

Da ich Schreibpapier in Ueberfluß mitgenommen hatte, so fertigte ich für ihn ein dickes Buch an, in welchem die Uebersetzungen von einem Schreiber Namens Idi sauber ins Reine geschrieben wurden. Als das Buch vollständig war, besaß Mtesa einen Auszug aus der protestantischen Bibel in der Kisuaheli-Sprache, welcher alle die Haupt-

ereignisse von der Schöpfung bis zur Kreuzigung Christi umfaßte. Das Evangelium des Lukas war, da es eine vollständigere Lebensgeschichte unsers Erlösers gibt, ganz übersetzt.

Als die abgekürzte Bibel fertig war, rief Mtesa alle seine Häuptlinge und auch die Offiziere seiner Leibwache zusammen, und als alle versammelt waren, begann er seine Anrede mit der Erklärung, daß er, als er seinem Vater in der Regierung folgte, ein Mschensi (Heide) gewesen sei und am Blutvergießen sein Wohlgefallen gehabt habe, weil er es nicht besser gewußt habe und nur den Gebräuchen seiner Väter gefolgt sei; daß er aber, als ein arabischer Kaufmann, der auch ein Mwalim (Priester) war, ihm den Glauben des Islam gelehrt habe, sich von dem Beispiele seiner Väter losgesagt habe. Hinrichtungen seien darauf weniger häufig geworden und niemand könne behaupten, daß er ihn seit jenem Tage in Pombe betrunken gesehen. Aber es seien ihm doch noch sehr viele Dinge unverständlich geblieben, z. B. warum die Beschneidung nothwendig sei, um ins Paradies zu kommen, und wie es möglich sei, daß Menschen nach ihrem Tode im Himmel noch an Fleischeslust ihre Freude haben oder wie sie auf einer nur haarbreiten Brücke entlang gehen könnten; denn das seien einige der von den Söhnen des Islam verkündeten Lehren. Er hätte keine rechte Einsicht in diese Dinge, da sein gesunder Menschenverstand sie verwerfe, und es wäre auch niemand in Uganda im Stande, ihm darüber mehr Licht zu verschaffen. Da er aber den Wunsch in seinem Herzen hege, gut zu sein, so hoffe er, Gott werde seine Thorheiten übersehen und ihm vergeben und Männer, welche das Rechte wüßten, nach Uganda senden. „Mittlerweile", sagte er lächelnd, „weigerte ich mich, mich beschneiden zu lassen; obgleich die Araber sagen, daß dies zuerst geschehen müsse, um ein wahrer Sohn des Islam zu werden. Nun ist, Gott sei Dank, ein weißer Mann, «Stamlih», nach Uganda gekommen mit einem Buche, das älter ist als der Koran Mohammed's, und Stamlih sagt, daß Mohammed ein Lügner war, und daß viel aus seinem Buche entlehnt ist, und dieser Knabe und Idi haben mir alles vorgelesen, was Stamlih ihnen aus diesem Buche vorgelesen hat, und ich finde, daß es weit besser ist als das Buch Mohammed's, abgesehen davon, daß es das erste und älteste Buch ist. Der Prophet Moses schrieb einen Theil davon, lange lange bevor man von Mohammed nur etwas gehört hat, und das Buch war lange vor der Geburt Mohammed's vollendet. So wie Kintu, unser erster König, lange vor mir lebte, so lebte Moses vor Mohammed. Nun verlange ich von euch, meine Häuptlinge und

Krieger, daß ihr mir sagt, was ich thun soll. Sollen wir an Isa (Jesus) und Musa (Moses) glauben oder an Mohammed?"

Tschambarango entgegnete: „Laßt uns das, was das Beste ist, annehmen."

Der Katekiro sagte: „Wir wissen nicht, was das Beste ist. Die Araber sagen, ihr Buch sei das Beste, und die weißen Männer sagen, ihr Buch sei das Beste — wie können wir also wissen, wer die Wahrheit sagt?"

Kauta, der kaiserliche Haushofmeister, bemerkte: „Als Mtesa ein Sohn des Islam wurde, unterrichtete er mich und ich wurde auch einer; wenn mein Gebieter, da er jetzt mehr Erkenntniß erlangt hat, sagt, daß er mir Falsches gelehrt habe, so mag er mir nun das Richtige lehren. Ich harre darauf, seine Worte zu hören."

Mtesa lächelte und sagte: „Kauta spricht ganz gut. Wenn ich ihm lehrte, wie er ein Muselmann werden könne, so that ich dies, weil ich glaubte, daß dies gut sei. Tschambarango sagt: «Laßt uns das, was das Beste ist, annehmen.» Sehr wahr, ich habe auch Verlangen nach dem Besten, und nach dem wahren Buche; aber der Katekiro fragt: «Wie können wir das Wahre erkennen?» und ich will ihm darauf antworten. Höret mir zu. Die Araber und die Weißen benehmen sich doch genau so, wie es ihnen ihre heiligen Bücher lehren, nicht wahr? Die Araber kommen hierher, um Elfenbein und Sklaven zu kaufen, und wir haben gesehen, daß sie nicht immer die Wahrheit sagen, und daß sie Menschen von ihrer eigenen Farbe kaufen und dieselben schlecht behandeln, indem sie sie in Ketten legen und schlagen. Wenn man dagegen den weißen Männern Sklaven anbietet, so schlagen sie dieselben aus und sagen: «Sollen wir unsere Brüder zu Sklaven machen? Nein, wir sind alle Kinder Gottes.» Ich habe bisjetzt noch keinen Weißen eine Lüge sagen hören. Speke kam hierher, benahm sich gut und ging wieder auf den Heimweg mit seinem Bruder Grant. Sie kauften keine Sklaven, und in der Zeit, wo sie in Uganda lebten, waren sie sehr gut. Stamlih kam hierher und wollte keine Sklaven annehmen. Abdul Aziz Bei (Linant de Bellefonds) ist hier gewesen und fortgegangen und hat keine Sklaven mitgenommen. Welcher Araber würde, so wie diese Weißen, Sklaven ausgeschlagen haben? Obgleich wir mit Sklaven handeln, so ist dies noch kein Beweis, daß das nicht schlecht sein könnte, und wenn ich bedenke, daß die Araber und die Weißen so handeln, wie es ihnen gelehrt wird, so behaupte ich, daß die Weißen den Arabern weit überlegen sind, und ich glaube deshalb, daß ihr Buch ein besseres sein

muß als das Mohammed's, und von allem, was mir Stamlih aus seinem Buche vorgelesen hat, erscheint mir nichts so bedenklich und beschwerlich, daß ich es nicht glauben könnte. Das Buch beginnt mit dem Uranfang dieser Welt, sagt uns, wie dieselbe geschaffen wurde und in wie viel Tagen, gibt uns die Worte Gottes selbst und des Moses und des Propheten Salomo und Jesu, des Sohnes der Maria. Ich habe auf dies alles mit Wohlgefallen gelauscht, und nun frage ich euch, sollen wir dieses Buch oder das Mohammed's als unsern Führer annehmen?"

Auf diese Frage antworteten sie nun alle, ohne Zweifel da sie bemerkten, wohin sich die Gesinnung und Meinung des Kaisers neige: „Wir wollen das Buch des Weißen annehmen", und als der Kaiser diese Antwort hörte, erleuchtete eine freudige Glut sein Antlitz.

Auf diese Weise entsagte Mtesa der mohammedanischen Religion und bekannte sich offen zum christlichen Glauben und kündigte zugleich seinen Entschluß an, seiner neuen Religion treu anzuhangen, eine Kirche zu bauen und alles zu thun, was in seiner Macht stände, um die Ausbreitung christlicher Gesinnungen unter seinem Volke zu befördern und sich, soweit er dies irgend vermöge, nach den in der Bibel enthaltenen heiligen Geboten zu richten.

Andererseits versprach ich, stolz auf meinen Neubekehrten, mit dem ich mir ein Vierteljahr lang viel Mühe gegeben hatte, daß ich Dallington auf seinen Wunsch aus meinen Diensten entlassen wolle, damit er ihn als Helfer in seinem neuen Glauben mehr und mehr befestigen möge, damit er ihm die Bibel vorlesen und Bibelstunden halten möge, bis die guten Menschen in Europa einen Priester senden würden, um ihn zu taufen und ihm die Pflichten der christlichen Religion zu lehren.

„Stamlih", sagte Mtesa zu mir, als wir voneinander Abschied nahmen, „sage den Weißen, wenn du an sie schreibst, daß ich einem Menschen gleiche, der in der Finsterniß sitzt oder blind geboren ist, und daß mein Verlangen nur dahin steht, daß man mich sehen lehre, und ich werde ein Christ bleiben, solange ich lebe."

Dreizehntes Kapitel.

Die Kriegstrommel wird geschlagen. — Die Zauberer treiben ihr Wesen. — Bemalt zum Krieg. — Kugeln gegen Speere. — Die um ihre Beute betrogenen Wavuma. —Mtesa's Wuth. — Sieg oder Feuertod! — Harte Kämpfe. — Der gefangene Häuptling: ein Streit zwischen dem Heiden und dem Christen. — Ein schwimmendes Ungeheuer. — „Kehre zurück, o Geist, der Krieg ist zu Ende!" — Das Lager in Flammen: ein Wettlauf um das Leben.

Am 14. September entschied sich der Kaiser von Uganda, den Wavuma, welche täglich frecher und prahlerischer wurden, eine Schlacht zu liefern. Am Morgen brachen Mtesa's Befehlen gemäß 40 Waganda-Kanoes aus dem Gestade vor unserm Lager hervor und fuhren nach der Nakaranga-Spitze, wo sie sich vor dem Dammwege, das Hintertheil Ingira und den Bug der Nakaranga-Spitze zukehrend, in Schlachtlinie aufstellten.

Dem Kaiser Mtesa folgten ungefähr drei Viertel seiner Armee, als er sich nach der Landspitze begab, um die Schlacht mit anzusehen, und mit ihm gingen die großen Kriegstrommeln, ungefähr 50, und Pfeifer, ungefähr 100 an der Zahl, ferner sehr viele Männer, welche mit Kieselsteinen gefüllte Kürbisse schüttelten, sowie die öffentlichen Ausrufer des Hofes; auch wahnwitzige, das Unglück abwendende Zauberer ermangelten nicht einen schrecklichen Lärm zu machen und den Sieg zu feiern.

An dem die Aussicht auf die Wasserstraße eröffnenden Bergabhange war auch eine sehr geräumige Hütte aufgebaut worden, und in diese zog sich Mtesa mit seinen Lieblingsfrauen zurück. Als der Kaiser Platz genommen hatte, kamen die „Baalspropheten" oder die Priester und Priesterinnen der Musimu oder der Zauberei, mehr als 100 an der Zahl, heran und überreichten ihm die Zaubermittel eines nach dem andern mit sehr langweiligen Ceremonien. Auf alle geruhte Mtesa mit seinem kaiserlichen Zeigefinger hinzuweisen.

Der Hauptpriester war ein sehr phantastisch gekleideter Tollhäusler. Um die schrecklichen Musimu oder bösen Geister zu besänftigen und geneigt zu machen, ist es gebräuchlich, vor dem Beginn einer Schlacht alle die wirksamen Zaubertränke oder Zaubermittel Uganga's vor den Monarchen zu bringen, damit er sie mit seinem Zeigefinger berühren oder wenigstens auf sie hinweisen möge. Sie bestehen aus todten Eidechsen, Holzstückchen, Haut, Nägeln von Leichen, Thierklauen und Vogelschnäbeln, die in abgeschmacktester Weise mit einem geheimnißvollen Gemengsel von Kräutern und Blättern zusammengestellt und sorgfältig in verschiedene, mit buntfarbigen Perlen verzierte Gefäße eingeschlossen sind.

Während der Schlacht singen die Zauberer und Zaubererinnen ihre Beschwörungsformeln ab und heben ihre Zaubermittel vor dem Feinde hoch empor, während die Träger der Kürbißklappern einen abscheulichen Lärm machen, der auf die Gehörnerven aller Menschen mit Ausnahme eines Centralafrikaners höchst abspannend wirkt.

Mtesa und seine Armee hatten sich vollständig zum Kriege bemalt und die vornehmsten Krieger trugen prächtige Leopardenfelle auf ihren Rücken, aber vor allen errangen die Wasoga durch den Glanz ihres Anzuges und ihre reichgeschmückte Ausrüstung den ersten Preis.

Der Befehlshaber Ankori und seine Offiziere waren wunderschön geputzt. Schneeweiße Straußfedern schmückten ihren Kopf und Löwen- oder Leopardenfelle bedeckten ihren Rücken, während ihre Lenden mit schneeweißen, langhaarigen Affen- und Ziegenfellen umgürtet waren; selbst die Stäbe ihrer Lanzen waren mit Federn und Ringen von weißem Affenfell verziert.

Es wurde uns reichliche Zeit gewährt, alles dies zu beobachten und uns mit dem, was ein sehr aufregendes Schauspiel zu werden versprach, lebhaft zu beschäftigen und außerordentlich zu vergnügen, bevor alle Aufmerksamkeit auf die Schlacht gelenkt und von ihr absorbirt wurde. Die Zuschauer saßen auf dem Abhange des Nakaranga-Berges vom Wasserrande bis zum Gipfel hinauf, in zahllosen Reihen übereinander, Tausende über Tausende, gegen alles Unheil und jede Gefahr gesichert.

Nachdem die Kanoes in eine Linie sich gereiht hatten, bewegten sie sich mit dem Hintertheil voran langsam auf Ingira zu. Die Wavuma blieben keine unthätigen Zuschauer dieses Manövers, aber bisjetzt hatten sich ihre Krieger noch nicht eingeschifft. Sie waren eifrig dabei, sich zu sammeln, während die zur Vertheidigung der Insel selbst Ausgewählten, mit den Weibern und Kindern, verschiedene Tausende

an der Zahl, sich auf den Abhängen des gegenüberliegenden Berges auf der Insel Ingira niederließen. Die Binsen und das Unkraut, das sich am Wasserrande hinzog, war zu hoch und stand zu dicht, um die Zahl der Kriegskanoes des Feindes genau schätzen zu können, aber man sah die braunangestrichenen, langen und emporgekrümmten Vordertheile sehr vieler aus dem lebhaften Grün der Bananenpflanzungen hervortauchen oder auf dem ansteigenden Rande der Insel jenseit ihres schilfbedeckten Randes bereits geordnet.

Die Waganda waren indeß, ihre Schlachtlinie regelmäßig festhaltend, nahe genug an die Insel herangefahren, um mit ihren „Brown Beß"-Flinten eine Wirkung erzielen zu können, und sie begannen nun in einer stetigen und bedachtsamen Weise ihr Feuer zu eröffnen. Nach einer Weile gelang es ihnen auch, dem Feind einigen Schaden zuzufügen und ihn zur Action aufzureizen. Auf ein von ihren Anführern gegebenes Zeichen schossen aus dem Schilf und den Binsen die Kanoes der Wavuma hervor, und laut gellendes Kriegsgeschrei ausstoßend, trieben die Ruderer die Kanoes, 194 an der Zahl, mit außerordentlicher Schnelligkeit von allen Seiten vorwärts gegen die Schlachtlinie der Waganda, welche sich jetzt langsam nach dem Dammwege zurückzuziehen anfingen.

Auf dem äußersten Ende dieses Weges war eine Schar von hundert Musketieren mit vier kleinen Boothaubitzen unter dem Befehl des Katekiro und des Mtesa'schen Factotums Tori vereinigt.

Das wüthende Vorrücken der Wavuma veranlaßte die Waganda bald zu einer Beschleunigung ihrer Bewegungen, und als sie an den Dammweg herankamen, theilten sie ihre Linie und boten, mit Ungestüm an beiden Seiten des Weges hinrudernd, dem Katekiro und Tori die günstigste Gelegenheit, an den Verfolgern ihr Müthchen zu kühlen. Da es aber den Kanonieren an Geschicklichkeit, den Musketieren an Kaltblütigkeit mangelte, so wurde den Wavuma nur sehr wenig Schaden zugefügt, aber das Knattern der Gewehre und das Schwirren der Blei- und Eisengeschosse hielt sie dennoch vom weitern Vordringen ab und veranlaßte sie sogar zum Rückzuge, der mich an erschrockene Krokodile erinnerte, welche um ihre Beute betrogen sind. Dies war die ganze Schlacht, aber so kurz sie auch war, hatte sie mir doch einen genügenden Beweis dafür geliefert, daß Mtesa nicht im Stande sein würde, die von einem so entschlossenen Feinde besetzte und vertheidigte Insel Ingira einzunehmen. Nach einer Weile zog sich Mtesa von dem Kampfplatze zurück, die Armee kehrte in ihre Quartiere, die Kanoes der Waganda fuhren zu ihrem Sammelplatze zurück,

sich dabei so dicht als möglich an der Küste von Nakaranga haltend und die Wavuma als Herren der Lage zurücklassend.

Während des Nachmittags hielt Mtesa einen großen Empfang, und als alle versammelt waren, sprach er sich in seiner öffentlichen Anrede dahin aus, daß in wenigen Tagen eine zweite Schlacht geliefert werden solle; da er aber sehr wichtige Nachrichten erhalten habe, so beabsichtige er noch ein wenig zu warten, um sich erst von ihrer Wahrheit zu vergewissern.

Die Arbeiten am Dammwege rückten unterdeß nur langsam vor. Das lange Harren ward mir sehr lästig, aber meine Zeit wurde doch nützlich verwendet, hauptsächlich auf den dem König Mtesa und seinen vornehmsten Häuptlingen ertheilten Unterricht, dann aber auch auf die Einsammlung von allerhand Notizen und Informationen, die mir das Verständniß der verwickelten politischen Verhältnisse des Reiches ermöglichen könnten.

Am 18. September wurde in früher Morgendämmerung den Häuptlingen plötzlich der Befehl ertheilt, sich zur Schlacht bereit zu halten. Die erste Kunde, die ich davon erhielt, ging von den gewaltig großen Kriegstrommeln aus, welche sowol die Seeleute als auch die Krieger zum Kampfe aufriefen.

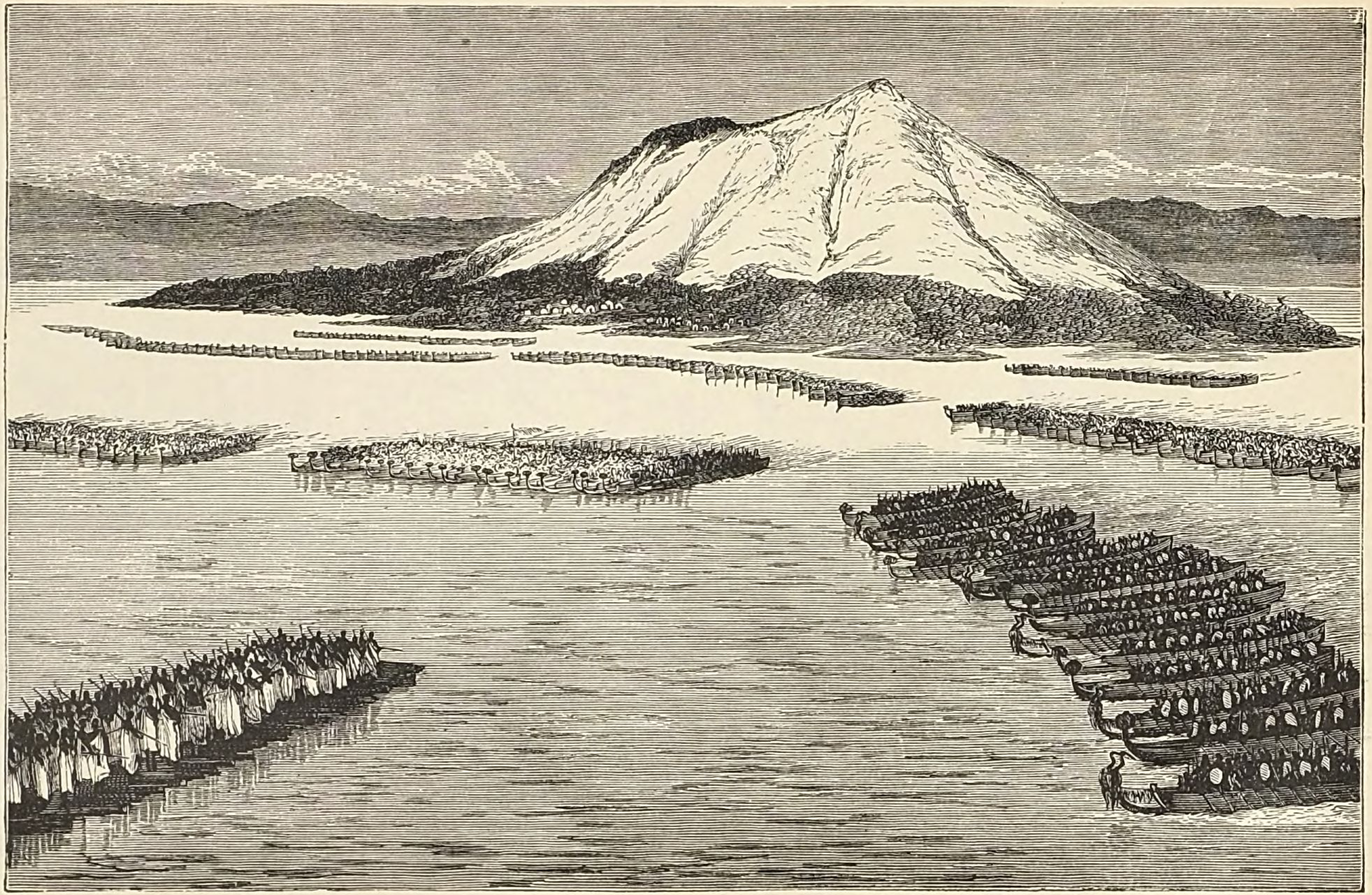
Aber zuerst wurde eine Bursah oder Rathsversammlung abgehalten. Obgleich ich eigentlich recht neugierig war, durfte ich mir doch nicht den Schein geben, als ob ich mich allzu sehr für den Krieg interessirte. Sabadu, der als wachthabender Offizier anwesend sein mußte, würde mir später sicherlich über alles, was vorfiel, genau berichten.

In der Nacht überbrachte mir denn auch der geschwätzige Sabadu, auf dessen vortreffliches Gedächtniß ich mich, wie ich aus Erfahrung wußte, verlassen konnte, einen treuen Bericht über alle Vorgänge; ich schalte denselben gleich hier im Interesse meiner Erzählung ein und halte es für das Beste, ihn dem Leser genau so zu geben, wie ihn Sabadu in Worte faßte:

„Ach, Herr! Du hast einen großartigen Anblick versäumt. Ich habe Mtesa niemals so gesehen, wie er heute war. O, es war entsetzlich! Seine Augen waren so groß wie meine Fäuste. Sie sprangen aus den Augenhöhlen heraus und glühten wie Feuer. Wie haben da die Häuptlinge gezittert und gebebt! Sie waren wie die Kinder, welche winselnd und schreiend um Verzeihung bitten. Er sagte zu ihnen: «Worin bin ich denn ungütig gegen euch gewesen, daß ihr nicht für mich kämpfen wollt; denn meine Sklaven, welche nach Usogo gesandt worden waren, sind mit der Nachricht zurückgekehrt, es sei dort

keine Seele mehr, die sich nicht entweder mit mir oder bereits mit den Wavuma vereinigt hätte? Wer hat euch jene Kleider, jene Flinten gegeben, die ihr tragt? Bin ich es nicht gewesen? Hat denn mein Vater Suna seinen Häuptlingen so schöne Dinge gegeben, wie ich sie gebe? Nein; und doch fochten sie für ihn und die Kühnsten unter ihnen würden nicht gewagt haben, ihm zur Flucht zu rathen, wie ihr dies gethan habt. Bin ich nicht Kabaka? Ist dies nicht ebenso gut Uganda, wie meine Hauptstadt? Habe ich nicht mein Heer hier? Und du, Katekiro, warst du nicht ein Bauer, ehe ich dich kleidete und dich zum Häuptling von Uddu erhob? Und du, Tschambarango, wer hat dich zum Häuptling gemacht? Und du, Mkwenda, und du, Sekebobo, und ihr, Kimbugwe, Kitunsi, Kaïma, Kangau, Kagu, sagt, ist es nicht Mtesa gewesen, der euch zu Häuptlingen gemacht hat? Waret ihr etwa Prinzen, daß ihr kamet, um zu Häuptlingen gemacht zu werden, oder waret ihr Bauern, welche zu Häuptlingen zu machen mir beliebte? Aha! Ich werde heute sehen, wer nicht kämpfen will; ich will heute sehen, wer es wagt, vor den Wavuma davonzulaufen. Bei dem Grabe meines Vaters! Ich will den Mann über einem schwachen Feuer langsam verbrennen, welcher davonläuft oder seinen Rücken wendet, und der Bauer, welcher sich heute auszeichnet, soll den Genuß von seinem Lande haben. Gebt nun Acht auf euch selbst, ihr Häuptlinge! Ich werde mich heute niedersetzen und jedem Feigling auflauern und den Feigling will ich verbrennen. Ich schwöre es!» Augenblicklich fiel der Katekiro mit seinem Antlitz auf den Erdboden und rieb sein Gesicht an demselben und rief: «Kabaka (Kaiser), schicke mich heute in den Kampf, habe Acht auf meine Flagge, und wenn ich den Wavuma meinen Rücken zukehre, so ergreife mich und laß mich verbrennen oder in kleine Stücke schneiden.» Dem Beispiele des Katekiro folgten die andern Heerführer und sie schworen alle, tapfer wie Helden zu kämpfen."

Ungefähr um ½9 Uhr vormittags, als ich auf der Landspitze Nakaranga stand, näherte sich Trommelwirbel, und ich erkannte daraus, daß die Rathsversammlung zu Ende war und daß die Schlacht bald beginnen würde. Mtesa konnte, nach seinen Blicken zu urtheilen, für alles eher gelten als für einen Christen. Flammen der Wuth schossen aus seinen Augen, und Pagen, Weiber, Häuptlinge, seine ganze Umgebung schienen von Angst und Scheu ergriffen. Ich hatte damals noch keine Kenntniß von den Vorgängen in der eben abgehaltenen Versammlung; als ich aber die Abwesenheit Tschambarango's und verschiedener der großen Wakungu oder Generale bemerkte, glaubte ich



Eine der großen Seeschlachten zwischen den Waganda und den Wavuma,
im Kanal zwischen der Insel Ingira und dem Cap Nakaranga.

I. S. 301.

sicher annehmen zu können, daß um Mtesa kurz vorher eine Scene gespielt haben müsse.

Gleich darauf ertönten andere Trommeln von der Wasserseite her, und die schönen Kanoes von Uganda erschienen vor meinen Blicken. Die gesammte, 230 Fahrzeuge zählende Kriegsflotte schwamm — ein großartiger Anblick — auf den ruhigen, grauen Gewässern des Kanals.

Die Schlachtlinie wurde, wie ich bemerkte, von Tschambarango gebildet, der die aus 50 Kanoes bestehende rechte Flanke befehligte; Sambusi, Mukavia, Tschikwata und Saruti, alles Unterbefehlshaber, standen mit 100 Kanoes unter dem Commando des kaiserlichen Haushofmeisters Kauta und ordneten sich zur Bildung des Centrums; die linke Flanke befehligte der tapfere Mkwenda, der 80 Kanoes bei sich hatte. Tori hatte das Commando über eine Schar Musketiere und war mit seinen vier Haubitzen auf dem Dammwege postirt, der mittlerweile von der Küste aus eine Länge von über 180 m erhalten hatte.

Auf die oben angegebene Weise bewegte sich nun die ungefähr 16000 Mann enthaltende Flotte zum Angriff auf Ingira vorwärts. Das Centrum, das von den Flanken vertheidigt wurde, welche die hintersten Kanoes der Wavuma bedrohen sollten, wenn sich dieselben nahe an den Dammweg heranwagen würden, ging nun mit fester Entschlossenheit vor bis auf etwa 25 m von Ingira und überschüttete die Schleuderer mit einem sehr mörderischen Kugelregen. Trotzdem hielten diese, in der Meinung, daß die Waganda die Insel sofort erstürmen wollten, in ihrer exponirten Stellung tapfer Stand und zeigten sich zum Kampfe entschlossen. Sie waren aber doch nicht im Stande, diese ihre muthige Haltung lange zu bewahren. Mkwenda bewegte sich dann von der Linken heran und griff mit seinen Musketieren die Wavuma auf der Rechten an, suchte ihre Kanoes auszuspüren und setzte ihnen überhaupt von dieser Seite mit ganz besonderm Ungestüm zu.

Als die Wavuma den Kampf sich einer Krisis nähern sahen, so bemannten sie, nicht gewillt sich in zahmer Muthlosigkeit abschlachten zu lassen, ihre Kanoes, und wie in der ersten Schlacht schossen 196 plötzlich aus den Binsen am Ufer Ingiras unter laut gellendem Kriegsgeschrei hervor; die Linien der Waganda wichen darauf bis zur Mitte des Kanals zurück, wo sie aber kaltblütig und tapfer Stellung behaupteten. Als sich das Centrum der Ugandalinie vor dem Dammwege nach beiden Seiten hin theilte und den hitzig anstürmenden Feind sichtbar werden ließ, zielte Tori mit seinen Haubitzen und feuerte auf eine Gruppe von ungefähr 20 Kanoes, von denen er mehr als die

Hälfte ganz und gar zerschmetterte. Er lud dann schnell wieder und schoß mehrere $7\frac{1}{2}$ cm lange Eisenbolzen mit schrecklicher Wirkung unter sie. Dieses kaltblütige tapfere Benehmen der Waganda bewog die Wavuma, sich wieder nach ihrer Insel zurückzuziehen, und wir sahen aus vielen Kanoes Todte und Verwundete heraustragen. Die Waganda wurden aber nach dem Nakaranga-Ufer zusammengerufen, um die Beglückwünschungen des Kaisers und den Beifall der ungeheuern Menschenmenge entgegenzunehmen. Mtesa ging bis zum Rand des Wassers hinunter, um seine Zufriedenheit mit ihrem tapfern Verhalten auszudrücken.

„Geht noch einmal auf sie los", sagte er, „und zeigt ihnen, was fechten heißt!" Nochmals wurde die Schlachtlinie gebildet und nochmals stürzten die Wavuma aus ihren Verstecken in dem Rohre und Schilfe mit der Schnelligkeit hungeriger Haifische hervor, wobei das Wasser unter den hastigen Schlägen ihrer Ruder aufschäumte und ihr gellendes Geschrei die Lüfte durchdrang. Es war eine der belebtesten und aufregendsten Scenen, denen ich je als Zuschauer beigewohnt habe; aber infolge des Schreckens vor dem Feuertode, welchen ihr gefürchteter Monarch ihnen angedroht hatte, zeichneten sich die Waganda durch ihre kaltblütige und methodische Tapferkeit aus, die Wavuma aber, wie bei der frühern Affaire, durch Unerschrockenheit und den Muth der Verzweiflung.

Zum dritten mal wurden die Waganda in die Schlacht getrieben und zum dritten mal stürzte der unbezwingliche und verwegene Feind auf sie los, um in einer Schlacht getödtet oder doch schwer verwundet zu werden, in der er nicht die geringste Chance hatte, Schlag um Schlag zurückzugeben, denn er lief dabei stets Gefahr, durch das Geschütz und die Musketen, welche auf dem Damme aufgestellt waren, weggefegt zu werden.

Eine dritte Schlacht wurde wenige Tage später zwischen 178 Wavuma- und 122 Waganda-Kanoes geliefert. Wenn die Waganda das feurige und stürmische Wesen ihrer Feinde besessen hätten, so würden sie an diesem Tage den Krieg zur Entscheidung gebracht haben, denn die Wavuma waren recht entmuthigt.

Nach dem gewöhnlichen Verzuge durch die dem Kampf vorhergehenden Warnungen und Ermahnungen entspann sich am nächsten Tage eine vierte Schlacht zwischen 214 Kanoes der Waganda und 203 der Wavuma. Es trat deutlich hervor, daß letztere den Sieg errangen, denn sie jagten die Waganda vor sich her, bis sie kaum noch 40 m vom Nakaranga-Cap entfernt waren. Nur die Musketiere und die

Haubitzen auf dem Dammwege, welche in so großer Nähe viele ihrer Leute hinrafften, vertrieben sie wieder von ihrer Beute. Die Waganda machten an diesem Tage keinen zweiten Angriffsversuch, denn sie waren nach der entschiedenen Niederlage, die sie erlitten, entmuthigt und ihre Linien hatten sich aufgelöst.

Die Flotte der Waganda kehrte zu ihrem Sammelplatze zurück, während ihnen die höhnenden und spöttischen Zurufe der unerschrockenen Wavuma in die Ohren klangen. Als ich nach der Ursache des Unglücks forschte, erfuhr ich, daß Mtesa's Pulvervorräthe fast erschöpft seien und daß jede Flinte kaum mehr als je einen Schuß abgeben könne. Diese Thatsache beunruhigte ihn und veranlaßte ihn zugleich, mich zu bitten, daß ich ihm mein im Lager zu Dumo aufbewahrtes Schießpulver leihen möchte. Ich schlug dies in einem so entschiedenen Tone ab, daß er das Gesuch nicht wiederholte.

Wir schrieben jetzt den 5. October, und ich hatte mein Lager am 12. August verlassen. Es war nothwendig, daß ich mich irgendwie an dem Kriege betheiligte und ihn zu beendigen suchte. Dennoch wußte ich kaum, wie ich wol wirksam eingreifen könnte, um für alle Parteien vortheilhafte Resultate zu erzielen. Denn obgleich meine eigenen Interessen und die Wohlfahrt der Expedition in den Erfolg der Waganda mit verwickelt und dabei gewissermaßen auf das Spiel gesetzt waren, und obgleich ich mich der Partei Mtesa's angeschlossen hatte, so hatten doch die Wavuma durch ihre stolze Verwegenheit und ihren Heldenmuth meine vollsten Sympathien erweckt. Ich lenkte daher alle meine Gedanken mit äußerster Energie auf die Lösung des Problems, wie ich wol keinen verletzen und doch alle befriedigen könne.

Es war klar, daß die Wavuma ihre Rechte nicht aufgeben würden, ohne daß dabei noch entsetzlich viel Blut vergossen würde; es leuchtete aber gleicherweise ein, daß Mtesa sie nicht ohne irgendeine Entschädigung oder Genugthuung aus den Händen lassen, daß er mich in meinen Erforschungsplänen nicht unterstützen würde, wenn ich ihm nicht in irgendeiner Weise zu einem befriedigenden Ende des Kampfes verhelfen würde.

Endlich ersann ich einen Plan, von dem ich mir Erfolg versprach; aber ehe ich denselben zur Ausführung bringen konnte, ereignete sich ein Zwischenfall, der mich zu einer unmittelbaren Intervention aufforderte.

Es war Mtesa mit Hülfe seiner Spione gelungen, einen der vornehmsten Häuptlinge der Wavuma gefangen zu nehmen, und seine Wakungu und die angesehensten Fremden waren eingeladen worden, der Hinrichtung dieses Anführers beizuwohnen.

Als ich auf dem dazu bestimmten Platze ankam, war schon eine große Masse von Reisigbündeln angehäuft, um ihn zu verbrennen. Mtesa glaubte durch diese Art der Bestrafung den Wavuma einen gewaltigen Schrecken einjagen zu können.

Mtesa war in sehr heiterer Stimmung, als ich in die Versammlung trat; er vermochte nicht das Frohlocken zu verbergen, das er bei der schrecklichen Rache empfand, die er für die Ermordung seines Lieblingspagen Webba und seiner Friedensgesandtschaft zu nehmen im Begriff stand.

„Nun, Stamlih", sagte er, „wenn der Häuptling an den Schandpfahl gebunden ist" — es war ein ungefähr 60 Jahre alter Mann — „dann sollst du sehen, wie ein Häuptling von Uvuma stirbt. Er soll gleich verbrannt werden. Und die Wavuma werden erbeben, wenn sie von der Art seines Todes hören."

„Ach, Mtesa", sagte ich, „haben Sie die Worte des guten Buches, aus dem ich Ihnen so oft vorgelesen habe, vergessen? «Wenn dein Bruder dich beleidigt, so sollst du ihm oftmals vergeben.» «Liebet euere Feinde.» «Thuet Gutes denen, die euch hassen.» «Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.» «Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.»"

„Aber dieser Mann ist in Uvuma geboren und die Wavuma führen Krieg mit uns. Hast du Webba vergessen?"

„Nein, ich gedenke gar wohl des armen kleinen Webba. Ich sah ihn sterben und war tief betrübt."

„Soll denn dieser Mann nicht sterben, Stamlih? Soll ich nicht Blut für Webba haben, Stamlih?"

„Nein."

„Aber ich werde es haben, Stamlih. Ich will diesen Mann zu Asche verbrennen. Ich will jeden Feind verbrennen, den ich fange. Ich will Blut haben, Blut! das Blut aller Feinde in Uvuma."

„Nein, Mtesa, kein Blut mehr! Es ist Zeit, den Krieg zu beendigen."

„Was sagst du!" rief Mtesa mit einem Wuthausbruch, wie Sabadu so drastisch geschildert hatte. „Ich will jede lebende Seele in Uvuma tödten, jeden Pisangbaum will ich niederhauen und jeden Mann, jedes Weib und Kind auf seiner Insel verbrennen. Beim Grabe meines Vaters, das will ich!"

„Nein, Mtesa, Sie müssen von dieser wilden, heidnischen Richtung Ihrer Gedanken durchaus ablassen. Nur ein Heide träumt immer von Blut und spricht von Blutvergießen, wie Sie es thun. Es ist

nur der Heidenknabe Mtesa, der jetzt spricht. Es ist nicht der Mann Mtesa, den ich vor mir sah und zu meinem Freunde machte. Es ist nicht «Mtesa der Gute», den, wie Sie selbst sagten, sein Volk liebt. Es ist nicht Mtesa der Christ, es ist ein Wilder. Bah! Ich weiß nun genug von Ihnen, ich habe Sie jetzt kennen gelernt."

„Stamlih! Stamlih! Warte noch kurze Zeit und du wirst Weiteres sehen. Worauf wartet ihr denn noch?" fragte er, sich plötzlich zu den Henkern wendend, welche auf jeden seiner Blicke Acht gaben.

Augenblicklich wurde der arme Mann gefesselt; aber plötzlich aufstehend, sagte ich zu Mtesa: „Vernehmen Sie nur noch ein Wort. Der weiße Mann spricht nur einmal. Hören Sie auf mich, zum letzten mal. Sie erinnern sich der Geschichte des Kintu, die Sie mir erst neulich erzählt haben. Er verließ das Land Uganda, weil es nach Blut roch. So wie Kintu Uganda in uralten Zeiten verließ, so werde ich es verlassen, um nie dahin zurückzukehren. Heute blickt Kintu auf Sie aus dem Geisterreiche herab, und so wie er Ma'anda wegen der Ermordung seines treuen Dieners Vorwürfe machte, so macht er Ihnen heute durch mich Vorwürfe. Ja, lassen Sie jenen armen alten Mann tödten und ich werde Sie heute noch verlassen, wenn Sie mich nicht noch dazu tödten, und von Sansibar bis Kairo werde ich jedem Araber, dem ich begegne, erzählen, was für ein blutgieriges Thier Sie sind, und durch alle Länder der Weißen werde ich es mit lauter Stimme verkünden, welch eine gottlose Handlung ich Mtesa verrichten sah und wie er neulich fortlaufen wollte, weil er eine alberne alte Frau sagen hörte, daß die Wasoga gegen ihn zù Felde zögen. Wie muß Ihr großer Ahn, der alte Kamanja, in dem Geisterreiche geweint haben, als er hörte, daß Mtesa im Begriff war wegzulaufen. Wie muß der löwenherzige Suna geseufzt haben, als er Mtesa vor Schrecken zittern sah, weil ein altes Weib einen bösen Traum gehabt hatte! Leben Sie wohl, Mtesa, Sie mögen den Mvuma-Häuptling tödten, aber ich gehe fort und werde es nicht sehen."

Mtesa's Antlitz war mir wie ein Porträt erschienen, in dem die Leidenschaften viehischer Wuth und blutgieriger Mordsucht auf das treueste hervortraten; aber bei der Erwähnung Suna's und Kamanja's fingen Thränen an aus seinen Augen hervorzuquellen und bald rollten sie in großen Tropfen an seinen Wangen herab und er schluchzte laut wie ein Kind, während die Häuptlinge und Henker in unheimlicher Stille und mit düstern Blicken umherstanden. Der Kanonier Tori und der Haushofmeister Kanta sprangen indessen auf, wickelten ihren Kopfputz auseinander und wischten Mtesa dienstbeflissen das Gesicht

ab. Der arme launische und eigensinnige Mann murmelte aber, während ich mich von dem Platze entfernte, hörbar:

„Sprach nicht Stamlih von dem Geisterreiche und sagte er nicht, daß Suna auf mich böse sei? O, es ist nur zu wahr, zu wahr, was er spricht! O Vater, vergib mir, vergib mir!“ Danach stürzte er, wie man mir berichtete, plötzlich aus der Versammlung weg.

Eine Stunde später wurde ich durch einen Pagen zu ihm gerufen und Mtesa sagte:

„Stamlih soll nicht sagen, daß Mtesa ein schlechter Mensch ist, denn er hat dem Mvuma-Häuptling vergeben und wird ihm kein Haar krümmen. Wird Stamlih nun sagen, daß Mtesa gut ist? Und glaubt er, daß Suna sich nun freut?“

„Mtesa ist sehr gut“, sagte ich und drückte ihm warm und herzlich die Hand. „Haben Sie Geduld und alles wird noch gut gehen und Suna muß sich freuen, wenn er sieht, daß Mtesa gegen seine Gäste so freundlich ist. Ich habe Ihnen etwas zu sagen. Ich habe über Ihre hiesige Unruhe und Beschwerde nachgedacht und ich möchte gern diesen Krieg zu Ihrem Besten ohne weitere Last und Sorge beendigen. Ich will einen Bau ausführen, der die Wavuma in Schrecken setzen und sie zum Frieden geneigt machen soll, aber Sie müssen mir eine Menge Leute geben, um mir dabei zu helfen, und in drei Tagen soll alles fertig sein. Mittlerweile lassen Sie den Wavuma von dem Dammwege aus zurufen, daß Ihnen ein Hülfsmittel zur Verfügung stehe, das so schrecklich sei, daß es dem Kriege auf einmal ein Ende machen werde.“

„Nimm soviel du willst, thue alles, wozu du Lust hast; ich will dir Sekebobo und alle seine Leute geben.“

Am nächsten Morgen brachte Sekebobo ungefähr 2000 Mann vor mein Quartier und bat mich, ihm meinen Willen kundzuthun. Ich sagte ihm, er möge 1000 Mann beauftragen, lange, $2^1/_2$ cm starke Stäbe zu schneiden, ferner 300 Mann, $7^1/_2$ cm dicke und 2 m lange Stangen zu schneiden und 100, um gerade gewachsene lange, 10 cm dicke Bäume zu fällen, endlich 100, um alle diese Bäume abzuschälen und aus der Rinde Seile zu verfertigen. Ich wünschte ferner, daß er selbst und 500 Mann mir auf dem Strande Hülfe leisten möchten. Der Anführer theilte seinen Untergebenen meine Befehle mit und trieb sie zur Eile an, da dies des Kaisers Gebot sei. Er selbst begleitete mich zu der Kanoeflotte.

Ich wählte drei von den am stärksten gebauten Kanoes aus, jedes 21 m lang und 2 m breit, und nachdem ich eine schiefe Boden-

fläche dicht am Wasserrande dazu hatte zurechtmachen lassen, ließ ich sie parallel zueinander und mit Zwischenräumen von je $1^1/_5$ m hinaufziehen. Mit Hülfe dieser drei Kanoes begann ich nun den Bau einer schwimmenden Plattform, indem ich die langen Bäume quer über die Kanoes legte und sie fest an die Querbalken anbinden ließ, und sobald die 2 m hohen Stangen kamen, ließ ich sie sofort in aufrechter Stellung an die Querbalken der äußern Kanoes festbinden, und als die $2^1/_2$ cm starken Stäbe kamen, wurden diese zwischen die aufrechten Stangen eingeflochten, sodaß der ganze Bau, als er fertig war, einer rechteckigen Palissadenverschanzung von 21 m Länge und 9 m Breite ähnlich sah, in welche die Speere der Feinde nicht eindringen konnten.

Schon am Nachmittage des zweiten Tages war diese kleine schwimmende Festung vollendet, und Mtesa kam mit seinen Häuptlingen zum Strande herunter, um sie vom Stapel laufen und zu einer Versuchsfahrt abschiffen zu sehen. Als die Häuptlinge sie sahen, fingen sie an zu kritisiren, sagten, sie würde untersinken, und theilten ihre Befürchtungen Mtesa mit, welcher ihnen halb und halb Glauben schenkte. Aber die Frauen des Kaisers sagten zu ihm: „Laßt das nur Stanley's Sorge sein; er würde nicht ein solches Ding zusammenbauen, wenn er nicht wüßte, daß es schwimmen könnte."

Als ich den Befehl erhielt, den ganzen Bau vom Stapel zu lassen, wählte ich 60 Ruderer und 150 Musketiere von der Leibwache aus, die sich in der Nähe aufstellen mußten, um sich, sobald er flott gemacht sein würde, einzuschiffen. Zugleich wies ich Tori und einen meiner besten Ruderer an, die Fahrt desselben zu überwachen, und befahl ihnen, das Thor der Verschanzung, sobald sie vom Lande abstoßen würden, zu schließen. Ungefähr 1000 Mann wurden dann damit beschäftigt, den ganzen Bau vom Stapel zu lassen, und gar bald schwamm er auf dem Wasser, und als die Ruderer und die Besatzung, im ganzen 214 Mann, sich auf demselben befanden, so wurde es allen klar, daß er von den Wogen des Sees leicht und sicher getragen wurde —

Bewund'rung zollten alle der Erfindung,
Wie wünschte jeder, daß er sie erdacht!
So leicht erschien das Werk, einmal vollbracht,
Das, nicht erfunden, jüngst noch für unmöglich
Die meisten hielten —

und ein aus der Armee tausendstimmig ertönender Beifallsruf belohnte den Erfinder.

Mehrere lange blaue Kaniki und weiße und rothe Zeuge wurden über den seltsamen Bau aufgezogen, welcher, wenn er rings fest verschlossen war, sich ganz von selbst auf geheimnißvolle Weise fortzubewegen und innerhalb seiner todtenstillen undurchdringlichen Wände irgend etwas Schreckliches zu verbergen schien, wohl geeignet, in den Gemüthern unwissender Wilden Angst zu erwecken.

Um 8 Uhr am Morgen des 13. October war die Armee auf der Nakaranga-Spitze mit ungewöhnlicher Schaustellung ihrer Streitkräfte versammelt und es wurde von der äußersten Spitze des Dammweges aus quer über den Kanal laut verkündigt, daß sich ein Gegenstand des Schreckens nahen werde, der sie in Atome zersplittern werde, wenn sie sich nicht sofort entschlössen, Frieden zu schließen und die Machtvollkommenheit Mtesa's anzuerkennen. Wie ich glaube, erklärten sie auch, daß alle die Musimu und Zaubermittel Ugandas sich darin befänden, denn ich hörte etwas über Musimu und Uganda sagen. Der alte Mvuma-Häuptling wurde auch an einem recht auffälligen Orte aufgestellt und dazu veranlaßt, sie zur Annahme der von Mtesa angebotenen Bedingungen aufzufordern, nämlich einer allgemeinen Amnestie, vorausgesetzt, daß sie in aller Form ihre Unterwerfung erklärten. Nach dieser mit feierlichem Ernst vorgetragenen Ankündigung erschien das mysteriöse Bauwerk, während die Trommeln entsetzlich wirbelten und eine Menge Hörner einen betäubenden Lärm machten.

Es war für mich aus mannichfachen Gründen ein Augenblick voll Spannung und banger Erwartung. Mit gleichmäßiger, sicherer Bewegung näherte sich das an sich gegen die wüthendsten Angriffe speerwerfender Feinde gedeckte schwimmende Fort der Spitze des Dammweges und steuerte dann geradesweges auf die Insel Ingira los, bis es in einer Entfernung von nicht ganz 50 m anhielt.

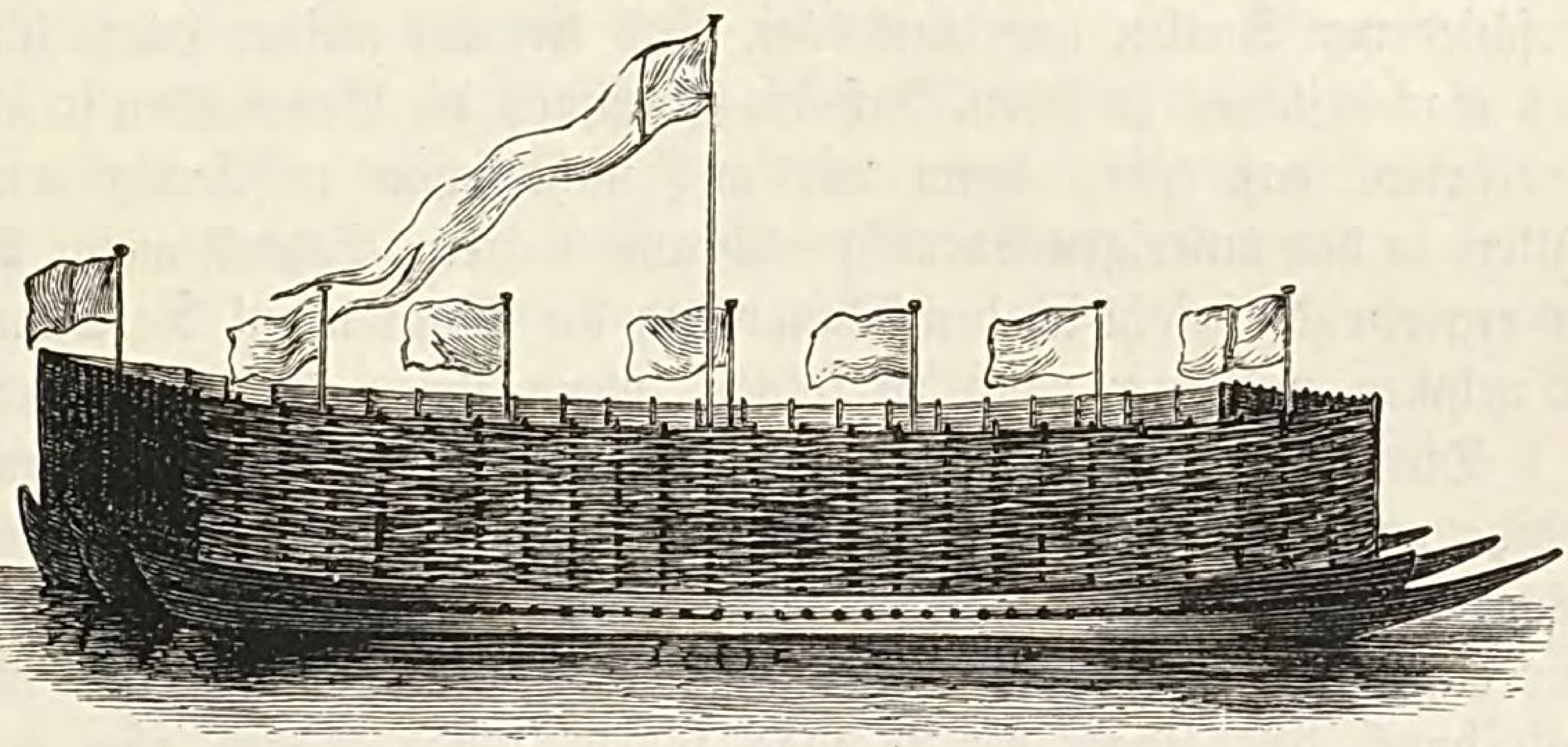
„Sagt“, rief eine Stentorstimme aus dem Innern, wo sonst Todtenstille herrschte, „sagt, was wollt ihr thun? Wollt ihr Frieden schließen und euch dem Mtesa unterwerfen oder sollen wir die ganze Insel in die Luft sprengen? Entschließt euch schnell und antwortet!“

Während einiger Augenblicke fand eine Berathung unter den von Furcht ergriffenen Wavuma statt. Es war dringend nothwendig, daß sie sich sofort entschieden. Das schwimmende Bauwerk war gewaltig groß und gänzlich verschieden von allem, was sie bisher auf den Wassern des Sees gesehen hatten. Kein Mensch war zu erblicken, und doch sprach eine Stimme deutlich und laut. War es ein Geist, war es vielleicht der Wasimu des ganzen Landes Uganda, der den Gebeten ihres Feindes ein geneigteres Ohr geliehen hatte als denen

der Wavuma? Es konnte ja irgendein teuflisches, entsetzliches Wesen enthalten, etwas den bösen Geistern Aehnliches, die ihre Phantasie in den Stunden der Traurigkeit und Melancholie angerufen hatte. Es lag eine so kecke Zuversicht in seinen noch dazu unerklärlichen Bewegungen, die überall hin Schrecken verbreitete.

„Sprecht!" wiederholte die ernste Stimme, „wir können nicht länger warten."

Uns von einer schweren Sorge befreiend, antwortete unverzüglich ein Mann, offenbar ein Häuptling: „Es ist genug: Mtesa soll zufrieden gestellt werden. Wir wollen noch heute den Tribut einsammeln und wollen zu Mtesa kommen. Kehre zurück, o Geist, der Krieg ist zu Ende!" Darauf begann der geheimnißvolle Bau sich feierlich



Das schwimmende Fort auf Ingira lossteuernd.

nach der kleinen Bucht zurückzubewegen, wo er verfertigt worden war, und die Viertelmillion wilder menschlicher Wesen, welche dieser außergewöhnlichen Scene zugeschaut hatte, stieß ein Freudengeschrei aus, das den Himmel zu zerspalten schien, und Ingiras steile Höhen warfen den an sie anprallenden Schall nach Nakaranga zurück.

Drei Stunden darauf kam ein Kanoe von der Insel Ingira, das 50 Männer, darunter einige Häuptlinge, trug. Sie brachten mehrere Elefantenzähne und zwei junge Mädchen, die Töchter der beiden vornehmsten Häuptlinge von Uvuma, mit. Dies war der Tribut. Das Elfenbein wurde dem Haushofmeister zur Aufbewahrung übergeben und die jungen Mädchen in den Harem Mtesa's aufgenommen, in dessen Geheimnisse einzudringen bei Todesstrafe verboten ist. Der alte Mvuma-Häuptling wurde an seinen Stamm ausgeliefert, und so wurde der langwierige Krieg am Abend des 13. October 1875 beendigt.

Lautes Freudengeschrei verkündigte von beiden Seiten, daß alle Parteien in gleicher Weise befriedigt waren. An demselben Nachmittag

wurde die Flotte von Uganda, welche mittlerweile auf 275 Kanoes reducirt worden war, von 20 Wavuma-Kanoes bis nach Djindja geleitet, und nachdem sie fort war und die Namagongo-Spitze umfahren hatte, wodurch sie ihren frühern Feind von aller Furcht vor Verrätherei befreite, unterhielten uns die Wavuma mit einer friedlichen Darlegung und Entfaltung ihrer Geschicklichkeit und boten uns die Gelegenheit, sie uns schärfer anzusehen, als uns dies früher im Pulverdampfe möglich gewesen war.

Am 15. October standen wir schon um 3 Uhr früh auf. Der fürchterliche Lärm des „Djodjussu", des großen Riesen unter den Kriegstrommeln, weckte uns auf. Sofort begannen wir einzupacken, aber kaum hatte ich mich angekleidet, als meine Leute zu mir hereinstürzten und mir zuschrien, daß das ungeheuere Lager an hundert verschiedenen Stellen angezündet sei. Ich lief aus meiner Hütte hinaus und war erstaunt zu sehen, daß die Flammen die Grashütten so schnell verzehrten, daß wir, wenn wir uns nicht schon reisefertig gemacht hätten, in den unserigen lebendig verbrannt wären. Schnell meine Pistolen ergreifend, befahl ich den Wangwana die Waaren auf die Schultern zu nehmen und mir rasch zu folgen, wenn ihnen ihr Leben lieb sei.

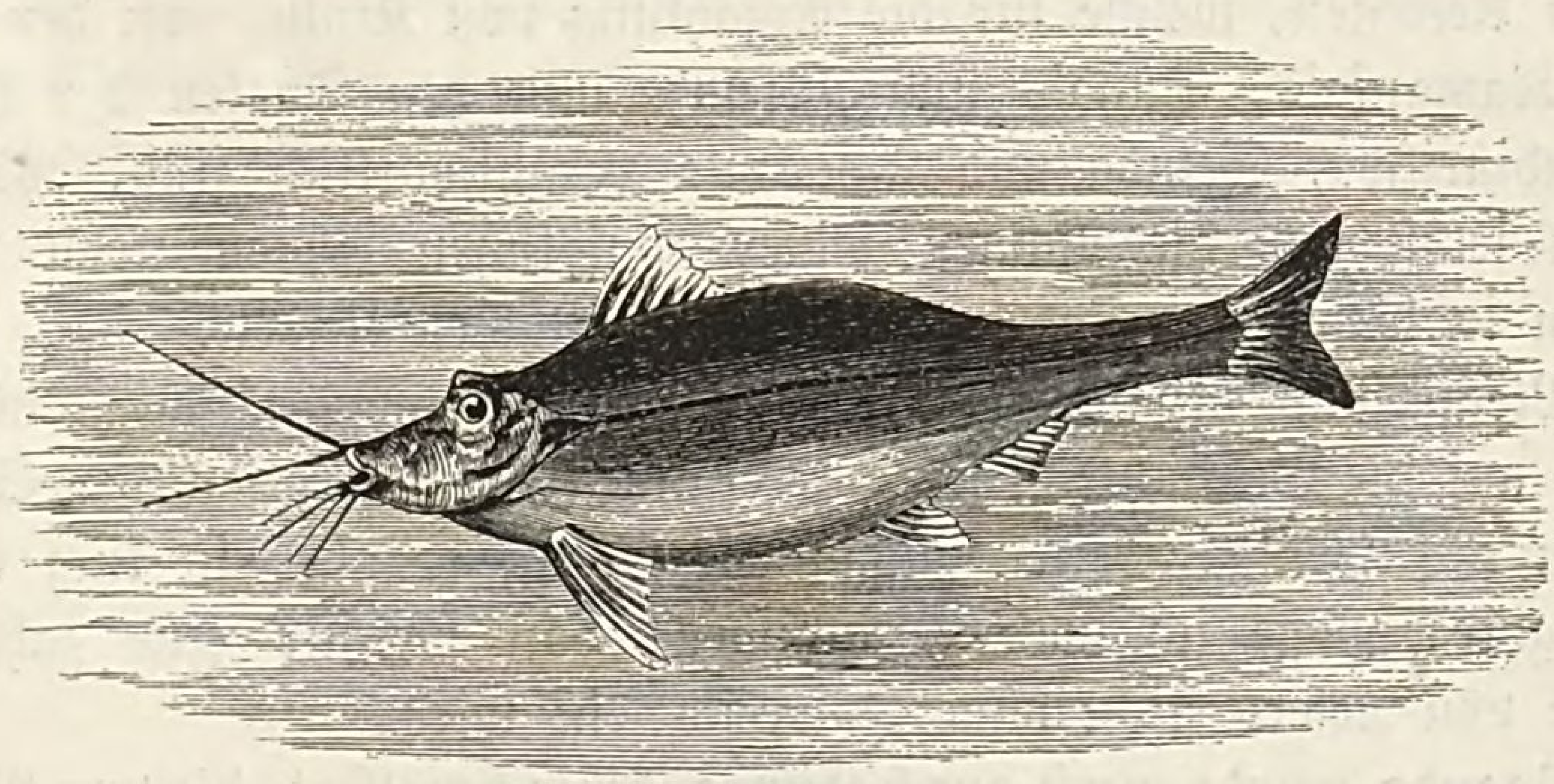
Die große Straße von Mtesa's Quartieren nach der Nakaranga-Spitze wurde, obwol 30 m breit, doch durch die darüber hinleckenden Wogen des wüthenden Feuermeeres ungangbar gemacht. Es blieb nur ein Weg offen, welcher am Abhange des Nakaranga-Berges hinauf und durch das Lager der Wasoga führte. Wir waren aber keineswegs die Einzigen, welche auf diesem Wege entkommen wollten, denn ungefähr 60000 menschliche Wesen hatten denselben Pfad aufgesucht und waren fast zu einer festen Masse eingekeilt, so groß war die Gefahr und zugleich die ängstliche Hast, mit der alles aus dem unten wüthenden Feuermeere zu entrinnen suchte.

Es war eine großartige, aber wahrlich auch schreckliche Scene, und indem ich auf sie herabblickte, kam mir der Gedanke, daß die Waganda jetzt für die getödteten Wavuma mit ihren eigenen Händen an sich selbst Rache übten, denn unter einer Viertelmillion menschlicher Wesen müssen sich doch viele Kranke und deshalb zur schleunigen Flucht Unfähige befunden haben. Wie viele unverständige Weiber und Kinder, welche die Geistesgegenwart verloren, müssen außer jenen Kranken umgekommen sein, und wie viele mögen auch beim Vorwärtsstürzen einer so ungeheuern, aus dem brennenden Lager fliehenden Menschenmenge niedergetreten worden sein! Die weit herumzüngelnden, alles erreichenden Flammen, welche gefräßig das trockene, zunderähnliche Material der Hütten verschlangen und durch einen heftigen, vom See

her wehenden Wind angefacht wurden, benahmen mir mit ihrem Gluthauch den Athem, und mehrmals hatte ich ein Gefühl, als wenn ich bis ins innerste Lebensmark ausgedörrt würde; aber mit niedergebeugten Köpfen stürmten wir blindlings vorwärts, keinem andern Führer folgend, als dem Instinct der Selbsterhaltung.

Sobald ein passender Augenblick mir dies erlaubte, schaute ich mich um nach den Nachzüglern meiner Reisegesellschaft und hielt sie durch strenge Befehle zusammen; aber drei oder vier waren schon nahe daran, erschöpft liegen zu bleiben, ehe wir kühlere Luft einathmeten und uns zu unserer glücklichen Rettung beglückwünschen konnten.

Aufgebracht über ein so mörderisches Verfahren — denn ich legte in meinen Gedanken Mtesa diese verbrecherische Thorheit zur Last — ließ ich meine Mannschaft weit von der Route der Waganda-Armee entfernt marschiren, und obgleich mich Mtesa wiederholt und dringend auffordern ließ, mich seinen Begleitern anzuschließen, lehnte ich dies doch ab, solange er mir noch nicht erklärt hätte, weshalb er den Befehl zur Anzündung des Lagers ertheilt habe, ehe er seinen Leuten und mir selbst, seinem Gaste, dies rechtzeitig angezeigt habe. Sein Bote sprach ihn aber sogleich von einer so groben Sorglosigkeit frei und theilte mir mit, daß Mtesa verschiedene Personen habe verhaften lassen, die wegen der Anzündung des Lagers in Verdacht ständen, und daß er selbst manchen Verlust an verbrannten Waaren und Weibern habe erleiden müssen. Erfreut, daß nicht Mtesa der Urheber der Katastrophe sei, übersandte ich ihm darauf meine Salaams und gab ihm das Versprechen, daß ich in Ugungu, auf der Uganda gehörenden Seite der Ripon-Fälle, wieder mit ihm zusammentreffen wollte. Dies geschah auch am 18. October.



Ngogo-Fisch.
25 cm lang, $5^1/_2$ cm breit; schuppenlos; Horn an jeder Schulter; zwei lange dicke Bartfäden an der Oberlippe, vier an der Unterlippe. Im Speke-Golf, Victoria-See, gefunden.

Vierzehntes Kapitel.

Die Legende von dem tadellosen Priester. — Die Helden von Uganda. — Tschwa. — Kimera, der Riese. — Nakivingi. — Kibaga, der fliegende Krieger. — Ma'anda. — Wakinguru, der wackere Kämpe. — Kamanja, der Besieger der Wakedi. — Suna der Grausame. — Seine Niedermetzelung der Wasoga. — Namudjurilwa, der Achilles von Uganda. — Setuba und seine Löwen. — Kasindula, der Held, Bauer und Häuptling. — Der mildäugige Mtesa.

Nachdem ich nach meiner Betheiligung an ganz außerordentlichen und ungewöhnlichen Scenen wieder wohlbehalten in Uganda angekommen, mag es mir gestattet sein, in der directen Erzählung unsers Lebens in Uganda vorläufig etwas einzuhalten, um den Leser über gewisse Punkte der Geschichte von dem Lande Mtesa's zu belehren. Ich beginne mit Kintu, dem Priester, Patriarchen und ersten König von Uganda.

Wenn der gelehrte Kritiker in diesem Kapitel irgendetwas Unglaubliches oder Wunderbares entdecken sollte, so darf dies dem Verfasser nicht zur Last geschrieben werden, sondern Sabadu und den beiden Aeltesten, welche für die Erzählung von Kintu, von den Kriegern Kamanja's, Suna's und Mtesa's und den Thaten der Helden Namudjurilwa, Setuba und Kasindula verantwortlich sind, während Mtesa selbst mir die Namen seiner königlichen Ahnen nebst vielen andern in diesem Kapitel enthaltenen Thatsachen lieferte.

Meinerseits bedauere ich nur, daß Raummangel mich nöthigt, meine auf die Geschichte dieses interessanten Landes bezüglichen Sammlungen auf wenige Seiten zusammenzudrängen, aber so kurz ich sie auch gebe, wage ich doch zu glauben, daß sie für eine zahlreiche Klasse von Lesern nicht ohne Interesse sein wird.

Uganda wurde zuerst durch Einwanderer bevölkert, die von Norden her kamen, ungefähr im 13. oder 14. Jahrhundert; die Zeitangabe, welche ich somit für die Ankunft des Patriarchen Kintu ansetze, mag

indeß falsch sein, er kann in einer viel frühern Periode gekommen und die Namen einer größern Anzahl seiner Nachfolger mögen in Vergessenheit gerathen sein.

Die Ueberlieferung hat so treu, wie sie dies irgend vermag, das Andenken an die Thaten der ersten unter diesen Einwanderern bewahrt, obgleich sie über die Thaten ihrer Nachfolger verächtlich hinweggegangen ist. Sie ist auch wie gewöhnlich darauf bedacht gewesen, ihre Lieblinge, hier wie anderswo, mit wunderbaren Kräften und außerordentlichen Eigenschaften auszustatten.

Kintu, der erste Einwanderer und Gründer von Uganda, kam aus dem Norden und leitete vielleicht seine Abkunft von irgendeiner afrikanisch-arabischen oder altäthiopischen Familie her. Es war ein milder, leutseliger und tadelloser Mann, und seinem Charakter nach wahrscheinlich ein Priester irgendeines alten und längst vergessenen Ordens. Er brachte eine Frau, eine Kuh, eine Ziege, ein Schaf, eine Bananenwurzel und eine süße Kartoffel mit sich, und nachdem er herumgezogen war, um ein zum Aufschlagen seines Wohnsitzes geeignetes Land aufzusuchen, ließ er sich schließlich am westlichen Ufer des Flusses Mwerango in Magonga*, nahe an der gegenwärtigen Grenze von Unjoro, nieder. Er fand die Gegend unbewohnt, denn nicht eine einzige Seele wohnte damals in dem ganzen zwischen dem Victoria- und Albert-See und dem Muta Nsige liegenden Lande. Usoga war eine Wildniß, Ukedi eine öde Ebene und die fruchtbaren Thäler von Unjoro waren unbewohnt.

Der Priester Kintu war allein in seinem Königreiche; aber diese Länder waren nicht dazu bestimmt, lange Zeit wüst und öde zu bleiben, denn sein Weib war merkwürdig fruchtbar. Sie gebar jährlich je vier Kinder auf einmal und jedes Knäblein kam gleich mit einem ums Kinn sprossenden Flaum und den Kräften der ersten Jugendblüte zur Welt, und die Mägdlein gebaren im Alter von zwei Jahren Kinder, welche in einem ebenso frühen Alter empfingen und Söhne und Töchter gebaren, bis das Land anfing, vollständig bevölkert zu werden, bis die Wälder niedergehauen, das Land bebaut und mit Bananen und Korn bepflanzt wurde.

Die Kuh, die Ziege, das Schaf und das Huhn, die Kintu einzeln mitgebracht hatte, vermehrten sich ihrer Art nach ebenfalls auf außer-

---

* Einige der Waganda glauben jedoch, daß Kintu, oder Ham, wofür ihn Mtesa jetzt hält, in Magonga begraben wurde; ich selbst ziehe es vor, an der Legende so wie sie mir erzählt wurde festzuhalten.

ordentliche Weise, bis ihrer so viele wurden, daß jeder Abkömmling Kintu's große Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden und zahlreiche Hühner besaß. Auch aus der Bananenwurzel wuchs, sobald sie nur von den heiligen Händen Kintu's in den Boden von Uganda eingesenkt war, fast augenblicklich ein Stengel von großem Umfang hervor, von dessen Wipfel so große Fruchtbüschel herabhingen, wie man sie heutzutage in Uganda nicht mehr sieht, und die Wurzel breitete sich zugleich über eine weite Fläche aus und Hunderte von Bananen sproßten aus derselben empor mit großen Stengeln und dem üppigen Laubwerk einer weit ausgedehnten Pflanzung. Die Kartoffelpflanze wetteiferte ebenfalls mit der Banane, denn so groß war ihre Lebenskraft und so schnell ihr Wuchs, daß sie über den Boden hinzukriechen schien.

Als Kintu's Nachkömmlinge so zahlreich geworden waren, daß Magonga von ihnen voll ward, schnitt er Theile von der ursprünglichen Bananenwurzel und Kartoffelpflanze ab und gab jeder Familie einen Theil, und nachdem er ihnen gelehrt hatte die Erdscholle zu besäen und den edlen Weinstock zu pflanzen, befahl er einer jeden, sich eine neue Heimat zu suchen und sich in dem umliegenden Lande niederzulassen. Diejenigen, welche die Banane erhielten, schlugen ihre Wohnung südlich von Magonga auf, während die, welche die süße Kartoffelpflanze empfingen, nach dem Norden von Magonga auswanderten und in den Thälern von Unjoro wohnten. Daher kommt es, daß bis auf den heutigen Tag das Volk von Uganda und alle die um Magonga Wohnenden die Banane als Lieblingsnahrung genießen, daß dagegen das Volk der Wanjoro eine Vorliebe für süße Kartoffeln hat.

Infolge seines priesterlichen Standes hegte Kintu eine ganz besondere Abneigung gegen alles Blutvergießen; er tödtete weder Menschen noch Thiere, weder Vögel noch Insekten, aber seinen Abkömmlingen gab er nicht den Befehl, sich des Vergießens von Thierblut zu enthalten. Wenn irgendein Thier abgeschlachtet werden sollte, um zur Nahrung zu dienen, so war verordnet, daß es aus der Nachbarschaft seines Hauses weit weggebracht werden mußte, und wenn ein Mensch eines Mordes wegen hingerichtet werden sollte, so durfte der Henker sein Schlachtopfer nicht in der Nähe Kintu's oder seines Hauses oder Gartens tödten, auch durfte ein Blutvergießer sich zu keiner Zeit der Person des Patriarchen nähern. Wenn der Verbrecher auf seinem Wege zur Hinrichtung es möglich machen konnte, Kintu zu begegnen und seine Füße oder Kleider zu berühren, oder wenn der Patriarch nur seine Blicke auf ihn richtete, so war sein Leben gerettet.

Als der gute Patriarch alt wurde, da vergaßen seine Kinder seinem frommen Beispiele zu folgen, denn sie hatten die Kunst entdeckt, aus der Banane Wein und starke Getränke zu bereiten, durch die sie zu Schwelgern und Wüstlingen wurden, und da sie täglich berauscht waren, so begingen sie Unanständigkeiten, wurden heftig in ihrer Sprache und sorglos und verhärtet in ihrer Gottlosigkeit; was aber schlimmer als alles dies war, sie wurden so rebellisch, daß sie sogar drohten, ihn abzusetzen und zu tödten. Kintu ertrug eine lange Zeit dieses Betragen seiner lieblosen Kinder mit Sanftmuth und Kummer, aber warnend verkündete er ihnen, daß eines Tages ihre Gottlosigkeit und Gewaltthätigkeit bestraft werden würde; sie achteten jedoch nicht auf ihn, denn der Wein hatte sie toll gemacht.

Da er fand, daß seine Ermahnungen nichts halfen, sagte er nach einiger Zeit zu seinem Weibe: „Siehe, meine Söhne, welche ich durch dich zur Welt gebracht habe, sind gottlos und hartherzig geworden und sie drohen ihren Vater fortzujagen oder ihn zu tödten, denn sie sagen, ich sei alt geworden und nichts mehr nütze. Ich lebe wie ein verhaßter Fremdling unter meinen eigenen Kindern. Täglich vergießen sie das Blut ihrer Brüder, und es gibt jetzt nichts als Mord und Blutvergießen, sodaß ich des Blutes überdrüssig bin. Es ist Zeit für uns, aus diesem Leben wegzukommen und anderswohin zu ziehen. Komm, laß uns gehen!“ Und in derselben Nacht gingen Kintu und sein Weib weg und nahmen mit sich die zuerst mitgebrachte Kuh, die Ziege, das Schaf, das Huhn, eine Bananenwurzel und eine süße Kartoffelpflanze.

Am Morgen wurde es ruchbar, daß ihr Vater Kintu nicht in seinem Hause und daß er nirgends zu finden sei, daß er das Land mit allen den Dingen verlassen habe, welche er bei seiner ersten Ankunft dahin mitgebracht hatte. Da wurden alle von Gram erfüllt und großes Wehklagen erscholl durch das ganze Land.

Als darauf weit und breit nach dem Patriarchen eifrigst gesucht worden war, nahm nach drei Tagen der älteste Sohn Tschwa seinen Speer und Schild in die Hand und sagte: „Ich bin der Erstgeborene und es ist mein Recht, die Stelle meines Vaters einzunehmen. Ihr, meine Brüder, mögt nun gut sein und euch vor meinem Speer in Acht nehmen!“ Da aber Tschwa stark war, so fürchteten ihn seine Brüder und huldigten ihm als ihrem König.

Tschwa gab die Nachforschungen nach seinem Vater nicht auf, obgleich er die königliche Gewalt erlangt hatte. Er scheint die Hoffnung gehegt zu haben, daß sein Vater in irgendeinem fernen

Lande würde aufgefunden werden: dort würde er ihn dann aufsuchen und ihn um Verzeihung bitten können.

Bisweilen kam dem König Tschwa ein Gerücht zu Ohren, daß sein Vater gesehen worden sei, aber keinem seiner verschiedenen Boten gelang es ihn zu sehen, und Tschwa starb endlich, ohne daß seine Hoffnung in Erfüllung ging.

Auf Tschwa folgte sein Sohn Kamiera, ein Name, der bis auf den heutigen Tag von den Mitgliedern der kaiserlichen Familie beibehalten wird. Ebenso wie sein Vater Tschwa suchte Kamiera bis an seinen Tod nach dem Patriarchen Kintu, aber ohne Erfolg.

Der Nachfolger Kamiera's war sein riesengroßer Sohn Kimera, der sich als Jäger auszeichnete. Er gebrauchte zuerst die Hunde zur Jagd und hatte Hunde so gern, daß er stets, wohin er auch ging, einen an der Leine mit sich führte. Von diesem Könige erbten seine Nachfolger ihre Vorliebe für Hunde, und in vieler Lebenden Gedächtniß lebt noch die Erinnerung fort an die außerordentliche Anhänglichkeit, welche Suna für Hunde hatte, zu deren Unterhalt er speciell ganze Districte angewiesen hatte. Speke hat auch gesehen, wie Mtesa früher einen Hund sehr zärtlich behandelte, aber der jetzige König hat diese traditionelle Vorliebe schon lange aufgegeben und er verbietet jetzt sogar, daß ein Hund an seinem Hofe öffentlich erscheine.

Kimera war von solcher Körpergröße und Stärke und von solchem Gewicht, daß seine Füße Spuren im Felsen eindrückten, und die Spur eines seiner Füße wird noch heute von den Alterthumsforschern Ugandas gezeigt. Diese Fußstapfe soll einer seiner Füße tief eingedrückt haben, als der König bei dem Schleudern seines Speeres nach einem Elefanten ausglitt. Kimera durchforschte auch nahe und ferne Länder, durchsuchte alle Wälder, die Wildnisse, Ebenen, die festen Plätze auf Bergen, die Gipfel von Hügeln und die Höhen und reiste an allen Flußufern hin bei seinen vergeblichen Nachsuchungen nach dem verschwundenen Kintu.

In dem Ideenkreise aller Waganda schien sich die Thatsache ganz festgesetzt zu haben, daß Kintu nur weggegangen und nicht todt, daß er unsterblich sei, und Kimera war in seinen Anstrengungen, die Wahrheit dieses Glaubens festzustellen, sogar noch unermüdlicher als seine Vorgänger. Er leitete persönlich große Entdeckungszüge und stellte den Bauern große Belohnungen in Aussicht, indem er versprach, den Auffinder Kintu's zum Katekiro von Uganda — dem an Macht dem Könige zunächst stehenden Minister — zu machen.

Aber auch diese bis an seinen Tod fortgesetzten Nachsuchungen blieben erfolglos.

Auf den Jäger Kimera folgte Almaß (wenn dieser Name arabisch ist, so bedeutet er „Diamant"). Der Name dieses Königs ist bei den Arabern besonders beliebt, was ich für einen weitern Beweis halte, daß der Begründer der Monarchie Uganda asiatisches Blut in seinen Adern hatte. Ueber Almaß sagt die Ueberlieferung nichts weiter, als daß er, ebenso wie sein Vater, Kintu zu finden hoffte. Nach seinem Tode folgte auf ihn sein Sohn Tembo.

Nach Tembo kamen Kigarra, Wanpamba, Kaïma und Nakivingi, von denen der letzte wegen seiner heroischen Tapferkeit und seiner vielen Eroberungen gerühmt wird.

Nakivingi bekämpfte und unterwarf die Wanjoro, welche sich wegen ihrer Vorliebe für süße Kartoffeln schon lange Zeit für ein von den Waganda verschiedenes Volk gehalten haben mögen, eine durch die Autorität der altehrwürdigen Ueberlieferung keineswegs unterstützte Theorie.

Nach Nakivingi begegnen wir einer langen Liste von Königen, über welche die Tradition, die Sage und die Geschichte in gleicher Weise schweigen. Morondo folgte auf Nakivingi — Ugandas Karl der Große — und nach ihm regierten Sekamania, Djemba, Suna I., Kimbugwe, Katerega, Ntewi und Djuko. Dieser letzte soll einen halsstarrigen, gewaltthätigen und ungehorsamen Sohn Namens Kiemba gehabt haben, dem er die Insel Uvuma schenken mußte, um ihn zu besänftigen. Kiemba machte aber später von dort aus einen Einfall in Uganda, setzte seinen Vater Djuko ab und regierte, nachdem er ihn erschlagen, an seiner Statt.

Einer der Helden Nakivingi's war ein Krieger Namens Kibaga, welcher fliegen konnte. Wenn der König die Wanjoro bekriegte, so schickte er Kibaga in die Luft empor, um die Stellungen der Feinde auszuspähen. Nachdem sie von diesem außergewöhnlichen Wesen aufgefunden worden waren, wurden sie von Nakivingi in ihren Verstecken und außerdem noch von dem thätigen und treuen Kibaga angegriffen, welcher aus der Luft große Felsblöcke auf sie herabschleuderte und auf diese Weise sie in ganzen Massen erschlug.

Zufällig sah Kibaga unter den Gefangenen aus Unjoro ein schönes Frauenzimmer, welches der König zur Frau begehrte. Da aber Nakivingi seinem Diener für dessen in ihrer Art einzigen Dienste viel Dank schuldig war, so gab er sie an Kibaga als Ehefrau, jedoch mit der Ermahnung, ihr die Kenntniß seiner Flugkraft nicht mitzutheilen, damit sie nicht Verrath an ihm üben möge. Sie waren schon lange verhei-

rathet, ohne daß die Frau etwas davon erfuhr; da es ihr aber sehr auffällig und verdächtig erschien, daß ihr Gatte oftmals plötzlich verschwand und ebenso unerwartet heimkehrte, so überwachte sie ihn auf das genaueste und war eines Morgens, als er die Hütte verließ, überrascht, ihn plötzlich mit einer an seinem Rücken angeschnürten Bürde von Steinen in die Luft emporsteigen zu sehen. Bei diesem Anblick erinnerte sie sich, wie die Wanjoro sich darüber beklagt hatten, daß ihre Leute auf irgendeine unerklärliche Weise durch Steinwürfe aus der Luft in größerer Zahl getödtet würden als durch die Speere Nakivingi's, und wie eine andere Delilah, ihre Rasse und ihr Volk mehr liebend als ihren Gemahl, eilte sie in das Lager ihres Volkes und theilte den darüber erstaunten Wanjoro mit, was sie an jenem Tage beobachtet hatte.

Um sich an Kibaga zu rächen, legten die Wanjoro auf den Gipfeln aller hohen Berge Bogenschützen in den Hinterhalt und ertheilten ihnen den Befehl, sich nur auf die Beobachtung der Luft zu beschränken und auf das Schwirren seiner Flügel zu horchen und ihre Pfeile in der Richtung dieses Geräusches abzuschießen, möchten sie etwas sehen oder nicht. Infolge dieser Kriegslist wurde Kibaga eines Tages, als Nakivingi in die Schlacht zog, durch einen Pfeil tödlich verwundet. Man sah große Blutstropfen auf den Weg niederfallen, und als der König an einen hohen Baum kam, entdeckte er einen in die dichten Zweige desselben verwickelten Leichnam. Als der Baum gefällt war, sah Nakivingi zu seinem unendlichen Leidwesen, daß es der Leichnam seines treuen fliegenden Kriegers Kibaga war.

Als Nachfolger Kiemba's werden Tiwandeke, Mdowra, Kaguru, Kikuruwe und Ma'anda genannt. Dieser letzte König hatte das Glück, über den verlorenen Kintu auf eine höchst merkwürdige und romantische Weise Nachrichten aufzufinden.

Obgleich die Geschichte und die Sage die Thaten vieler unter den Vorfahren Ma'anda's mit Stillschweigen übergehen, so dürfen wir doch wol annehmen, daß jeder König sich bemühte, den schmerzlich vermißten Kintu aufzufinden, da an dem Glauben, daß er noch am Leben sei, unter der Regierung Ma'anda's noch ebenso unverbrüchlich festgehalten wurde wie in den Tagen Tschwa's und Kimera's. Bei Ma'anda war dieser Glaube besonders stark, und angespornt durch die Hoffnung, daß eines Tages ein glücklicher Zufall ihn doch zu einem erfreulichen Erfolge führen werde, jagte er mit Feuereifer diesem Ziele nach. Er drang durch große Wälder und zog quer über weite Ebenen und Thäler, anscheinend um Wild zu jagen, in Wahrheit aber, um auf Nachrichten über Kintu Jagd zu machen.

Als er eben von einem dieser Züge in seine Hauptstadt zurückgekehrt war ereignete es sich eines Tages, daß ein nicht weit von derselben entfernt wohnender Bauer aus Mangel an Brennmaterial für seine Familie sich genöthigt sah, in einen Wald zu gehen, um Holz zu hauen. Da er sich übermäßig angestrengt hatte und sehr ermüdet und überdies weit von seiner Wohnung entfernt war, so entschloß er sich, im Walde neben seinem Holzhaufen zu übernachten. Um sicher und ungestört schlafen zu können, baute er sich eine rohe Hütte und umzäunte sie rings mit den Zweigen der am Boden liegenden Bäume, und nachdem er mit seinem Hüttenbau fertig war, legte er sich nieder und schlummerte ein.

Man kann sich wol denken, daß infolge der schweren Arbeit und der Ermüdung sein Schlaf recht tief war, aber dennoch war er nicht ohne Traum; denn er soll in seinem Schlafe einen seltsamen Traum gehabt haben. Er glaubte in demselben eine Stimme zu hören, welche sagte: „Geh hin nach einer Stelle in diesem Walde, wo die Bäume sehr dicht stehen rund um einen offenen Raum neben einem vorbeiströmenden Gewässer, und du wirst dort etwas sehen, das dir großen Reichthum verschaffen und dich zu einem mächtigen Häuptling machen wird.“ Dreimal wiederholte sich der Traum. Diese Worte ließen dem Bauer das Herz vor Freude hüpfen, und zwar so sehr, daß die Freude ihn aufweckte. Zunächst bedauerte er jetzt, daß das ihm verheißene Glück nur ein Traum und ein Blendwerk sei; bald aber fing er an zu erwägen, daß er ja die Stelle kenne, denn er war oft dort gewesen, und daß sie nicht sehr weit entfernt sei; er dachte deshalb bei sich, er könne ja ebenso gut der Stimme folgen und wäre es auch nur zur Befriedigung seiner Neugierde. Er hatte denselben Traum dreimal geträumt und jedesmal hatte die Stimme dieselben Worte nachdrücklich und bestimmt ausgesprochen, und so glaubte er denn, daß ihm in dem Traume doch vielleicht irgendetwas Wahres mitgetheilt sein könne.

Nach einem Eilmarsche von einigen Stunden näherte er sich der ihm bezeichneten Stelle, und seine Bewegungen nach der Lichtung im Walde hin wurden jetzt sehr vorsichtig, denn er dachte bei sich, daß ein dem im Traume angekündigten ganz entgegengesetztes Ereigniß eintreten könne, da von Träumen bisweilen gerade das Gegentheil in Erfüllung geht. Er hörte das Murmeln und Rieseln des Waldstroms, und das Brausen in den Zweigen des Waldes über ihm erfüllte an solch einer einsamen Stelle sein Herz mit heiliger Scheu. Er fühlte es, wie ein Schrecken ihn mehr und mehr übermannte, doch wußte er nicht, wovor er sich fürchtete; schon war er fast zur Umkehr entschlossen,

dachte aber doch wieder, daß dieses Angstgefühl und diese Unruhe unbegründet sein könnten. Er drang deshalb durch das Dickicht, trat in die Lichtung hinaus und — erblickte plötzlich eine Scene, welche ihn vor Erstaunen fast starr werden ließ.

Zu beiden Seiten eines ehrwürdigen Mannes, der auf einer Art von Thron ruhte, saßen, in zwei Reihen geordnet, viele Krieger auf Matten. Sie hielten Speere und Schilde in ihren Händen und die Hautfarbe dieser Männer war so hell, daß sie der der Weißen ähnelte. Die Gestalt in der Mitte auf dem Throne war die eines Greises, dessen langer Bart vom Alter gebleicht war, und seine Gesichtsfarbe war derjenigen der auf den Matten sitzenden Krieger ähnlich. Alle waren in fleckenlose weiße Gewänder gekleidet.

Eine Zeit lang sprach niemand, obgleich aller Augen auf den erstaunten und vor Scheu bebenden Bauer gerichtet waren und ihn mit ernsten, Furcht einflößenden Blicken ansahen. Endlich wurde das Stillschweigen durch die Stimme des Greises unterbrochen, welche dem Bauer ganz so zu klingen schien, wie die im Traum gehörte, indem sie ihm zurief: „Bauer, sage mir, was für ein Land dies ist.“

Der Bauer antwortete, zitternd und Angstschweiß vergießend: „Ei, wißt Ihr das nicht? Das Land ist Uganda.“

„Und wer war der erste König?“ fragte der Greis. „Wohlan, sage mir seinen Namen!“

„Kintu“, antwortete der Bauer.

„Richtig“, sagte der Greis. „Nenne mir jetzt den Namen des gegenwärtigen Königs.“

„Ma'anda“, erwiderte der Bauer.

„Gut, dann mache dich augenblicklich auf den Weg und eile zum König Ma'anda und sage ihm, er solle zu Kintu kommen, welcher hier sein wird, um mit ihm zusammenzutreffen; denn Ma'anda hat lange nach Kintu gesucht und Kintu hat Ma'anda etwas zu sagen. Sage ihm, er solle nur von seiner Mutter und von dir begleitet hierher kommen, und gib wohl Acht, nicht einmal sein Hund darf ihm folgen. Eile und sage dem König Ma'anda alles, was du gesehen und gehört hast, und wenn du treu bist, soll deine Belohnung groß sein.“

Der Bauer brauchte nun nichts weiter zu hören, sondern kehrte um und rannte mit der Schnelligkeit einer Antilope weg, und früh in der Morgendämmerung des folgenden Tages kam er in der Hauptstadt an und ging geradeswegs zum Katekiro, zu dem er sagte: „Ich habe dem König Ma'anda eine Nachricht zu überbringen, aber niemand darf sie hören. Bringt mich ohne Verzug zum König.“

Obgleich der Mann seiner äußern Erscheinung nach den niedrigen Ständen angehörte, so zeigte doch sein Benehmen so viel Festigkeit und Bestimmtheit, daß der Katekiro es nicht wagte, sein Gesuch abzuschlagen, sondern aufstand und ihn zum König geleitete.

Es traf sich seltsam genug, daß in demselben Augenblicke Ma'anda seiner Mutter, welche er hatte rufen lassen, die Geschichte eines seltsamen Traumes erzählte, den er in der vergangenen Nacht gehabt hatte. Er hatte kaum seinen Bericht beendigt, als der Katekiro angemeldet wurde, der zu ihm sagte: „König, hier ist ein fremder Mann, ein Bauer, wie ich glaube, welcher erklärt, daß er dir eine wunderbare Nachricht zu überbringen habe, und zwar nur dir allein." Als der König dies gehört und den Bauer gesehen hatte, sagte er zu seiner Mutter: „Siehe! das ist ganz derselbe Mann, den ich in meinem Traume sah und der mir eine so wunderbare Neuigkeit erzählte."

Indem er sich darauf voll Begierde zu dem Bauer wandte, sagte er zu ihm: „Sprich, Mann, was hast du mir zu sagen?"

„O König", erwiderte er, „ich darf nicht sprechen außer vor dir und deiner Mutter, denn dieser Befehl ist mir ertheilt worden."

Darauf befahl Ma'anda voll Ungeduld dem Katekiro, sich zurückzuziehen und, damit sie nicht gestört werden möchten, eine Wache an dem äußern Thore aufzustellen, welche ohne jede Ausnahme weder Mann, Frau noch Kind in den innern Palasthof eintreten lassen dürfe.

Als sie ganz allein waren, fing der Bauer an, dem Könige Ma'anda seine Geschichte vom Anfang bis zum Ende genau so, wie sie hier wiedergegeben worden ist, zu erzählen und schloß mit den Worten: „Heiß' den König nur von seiner Mutter und von dir begleitet hierher kommen und, gib wohl Acht, nicht einmal sein Hund darf ihm folgen."

Als der König Ma'anda diese Nachricht gehört hatte, sagte er: „Kommt, laßt uns gehen, nur wir drei, denn das hat der Greis gesagt", und seinen Speer und seinen Schild ergreifend trat der König aus dem innern Hof durch eine geheime Pforte, nur von seiner Mutter und dem Bauer begleitet, ins Freie, ohne irgendeiner Seele mitzutheilen, wohin er gehen wolle.

Trotz dieser Verschwiegenheit und Heimlichkeit wurde es aber doch bald offenkundig, daß der König Ma'anda und seine Mutter, nur von einem Bauer begleitet, den Palast verlassen und daß sie die Richtung nach dem Walde eingeschlagen hätten, nach welchem einer, der diese Nachricht dem Katekiro mittheilte, sie mit schnellen Schritten hatte gehen sehen.

Diese Mittheilung versetzte den ersten Beamten des Königreichs in peinliche Verlegenheit. Er wußte einige Augenblicke durchaus nicht, was da zu thun sei. Hätte sein Herr andere Begleitung gewünscht, so hätte er ihn dies ohne Zweifel wissen lassen; aber andererseits war dieses Benehmen ebenso ungewöhnlich wie unerklärlich, und der König konnte ja durch irgendein schlau ersonnenes Märchen oder eine glaubwürdige Erzählung zu diesem seltsamen Schritt verlockt worden sein, der ihn in den Tod führen könne, ohne daß der Mörder entdeckt würde.

Als der Gedanke an eine gegen den König geplante Verrätherei in seinem Geiste aufblitzte, entschloß er sich augenblicklich, dem Könige zu folgen und über seine Sicherheit zu wachen; wenn der Bauer ihm ein Leid zufügen wollte, so würde er dann, ohne daß es jemand vermuthete, bei der Hand sein und seinem Herrn beispringen. Er ergriff deshalb seinen Speer und Schild und eilte verstohlenerweise dem Könige nach. Bald entdeckte er den König, des Königs Mutter und den Bauer und suchte nun, seine Schritte mäßigend, sie nur aus der Ferne im Auge zu behalten und den scharfen, forschenden Blicken auszuweichen, welche, wie er sah, der König oft hinter sich warf. Sie wanderten auf diese Weise jenen Tag hindurch und noch den folgenden zur Hälfte; dann aber meldete der Bauer dem Könige, daß sie sich der zur Zusammenkunft bestimmten Stelle näherten.

Um sich zu vergewissern, daß ihnen niemand gefolgt sei, schaute der König sich nochmals scharf um, und als er zu seiner Befriedigung bemerkte, daß sie allein waren, befahl er dem Bauer weiter zu gehen und ihm den Versammlungsort zu zeigen. Nachdem sie im Schatten des dichten, die Lichtung umgebenden Waldes eine Weile fortgegangen waren, traten sie bald aus demselben hervor und befanden sich der wunderbaren Versammlung gegenüber, welche seit dem Augenblicke, wo der Bauer fortgegangen war, um dem König die Botschaft zu überbringen, genau dieselbe Stellung und Haltung bewahrt zu haben schien.

Als die drei bis an das äußerste Ende der von den sitzenden Kriegern gebildeten Reihen vorgetreten waren, fragte der Greis auf dem Throne den König, welcher ihm um einige Schritte näher stand als seine Begleiter und dieses Schauspiel mit dem größten Erstaunen ansah: „Wer bist du?“

„Ich bin Ma'anda“, erwiderte er.

„Bist du der König?“

„Ich bin es.“

„Und wer ist die Frau hinter dir?“ fragte der Greis weiter.

„Meine Mutter“, antwortete der König.

„Es ist gut“, sagte er, „aber wie kommt es, daß du meine Befehle nicht befolgtest? Warum seid ihr nicht allein gekommen?“

„Wir haben genau gethan, was uns geheißen worden ist“, sagte der König, „nur meine Mutter und dieser Bauer sind bei mir, denn niemand wußte von unserm Weggange.“

„Ich habe aber noch einen andern Mann hinter dir gesehen“, wiederholte der Greis beharrlich. „Sage mir, wer es ist.“

„Sei versichert“, sagte Ma'anda, „es ist kein Mann außer diesem Bauer bei mir, denn gestern und heute habe ich mehreremal hinter mich geblickt, um mich zu vergewissern, daß mir niemand folge.“

„Wer war der erste König von Uganda?“ fragte der alte Mann plötzlich.

„Kintu“, antwortete Ma'anda.

„Du sagst die Wahrheit“, betonte der Greis langsam und bedächtig, „und Kintu war gut. Er that keinem Menschen, keinem Thiere, keinem Vogel oder Insekt etwas zu Leide und kein lebendes Wesen hatte Ursache, sich über ihn zu beklagen. Er hat sogar niemals einen Menschen mit einem Stock geschlagen oder ihm auf irgendeine Weise Schmerz verursacht, denn er liebte seine Kinder, wie ein gütiger Vater sie lieben soll; aber seine Söhne wurden über alle maßen gottlos, lasterhaft, halsstarrig, ungehorsam und durchaus unlenksam und unbändig. Sie fanden ihre Lust am Blutvergießen. Sie schlachteten zuerst Thiere und gewöhnten sich so an das Blut, daß sie zuletzt ihre Brüder und Schwestern erschlugen. Sie bekamen einen so wahnsinnigen Blutdurst, daß sie selbst das Blut ihres guten Vaters Kintu zu vergießen trachteten. Da sah Kintu ein, daß Uganda ferner kein Land mehr für ihn sei, daß es sich für ihn nicht zieme, in diesem Lande zu leben, und ach! als er zuerst diesem Lande ins Antlitz schaute, da war es so schön und so rein, daß es seine Augen entzückte; als es aber vom Blute unschuldiger Männer, Weiber und Kinder roth und schmutzig wurde, da wurde es Kintu verhaßt und er zog aus diesem gräßlichen, grausamen Lande weg. Von Tschwa bis hinab auf Ma'anda hat jeder König Kintu zu finden gesucht, doch vergebens. Du, Ma'anda, sollst Kintu von Angesicht zu Angesicht sehen und du sollst ihn sprechen hören; aber zuerst habe ich dir etwas von ihm zu sagen. Höre zu und merke wohl auf seine Worte, aber“ — so fragte er plötzlich — „sage mir, wer war der Mann, welcher dir hierher gefolgt ist?“

Ma'anda, hocherfreut, daß er unter allen seinen Vorgängern auserkoren sei, Kintu zu sehen und sich mit ihm zu unterhalten, war ganz Ohr, und jede Fiber, jeder Nerv zitterte in ihm, indem er im nächsten Augenblicke ihm vorgestellt zu werden erachtete; als er aber von dem Greise nochmals über einen Punkt befragt wurde, auf den er schon genügend geantwortet zu haben glaubte, fragte er ungeduldig: „Warum stellst du mir nochmals diese Frage, da ich dir doch schon gesagt habe, daß niemand mir hierher gefolgt ist, weil niemand hat wissen können, wohin ich ging?"

„Aber ich sah", sagte der Greis ruhig, „wie dir ein Mann auf Schritt und Tritt folgte. Warum ließest du ihn kommen, da ich dir doch ausdrücklich sagen ließ, du müßtest allein mit deiner Mutter und diesem Bauer kommen?"

Die Mutter des Königs und der Bauer erklärten jetzt, Ma'anda habe die Wahrheit gesagt und es sei ihnen niemand gefolgt.

„Ich habe ihn hinter jenem Baume gesehen, wo er uns zuhorcht. Siehe! dort steht er", sagte der Greis, indem er plötzlich auf den Katekiro hinwies, welcher jetzt, da er sich entdeckt sah, aus dem Dickicht hervortrat.

Als sie diese Worte des alten Mannes hörten, sahen sich die drei um, und bei dem Anblick des Katekiro wurde Ma'anda furchtbar wüthend, und im Jähzorn seiner Leidenschaft ergriff er seinen Speer, schleuderte ihn und durchbohrte seinem treuen Diener das Herz. Mit einem kurzen, lauten Angstschrei fiel dieser todt zu seinen Füßen nieder.

Aber siehe! als sich der König Ma'anda und seine Begleiter umwandten, um zu beobachten, welchen Eindruck diese Schreckensscene auf den Greis und die um ihn sitzenden Krieger gemacht habe, fanden sie, daß diese verschwunden waren und daß auch nicht die geringste Spur von ihnen übriggeblieben war. In heftigstem Erstaunen über dieses Ereigniß starrten die drei einander ins Gesicht. Dann warf sich der König, zuerst aus seiner Ueberraschung wieder zu sich selbst kommend, auf den Boden und schluchzte laut und rief den Namen Kintu; und des Königs Mutter und der Bauer vereinigten ihr Geschrei mit dem seinigen und sie weinten, als ob ihnen das Herz brechen sollte. Aber von dem bluthassenden Kintu erhielten sie keine Antwort, nur in der hohen und tiefen Waldung hallte ihr Ruf: „Kintu, Kintu-u, Kintu-u-u-u" wider, wie wenn das Echo ihren Gram verspotten wollte.

Die ganze Nacht hielten sie Wache und brachen dann und wann in Wehklagen und Jammergeschrei aus über diesen letzten Verlust des großen Vaters von Uganda. Aber Kintu erschien nach dieser

Scene nie wieder in Uganda und bis auf den heutigen Tag hat ihn niemand wieder gesehen oder gehört.

Nach Ma'anda's Tode folgten Msangi, Namugara und Tschabagu. Während der Regierung des letztgenannten Königs blühte Wakinguru, ein Held, dessen Namen seiner unvergleichlichen Thaten wegen die in der Erinnerung seiner Bewunderer werthgehaltene Ueberlieferung treu bewahrt hat. Als Tschabagu in Usoga einfiel, scheinen die Wasoga sehr zahlreich und auch sehr kühn und unerschrocken gewesen zu sein, da sie von den Waganda noch nie zur Unterwerfung gezwungen worden waren. Das Volk von Usoga verspottete die siegreichen Waganda, bis Tschabagu so stark aufgereizt wurde, daß er ihnen den Krieg erklärte. Um ihnen nun die Tapferkeit des Volkes, das sie in so unverschämter Weise verhöhnt hatten, zu beweisen, ließ Tschabagu den Wakinguru allein nach Djindja hinüberfahren, damit er die kriegerischen Eigenschaften seiner Nation an seiner eigenen Person an den Tag legen möge.

Wakinguru war, wie wir zu glauben veranlaßt werden, ein Mann von herculischem Körperbau, und wir dürfen ihn uns wol als mit ungewöhnlichem Muthe begabt denken. Er marschirte zur Höhe von Djindja hinauf, mit einem Bündel Speere auf seinem Rücken, und sein Schild war so groß und dick, daß zwei gewöhnliche Männer kaum im Stande waren, ihn emporzuheben.

Als er an einer Stelle angekommen war, von der aus er das ganze Wasoga-Lager deutlich übersehen konnte, forderte er mit lauter Stimme jeden Mann oder alle zusammen heraus, an ihn heranzukommen, damit er ihnen zeigen könne, welchem Schlage von Menschen diejenigen angehörten, die so oft von ihnen verhöhnt worden wären. Mehrere Wasoga entsprachen dieser Herausforderung und stürzten heran, um seinen Kampfesmuth zu prüfen; aber Wakinguru's Speere erregten solchen Schrecken und seine Stärke war so riesig, daß lange bevor irgendein Feind bis auf Schußweite herankam, in welcher ein gewöhnlicher Krieger seine Lanze schleudert, sie alle schon todt dalagen. Der Held riß dann seine Speere aus den Leichen und bereitete sich vor, einer weitern Kriegerschar entgegenzutreten, welche in hitziger Eile herankam, um den Tod ihrer Freunde zu rächen. Wiederum schleuderte der furchtbare Held seine todbringenden Speere, und abermals hatten die Wasoga den Tod ihrer Kämpen zu beklagen.

Dadurch in Wuth versetzt, rückten die Wasoga endlich mit ihrer gesammten Truppenmasse vor und bildeten um ihn einen großen Ring; aber Wakinguru lachte nur über dieses Manöver und fuhr ohne Er-

barmen fort zu tödten, seine schwirrenden, gewaltig langen Lanzenschafte mit sicher tödtender Wirkung beständig um sich schleudernd, und sodann die Speere seiner Feinde sammelnd, mit welchen der Boden um ihn massenhaft bestreut war, kehrte er ihre eigenen Waffen gegen sie, da er diese mit der Geschwindigkeit und Sicherheit von Pfeilen zu werfen verstand. Seine Stärke hielt ihn bei diesem ungleichen Kampfe vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne aufrecht, und dann zeigte es sich, daß Wakinguru mit eigener Hand 600 Mann erschlagen hatte! In der Nacht fuhr er unversehrt über die Djindja (oder die Fälle) nach Ugungu hinüber, wo er sich mit den Bananen, der Milch und dem Wasser von Uganda erquickte und wo er die wärmsten Glückwünsche des Königs Tschabagu und seines Heeres empfing.

Am nächsten Morgen erneuerte Wakinguru den Kampf und derselbe dauerte den ganzen zweiten Tag hindurch, während welcher Zeit der Held eine ähnliche Zahl von Feinden erschlug; auch am dritten Tage kämpfte er mit gleichem Erfolge, bis die Wasoga endlich eingestanden, daß sie nicht im Stande wären, es mit ihm aufzunehmen.

Darauf fuhr der König oberhalb der Djindja (des Napoleon-Kanals) über das Wasser und vollendete die Eroberung von Usoga.

Auf Tschabagu folgten Djundju, Wasedje und Kamania. Dieser letztere, der Großvater des jetzt regierenden Monarchen, steht noch in frischem Andenken wegen seiner Siege über die Wakedi, ein äußerst wildes und kriegerisches Volk, das einen Landstrich im Norden von Usoga inne hat. Die Wakedi trugen, wie erzählt wird, Rüstungen und bedienten sich bei ihren Kriegen einer ungeheuern Menge von Hunden, die so groß waren wie junge Löwen. Außerdem war das Land der Wakedi von breiten Flüssen oder kleinen Seen umgeben*, und diese verschiedenen Vortheile hatten bewirkt, daß die Waganda vor den Wakedi ziemlich viel Furcht hatten. Als aber Kamania über die wiederholten Einfälle, welche die Wakedi bis in das Herz seines Landes machten, und über die Straflosigkeit, welche man ihnen so lange gewährt hatte, endlich ärgerlich wurde, so beschloß er, einen Krieg gegen sie so lange fortzuführen, bis der eine oder der andere der Gegner ohne allen Zweifel für den stärkern erklärt werden würde. Zu diesem Zwecke versammelte er seine Häuptlinge, und nachdem er die Vortheile, deren Ukedi vermöge seiner Lage sich zu erfreuen habe, auseinandergesetzt hatte, befahl er ihnen, ihm in Bezug auf die Mittel

* Ich war überrascht über die häufigen geographischen Winke, welche Sabadu gab.

und Wege, wie er den Feldzug am besten ausführen könne, ihren Rath zu ertheilen.

Angestachelt durch große Belohnungen, schlugen die Häuptlinge verschiedene Kriegspläne vor, um an dem Feinde Wiedervergeltung zu üben; endlich wurde der Vorschlag des Großvaters des Geschichtskenners Sabadu für den besten gehalten. Dieser rieth Kamania, 100 Kanoes zu Wasser nach Djindja fahren zu lassen, wo sie in Stücke zerlegt und auf dem Lande durch Usoga nach dem Flusse Nagombwa* geschafft werden müßten. Dort würden sie dann wieder zusammengesetzt und könnten nun die Wakedi im Rücken angreifen, während der König selbst mit seiner Armee nach Urondogani, längs des Westufers des Victoria-Nils, hinzöge und Ukedi von dieser Seite bedrohte. Dieser kluge Rath fand lauten Beifall, und als er einmal angenommen worden war, wurde die Besorgung der die Kanoes betreffenden Geschäfte dem Großvater Sabadu's selbst übertragen.

Man kann sich wol denken, daß die Wakedi, als sie in einer so unvorhergesehenen Richtung angegriffen wurden, gewaltig erstaunt und entmuthigt waren. Sie suchten eiligst in ihren umzäunten Dörfern eine Zuflucht, ihr Rindvieh in den Händen der Waganda lassend, welche dasselbe durch den Nagombwa nach Usoga trieben. Da die Waganda sich damit noch nicht vollständig gerächt zu haben glaubten, so schritten sie zum Angriff der Wakedi in ihren eingezäunten Dörfern und bedienten sich dabei glühend heißer, in den heimischen aus Rinde verfertigten Bekleidungsstoff eingewickelter Pfeile, mittels welcher die Strohhütten in Brand gesteckt und die Einwohner aus denselben heraus- und in die Speere der Waganda hineingetrieben wurden.

Als die Wakedi bemerkten, daß die Anwesenheit Kamania's auf dem entgegengesetzten Ufer des Nils nur eine Kriegslist sei, so concentrirten sie ihre Streitkräfte, um die Waganda, welche über den Nagombwa gekommen waren, aus dem Lande zu vertreiben. Als die beiden Nationen aufeinander stießen, entspann sich ein wüthender Kampf der Verzweiflung, der aber ziemlich ungünstig für die Waganda endigte, denn die Feinde trugen eiserne Rüstungen, welche die Speere der Waganda nicht durchdringen konnten.

Nach einer Berathschlagung entschieden sich die Waganda dafür, daß sie in der nächsten Schlacht ihre Zeit nicht mit dem Schleudern

---

* Eine weitere geographische Andeutung, die sich bei genauer Nachforschung als richtig herausgestellt hat. Ich hege keinen Zweifel, daß die Identität des Nagombwa und des Asua sich nachweisen lassen wird.

von Speeren vergeuden, sondern mit leeren Händen unmittelbar auf die Feinde losstürzen und sie gefangen nehmen und binden wollten.

Nachdem die Waganda bedeutende Verstärkungen an sich gezogen hatten, nahmen sie den Kampf wieder auf; aber anstatt ihre Speere zu werfen, vertheidigten sie einfach ihre Leiber mit ihren Schilden und, auf ihre schwerbeladenen Gegner losstürzend, ergriffen sie dieselben und fesselten sie mit Stricken. Als nun die Wakedi gewahr wurden, daß ihre Sache verzweifelt schlecht stand, sammelten sie alle ihre Kriegshunde, und während die Waganda mit den Herren derselben handgemein geworden waren, stürzten die Hunde von allen Seiten, den Rachen weit aufreißend und entsetzlich bellend, auf sie los und bissen und zerfleischten sie dergestalt, daß die von einem panischen Schrecken befallenen Waganda nach ihren Kanoes flohen. Die Bluthunde, deren Wuth noch unbesänftigt war, stürzten aber hinter ihren Kanoes her in das Wasser, wo eine ungeheuere Menge derselben von den Waganda, welche anscheinend mittlerweile wieder zur Besinnung gekommen waren, todtgeschlagen wurde. Aus Furcht, alle ihre treuen Kriegshunde zu verlieren, riefen nun die Wakedi dieselben zurück, bezahlten Tribut und erkannten die Ueberlegenheit und Obergewalt der Waganda an, und bis auf den heutigen Tag sind die Wakedi ihrem Huldigungseide treu geblieben.

Indem wir der Gegenwart näher rücken, wird die Geschichte Ugandas und namentlich die Chronologie natürlicherweise genauer und glaubwürdiger. So wird uns z. B. erzählt, wenn wir zu Suna II., dem Sohn Kamania's und Vorgänger und Vater Mtesa's, kommen, daß er ungefähr 16 Jahre alt war, als er auf seinen Vater folgte, und ungefähr 40, als er starb, und daß er mithin 24 Jahre lang regierte. Da Mtesa in seinem 19. Jahre den Thron bestieg und bisjetzt (1875) schon 15 Jahre regiert hat, so muß Suna 1820 geboren, 1836 zur Regierung gekommen und 1860 gestorben sein.

Suna war, wie mir seine noch lebenden vertrauten Freunde sagten, klein von Statur, fest und stark gebaut, sehr despotisch und grausam, aber tapfer und kriegerisch.

Er hatte, wie erzählt wird, die eigenthümliche Gewohnheit, mit tief niedergebeugtem Kopfe dazusitzen und nur selten aufzublicken. Seine Haltung erschien wie die eines Mannes, der mit gespannter Aufmerksamkeit Zeichnungen auf dem Erdboden entwirft, obgleich er wirklich auf alles, was um ihn vorging, scharf achtete. Er ließ häufig seine Unterthanen zu Hunderten enthaupten. Es wird berichtet, daß er eines Tages wegen eines einzigen Verbrechens 800 Menschen aus Uganda

hinrichten ließ. Andere Strafen, welche er verhängte, waren schrecklich grausam; er ließ Augen mit dem Daumen ausdrücken, Ohren, Nasen und Lippen aufschlitzen. Er soll seine Augen so selten von dem Erdboden erhoben haben, daß die Henker, welche die „Herren vom Stricke" genannt wurden, es für ein Zeichen der Verdammung zum Tode ansahen, wenn er je einmal seine Blicke zu einem Menschen emporrichtete.

Jeder Bote, der eine Nachricht überbrachte, war gezwungen, auf den Knien heranzukriechen und sie in dieser Stellung dem König ins Ohr zu flüstern. So oft er auf einem Wege hinging, war die Ankündigung, daß Suna gleich kommen werde, hinreichend, um alle Welt in panischem Schrecken aus der Nähe des Weges zu verscheuchen.

Gegen Fremde aus andern Ländern zeigte er sich sehr freigebig und gastfrei, und viele arabische Kaufleute haben wahrlich Grund gehabt, sich zu dem glücklichen Zufall zu gratuliren, der sie in den Tagen Suna's nach Uganda geführt hat.

Dieser Kaiser oder Kabaka, wie die Beherrscher von Uganda, nachdem sie weite Landesstrecken erobert, betitelt wurden, war ein leidenschaftlicher Hundeliebhaber. Für den Unterhalt eines seiner Lieblinge ließ er einen ganzen District bebauen und mit süßen Kartoffeln bepflanzen, weil derselbe diese Frucht besonders gern fraß, und als der Hund starb, zwang er alle Häuptlinge, Rindenzeug zu dessen Begräbniß beizusteuern.

Er hielt sich auch einen Löwen und einen Leoparden und ein anderes Thier, was ich, der Beschreibung nach, entweder für eine Art Wolf oder Luchs halte; die beiden ersten wurden ganz zahm, aber das letztere blieb so unverbesserlich wild, daß er es schließlich zu tödten befahl.

Es erscheint ganz natürlich, daß Suna infolge einer solchen Sinnesart und Gemüthsstimmung sich häufig in Kriege verwickeln mußte, und in Anbetracht seines entschlossenen, festen Charakters kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß sie in höchst blutiger und schrecklicher Weise geführt wurden. Er eroberte Ankori, überwältigte Unjoro und Usoga und besiegte zuerst die vereinigten Volksstämme von Usongora. Die löwenherzigen Wavuma erkannten ihn als ihren Oberherrn an; selbst das ferne Ruanda hörte von seinem Namen, versuchte sein Glück mit ihm in der Schlacht, wurde aber von seiner Herrschergröße überzeugt. Die Einzelheiten der beiden letzten Kriege, in welche Suna verwickelt war, habe ich gesammelt und stelle sie hier so dar, wie sie mir von Sabadu erzählt wurden. Der

Leser mag danach selbst über den Charakter dieses Monarchen, sowie im allgemeinen über die Kriegführung in Centralafrika urtheilen.

Suna vernahm, daß Usoga sich empört und geweigert habe, ihm Tribut zu zahlen. Er hob darauf, nachdem er den Musimu (den Geistern oder Dämonen*) seine Huldigungen und Opfergaben dargebracht hatte, eine gewaltige Armee aus und marschirte nach den Djindja oder den an den Ripon-Fällen sich erhebenden Felsen, wo er vier Tage rastete. Die Wasoga flohen, als sie von Suna's Anmarsch hörten, nach der Insel Kitenteh, welche in dem Kanal zwischen Uvuma und Usoga, 11—12 km von dem Cap Nakaranga entfernt liegt. Auf dieser Insel brachten die Wasoga ihre Weiber und Kinder und große Rinderheerden unter, und aus den von ihnen ergriffenen Maßregeln ergab sich ganz klar, daß sie einen verzweifelten und lang andauernden Widerstand zu leisten beabsichtigten.

Nachdem der Kabaka durch Usoga gezogen war, lagerte er auf dem Festlande, in einer Entfernung von ungefähr einem Kilometer von der Insel Kitenteh. Die Wavuma kamen seinem Befehle, ihre Kanoes zu sammeln und für den Krieg bereit zu halten, nach und stellten ihm mehr als 100, welche mit Eingeborenen aus Usiri, Wema und Kibibi bemannt waren; die Inseln Lulamba, Irwadji und Sesse versahen ihn mit 200, von der Küste von Uganda erhielt er außerdem noch 200, sodaß Suna im ganzen 500 Kanoes zu Kriegszwecken bei sich hatte.

Usoga, ein an sich weit ausgedehntes Land, bot alle seine Kräfte auf, um dem Monarchen von Uganda mit einer großen und gewaltigen Flotte entgegenzutreten, und mit Hülfe der zu diesem Lande gehörigen Inseln Namungi und Nejgano, sowie der von Usuguru, Tschaga, Muiwanda und Ugana gesandten Kanoes war es im Stande, eine der Flotte Suna's durchaus gleichkommende Anzahl von Kanoes zusammenzubringen.

Aber der Geist, der die Krieger der beiden Nationen beseelte, war wesentlich verschieden. Auf der einen Seite zeigte sich Entschlossenheit, die Freiheit zu erkämpfen; auf der andern stand ein Alleinherrscher, der alles in Unterwürfigkeit zu erhalten bemüht war, dem es aber an Leuten fehlte, die den Wasoga im Seekampfe gewachsen waren, und der seine Krieger überhaupt nur dadurch, daß er ihnen die fürch-

---

* Ich habe bemerkt, daß Sabadu's Erzählung manche interessante ethnologische Thatsachen enthält. Vielleicht wird dem Leser die Notiz nicht überflüssig erscheinen, daß ich Sabadu's Geschichtserzählungen, so wie er sie mir vor meinem Lagerfeuer in Nakaranga vortrug, stenographirte.

terlichsten Strafen androhte und Schrecken einjagte, dazu zwingen konnte, auf dem Wasser zu kämpfen.

Nachdem Suna seine Flotte versammelt hatte, gab er den Befehl zum Angriff; aber die Wasoga traten den Waganda in dem Kanale tapfer entgegen und trieben sie nach einer wüthenden Schlacht zurück, sodaß diese sich schleunigst wieder nach dem Festlande zurückzogen. Einen ganzen Monat hindurch wurden wiederholte Versuche gemacht, eine Landung auf der Insel zu bewerkstelligen, aber die Wasoga schlugen tapfer und heldenmüthig die Waganda zurück, welche schwere Verluste erlitten. Die Wasoga pflegten sogar, zum Schaden auch noch den Spott hinzufügend, an das Festland heranzufahren und den König mit Sticheleien zu verhöhnen, ihm zurufend, er möge die Gräber Kaguru's und Kamania's aufsuchen und sich aus Scham über seine Niederlage dort selbst begraben.* Durch diese Verhöhnungen in Wuth versetzt, berief Suna endlich seine Häuptlinge um sich und überschüttete sie in der Versammlung mit bittern Vorwürfen, indem er sie fragte, ob er nicht der Kaiser sei, und wenn er dies sei, warum man dann den Wasoga erlaube, ihn zu verhöhnen. Die Erinnerung an diese Beschimpfungen stachelte ihn zu einer so rasenden Wuth auf, daß er seinen Häuptlingen befahl, am nächsten Morgen ihre Kanoes zu bemannen und die Insel anzugreifen, unter gleichzeitiger Androhung, daß er sie im Falle des Mislingens am Feuer rösten, enthaupten und bis auf den letzten Mann niedermetzeln lassen werde.

Die Häuptlinge warfen sich, einer nach dem andern, vor ihm nieder und schwuren, daß sie am nächsten Tage ihre Füße auf die Insel Kitenteh setzen würden. Der Morgen kam und jeder Häuptling befand sich mit seinen auserlesensten Kriegern in seinem Kanoe. Die Schlacht begann, aber nur vier Häuptlinge hielten getreu ihr Wort — der Katekiro, Namudjurilwa (Madjwara's Vater**) und zwei andere, die sich durch gleiche Tapferkeit auszeichneten. Der Katekiro tödtete beim Landen zwei Feinde mit einem Speerwurf, so groß war das Gedränge der Wasoga, welche gegen ihn anstürmten. Namudjurilwa bohrte seine Lanze durch drei auf einen Stoß; da er aber seine Waffe nicht herausziehen konnte, wurde er von einem Wasoga angegriffen, welcher ihm seinen Wurfspieß durch beide Arme jagte, und nur durch seine heranstürzenden Leute, welche ihn in sein Kanoe hinwegtrugen, wurde er noch gerettet. Die zwei andern Häuptlinge er-

* In ziemlich gleicher Weise reizten die Wavuma täglich den König Mtesa.

** Madjwara ist der kleine Knabe, welcher allein am Lager des Dr. Livingstone in dessen letzten Stunden wachte.

schlugen je zwei Feinde, mußten sich aber zurückziehen, da sie von ihren Leuten nicht unterstützt wurden. Viele andere Führer zeichneten sich aus und viele fielen, tapfer kämpfend, bei den Landungsversuchen auf der Insel.

Die Wasoga hatten sich an diesem Tage in vier Gliedern aufgestellt. Das erste wurde von den Schleuderern, das zweite von den Speerwerfern, das dritte, auf einer Bodenerhöhung aufgestellte, wieder von Schleuderern und das vierte von einer Reserve von Speerwerfern gebildet, welche für den letzten und entscheidenden Kampf aufgespart war.

Drei Tage hintereinander führten die Häuptlinge von Uganda persönlich die Waganda zum Sturme, bis endlich der Vater der Königin Suna ersuchte, nicht alle seine Häuptlinge aufzuopfern, während die Bauern als müßige Zuschauer dabei ständen. Suna gab den Bitten seines Schwiegervaters nach, und da er bemerkte, daß Tapferkeit gegen die mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfenden Wasoga nichts ausrichtete, verfolgte er den Plan, die Insel Tag und Nacht mit seinen Kanoes zu blokiren und die Rebellen durch Aushungerung zur Unterwerfung zu zwingen. Die Nahrungsmittel, welche die unglücklichen Wasoga nun noch herbeischaffen konnten, reichten für ihre Bedürfnisse nicht aus; deren Erlangung verursachte viel Noth und kostete ihnen viele Leute sowol an dem Gestade, an entfernten Theilen der Küste, wie auch im Kanal, denn Suna hatte längs der Küste von Usoga große Feldlager herstellen lassen und seine Kanoes hielten die strengste Wache und Aufsicht rings um die Insel Kitenteh.

Zwei Monate lang hielten die Wasoga diesen Zustand der Dinge aus, aber als sie am Ende dieses Zeitraumes so absoluten Mangel an Nahrungsmitteln zu leiden anfingen, daß der Hungertod ihnen nahe bevorstand, näherten sich vier ihrer Häuptlinge dem Lager Suna's mit dem Anerbieten, sich zu unterwerfen. Suna weigerte sich, sie zu empfangen, schenkte ihnen aber dreißig Stück Rindvieh, die sie nach der Insel mitnehmen sollten. Er ließ die Häuptlinge zugleich bitten, zu essen und über ihr Anerbieten zuerst gründlich nachzudenken, und versprach ihnen seinerseits, daß er, wenn sie am vierten Tage noch immer dieselbe Gesinnung hegten, gewillt wäre, sich mit ihnen zu unterreden.

Am Ende des vierten Tages kamen zwanzig Häuptlinge von der Insel Kitenteh herüber und erklärten, daß sie entschlossen seien, sich Suna zu unterwerfen, Tribut zu zahlen und ihm Dienste zu leisten. Er empfing sie huldreich und befahl ihnen, am nächsten Tage, unter

dem Beistande seiner eigenen Kanoes, mit der Ueberführung der Wasoga in sein Lager zu beginnen, damit sie ihm alle ihre Unterwerfung erklären möchten.

Drei Tage lang sollen die Kanoes der Waganda und Wasoga mit diesem Transporte beschäftigt gewesen sein, und sobald die Wasoga ankamen, wurden sie in eine große Palissadenverschanzung gebracht, welche während der Nacht der Uebergabe speciell für sie eingerichtet worden war. Als am vierten Tage seine frühern Feinde alle in seinem Lager und von seinen eigenen Leuten eingeschlossen waren, ließ er ihre Häuptlinge rufen und sagte ihnen, es würde ihm angenehm sein, wenn sie und ihre Krieger am nächsten Tage ihren Kriegstanz vor ihm aufführen würden. Ohne etwas Böses zu ahnen, versprachen sie bereitwilligst dies zu thun.

Als die Häuptlinge in die Verschanzung zurückgekehrt waren, ertheilte Suna den Waganda-Häuptlingen den Befehl, in der Frühe des nächsten Morgens alle ihre Leute mitzubringen, jeden Mann mit einem Stricke ausgerüstet, sie darauf in zwei Reihen, vier Mann tief, aufzustellen, und sobald er das Zeichen geben würde, über die Wasoga herzufallen und sie zu fesseln. Am Morgen des fünften Tages waren alle Waganda aufgestellt, wie ihnen befohlen war, und die Wasoga, welche darin nichts weiter als das Verlangen Suna's, seine Macht und seinen Pomp zu zeigen, zu erkennen glaubten und in keiner Weise daran dachten, was dieser Kriegstanz für sie bedeuten könne, marschirten in die verhängnißvollen Truppenlinien hinein. Sie waren dabei nur mit Stöcken bewaffnet, wie dies verabredet worden war, und zwar unter dem schlauen Vorwande, daß es den Waganda anstößig erscheinen dürfte, sie mit scharfen Waffen vor Suna ihre Kampfspiele aufführen zu sehen. Sie ließen alle Vorsicht um so vollständiger außer Acht, weil ihnen der Kaiser viel Freundlichkeit erwiesen und seit dem Tage ihrer Unterwerfung ihnen Rinder und Bananen in freigebigster Weise geliefert hatte.

Wir können es uns vorstellen, wie die unglücklichen Wasoga an diesem großen Tage lächelnd heranzogen, um vor Suna zu erscheinen, und wie sie, von dem Wunsche beseelt, den schrecklichen Despoten zu ergötzen, so gut tanzten, als es ihnen irgend möglich war. Aber plötzlich, während sie (ihre Zahl wird auf 30000 angegeben) ihre Stimmen anstrengten zu einem großartigen, anschwellenden Chor bei dem triumphverkündenden Finale des Scheinkrieges, den sie dargestellt hatten, gab Suna das Signal und 100000 Waganda-Krieger fielen über sie her und banden sie an Händen und Füßen trotz ihres schreck-

lichen und verzweifelten Sträubens — als sie die Verrätherei Suna's allzu spät erkannten.

Aus dieser ungeheuern Zahl von Gefangenen wurden sechzig der vornehmsten Häuptlinge ausgewählt und vor Suna gebracht, der zu ihnen sagte: „Drei Monate lang habt ihr mich und mein Volk auf euere Unterwerfung warten lassen; ihr empörtet euch gegen meine gesetzmäßige Macht und Gewalt und versuchtet von Treue und Gehorsam euch loszumachen; ihr habt mehr als die Hälfte meiner ersten Häuptlinge erschlagen und ihr habt mich mit Schmähungen geärgert, indem ihr sagtet, ich solle hingehen und die Gräber Kaguru's und Kamania's aufsuchen und mich dort im Gefühl meiner Schande verstecken. Ihr habt mich verspottet — mich, der ich Suna heiße — Suna, der Kaiser (Kabaka)! Ich gehe bald nach meinem Grabe, aber bei dem Grabe meines Vaters Kamania sollt ihr heute noch sterben und ihr möget euern Vätern sagen, daß Suna, der Kaiser, euch zu ihnen gesandt hat."

Indem er sich darauf zu den Waganda wandte, schrie er mit grimmiger Stimme: „Zerhackt sie in kleine Stücke und werft ihre Ueberreste auf der Ebene außerhalb des Lagers auf einen Haufen!" Wie es Suna befahl, wurde es ausgeführt, und fünf Tage brauchten die Waganda zu dieser gräßlichen Arbeit, denn sie gehorchten seinem Befehle buchstäblich und hackten, mit Beinen und Armen anfangend, ihren Schlachtopfern kleine Stücke ab, ohne sich die Mühe zu geben, sie vorher erst zu tödten.

Als diese fürchterliche Greuelthat in Usoga bekannt wurde, sandte man von dort aus alle vornehmsten Männer und Häuptlinge, um den Kaiser um Verzeihung anzuflehen und ihre Unterwerfung und treuen Gehorsam anzubieten, was Suna anzunehmen geruhte. Damit schloß der Krieg, und mit einem Zuge von 5000 gefangenen Weibern und 8000 Kindern kehrte Suna nach seinem Palast in Uganda zurück.

Bald nach seiner Rückkehr nach Uganda rebellirten die Wasoga zum zweiten mal unter der Anführung Rura's, des Häuptlings von Nakaranga. Als Suna dies erfuhr, lächelte er voll Ingrimm und sagte: „Rura hat sich viel Zeit genommen, um seinen Entschluß zu Stande zu bringen; da er aber so lange gewartet hat, so mag er noch ein klein wenig länger warten, und ich will ihm zeigen, wer sein Herr ist."

Mittlerweile hörte Namudjurilwa, der Häuptling von Uddu, nach der Rückkehr von einem seiner Heimat abgestatteten Besuche, daß sein Nachbar, der König von Ankori oder Usagara, Rüstungen mache, um

mit einer gewaltigen Streitmacht in sein Land einzufallen. Immer zum Kriegführen und Unheilstiften bereit, wartete Namudjurilwa nicht so lange, bis er die Wasagara auf seinem eigenen Grund und Boden treffen würde, sondern ließ die Kriegstrommel schlagen, sammelte seinen Heerbann, marschirte durch Bwera, drang bis in das Herz des Landes Ankori vor und überraschte dort seine unter fünf Fürsten versammelten Feinde in ihrem eigenen Lager.

Namudjurilwa fiel mit einer stürmischen Wildheit und Kraft über sie her, in welcher seine ihm an Zahl überlegenen Feinde ihm nicht gleichkommen konnten. Fünf Stunden lang dauerte die Schlacht ohne Unterbrechung und ohne daß einer der beiden Gegner einen Vortheil errungen hätte, da traf einer der Fürsten von Ankori zufällig mit Namudjurilwa zusammen.

„Noch nicht todt, Namudjurilwa?“ rief der Fürst aus. „Warte ein wenig auf mich.“ Indem er dies sagte, riß er einem seiner Diener einen Bogen aus der Hand, schoß einen Pfeil ab und traf mit demselben den Rand des mit zäher doppelter Ochsenhaut bespannten Schildes, welchen der Häuptling von Uddu gewöhnlich trug.

Namudjurilwa wartete nicht auf einen zweiten Pfeil, sondern stürzte auf ihn los mit dem Rufe: „Nein, noch nicht todt, Fürst (Mlangira), und ich werde auch nicht sterben, ehe ich dich getödtet habe“, und sofort schleuderte er seinen schwertähnlichen Speer, welcher, den Schild durchbohrend, im Körper des unglücklichen Jünglings stecken blieb.

Ein zweiter Fürst eilte herbei und schoß, als er seinen Bruder fallen sah, einen Pfeil ab, welcher das Leopardenfell des Häuptlings von Uddu durchbohrte. Dieser antwortete aber auf diese Begrüßung mit einem seiner langen Speere, der durch den Körper des Gegners hindurchdrang und dessen Spitze noch weit aus seinem Rücken hervorragte. Der Tod dieser beiden Fürsten entschied die Schlacht, denn die Wasagara überfiel ein panischer Schrecken und sie flohen, indem sie eine ungeheuer große Beute an Rindern und allerlei Sachen in den Händen des Siegers zurückließen.

Als der Häuptling von Uddu aus diesem Kriege nach Uddu zurückkehrte, übersandte er 300 Weiber, 600 Kinder beiderlei Geschlechts und 1000 Stück Rindvieh an den Kaiser Suna als dessen Antheil an der Beute. Bei Besichtigung des großartigen Geschenks sagte dieser zu seinen Häuptlingen in der Versammlung: „Wahrlich, Namudjurilwa ist brav; es kommt ihm keiner gleich in Uganda.“

Setuba, ein großer Häuptling, der unter Suna als seinem Ober-

herrn einen an Unjoro grenzenden ausgedehnten Landstrich* inne hatte, flüsterte darauf seinem Nachbar zu: „Hm, du hörst, wie Suna Namudjurilwa rühmt; laßt uns nach Unjoro gehen und Suna zeigen, daß er noch andere Häuptlinge hat, die ebenso brav sind wie Namudjurilwa.“

Nachdem Setuba vom Kaiser die Erlaubniß erbeten und erhalten hatte, sein eigenes Land zu besuchen, verließ er bald darauf die Hauptstadt und ließ nach seiner Ankunft in seinem Hauptdorfe die Kriegstrommel schlagen und sein Volk zum Kriege aufbieten.

Er überschritt die Grenze von Unjoro, indem er 300 Stück Rindvieh mit sich nahm, ließ dann die Thiere schlachten und gab seinem Heerbanne Rindfleisch zu essen, damit sie sich kräftigen möchten. Nachdem sie alles Fleisch verschlungen, versicherten sie Setuba, daß sie jetzt so stark wie Löwen und ganz zum Kriege bereit wären.

Setuba lächelte und sagte: „Ich habe euch 300 Stück von meinem eigenen Rindvieh gegeben, geht und bringt mir 3000 Stück, und ich werde mich dadurch von euch für das, was ihr aufgezehrt habt, für bezahlt ansehen.“

Die Krieger antworteten auf Setuba's Worte mit einem Jubelgeschrei und brachen sogleich auf, um im Lande der Wanjoro Beute zu sammeln, während Setuba und eine auserlesene Schar im Lager zurückblieben. Die Waganda wurden jedoch von den in bedeutender Anzahl ihnen schnell entgegenziehenden Wanjoro angegriffen, nach wenigen Stunden in die Flucht geschlagen und bis zum Lager Setuba's verfolgt.

Der Häuptling empfing die Flüchtlinge mit ernstem Blick und sagte: „Wo sind jene Löwen geblieben, die ich vor kurzem mit meinen Rindern fütterte? Seid ihr gewillt, mit leeren Händen nach Uganda zurückzukehren? Ja, geht nur fort und verkündet, während ihr flieht, daß euer Häuptling Setuba todt ist.“ Nachdem Setuba dies gesagt, ergriff er seine Speere und seinen Schild und stürmte, von seiner auserlesenen Schar begleitet, aus dem Lager heraus den vorrückenden Wanjoro entgegen.

Von den Gefühlen der Scham und des Unwillens angefeuert, stieß Setuba bald auf die Wanjoro und fing an, seine Speere mit

* Jeder Mkungu wird, wenn er diesen hohen Rang (eines Generals) erhält, mit einer Freiherrnschaft oder Grafschaft und mit unumschränkter Gewalt über die Bewohner derselben und ihre Habe belohnt, doch unter der Bedingung, daß er seinem Souverän Dienste leistet, sobald dies verlangt wird. Die geringste Versäumniß dieser Lehnspflicht würde den Heimfall seines Landbesitzes und oft auch den Verlust seines Lebens nach sich ziehen.

glänzendem Erfolg zu schleudern. Mit seinem ersten Speer tödtete er drei Feinde, mit dem zweiten noch zwei. Als die Flüchtlinge die Kraftproben und den Muth ihres Anführers sahen, hielten sie an und begannen einander zu fragen: „Wer wagt es, hinzugehen und Suna zu berichten, daß Setuba gefallen ist? Laßt uns mit Setuba zusammen kämpfen und sterben.“

Das Wort „Setuba, tuba, tuba!“ wurde zum Kriegsgeschrei, in wilden Klängen hallte es wider von nah und fern und wandte die Flüchtigen zum Angriff auf ihre Verfolger, welche in kurzer Zeit zu Verfolgten wurden. Zwei Tage lang schwelgten die Waganda im Blute der jetzt vom Schreck ergriffenen Wanjoro, welche schließlich gezwungen wurden, in hastiger Flucht auf den Gipfeln des Gebirges ihre Zuflucht zu suchen, ihre Familien und Rinderheerden in den Thälern zurücklassend, als eine von den wilden Waganda schnell weggeraffte Beute.

Bei seiner Rückkehr nach Uganda übersandte Setuba dem Kaiser 2000 Weiber, 4000 Kinder, 2000 Stück Rindvieh und außerdem noch zahllose Ziegen und Schafe als dessen Beuteantheil, und Setuba hörte, wie Suna stolz erklärte, daß er von keinem Monarchen wisse, der einem Setuba und Namudjurilwa gleichkommende Helden aufweisen könne und daß ihm das Herz vor Stolz schwelle.

An jenem Tage, wo der Kaiser die Namen Setuba's und Namudjurilwa's öffentlich lobend erwähnte, stand ein junger Mann in seiner Nähe, welcher gespannt aufhorchte und von jenem Augenblick an den Entschluß faßte, beide Häuptlinge zu verdunkeln. Er hieß Kasindula, war ein Unterbefehlshaber oder Mtongoleh in der dem großen Sekebobo gehörigen Landschaft Tschagwe und konnte sich weder einer hohen Geburt noch großer Reichthümer rühmen. Er war ein tüchtiger junger Mann, der sich in einigen Gefechten unter Sekebobo's Leitung ausgezeichnet hatte und den der alte Häuptling dafür von einem Bauer (Kopi) zu einem Unterbefehlshaber oder Oberst (Mtongoleh) befördert hatte.

Einige Tage nach dem großen Empfang des Suna begab sich Kasindula zu Sekebobo und ersuchte ihn, den Kaiser um die Erlaubniß zu bitten, daß er das Lager Sr. Majestät zu Djindja wiederherstellen dürfe, da sich viele der Hütten in einem sehr baufälligen Zustande befänden und viele von Suna's Weibern unter freiem Himmel schlafen müßten.

Sekebobo führte darauf Kasindula zum Kaiser und trug demselben dessen Gesuch vor, das der Kaiser huldreich gewährte, indem er hin-

zufügte, daß nicht alle Tage Leute kämen, welche um die Erlaubniß bäten, ihm einen Dienst erweisen zu dürfen; sie bäten ihn im allgemeinen um ein Geschenk oder dergleichen.

Kasindula stattete in überschwänglichen Ausdrücken seinen Dank ab und machte sich dann mit 2000 Mann auf den Weg, die ihm Sekebobo gegeben hatte, um ihn bei den Restaurationsarbeiten im kaiserlichen Lager zu Djindja zu unterstützen, und der gütige alte Häuptling stellte auch mehrere große Kanoes zu seiner Verfügung, um den Trupp seiner Arbeiter über den Napoleon-Kanal zu transportiren.

Der junge Häuptling verlor nach seiner Ankunft in Djindja keine Zeit, sondern machte sich fleißig an die Arbeit, und binnen wenigen Tagen hatte er die Häuser gänzlich wiederherstellen und das ganze Lager von aufgehäuften Schuttmassen reinigen lassen, sodaß es selbst dem schwer zu befriedigenden Suna gefallen haben würde.

Darauf ließ er die Kriegstrommel ertönen, und ihrem bedeutungsvollen Rufe folgten alle Umwohner von Djindja, die nur einen Speer heben konnten, und sammelten sich um Kasindula, welcher sagte:

„Krieger von Uganda und Kinder Suna's, hört auf meine Worte. Ihr wißt, wie alle die Häuptlinge von Usoga, nachdem Suna die rebellischen Wasoga vor der Insel Kitenteh erschlagen hatte, zu ihm kamen und ihm den Huldigungseid schworen, und wie nach der Rückkehr Suna's nach Uganda der Wasoga-Häuptling Rura an die Spitze einer zweiten Empörung trat und Suna frech zur Rückkehr nach Usoga herausforderte, um mit ihm zu kämpfen. Als Suna von der Herausforderung des prahlerischen Rura hörte, lächelte er nur und sagte: «Laßt ihn ein wenig warten.» Suna ist zu erhaben, um mit Rura zu kämpfen, denn Kasindula, ein Mtongoleh Sekebobo's, ist für ihn hinlänglich stark. Heute Nacht marschiren wir nach Nakaranga, und morgen früh vor Sonnenaufgang soll Rura bei seinen Brüdern schlafen, welche vor der Insel Kitenteh starben. Krieger, macht euch fertig!"

Obgleich Nakaranga gegen 50 km von Djindja entfernt ist, hatte Kasindula doch um Mitternacht das Hauptdorf des Häuptlings erreicht, und nachdem er es mit seinen Leuten eingeschlossen, zündete er bei Tagesanbruch die Hütten an und trieb so die aus dem Schlaf aufgeschreckten Wasoga aus ihnen heraus, um sie durch die Speere der im Hinterhalt liegenden Waganda zu tödten. Als darauf Kasindula den ganzen District Rura's rein ausgeplündert hatte, sammelte er die Beute und war schon lange vor der Mittagsstunde auf seinem Rückwege nach Djindja.

Als der Bund von Usoga von diesem Einfall und von dem Tode Rura's und seiner Söhne hörte, eilte alles nach Nakaranga, um den Mord zu rächen; es fanden sich aber nur noch schwarze rauchende Trümmer und leere Dorfstätten in Rura's District. Die Plünderer waren nach ihrem plötzlichen Einfall unversehrt nach Djindja entkommen, wohin die verbündeten Wasoga ihnen nicht zu folgen wagten, und sie kehrten demgemäß, ein jeder Häuptling nach seinem District, zurück.

Nach einer Rast von wenigen Tagen führte Kasindula noch einen Raubzug in einer ganz andern Richtung mit ähnlichen Resultaten aus; wiederum eilten die Wasoga herbei, doch nur um alle Häuser vom Feuer verzehrt, alle Krieger todt zu finden und um sich zu überzeugen, daß alle Weiber, Kinder und Viehheerden weggetrieben waren.

„Was für eine Art Mensch ist denn dies", fragten sich die erstaunten Wasoga, „der da in der Nacht wie eine Hyäne kommt und nachdem er sich den Magen mit Blut überfüllt hat, beim Tageslichte wieder verschwindet?" Sie suchten sich inzwischen mit dem gegenseitig gethanen Gelübde zu trösten, bei passender Gelegenheit sich an ihm rächen zu wollen, und kehrten wieder in ihre eigenen Districte zurück.

Aber der schlaue und entschlossene Kasindula folgte ihnen dicht auf den Fersen, und wiederum verwüstete er einen ganzen District, tödtete alle Männer und schleppte die Weiber und Kinder in die Gefangenschaft. Diese Nachricht entmuthigte die Wasoga völlig, denn sie fingen jetzt an zu fürchten, daß sie nach und nach im einzelnen ganz und gar ausgerottet werden würden, und da sie außerdem den Tod aller ihrer vornehmsten Häuptlinge zu beklagen hatten, schickten sie eine Gesandtschaft an Suna mit einem aus den hübschesten Weibern und einem großen Quantum Maramba bestehenden Tribute und baten ihn um Vergebung.

Mittlerweile brachte Kasindula, der seine Hände voll Beute hatte, alles zusammen und trieb seine Gefangenen und Rinderheerden in Eilmärschen nach dem Hoflager Suna's, der, von seinem Herannahen im voraus unterrichtet, Vorbereitungen traf, um ihn mit kaiserlichem Pomp und in einer vollzähligen Versammlung seiner Häuptlinge zu empfangen.

Nachdem Kasindula die Weiber und Kinder zu Tausenden vor sich in Ordnung aufgestellt und die Rinder vor den Augen des Kaisers in eine Umzäunung gebracht hatte, warf er sich in einem schlichten dunkelbraunen Kleide von Rindenzeug vor demselben auf die Erde nieder und sagte:

„Großer Kabaka, ich ging nach Djindja und baute dein Lager und ordentliche Wohnungen für deine Frauen, wie du mir befohlen, und als ich hörte, wie Namudjurilwa und Setuba dich an den Wasagara und Wanjoro gerächt hatten, hielt ich mich für stark genug, der von Rura und seinen Genossen dir übersandten Herausforderung Folge zu leisten.

„Mein theurer Herr, Namudjurilwa und Setuba sind große Häuptlinge und erscheinen täglich vor deinem Angesichte, ich aber bin nur ein unter Sekebobo stehender Mtongoleh. Ich habe weder Landgut, noch Haus, Weib oder Kind, und mein einziger Reichthum besteht aus meinem Speer und meinem Schild, und meine einzige Kleidung ist dieses abgenutzte Mbugu. Namudjurilwa und Setuba brachten Sklaven und Rinder zu Hunderten, aber der Kopi (Bauer) Kasindula bringt seine Tausende dem Suna dar. Siehe hin, wo sie stehen! Kasindula gibt sie alle an Suna!" Darauf legte er seine Hände zusammen und rief laut: „Twijansi, jansi, jansi, jansi!" mit dem inbrünstigen Dankgefühl eines Menschen, der eben ein reiches Geschenk erhalten.

Als der Kaiser sich nach der Größe der Beute näher erkundigte, zeigte man ihm an, daß 7000 Sklaven, 2000 Kühe und Ochsen, 3000 Ziegen und 500 Schafe gezählt worden seien. Darauf sagte er: „Kasindula hat die Wahrheit gesagt; er hat mehr gebracht als Namudjurilwa oder Setuba. Zur Vergeltung dafür erhebe ich ihn jetzt zu einem Häuptling ersten Ranges, mit eigenem Lande und eigenen Rindern und Sklaven." Darauf wurden Kasindula sogleich weiße Kleider angelegt und er wurde mit allen den Ehren, Privilegien und Auszeichnungen eines Mkungu von Uganda belehnt.

Auf diese stürmische Periode folgten einige Monate der Ruhe, als eines Tages eine Herausforderung von Kitawa, dem mächtigen König von Usongora, einlief, welcher mit den Königen Kiossa, Kamiru, Rugomero und mit dem König Antari von Ihangiro ein Bündniß gegen Suna geschlossen hatte.

Der Kaiser schickte den Boten Kitawa's mit einer Flintenkugel und einer Hacke zurück und sagte: „Gib dies an Kitawa; fordere ihn auf, sich zu entscheiden, ob er die Kugel nehmen und Krieg haben, oder ob er die Hacke behalten und seine Felder im Frieden bebauen will, und überbringe mir seine Antwort."

Kitawa hielt sich und seine Verbündeten für stark genug, um einen Krieg gegen Suna erfolgreich führen zu können, und so behielt er denn die Kugel. Als der Bote mit dieser Antwort wieder zurückkehrte,

befahl Suna seinem Katekiro, aus Hacken und altem Eisen 300 Mannsladungen zurechtzumachen und sie dem Kitawa mit der Meldung zu übersenden: „Suna schickt dir diese Hacken und dieses Eisen, denn es kann wohl sein, daß es dir an Speeren, Pfeilspitzen und Aexten mangelt. Laß drei Monate lang Kriegswaffen für dein Volk in Ueberfluß verfertigen und rüste dich zum Kriege, denn im vierten Monate sollst du mich und meine Leute in deinem Lande sehen und ich will es rein aufzehren und es soll keine lebendige Seele darin zurückbleiben."

Dies war der letzte Krieg, in welchen Suna verwickelt war. Nach einem dreitägigen verzweifelten Kampfe erlitten die Wasongora und ihre Bundesgenossen eine vollständige Niederlage und Kitawa sowie die verbündeten Könige wurden gezwungen, sich nach der Insel Kischakka zu flüchten, wo sie so lange belagert wurden, bis alle Könige um Gnade und Verzeihung baten und dem Kaiser Tribut zu zahlen eidlich versprachen.

Der Kaiser, der an den Pocken erkrankt war, nahm ihren Eid an und reiste, nachdem er die Belagerung aufgehoben, nach Uganda zurück. Als er sein Ende nahe fühlte, berief er seine Häuptlinge zusammen und befahl ihnen, seinen ältesten Sohn Kadjumba zu seinem Nachfolger zu machen.

Dieser Kadjumba, der kaiserliche Prinz, war bei den Waganda gar nicht beliebt, denn er scheint ein gewaltthätiger, halsstarriger Jüngling von riesiger Gestalt und Stärke gewesen zu sein. Diese Eigenschaften empfahlen ihn Suna sehr, da er meinte, daß unter einem solchen Nachfolger Uganda seine Machtstellung und Suprematie behaupten würde, und da er sich darüber keine Sorgen machte, daß eine Person mit so heftigen Leidenschaften für sein Volk gefährlich werden könnte. In der That ist es auch zu bezweifeln, ob ein Herrscher, der seine eigene unbestrittene Macht stets mit der äußersten Zügellosigkeit ausgeübt hatte, solche Leidenschaften überhaupt der Beachtung werth erachtete.

Kadjumba war Suna's Liebling, und der kriegliebende Vater wies auf seinem Todtenbette mit Stolz auf die heldenmäßigen Eigenschaften des Prinzen hin, erinnerte daran, wie dieser schon als Knabe einen Büffel mit einer Keule und einen Elefanten mit einem einzigen Speer getödtet habe, und gab ihnen mit seinem letzten Athem die Versicherung, daß Kadjumba noch berühmter werden würde als der löwengleiche Kimera oder der berühmte Nakivingi.

Nach dem Tode seines Vaters ergriff der Prinz Kadjumba seinen schweren Speer und seinen gewaltig großen Schild, proclamirte sich

als seines Vaters Nachfolger vermöge seiner Geburt und der Wahl des verstorbenen Kaisers und kündigte seinen Entschluß an, seine Würde bis an seinen Tod aufrecht zu erhalten. Da aber die Häuptlinge Kadjumba's gewaltsames und hitziges Wesen fürchteten, so ergriffen sie ihn, banden ihn an Händen und Füßen, wählten den sanftmüthigen, großäugigen Knaben Mtesa und erhoben ihn durch Acclamation zum Kaiser von Uganda.

Suna wurde darauf begraben mit all dem Gepränge, welches bei solchen Feierlichkeiten in Uganda gebräuchlich ist, und nachdem der junge Kaiser den Ueberresten seines Vaters alle Ehren erwiesen hatte und sich in seiner Machtstellung ganz sicher fühlte, fing derselbe an, seinen eigentlichen, wahren Charakter zu offenbaren, der unter der Maske eines mildredenden Jünglings mit großen Augen versteckt gelegen hatte.

Er fand bald Gründe und Vorwände, um alle seine Brüder tödten zu lassen, und als er in so grausamer Weise mit ihnen geschaltet und gewaltet hatte, richtete sich seine Wuth gegen die Häuptlinge, welche ihn zum Kaiser von Uganda gewählt hatten, und er ließ sie alle hinrichten, indem er sagte, er wolle keinen Unterthanen um sich haben, der ihn daran erinnere, daß er seine landesherrliche Würde ihm zu verdanken habe.

Der Gewohnheit seines Vaters folgend, ließ er alle niedermetzeln, welche ihn irgendwie ärgerten, und seinen Kriegslöwen Namudjurilwa sowie auch den Katekiro ließ er enthaupten. Häufig pflegte er in der Leidenschaft seinen Speer zu ergreifen, in seinen Harem zu stürzen und Frauen zu erstechen, bis sein Blutdurst gelöscht war.

Es ist wahrscheinlich, daß Mtesa sich in dieser Gemüthsstimmung befand, als Speke ihn sah, und daß er in derselben verblieb, bis er von dem Araber Mulei ben Selim zu einem eifrigen Muselman gemacht wurde. Danach wurde er indessen menschlicher, enthielt sich des einheimischen starken Bieres, welches sein Blut in Wallung zu bringen pflegte, und entsagte der von seinen Ahnen angestammten Neigung zum Blutvergießen.

Mtesa's Regierung hat sich wie die seines Vorgängers durch Siege über viele Nationen, z. B. die Wanjankori, Wanjoro, Wasui, Wasongora und Wasoga ausgezeichnet, und sein Katekiro hat seine siegreiche Flagge bis nach Ruanda und nach Usongora am Muta Nsige getragen. Er hat gleicherweise Gesandtschaften an des Khediven Pascha von Gondokoro, an die Sultane Medschid und Bargasch von Sansibar gesandt, und nachdem er die Kapitäne Speke und Grant, den Obersten

Long von der ägyptischen Armee, mich selbst und Herrn Linant de Bellefonds äußerst gastfrei aufgenommen hat, hegt er jetzt das Verlangen, mit Europa näher bekannt zu werden, Metallgeld in seinem Lande einzuführen und europäische Künstler und Handwerker zur Belehrung seines Volkes zu verwenden.

Für die interessanten Thatsachen der vorhergehenden Seiten ist die Lesewelt dem Geplauder Sabadu's zu Dank verpflichtet, denn bevor er uns seine Enthüllungen, so wie ich sie eben zusammengestellt habe, mittheilte, glich Uganda und ein großer Theil des äquatorialen Afrika (um die Worte des alten Pistol zu brauchen) einer verschlossenen Auster, die wir aber jetzt mit seiner Hülfe zum Theil geöffnet und dadurch einige, freilich noch ungenügende Einblicke in den Ursprung, die Sitten und die Geschichte dieses Landes erlangt haben. Ein episches Gedicht könnte über die Legende von dem jahrhundertelangen Aufsuchen des verlorenen Patriarchen geschrieben werden, vielleicht auch ein Roman in Prosa, denn in der mir von Sabadu erzählten Geschichte liegt wahrlich Stoff genug zu einem großen Werke.

Wenn wir Betrachtungen darüber anzustellen anfangen, wer denn eigentlich dieser Kintu, der tadellose Priester, war, ob in ihm nicht eine dunkle, verschwommene Aehnlichkeit mit Adam oder Noah — Stammheroen, deren Gedächtniß unter einem ungebildeten Volke von uralten Zeiten her von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurde — liegen könnte, so können wir uns leicht in ein Labyrinth phantastischer Theorien und kühner Vermuthungen verlieren. Es ist ebenso viel Grund zur Aufstellung solcher Annahmen und zu plausibeln Beweisen für ihre Wirklichkeit und thatsächliche Existenz vorhanden, als für viele andere Fabeln, welche der allgemeine Glaube als wahr anzunehmen pflegt.

Unmöglich kann man, wenn man die Geschichte von Kintu, dem tadellosen Priester, liest, nicht das eine mal an Adam, ein ander mal an Noah erinnert werden, denn beide, Adam und Noah, fanden die Erde leer und unbewohnt, so wie Kintu Uganda und das Nachbarland gefunden haben soll. Bei dem reckenhaften Kimera, „dem gewaltigen Jäger", erinnert man sich Nimrod's, und in den gottlosen Kindern des Patriarchen kann man eine schwache Aehnlichkeit mit dem schamlosen Ham erkennen. Für das fruchtbare Weib und die nicht weniger fruchtbaren Kühe, Ziegen und Schafe, sowie die wunderbare Bananenpflanze lassen sich Analogien in den Ueberlieferungen jedes Volkes unter der Sonne auffinden. Glauben wir denn nicht selbst, „daß alles im Schatten Edens und mit einem geschaffenen Menschen

anfing"? Ein scharfsinniger Kopf mag auch das Vorbild für den mit der Wunderkraft des Fliegens begabten Kibaga in dem Engel finden, welcher die Erstgeburt Aegyptens vernichtete, oder in jenem andern, der das assyrische Kriegsheer schlug, und Nakivingi oder Tschabagu und sein mächtiger Krieger Wakinguru könnten für David und seine Streiter gelten, und bei dem schließlichen Verschwinden Kintu's könnte man vermuthen, daß darin das Ende des Zeitalters der Wunder repräsentirt sein solle. Indeß würden weitere Speculationen über diese Punkte mich nur zu wüsten und eiteln Theorien verleiten; für die Zwecke dieses Buches genügt es, die Erzählung von Kintu als eine einfache centralafrikanische Tradition hinzunehmen.

Es scheinen mir indeß viele Gründe für die Annahme zu sprechen, daß Kintu, wenn nicht geradezu eine mythische, doch eine weit ältere Persönlichkeit ist, als Mtesa's Königsliste uns dies annehmen ließe. Jedenfalls habe ich in andern Quellen noch die Namen von drei Königen von Uganda aufgefunden, welche er ausgelassen hat. Sie heißen Semi-Kokiro, Karago und Kimguvu.

Damit der Leser einen festern Anhalt für die Schätzung der Dauer der Monarchie in Uganda gewinnen möge, stelle ich in einer tabellarischen Uebersicht die Namen der Könige, einschließlich der von Mtesa nicht erwähnten, nochmals zusammen:

1. Kintu.	13. Morondo.	25. Kaguru.
2. Tschwa.	14. Sekamanja.	26. Kikurume.
3. Kamiera.	15. Kimguvu.	27. Ma'anda.
4. Kimera.	16. Djemba.	28. Msangi.
5. Almaß.	17. Suna I.	29. Namugara.
6. Tembo.	18. Kimbugwe.	30. Tschabagu.
7. Kigara.	19. Katerega.	31. Djundju.
8. Wanpamba.	20. Ntewi.	32. Wasedje.
9. Kaima.	21. Djuko.	33. Kamania.
10. Semi-Kokiro.	22. Kjemba.	34. Suna II.
11. Karago.	23. Tiwandeke.	35. Mtesa.
12. Nakivingi.	24. Mdowra.	

Die obige Tabelle gibt uns eine ganz ansehnliche Königsliste für ein centralafrikanisches Land und beweist, daß dasselbe sich als eine Monarchie von nicht unbedeutendem Alter darstellt, wenn man die Zahl der Namen als einen Beweis dafür gelten lassen will. Viele Namen mögen auch vergessen worden sein und werden vielleicht durch irgendeinen spätern Reisenden wieder aufgefunden werden, dem Geduld und Zeit genug zu Gebote stehen, sie der Vergessenheit zu entreißen.

Funfzehntes Kapitel.

Leben und Sitten in Uganda. — Der Bauer. — Der Häuptling. — Der Kaiser. — Das Land. — Allgemeine Bemerkungen.

Um die vollkommene Entwickelung der afrikanischen Menschenrasse und Schönheit betrachten zu können, muß man die Aequatorialgegenden Afrikas aufsuchen, wo man sie im kühlen Schatten der Pisangbäume und mitten in der üppigen Fülle des Naturlebens, welche jene Länder erzeugen, beschauen kann. Nachdem der europäische Reisende die große Länge, das wundervolle Grün und den Glanz der Zweige des Bananenbaumes, die weite Ausdehnung seiner Stengel und die Größe und Zahl seiner Früchte, die Fettigkeit des Bodens und seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit, die beständig in frühlingsartigem Grün prangende Vegetation, den blendenden Sonnenschein und manchen andern Charakterzug in der Scenerie der Natur bemerkt hat, kommt er auch bald zu der Beobachtung, daß die Einwohner mit diesen Scenen vollkommen harmoniren und daß sie in ihrer Art ebenso vollkommen sind, wie die zum Bersten reifen, mürben Bananen, welche über ihren Häuptern hängen.

Schon ihre Gesichtszüge scheinen zu verkünden: Wir leben in einem Lande der Butter und des Weines und des Ueberflusses, „da Milch und Honig innen fleußt", in einem Lande der fetten Wiesen und Thäler. Die Kraft des Bodens, der keine Sabbatruhe braucht, scheint ihren Adern eingeflößt zu sein. Ihre strahlenden schimmernden Augen, mit ihrem unruhigen, lebhaften Glanzblick, scheinen Sonnenstrahlen aufgefangen zu haben. Ihre bronzefarbenen, sammtartig glatten, von der fortwährenden Ausdünstung feuchten, mit Butter gesalbten Körper, ihre schwellenden Sehnen, die knollenartig hervortretenden Muskeln ihrer Seiten und Arme, alles dies verräth das frische Leben voll Kraft und Lust, das in ihnen pulsirt.

Man gestatte mir den Versuch, eine Skizze eines Kopi oder Bauern von Uganda in seinem Daheim, als eines Musters dieser stämmigen, starken Leute, zu zeichnen.

Der Kopi oder Bauer.

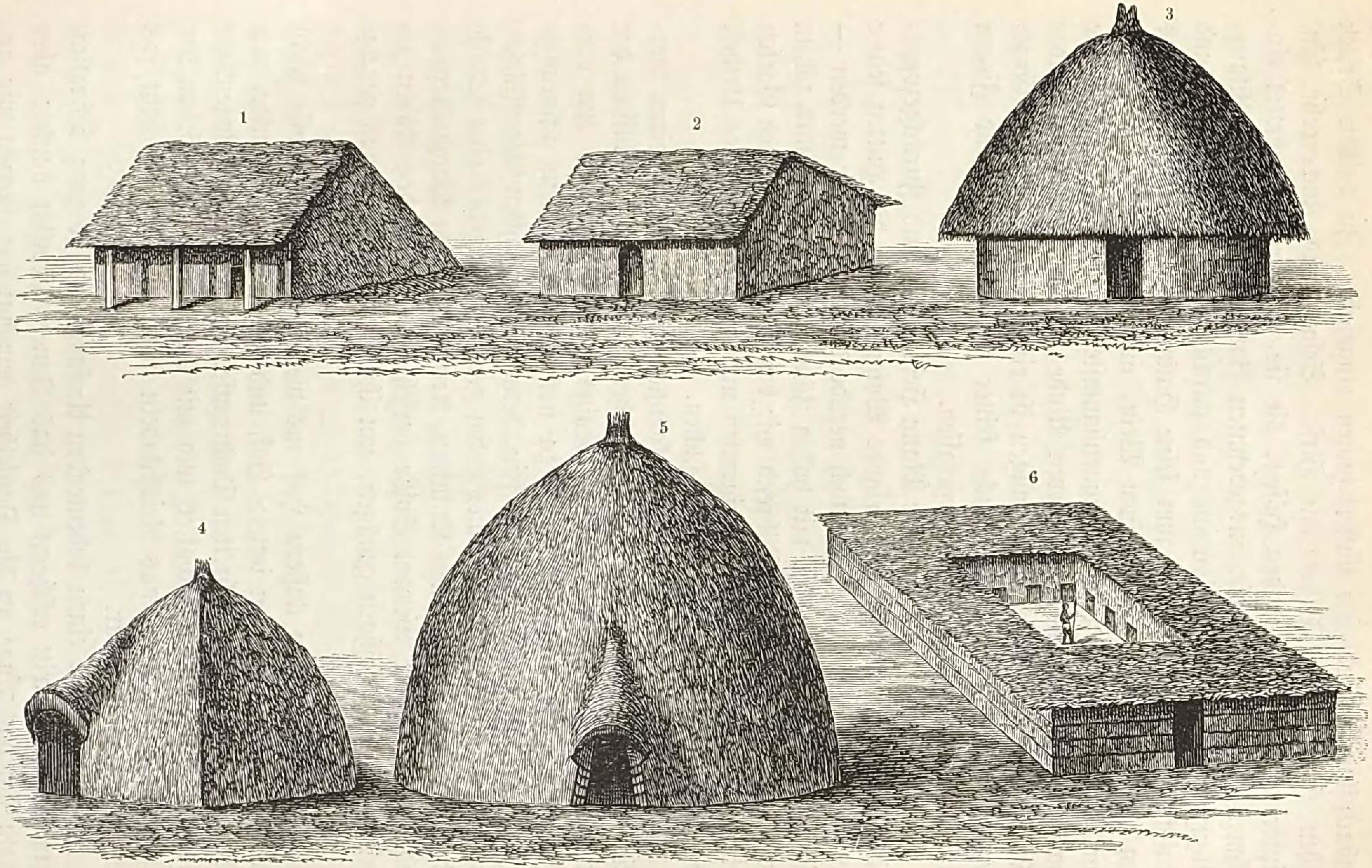
Wäre nicht doch ein Bedenken dabei, so könnte man wol sagen, daß der Bauer von Uganda das Ideal des Glücks, nach dem alle Menschen streben und dessen Besitz sie beseligen würde, in sich realisire. Um ihn in der Phantasie vor sich zu erblicken, muß man aus seiner Vorstellung den betrunkenen und benebelten schmutzigen Neger, den fette Weiber und eine Schar dickbäuchiger Bälger umgeben, verbannen. Er mag ja wol lässig und träge sein, aber doch gewiß nicht so indolent, daß er sein eigenes Interesse sorglos außer Acht ließe, denn seine Gärten gedeihen, seine Pflanzungen knospen und auf seinen Feldern wogen die Aehren. Sein Häuschen ist eben erst gebaut und bedarf keiner Reparaturen, und die eingezäunten Höfe, die es umgeben, befinden sich alle in gutem Stande.

Man ziehe nun den Vorhang auf und betrachte ihn und seine Umgebungen genauer!

Er tritt aus seiner Hütte, in der Blüte und Kraft seiner Mannheit, als ein reinlicher, sittsamer und bescheidener Mann, in seine Landestracht gekleidet, in eine Art lehmfarbenen, aus Rindenzeug verfertigten langen Rock, der, auf der Schulter in einen Knoten zusammengebunden, bis auf seine Füße herabhängt, dem Anschein nach ein zufriedener, ja selbst äußerst glücklicher Mann, denn da eben ein Streifen Sonnenlichts auf sein Gesicht fällt, können wir es besser beobachten und gewinnen dabei die Ueberzeugung, daß sich eine glückliche Zufriedenheit in ihm abspielt.

Seinen Ueberwurf mit der gehörigen Berücksichtigung der Wohlanständigkeit zurechtlegend, schlendert er langsam nach seinem gewöhnlichen Sitze am Thore des äußern Hofes hin, über welchem sich ein mächtiger Bananenbaum wie ein Thurm erhebt, ihn mit seinen weit ausgebreiteten grünen Zweigen beschattend.

Stillvergnügt und zufrieden betrachtet er den im Vordergrund sich vor ihm erstreckenden Garten. Dieser ist in verschiedenen Beeten angelegt, zwischen denen sich krumme Pfade hinziehen. Es wachsen da große, süße Kartoffeln, Yams- oder Brotwurzeln, grüne Erbsen, Schminkbohnen, am Erdboden hinkriechend oder auch an Stangen emporrankend, Feldbohnen, Wicken und Liebesäpfel (die eßbaren Früchte von Solanum lycopersicum). Der Garten ist mit Ricinus-, Maniok- und



Hütten im östlichen Cen ra afrika.
1. u. 2. Wangwana=Lagerhütten. 3. Hütten in Unjamwesi. 4. Hütten in Karagwe Uddu. 5. Hütten in Uganda. 6. Kleine Tembe in Ugogo.

Tabackpflanzen und mit Kaffeebäumen eingefaßt. Zu beiden Seiten ziehen sich schmale Felder mit Hirse, Sesam und Zuckerrohr hin. Hinter dem Hause und den Höfen, die sie mit ihrem Laubwerk einrahmen, befinden sich die ausgedehnten Bananenbaum- und Pisang-Pflanzungen (Musa sapientum und paradisiaca) sowie Korn- und Maisfelder. Diese liefern ihm seine Hauptnahrungsmittel, und aus dem einen bereitet er auch seinen Wein, aus dem andern sein starkes Pombebier. Zwischen die Bananenbaumstengel eingestreut stehen die schattigen Feigenbäume, aus deren Rinde er Zeug für seine Kleider fabricirt. Jenseit dieser Pflanzungen ist eine weite Strecke als Grasplatz zum gemeinsamen Gebrauche seiner eigenen Rinder und Ziegen sowie der seiner Nachbarn leer gelassen.

Es ist offenbar, daß dieser Mann Heimlichkeit und Zurückgezogenheit liebt, denn er hat seine eigene Wohnung und die Hütten seiner Familie — deren Kegelspitzen noch gerade darüber sichtbar werden — mit Höfen umgeben, welche mit hohen Zäunen aus starkem und zähem Rohr eingeschlossen sind. Während wir den Eigenthümer seinen Garten betrachten lassen, wollen wir eintreten und uns unser eigenes Urtheil über seine Lebensweise zu bilden suchen.

Innerhalb des äußern Hofes kommen wir zu einer kleinen viereckigen Hütte, welche dem Schutzgeist der Familie, dem Musimu der Haushaltung geweiht ist. Dieser Genius scheint, nach den ihm dargebrachten Opfern und Spenden zu urtheilen, eben kein anspruchsvoller und habsüchtiger Geist zu sein, denn die einfachsten Gegenstände, wie z. B. Schneckenhäuser, aus Lehm geformte Kugeln, eine gewisse Mischung von verschiedenen Kräutern, kleine Stückchen Wachholderholz und ein mit einer eisernen Spitze versehenes und in den Boden gestecktes Stück Hirschhorn genügen, um ihn zu besänftigen und geneigt zu machen.

Indem wir vom äußern Hof aus weiter gehen, treten wir durch einen Seitengang in den innern Hof, und die hohe kegelförmige, nett gebaute Hütte mit ihrer breiten Dachtraufe, welche die eine Bogenlinie bildende Thüröffnung beschattet, und mit ihrem an beiden Seiten der Thür hinauflaufenden, aus Reisbündeln bestehenden Wulste steht frei vor unsern Blicken dar.

Die Hütte hat einen bedeutenden Umfang und ist ganz behaglich. Beim ersten Eintritt erscheint uns das Innere ziemlich dunkel, aber sobald sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hat, fangen wir an, Gegenstände zu erkennen. Was zuerst unsere beobachtenden Blicke fesselt, ist die Menge von Stangen, mit denen das Innere vollgestopft

ist und welche das Dach zu stützen haben. Man glaubt sich unter einem undurchdringlichen Laubdache in einem Walde mit dichtstehenden Bäumen zu befinden. Diese Stangen dienen indeß dazu, dem Eigenthümer den Weg zu dem Verschlag für sein Rohrbett zu zeigen, aber ihre Zahl würde einen nächtlichen Marodeur oder sich einschleichenden Fremden ganz verwirrt machen. Die Stangenreihen bilden thatsächlich Gänge, durch welche sich die Hüttenbewohner nach irgendeinem besondern Fleck oder Gegenstand hintasten können.

Die Hütte ist, wie wir noch erkennen, in zwei Zimmer, ein Vorder- und ein Hinterzimmer, eingetheilt, und zwar durch eine senkrechte Rohrwand, die in der Mitte einen Spalt hat, durch welchen der Bauer sich jede eintretende Person betrachten kann, ohne selbst gesehen zu werden.

In dem Hinterzimmer sind an den Wänden herum Bettverschläge für den Hausherrn und seine Familie angebracht. Im Innern über der Thür der Hütte kann man einige wenige Zaubergegenstände bemerken, deren Macht und Sorge der Bauer den Schutz über sein Haus und seine bewegliche Habe anvertraut.

Recht bemerkbar ist der Mangel an Mobiliar, und auch die Zahl der Geräthe ist gering und ihre Qualität ärmlich und schlecht. Unter den erstern Titel lassen sich ein paar geschnitzte Schemel und ein Bret für eine Art im Lande üblichen Puffspiels einrangiren, unter den letztern etwas über ein Dutzend irdene Töpfe und einige Schalen aus Weiden- und Grasgeflecht. Ein kleiner Vorrath von Rindenzeug, etliche Speere, ein Schild, eine Trommel, ein oder zwei Streitäxte, ein paar Hacken, einige Knotenstöcke und Pfeifenrohre und ein Trog für die Bereitung des Bananenweins machen das Inventar der Haushaltsgegenstände aus.

Hinter der eigenen Wohnung des Bauern befinden sich zwei noch geringere Ansprüche auf Comfort erhebende, ebenfalls von Höfen umgebene Hütten, wo wir die Weiber der Familie bei der Arbeit sehen können. Einige sind eifrig mit dem Kneten von Bananen beschäftigt. Sie wollen nämlich den Saft herauspressen, der, wenn er in Gärung geräth, Maramba heißt, ein bei guter Zubereitung köstliches Getränk; andere sortiren Kräuter für Brühen, Arzneien und irgendein raffinirtes Zaubermittel; andere wiederum breiten Tabackblätter zum Trocknen aus, während die Aeltesten sich mit dem Rauchen aus Pfeifen mit langen Röhren ergötzen und zwischen den in behaglicher Muße eingesogenen Zügen Rauches stückweise ihre Lebenserfahrungen mittheilen.

So lebt der Kopi in seinem Hause. Wenn dieses Bild nicht für alle seines Standes getreu ist, so darf man es gewöhnlich seiner Trägheit oder irgendeinem Unglück, das ihm vor kurzem begegnet ist, zuschreiben. Man wird daraus ersehen, daß die Waganda im Durchschnitt gute und dabei mannichfaltige Nahrungsmittel im Ueberfluß besitzen, daß sie ganz behaglich wohnen, soweit als dies ihre Bedürfnisse erfordern, daß sie tüchtige und zahlreiche Hausfrauen haben und vor Feinden so weit gesichert sind, als ein mächtiger Souverän und kriegerische Heerscharen überhaupt ein Land sichern können. Immerhin bleibt aber noch eine Bedingung zu erfüllen, die zu ihrem Glücke nothwendig ist — nämlich Schutz gegen ihren eigenen Landesherrn.

Der Mkungu oder Häuptling.

Mancher, der die Gebräuche und Gewohnheiten Ugandas nicht kennt, dürfte wol nun annehmen, daß, wenn schon das Los eines Bauern in jenem Lande so beneidenswerth erscheint, dasjenige eines Mkungu oder Häuptlings ersten Ranges noch tausendmal glücklicher sein müsse. Um nun solche Ansichten zu berichtigen und überhaupt auch über das Leben in den höhern Ständen Ugandas Auskunft zu geben, biete ich dem Leser die nachfolgende Skizze von dem Leben des gegenwärtigen Premierministers oder Katekiro von Uganda, dessen ursprünglicher, jetzt fast vergessener Name Magassa war. Um den Leser vor möglichen Irrungen zu bewahren, dürfte es passend sein, gleich hier anzugeben, daß die Waganda, vom Kaiser bis herab zum Bauer, ihre Namen verändern je nach der Rangstufe, die sie nach der Schätzung des Volkes im Staate einnehmen.

Um die Zeit, als Mtesa auf seinen Vater folgte und die ältern Häuptlinge von Uganda enthaupten ließ, machte sich am Hofe ein sehr gewandtes, kluges, zierlich aussehendes Bürschchen bemerkbar, das unverdrossen und unermüdlich dem Monarchen aufwartete und stets selbst auf den geringsten seiner Wünsche achtete. Es war der Sohn eines Mtongoleh oder Unterbefehlshabers und hieß Magassa. Zu seinen andern empfehlenswerthen Eigenschaften kamen noch äußerlich schöne weiße Zähne, glänzende Augen und ein im allgemeinen sehr stattliches Aussehen hinzu. Mtesa gewann ihn sehr lieb und machte ihn zum Aufseher über den kaiserlichen Waschplatz, für Uganda ein wichtiges, nur den zuverlässigsten Männern anvertrautes Hofamt.

Als Mtesa das Mannesalter erreichte, wuchs auch der Knabe Magassa zu einem jungen Mann heran, und die Eigenschaften, welche

zuerst die Augen des Monarchen auf ihn gelenkt hatten, beibehaltend und noch weiter vervollkommnend, wurde er bei zeiten zum Mtongoleh der Leibwache befördert; er erhielt eine Doppelflinte, und Schießpulver sowie einige Kugeln und Zündhütchen wurden ihm zur Verfügung gestellt, alles Dinge, über die das Herz des jungen Magassa vor Freuden hüpfte. Vielleicht war er sogar stolzer auf den Besitz einer Doppelflinte als auf seinen Rang, denn häufig kann sich der Mtongoleh der Leibwache nur eines leeren Titels rühmen.

Da er Mtongoleh oder Oberst war, lag doch die Möglichkeit vor, daß er jeden Augenblick einmal mit speciellen Aufträgen nach entfernten Theilen des Reiches abgesandt werden konnte, und endlich kam auch der Tag, wo Magassa zu solchem Dienst auserwählt wurde.

Man stelle sich einen jungen englischen Subalternoffizier vor, den die Königin absendet, der speciell von der Königin zu einem speciellen Dienst auserwählt wird. Wie ihm das junge Herz klopft, wie es ihn vor Entzücken in allen Nerven juckt! Mit festem, klirrendem Tritt schreitet er einher und sein Kopf will sich zu den Sternen erheben! Wenn sich ein junger britischer Offizier bei der Wahl seines constitutionellen Souveräns so freudig erregt fühlt, was muß da erst der Auserwählte eines despotischen Selbstherrschers, wie dies der Kaiser von Uganda ist, empfinden?

Kaum ist er aus der Audienz beim Kaiser, dessen stolzer Befehl ihm noch in den Ohren klingt, weggegangen, als ihm auch der Kopf anzuschwellen und von einem wahnsinnigen Schwindel fast zu bersten scheint. Sein Rücken, bisher durch die langgewohnten servilen Ehrfurchtsbezeigungen gekrümmt, ist auf einmal steif und gerade geworden wie der Schaft seines Speers, und ein ungewöhnlicher Ernst seiner Mienen ist an die Stelle des einschmeichelnden Lächelns getreten, welches bisher seinem Gesicht einen milden Ausdruck gab. Denn ist er nicht selbst gewissermaßen der „Kabaka", während er die Botschaft des Kaisers besorgt? Antworten seine Soldaten, wenn er sie mit Ehrfurcht gebietender Lebhaftigkeit zusammenruft, seinem Befehle nicht mit den Worten: „Kabaka, sieh, hier sind wir?"

Wehe der Partei, von der eine Beleidigung ausgehen sollte, wenn der junge Magassa mit seinen Kriegern gegen sie ausgesandt wurde! Und wehe dem Krieger, der, solange er unter Magassa's Befehlen stand, die Gesetze der Disciplin irgendwie übertrat, oder selbst dem, der während des in speciellem Dienst des Kaisers unternommenen Marsches nur seine Wünsche und Launen durchkreuzte! Magassa's Speer war scharf und flog schnell, und seine Hände waren

jederzeit hurtig und geschwind beim Beutesammeln, und man bemerkte bald, wie der arme Magassa reich an Sklaven, wie sein Name immer gewichtiger und wie er am Hofe ausnehmend einflußreich wurde.

Beförderungen belohnten seine Geschicklichkeit und die Schnelligkeit und Gewandtheit, mit welcher er alle Befehle ausführte; Privatländereien und reiche Gaben an Sklaven und Rindern wurden ihm geschenkt, und endlich wurde Magassa ein Mkungu oder Häuptling zweiten Ranges.

Ein solcher Geist, wie er Magassa beseelte, konnte sich indeß damit nicht lange befriedigt fühlen, während viele Höhergestellte sich nicht eines Zehntels seiner Gewandtheit und seiner Talente rühmen konnten und die Launen des despotischen Monarchen nur blind beobachteten und ihnen zuvorzukommen suchten. Es kam aber ein Tag, wo ein Mkungu ersten Ranges, Namens Pokino, Mtesa erzürnte.

Mtesa warf seine Augen um sich, um nach einem Nachfolger des in Ungnade Gefallenen zu suchen, und da fielen sie auf die funkelnden Augen und das glänzende Gesicht Magassa's, und seine Entscheidung war sogleich getroffen.

„Hierher, Magassa!“ rief der Kaiser, und der vollendete Hofmann warf sich zu seinen Füßen auf die Erde, um seinen Befehl zu vernehmen. „Eile, Magassa, nimm Leute mit und zehre Pokino's Land und Namen auf, denn der alte Pokino hat mich vergessen.“

„Twijansi, jansi!“ weinte er vor Freude und winselte sein „Twijansi, jansi, jansi!“ jedesmal emphatischer, dabei seine Wangen am Staube des Erdbodens reibend; dann aber sprang er empor auf seine Füße, ergriff seinen Speer, hielt ihn hoch empor, als wenn er ihn schleudern wollte, und rief laut aus: „Auf des Kaisers Befehl gehe ich, um Pokino aufzuzehren. Ich will ihn aus seinem Lande und Namen gänzlich wegzehren und aus Magassa soll Pokino werden. O Kaiser, sieh mich hier zu deinem Befehle!“ und wieder fiel er auf den Boden, schrie seine dankbaren Twijansis und erniedrigte sich im Staube mit knechtischer Loyalität.

Sobald die Audienz vorüber war, ließ Magassa, der vor Ungeduld brannte, seinen Namen gegen den Pokino's auszutauschen, seine Kriegstrommel schlagen, entfaltete sein Banner und sammelte sein Gefolge. Darauf packte er, wie ein grimmiger Leopard, den blödsichtigen Pokino mit seinen Krallen und beraubte ihn schnell seines Lebens, Landes und Namens. Letztere nahm er statt ihres frühern Eigenthümers sofort in Besitz. Aber selbst mit den weit ausgedehnten Ländereien und Besitzungen des alten Pokino war die Habsucht und der Ehrgeiz

des jungen Pokino offenbar noch nicht befriedigt. Kurz darauf befahl ihm der Kaiser, Namudjurilwa, den Achilles von Uganda, „aufzuzehren", und durch des jungen Pokino Durst nach Macht und Reichthum geschah es, daß Madjwara, ein Knäblein jenes Häuptlings, ein Sklave Ndjara's von Unjanjembe wurde, von dem ich 1871 seine Freiheit erkaufte. Später schickte ich ihn an Livingstone, welchem der junge Madjwara bis zum Tode jenes großen Reisenden treue Dienste leistete.

Mit dem Sturze Namudjurilwa's wurde der junge Pokino Herr von ganz Uddu, von dem Katonga-Thale bis zum Alexandra-Nil, ein mehr als 7500 qkm umfassender District, in welchem zwanzig Unterbefehlshaber ihn als ihren Herrn anerkannten. Er besitzt darin zwei große Hauptstädte, die Namudjurilwa's in Masaka und die Pokino's, ferner Hunderte von Sklavinnen und Tausende junger Sklaven beiderlei Geschlechts. Auch seine Rinder zählen nach Tausenden und die Zahl der unter ihm stehenden Bewohner seines Landes übersteigt 100000. Welch ein gewaltiger Aufschwung aus der Stellung eines Aufsehers des kaiserlichen Waschplatzes!

Pokino's Leben in Masaka, der Hauptstadt seines Landes in Uddu, war fast königlich. Er hatte die Länder zweier großen Häuptlinge, des alten Pokino und des löwengleichen Namudjurilwa „aufgezehrt", und nun kommt von dem Verzehrer Fleisch und aus dem Starken geht Milde hervor. Sein viceköniglicher Hof ist angefüllt von Leuten, die um Geschenke bitten oder auf dieselben Anspruch machen, und von Sklaven, welche ernährt sein wollen; gute Aemter werden mit freigebiger Hand verliehen und Rinder werden hundertweise geschlachtet, sodaß ganz Uganda von Pokino's Freigebigkeit und Großherzigkeit spricht. Durch diese staatskluge Freigebigkeit hat er sich die Zuneigung aller Eingeborenen von Uganda, die Freundschaft der großen Häuptlinge am Hofe und die beifällige Zufriedenheit des Kaisers gesichert.

Ist Pokino nun zufrieden gestellt? Noch nicht, denn es ist noch ein Amt vorhanden, welches Mtesa verleihen kann; aber auf dieses muß er noch eine Weile warten.

Der Kaiser hört, daß es irgendwo im Westen von Gambaragara* ein an großen Rinderheerden reiches Land gibt, Usongora genannt, und er befiehlt Pokino hinzugehen und dort Rinder zu sammeln. Sofort läßt die große Kriegstrommel von Masaka den Kriegsruf ertönen, und die Eingeborenen von den Ufern des Alexandra-Nils, von den

* Dieser Theil der Geschichte Pokino's wurde mir von Pokino selbst, von Kitunsi, Sambusi und seinem Pagen erzählt.

Abhängen des Plateaus von Koki und von dem ganzen Seegestade vom Alexandra bis zum Katonga entsprechen demselben und ziehen in Tausenden heran, denn es ist ein Aufruf für sie zum Beutesammeln, und wann hat je ein Bauer in Uganda bei solch einer Aufforderung unschlüssig gezögert?

Als Pokino zu seinem Zuge aufbricht, macht er die Entdeckung, daß ein gewaltiges Heer unter seinem Commando steht, denn auch andere Häuptlinge sind hier in ganzen Colonnen vertreten. Kitunsi hat Sambusi aus dem Katonga-Thale geschickt, und Mkwenda, Kangau und Kimbugwe haben auch Unterbefehlshaber mit Hunderten von Kriegern gesandt. Vor Pokino's großem Heere zieht sich die Bevölkerung von Gambaragara zurück, an den Abhängen ihres hohen Schneegebirges hinauf, und indem er sie, soweit als die Klugheit irgend erlaubt, verfolgt, schauen Pokino's Augen aus der Ferne das wellenförmige, grasbedeckte Plateau von Usongora und einen ungeheuern, sich jenseit desselben hinstreckenden See, der, wie man ihm berichtet, der Muta-Nsige ist.

Von den Abhängen des Schneegebirges herabsteigend marschirt er mit unglaublicher Schnelligkeit nach Usongora, rafft mit seinen langen, sichern Armen große Rinderheerden trotz der sie mit rasender Tapferkeit vertheidigenden Volksstämme zusammen, sammelt Tausende von hübschen Weibern und Kindern mit geraden Nasen und dünnen Lippen und treibt sie nach Uganda vor sich her.

Verschiedene Schwierigkeiten stellen sich ihm auf seinem Wege entgegen. Die Ebene von Usongora ist mit Salz und Alkali bedeckt, dessen unmäßiger Genuß vielen Menschen den Tod bringt; in den Thälern sprudeln Schlammquellen empor und aus den Gipfeln kegelförmiger Berge bricht seltsames Feuer und Rauch hervor, und dann und wann läßt die Erde selbst ein dumpfrollendes Geräusch ertönen und scheint zu beben.

Auch die Wanjoro verbinden sich zu Tausenden mit den Eingeborenen von Gambaragara, um ihm den Rückzug streitig zu machen. Sie lauern im Hinterhalt auf ihn und quälen und plagen ihn Tag und Nacht. Aber Pokino's Muth ist frisch in den Waffen. Den übernatürlichen Geräuschen in Usongora, jenem Wunderlande, bietet er Trotz, und durch Gewandtheit und Scharfsinn vermeidet er die Netze, die man ausgespannt, um ihn darin zu fangen, und wenn sich die Gelegenheit bietet, legt er selbst den im Hinterhalt liegenden Feinden Fallstricke und vernichtet sie, und endlich erscheint er in der kaiserlichen Hauptstadt mit einer Beute an Rindern und Sklaven, die dazu geeignet ist, sogar das kaiserliche Herz zu erfreuen.

Der Kaiser setzt einen Tag fest, um ihn und seine Krieger zu empfangen, und damit die Belohnung nur den Tapfern zuerkannt werde, hat er ungeheuere Gefäße voll starken Pombe-Bieres brauen lassen, welches als eine Probe dienen soll, um die Tapfern und die Feiglinge nachzuweisen.

Der wichtige Tag bricht an. Der Kaiser nimmt mit ungewöhnlichem Gepränge seinen Thron ein, sein Harem hinter ihm, seine Häuptlinge zu beiden Seiten, nach ihrem Range geordnet, seine Musketiere auf ihrem Wachtposten, seine Trommler und Musiker dicht daneben. Hoch in der Luft wehen viele Banner, roth und weiß gestreift, mit den vom Reiche angenommenen Farben. Vor dem Kaiser sind die großen Töpfe mit Pombebier — gleichsam Probirtiegel für die echte Tapferkeit — aufgestellt.

Pokino tritt heran, wirft sich in den Staub und fängt an, von seinen abenteuerlichen Fahrten und seinen Thaten in Usongora zu erzählen, während die bei dem großen Einfalle betheiligten Helden in Massen dabeistehen und seine Worte hören.

Nachdem er seine Erzählung beendigt, sagt der Kaiser kurz: „Trink, wenn du es darfst."

Pokino erhebt sich, schreitet an die Biergefäße heran, empfängt einen großen Löffel und taucht ihn in das Pombe ein; darauf nimmt er ihn, hält ihn hoch empor, und sich zu den Kriegern, die ihm gefolgt sind, wendend, ruft er laut: „Tekeh?" (Bin ich würdig oder nicht?)

„Tekeh!" (Du bist würdig!) antwortet die Menge mit jauchzendem Zuruf.

Nochmals fragt er „Tekeh?" und nochmals ertönt das Freudengeschrei „Tekeh!" mit wiederholtem Beifallsruf, und da er für würdig befunden worden ist, so trinkt er, spricht dem Kaiser seine dankbaren Twijansis aus und zieht sich zurück, um andere hervortreten und das Probebier trinken zu lassen. Die für würdig Befundenen werden belobt, die Unwürdigen durch das Volksurtheil zum Tode verdammt.

Bald nach diesem Festtage wurde der Katekiro Mjandja des dünkelhaften Uebermuths schuldig befunden, sich ohne Rücksicht auf das Recht seines Herrn seinen Antheil zuerst ausgewählt, die schönsten der Sklavinnen selbst zugeeignet zu haben; infolge dessen fiel Mjandja in Ungnade und nach kurzem Proceß wurde er enthauptet.

Da der Posten eines Premierministers nun frei war, wurde Pokino zum Nachfolger in diesem wichtigen Amte bestimmt, und so war der einst so bescheidene Magassa aus seiner niedrigen Stellung

zu dem an Macht dem Kaiser zunächststehenden Minister erhoben und hatte nun die äußersten Ziele seines Ehrgeizes erreicht.

Er sitzt täglich auf dem Teppich zur rechten Hand seines Souveräns, hat die Oberaufsicht über alle Reichsangelegenheiten, befehligt alle Truppen und wird, wenn er sich aus der Nähe seines kaiserlichen Herrn entfernt, von allen den Häuptlingen seiner eigenen Ländereien begleitet und von Menschenmassen, die herbeieilen und sich am Wege aufstellen, um ihn vorbeiziehen zu sehen, ehrfurchtsvoll begrüßt. Er hat ferner das Recht, sich aus allen im Kriege gefangenen Weibern auszuwählen, was ihm beliebt, ebenso die besten Rinder für sich zu behalten; ferner erhält er von allen Zeugen, Perlen, Wein und andern Geschenken, welche Mtesa überbracht werden, seinen Antheil, denn der Katekiro, vormals Pokino und vordem Magassa, ist jetzt Premierminister, sozusagen erster Pair des Reiches und Staatskanzler! Aber was nun weiter?

Eines Tages, als er mir in meiner Wohnung einen Besuch abstattete, ließ ich ihn meinen Vorrath von Arzneimitteln untersuchen. Als ich ihm über den verschiedenen Gebrauch, den man von Laudanum machen kann, einen Vortrag hielt, machte er, zu meinem Erstaunen, seufzend die Bemerkung: „Ach, das ist die Medicin, welche ich zu besitzen wünsche! Haben Sie nicht etwas davon für mich übrig?“

Armer Magassa! armer Pokino! armer Katekiro! Schon jetzt, wo er noch jung und in der Blüte seines Mannesalters ist, steht er auf der Lauer und hat schlaflose Nächte, denn er kennt die Stunde nicht, wo der „Herr vom Strick“ auch ihm, wie seinem Vorgänger, zuwinken wird.

Es bleibt einem künftigen Reisenden überlassen, uns über seine Zusammenkunft mit Kasudju, dem ersten unter den kaiserlichen Scharfrichtern, zu berichten.

Der Kabaka oder Kaiser.

Der Vorhang steigt empor und läßt uns den Blick frei auf einen mit hohen, kegelförmigen Hütten bedeckten und mit hochragenden Rohrzäunen eingefaßten Berg. Aus dem Blätterwerk der Pisang- und Bananenbäume ragen hier und da die Spitzen dieser Kegel hervor. An den allmählich emporsteigenden Abhängen des Berges laufen breite, glatt planirte Wege empor; an ihren Seiten ziehen sich Rohrpalissaden hin, und hinter diesen blicken Gruppen von Hütten im flammenden Sonnenlicht aus dem sie umgebenden Grün dichtbelaubter Haine grau hervor. Auf den breiten Zugängen drängen sich in malerische Costüme

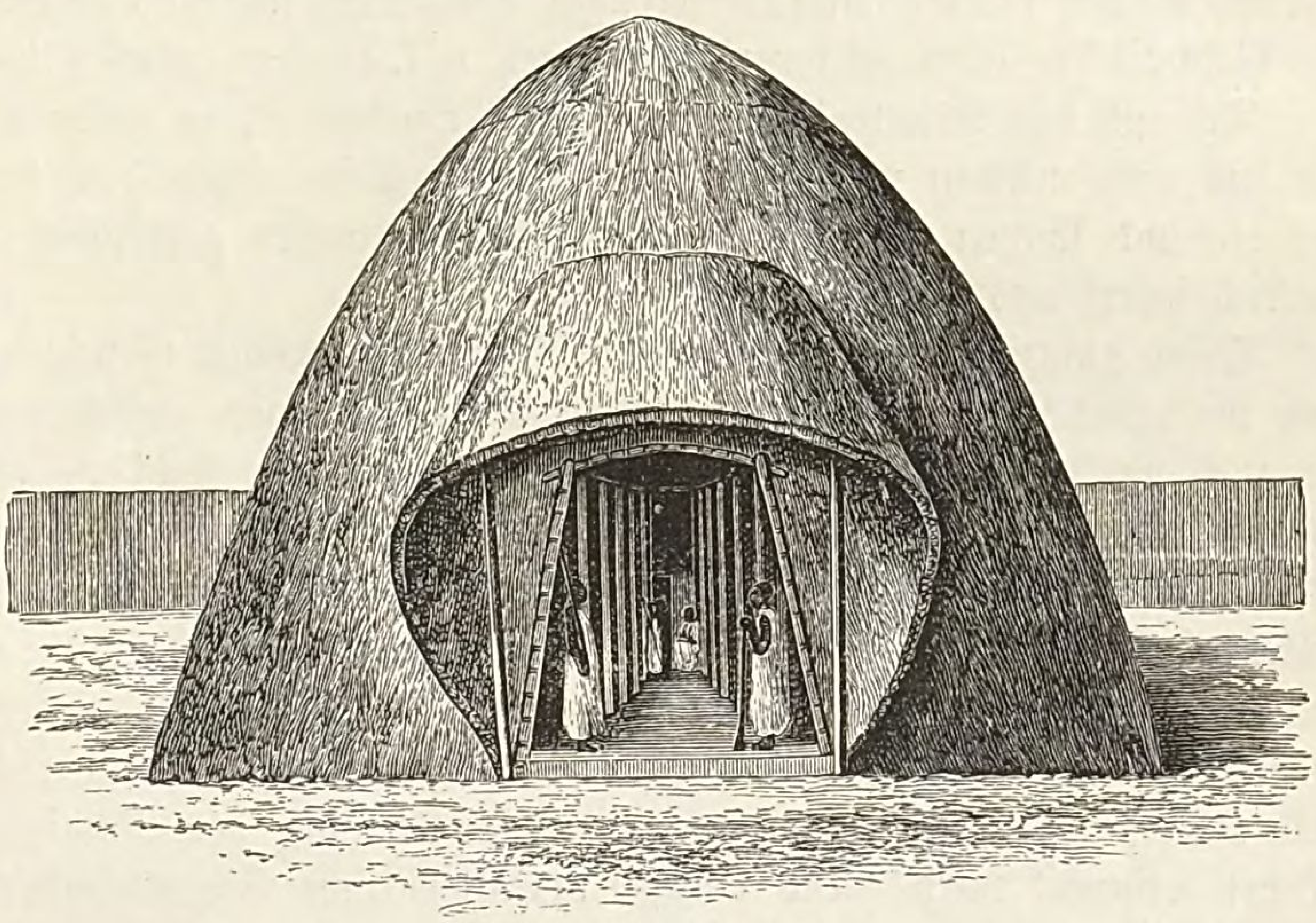


Rubaga, die neue Hauptstadt des Kaisers Mtesa.

I. S. 356.

gekleidete Eingeborene. Weiße Kleider leuchten im Sonnenschein und stechen gegen die lebhaft rothen und einfach braunen stark ab. Die Leute lenken ihre Schritte dem kaiserlichen Hoflager auf dem Gipfel des Hügels zu. Solange der Zutritt nicht gestattet ist, drängen sie sich an den Pforten zu geselligem Geplauder zusammen und tauschen Morgengrüße aus.

Plötzlich verstummt das Gemurmel der Stimmen und man hört das mit seinem rasselnden Ton weithin hörbare Wirbeln der Kesseltrommel, welches der harrenden Menge anzeigt, daß der König zur Audienz auf seinem Sessel Platz genommen hat. Die Thore werden



Audienzhalle des Palastes.

gleich darauf zur Seite geschoben und eine große Menge von Häuptlingen, Soldaten, Bauern, Fremden drängt sich durch acht oder zehn Höfe tumultuarisch zur Audienzhalle vorwärts, und an ihrer lärmenden Hast kann man die ersten Symptome jener kriechenden Servilität erkennen, welche für die Diener der Despoten charakteristisch ist.

Weiter kommen wir nun zu einem von Verschlägen umgebenen Theil eines Strohhauses mit einer Art holländischem Gratsparrendache, ungefähr 7½ m hoch, 18 m lang und 5½ m breit.

Am äußersten Ende sehen wir vermöge des durch den weiten Eingang hineinfallenden Lichtes die Gestalt eines mit einem weißen Anzuge und einer gestickten scharlachrothen Jacke bekleideten Mannes auf einem Armstuhle sitzen, auf beiden Seiten durch ein paar Speerträger

und zwei Musketen tragende Soldaten bewacht. Die jetzt durch die Thore des Hofes heraneilenden Häuptlinge und vornehmen Personen verbeugen sich tief vor ihm; einige küssen ihm nach mohammedanischem Gebrauch die flache rechte Hand oder deren Rückseite; andere, noch den ursprünglichen Gebräuchen des Landes anhangend, werfen sich vor ihm auf die Erde und rufen, ihre Hände gegen ihn hinstreckend und auf den Knien liegend „Twijansi, jansi!“ worauf sie sich einzeln zu ihren nach der Rangordnung bestimmten Sitzen verfügen. So bilden sich zwei lange Reihen sitzender Männer an den aus Rohr aufgebauten Wänden der Audienzhalle, alle mit dem Gesichte dem Mittelraume zugekehrt, welcher für ankommende Fremde, Bittsteller, für die Besorgung von Geschäften, für Gerichtsversammlungen u. s. w. leer gelassen wird.

Da uns das Privilegium dazu ertheilt worden ist, so treten auch wir ein und nehmen unsern Sitz zur rechten Seite neben dem Katekiro ein und können von unserm Platze den Monarchen gemächlich und zugleich scharf und genau beobachten.

Seine glänzend glatten, keinerlei Runzeln zeigenden Gesichtszüge sind die eines jungen Mannes, dessen Alter irgendwo zwischen den Grenzen von 25 und 35 Jahren liegen mag. Sein Kopf ist glatt abrasirt und mit einem Fes bedeckt, seine Füße sind nackt und ruhen auf einem Leopardenfell, auf dessen Rande ein polirter weißer Elefantenzahn liegt, und neben diesem stehen ein Paar karmoisinrothe türkische Pantoffeln. Die langen Finger seiner rechten Hand umfassen das goldene Gefäß eines arabischen Säbels; die linke ist über das linke Knie ausgestreckt, sodaß man an die Stellung des Ramses in Theben erinnert wird. Die einzige charakteristische Eigenthümlichkeit seines Gesichts, vermöge deren es sich von andern Gesichtern um uns unterscheidet, liegt in den glühenden, unruhigen, großen Augen, welche alles auf einen Blick in sich aufzunehmen scheinen. Man sieht indeß den Gesichtsausdruck sich schnell verändern; selbst in der Ruhe entbehrt er nicht der Würde und Kraft, aber sobald widerwärtige Gedanken blitzesgleich seinen Geist durchzucken, zieht er die Winkel seiner Lippen ein, seine Augen dehnen sich aus, die Augäpfel springen hervor, seine Hände zucken krampfhaft, und der einheimische Hofmann fängt an, einen vulkanischen Wuthausbruch zu befürchten. Wenn dagegen der Kaiser sein Vergnügen an etwas findet, so scheinen seine Augen zurückzutreten und sich zusammenzuziehen, die Lippen werden, ihre kräftige Spannung verlierend, etwas schlaffer, und bald ertönt ein herzliches Lachen durch die Halle.

Doch still! Zehn bis zwölf Männer schreiten jetzt in dem in der

Mitte freigelassenen länglichen Raume auf den Kaiser zu und werfen sich vor ihm nieder und beginnen durch ihren Sprecher ihm etwas zu sagen, ohne daß er, sonderbar genug, hinzuhören scheint.

Durch Vermittelung eines Dolmetschers erfahren wir, daß dies eine Gesandtschaft des kein Gesetz achtenden Banditen Mirambo sei, welchen die Kunde, daß Mtesa wahrscheinlich etwa 50000 tüchtige Speerträger aussenden werde, um auf ihn Jagd zu machen, zur Absendung dieser zugleich besänftigende und womöglich geneigt machende Geschenke überbringenden Leute veranlaßt hat, die zugleich demüthig erklären sollen, daß Mirambo keinen Grund zum Streite mit Uganda habe. Die Gaben werden darauf vor aller Augen zur Schau ausgestellt und gezählt; so und so viel Zeug, so viel Draht, etwa ein halb Dutzend Tischteller von europäischer Arbeit, ein großes messingenes Kaffeebret, ein arabischer Dolch mit silbernem Griff und ein Scharlachrock.

Mtesa hat sich unterdessen, ohne sich im geringsten um die ihn anredende Gesandtschaft zu kümmern, ruhig mit seinen Häuptlingen unterhalten; aber plötzlich richtet er seine großen, glühenden Augen auf die Gesandten und spricht schnell und mit Entschiedenheit:

„Sagt Mirambo von mir, daß ich seine Geschenke nicht brauche, daß ich aber den Kopf jenes zu seinen Leuten gehörenden Mannes haben muß, der meinen Häuptling Singiri vor einem Jahre erschlug, als er von Sansibar nach Uganda zurückzukehren im Begriff war; den Kopf jenes Mörders muß ich haben, oder ich will auf Mirambo mit mehr Waganda Jagd machen, als Bäume in seinem Lande sind. Geht!"

Eine andere Gesellschaft kommt jetzt heran. Ein Häuptling ist gestorben und sie wünschen zu wissen, wer ihm folgen soll; auch haben sie die Söhne desselben mitgebracht, damit der Kaiser seine Wahl treffen möge.

Mtesa lächelt und bittet seine Häuptlinge, den Nachfolger zu nennen. Der eine nennt Bugomba, ein anderer Tanisiwa, ein dritter Kasedje, ein vierter Sempa. Die Häuptlinge können sich nicht einigen und Mtesa fragt scherzend: „Wer soll denn Häuptling sein?" worauf die Majorität Tanisiwa als den Erwählten nennt. Danach bekommen wir die „Twijansis" des bei der Wahl Begünstigten zu hören und vernehmen zugleich seine heißen Gelübde, in welchen er dem Kaiser huldigt und Treue angelobt.

Gerade in diesem Augenblicke erscheint eine lange Procession von alten und jungen Frauen; bei deren Anblick erhebt sich der Kaiser und alle folgen seinem Beispiel. Neugierig fragen wir, wer sie sind,

und erfahren, daß sie von Kamanja und Suna abstammen und Mündel und Mitglieder der kaiserlichen Familie sind. Anscheinend verstehen sich diese Damen darauf, zu ihren Besuchen die richtige Zeit zu wählen, und kommen absichtlich spät zu der Audienz, so wie man annimmt, daß europäische Damen spät in die Kirche kommen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Während diese Damen bis an den Teppich vortreten, begrüßt Mtesa eine jede mit einem freundlichen Wort, und nachdem sie sich gesetzt haben, geht er zu einzelnen hin, setzt sich ihnen auf den Schos und umarmt eine nach der andern. Als Vergeltung für diese kaiserlichen Gunstbezeigungen beschenken sie den Kaiser nachher mit lebendem Geflügel, was er mit eigenen Händen in Empfang nimmt und einem Häuptling zum Halten übergibt, damit es ja nicht scheinen möge, als ob er irgendeins dieser Hühner verschmähen wolle. Wenn ein so despotischer Monarch sich zu einem so leutseligen und freundlichen Benehmen gegen Frauen herablassen kann, so muß doch gewiß auch ein guter Zug in seinem Charakter liegen.

Der Kaiser leidet aber diesen Morgen an einem Schnupfen; die aufmerksamen Häuptlinge haben dieses kleine Unwohlsein längst beobachtet, und als ein Symptom desselben sich zeigt, stürzt sofort ein halbes Dutzend vorwärts auf die Knie nieder und bietet seine Kopftücher dar, damit sich die kaiserliche Nase in ihnen erleichtere.

Der Kaiser biegt sich scherzhaft in seinem Stuhle zurück und sagt: „O, diese brauche ich nicht alle!"

„Wohlan, ich bitte das meinige zu nehmen", sagt einer.

„Nein, das meinige, Kabaka; das meinige ist weiß und aus feinem, weichem Zeug gemacht" — und Mtesa, wegen der Weiße und Weichheit des Gewebes sich erbitten lassend, nimmt es, erleichtert seine schnupfige Nase und reicht dann das Tuch seinem Eigenthümer wieder hin, welcher es derb zusammenreibt, als wollte er den dieses Unwohlsein veranlassenden Stoff bestrafen.

Plötzlich hört man von einer Stelle der Halle ein hüstelndes Geräusch, wie wenn eine gleichfalls von einem Katarrh befallene Person sich räuspere; der Kaiser heftet schnell die Augen auf den Unglücklichen, aber die Häuptlinge rufen höchst ungehalten: „Hinaus, hinaus mit dir, schnell!" Durch diese peremtorische und ernste Aufforderung herbeigelockt, ergreift ein halbes Dutzend Herren vom Stricke den armen Verschnupften und wirft ihn in ziemlich unsanfter Weise zum Palast hinaus.

Nach dieser Unterbrechung hört man die Töne der im Lande gebräuchlichen Harfe, und der Kaiser ruft dem Spielmann zu, er möge

auf seinem Instrumente spielen, was der Harfenvirtuos auch sofort bereitwilligst thut. Während wir aber auf die eintönige Musik lauschen, fahren alle bei dem lauten Knall einer Flinte zusammen!

Man hört ein Dutzend Stoßgebete und Ausrufe, und ebenso viele Häuptlinge stürzen hinaus, um sich nach der Ursache dieses störenden Vorfalls zu erkundigen; aber die gewandten und hurtigen Herren vom Stricke sind ihnen schon zuvorgekommen. Sie haben ihre Schlingen um den Hals eines Mannes geworfen und zerren ihn, indem sie ihn beinahe erdrosseln, vor den Kaiser, dessen Nerven durch die plötzliche Explosion des Schießpulvers etwas aufgeregt sind. Die Scharfrichter berichten knieend, der Mann habe, während er Wache stand, seine Flinte fallen lassen, und ihre Augen schienen zu fragen: „Was sollen wir mit ihm machen?“ „Gebt ihm 50 Stockschläge!“ ruft der Kaiser ärgerlich, und der arme Kerl wird fortgeschleppt, um eine Strafe zu erleiden, die ihn auf einen Monat lahm machen wird.

Man hört jetzt Rinder, fette Ochsen und Milchkühe in dem Hofe vor der Audienzhalle brüllen; ein Mann tritt näher, und nach einem Fußfall und mehrern „Twijansis“ sagt er, daß er ein Geschenk von Mankorongo, dem Könige von Usui, gebracht habe.

„Hm! Sieh sie an, Katekiro, und gib ein Stück an meinen Haushofmeister Ka-uta, um es zum Mahle herzurichten, und laß jedem Häuptling heute einen Ochsen zukommen und gib meiner Leibwache zehn.“ Erfreut über diese Freigebigkeit, stürzen alle Häuptlinge vorwärts, erniedrigen sich bis in den Staub und schreien laut ihre Twijansis.

Nachdem sie auf diese Weise ihren Dank an den Tag gelegt, nehmen die Häuptlinge ihre Sitze wieder ein. Gleich darauf langt ein Bote von den Ufern des Victoria-Nils an und berichtet zum Erstaunen des Monarchen, daß Namiondju, ein unbedeutender Fürst in der Nähe von Unjoro, alle Bande der Treue und des Gehorsams gegen ihn abgeschüttelt und Unterhandlungen mit Kabba-Rega, dem König von Unjoro, angeknüpft habe.

Als der Kaiser diese Nachrichten des Boten hört, dehnen sich seine Augen weit aus und treten hervor und er ruft aus: „Was? Sind denn alle meine Unterthanen in Nakaranga todt? Habe ich keinen Häuptling, kein Volk mehr übrig, daß Namiondju wagen darf, mich so zu behandeln?“

Die Antwort findet einen Widerhall in den Stimmen der Häuptlinge, welche alle zu gleicher Zeit emporspringen, vor den Eingang der Audienzhalle hinausstürzen, ihre Speere oder Spazierstöcke ergreifen

und den Kaiser laut anrufen, seine zu Befehl stehenden Häuptlinge anzusehen und zu zählen; mit wilden, ausdrucksvollen Gesten erheben sie in heftiger Bewegung ihre Speere und Arme, sodaß ein Fremder sich einbilden könnte, daß plötzlich eine Palastrevolution ausgebrochen sei. Der Kaiser antwortet jedoch ganz ruhig: „Es ist gut“, worauf die Häuptlinge ihre Speere draußen wieder hinstellen und ihre Sitze einnehmen.

Nachdem er darauf seine Augen hat herumschweifen lassen, wählt er einen jungen, feurig aussehenden Häuptling Namens Maūr-ugungu aus, der augenblicklich von seinem Sitz auf ihn losstürzt und sich zu Boden werfend ausruft: „Kabaka, hier bin ich!“

„Geh, Maūr-ugungu, nimm fünf Watongoleh und ihre Leute und iß Namiondju sammt seinem Lande auf.“

Maūr-ugungu, der einen solchen Befehl, kaum nachdem er ihn empfangen, mit Affengeschwindigkeit auszuführen bereit ist, ruft dem Kaiser viele Twijansis zu, springt dann empor, ergreift ein paar Speere und einen Schild, wirft sich mit all der Hitze eines wahren Sohnes des Mars in eine heroische Stellung und ruft laut:

„Kaiser, sieh mich bereit. Der Kaiser befiehlt und Namiondju wird sterben und ich will die Beute sammeln. Ich will das Land rein aufessen. Twijansi-jansi-jansi-jansi!“ — und so ins Unendliche fort.

Jetzt erhebt sich der Kaiser. Der Trommler Tori schlägt den langen Wirbel auf seiner Trommel und alle die Häuptlinge, Hofleute, Pagen, Bittsteller, Boten und Fremden springen plötzlich auf. Der Kaiser zieht sich, ohne ein Wort mehr zu sagen, durch eine Seitenthür in die innern Gemächer zurück und die Morgen-Bursah ist zu Ende.

Diejenigen, welche noch etwas mehr von des Kaisers Leben erfahren möchten, müssen durch eine Menge scharfsichtiger und eifrig wachsamer Wachen, Pagen und Henker, die sich im Hofe vor der Audienzhalle drängen, in die geheimen Höfe zu gelangen suchen, von denen viele, wie sie finden werden, scheinbar keinen andern Zweck haben, als die heimliche Abgeschlossenheit besser zu sichern und Fremde verwirrt zu machen.

In einem derselben können sie Mtesa seine Amazonen einexerciren und mit seinen Lieblingen Soldaten spielen sehen. Sie sind alle anmuthig und braun, mit schönen jungfräulichen Busen. Am auffälligsten erscheint uns aber die Wirkung der Disciplin. Jene schüchternen und wachsamen Augen, welche sie auf den Monarchen richten, um seinen leisesten Wunsch zu errathen, beweisen, daß sie, wie ergeben sie ihm



Mtesa's Amazonen.

I. S. 362.

(Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

auch sein mögen, doch offenbar auch noch bei andern Scenen als bei denen der Liebe zugegen gewesen sind.

In einem andern Hofe kann man vielleicht Mtesa antreffen, als er sich gerade zu einem einfachen Mittagsmahle niedergesetzt hat, das aus reifen Bananen und geronnener Milch besteht, oder man findet ihn mit seinen Lieblingskindern und kleinen Töchtern lachend und plaudernd. Alle sitzen dabei um ihn und scheinen ihre Gesichter den Launen des Despoten anzupassen. Man kann ihn auch zufällig mit einem Lieblingspagen dabei beschäftigt finden, den Inhalt der Schatzkammer zu untersuchen, wo die Geschenke der verschiedenen europäischen, türkischen und arabischen Reisenden aufgespeichert liegen, oder er mag gerade mit Tori, seinem Factotum, eifrig nachsinnen über irgendeine neue Erfindung in Form eines Fuhrwerks oder Wagens, eines Schiffes oder Bootes, oder was sonst die Idee sein mag, die in seinem Geiste Platz gegriffen hat und deren Verwirklichung er anstrebt.

Das Land.

Nachdem wir, soweit dies irgend möglich ist, durch diese Skizzen den Charakter des Bauern, des Häuptlings und des Monarchen kennen gelernt haben, bleibt uns noch übrig, uns das Land selbst zu beschauen und die Ausdehnung, die natürliche Beschaffenheit und das allgemeine Aussehen desselben kennen zu lernen.

Die Form des von Mtesa beherrschten Reiches läßt sich am besten mit einem Halbmond vergleichen. Seine äußerste Länge beträgt etwa 500 km und seine Breite ungefähr 100 km, sodaß es mit den Inseln Sesse, Lulamba, Bufwe, Sadsi, Lulamha, Damba, Lukomeh, Iramba, Irwadji, Kiwa, Wema, Kibibi, Usiri, Wansi, Uruma, Utamba, Mwama, Ugejeja, Usamu und Namungi einen Flächenraum von nahezu 78000 qkm einnimmt. Wenn man auch Unjoro, Ukedi und Ankori mit einrechnet, welche Mtesa's Oberherrschaft anerkennen und auch Tribut, wiewol etwas unregelmäßig, an ihn bezahlen, so muß man noch eine Fläche von über 100000 qkm hinzufügen, wonach sich die Gesammtausdehnung des Reiches auf ungefähr 180000 qkm stellt.

Irgendeine Schätzung der Bewohnerzahl sollte wol auch angegeben werden; es ist aber dabei zu beachten, daß diese Schätzung nur eine ungefähre ist, wie sie ein Reisender gemacht hat, der seine Ziffern nur zusammentragen kann, indem er die Kopfzahl der in Nakaranga versammelten Armee in Betracht zieht und die an der Route seiner Reisen gelegenen Districte und Dörfer zusammenrechnet.

Länder und Districte:	Bevölkerung:
Das eigentliche Uganda, von den Ripon-Fällen bis an den Katonga-Fluß	750 000
Uddu	100 000
Bwera	30 000
Koki	70 000
Usoga	500 000
Ukedi	150 000
Unjoro	500 000
Usagara oder Ankori	200 000
Karagwe	150 000
Usui	80 000
Usongora, einschl. Ihangiro und Bumbireh	200 000
Die Insel Sesse	20 000
Uvuma	15 000
Alle andern Inseln	10 000
	2 775 000

Diese Zahl ergibt ungefähr 15 Personen auf 1 qkm für das ganze Reich Uganda.

Die Erzeugnisse des Landes sind von großer Mannichfaltigkeit und würden, wenn sie in den Bereich des europäischen Handels gebracht werden könnten, guten Absatz finden. Wir heben nur hervor: Elfenbein, Kaffee, verschiedene Sorten Gummi und Harz, Myrrhe, Löwen-, Leoparden-, Otter- und Ziegenfelle*, Ochsenhäute, schneeweiße Affenhäute und Rindenzeug, außerdem schönes Rindvieh, Schafe und Ziegen. Von den vegetabilischen Producten nennen wir den Melonenbaum, die Banane und den Pisang, die Yamswurzel, die süßen Kartoffeln, Erbsen, verschiedene Arten Bohnen, Melonen, Gurken, Pflanzenmark, Maniok und Tomaten. Von Körnerfrüchten sind in der Nachbarschaft der Hauptstadt Weizen, Reis, Mais, Sesam, Hirse und Wicken zu finden.

Der Boden der Seeküstengegend ist vom äußersten Ende von Usoga bis zum Alexandra-Nil von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Die Wälder sind hoch und dicht; der Teak- und Baumwollbaum, die Tamarinde und einige der Gummibäume erreichen z. B. eine außerordentliche Höhe, und einige der niedrigern unbewohnten Landstrecken in der Nähe des Sees zeichnen sich durch große Dichtigkeit, Ueppigkeit und Mannichfaltigkeit der Vegetation aus.

Die höher gelegenen, meistentheils baumlosen und mit Gras bewachsenen Gegenden scheinen sich mehr zu Weideland zu eignen, obgleich Pisang- und Feigenbäume auch auf den Gipfeln der Hügel ebenso kräftig gedeihen wie in der Nähe des Sees.

* Die weißen Ziegen von Usoga mit ihrem feinen 10—20 cm langen Seidenhaar gleichen der berühmten Angoraziege.

Westlich von diesen, nur sanfte Wellen zeigenden, zur Viehzucht geeigneten Ebenen, welche für das Innere von Usoga und Uganda charakteristisch sind, verliert das Land, wie wir bemerkt haben, seine natürlichen Weideflächen und seine wellenförmige Formation und hebt sich zu rauhen und schroffen Bergformen mit vielen Spitzen empor, und wenn wir weiter ins Innere des Landes vordringen, so werden diese Hügel zu Bergen von ganz wunderbarem Charakter, mit Gipfeln, welche das unbewaffnete Auge nur an einem schönen hellen Tage in ihren Umrissen genau erkennen kann. Furchtbar tiefe Thäler, aus deren engen Schluchten wir das Rauschen von Katarakten und Wasserfällen heraufönen hören, reißen diese hochragenden Berge entzwei. Auf ihren sich lang hindehnenden Abhängen sieht man große Massen weißschimmernder Felsstücke in dem Trümmergestein halb eingebettet liegen. Sie sind dort liegen geblieben, seitdem sie von dem sein Haupt so stolz in die Wolken erhebenden Berge, von dem sie herstammen, losgetrennt und in die Tiefe geschleudert wurden.

Jenseit dieser Gebirgslandschaft kommen wir wieder zu einer Gegend, wo das Land sich concentrirt und alle kleinern Berge und Hügel zu einer großartigen enormen Masse verschmolzen zu haben scheint. Die Höhe und die Größe dieser Gebirgsmasse läßt alles bisher Gesehene winzig erscheinen, und der Beobachtung des gemeinen Haufens sich stolz entziehend, umhüllt dieses Hochgebirge sein Haupt mit Schnee und grauem Gewölk.

Der Uebergang und Wechsel im Aussehen des Landes vom Victoria- bis zum Albert-See erfolgt in der That so stufenweise, daß man diesen etwa 160 km breiten Gürtel in fünf Abtheilungen von ungefähr gleicher Breite zerlegen und sie den oben angegebenen Begrenzungen gemäß klassificiren könnte. Man denke sich eine Eisenbahn von dem einen See zum andern gebaut — welche Naturscenen würden sich da darbieten, Scenen, die wegen ihrer lieblich sanften Schönheit, ihrer Ueppigkeit, Fruchtbarkeit und Erhabenheit unvergleichlich dastehen würden!

Von der meerähnlichen Fläche des Victoria-Sees abfahrend, würde der Reisende in die Tiefen eines Hochwaldes eingeführt werden, dessen sich begegnende Gipfel ewige Nacht erzeugen; er würde in Schlünde von Laubwerk eindringen, wo die gigantische Sykomore, der sich hochaufthürmende Mwulebaum und vieläſtige Gummibäume um den Raum kämpfen und in deren Schatten die weniger anspruchsvollen Bäumchen, Gebüsche, Lianen, Schlinggewächse, Palmen und sonst noch mannichfache Pflanzen mit gleichem Eifer um die Herrschaft ringen.

Aus dieser Pflanzenwelt würde man in den hellen Tag mit seinem blendenden Sonnenschein hervortauchen und ein offenes, wellenförmiges Land, weich abgerundete Hügel, abgestumpfte Kegel und Fragmente von Hochebenen mit viereckigen Gipfelflächen erblicken, dies alles durchschnitten von breiten, grasreichen Wiesen und Thälern, in denen sich viele mit Gesträuch überwachsene Ameisenhügel erheben. Nur wenige Bäume sind jetzt sichtbar, meist die Candelabra oder Tamariske, mit hier und da eingestreuten Akazien. Nachdem man dann bei irgendeinem den Weg versperrenden Kegel vorbeigefahren wäre, würden sich auf Momente weite Ausblicke auf Hügel, Thäler, Wiesen und Ebenen, auf leichte Anschwellungen des Bodens und Hohlwege, auf grasreiche Thalbecken und Anhöhen eröffnen, das Gesammtbild übergossen von einem heißen Dufte.

Wenn der Reisende an dieser Scenerie vorübergefahren ist, würde er sich von wilden Bergen umgeben finden, wo er die Urformen der Felsen in ungeheuern kahlen Massen mit abgerundeten Rücken in einem graublauen Farbentone, den ihnen das Moos oder die Steinflechten geben, vor sich sehen, oder wo er großen Bruchstücken begegnen würde, die wie in einem cyklopischen Wallbau übereinander geschleudert und von den sich bekriegenden Elementen zerrissen und zerspalten sind. An ihrer Basis liegen, dicht hingestreut, Trümmer von Gneis und Granit mit Quarzadern und von eisenfarbigen Felsen, die einem kleinen Bergwasser halb den Weg versperren. Mit kecker Ausgelassenheit kämpft es sich aber hindurch, nach dem offenen, von den störenden Hindernissen befreiten Thale und dem dasselbe ruhig durchströmenden Flusse, dessen Ufer von schlanken Rohr- und Papyrusstauden beschirmt werden.

Darauf würde dann der Reisende bemerken, daß die Thäler allmählich tiefer werden und die Berge an Höhe zunehmen, bis er plötzlich an jenen König der Berge, den Gordon-Bennett, geführt wird, der sich zum Azurblau des Himmels aufthürmt, mit einem weißen Schleier über seiner Krone und von Gruppen wildromantischer Höhen und Bergrücken umgeben. Vor seiner unbestreitbaren Erhabenheit scheint seine Seele zurückzubeben und ihre Kleinheit einzugestehen. Wenn er aus der Nähe dieses Bergmonarchen entkommen ist, würde er eine kurze Stunde lang über ein braunes, ausgedörrtes Plateau dahinjagen, und dann würde ihm ein plötzliches Halt an dem Rande eines furchtbaren, etwa 450 m tiefen Abgrundes zugerufen werden, denn fern unter ihm schlummert heiter und ruhig in dem tiefen Schlunde der blaue Muta-Nsige, in dessen reinem Gewässer die Seitenwände des Plateaus sich abspiegeln.

Allgemeine Bemerkungen.

Ich habe noch einiges interessante Detail nachzutragen. Mtesa tritt in der ihn beim Leser einführenden Darstellung, in welcher er die Rolle eines Kaisers in der Bursah spielt, immerhin nur als eine vage und undeutlich gezeichnete Persönlichkeit hervor, und so will ich mir denn zur Vervollständigung des Porträts die folgenden Bemerkungen beizufügen erlauben.

Bei der ersten Begegnung fällt er, wie ich schon gesagt habe, als ein ganz bezaubernder und eigenthümlich liebenswürdiger Mann auf, und sollte der Reisende etwa daran denken, diesen heidnischen Continent aus dem Abgrunde der Verdammniß und dem Fegfeuer des Heidenthums erretten zu wollen, so muß dieser Kaiser ihm als derjenige unter allen Afrikanern vorkommen, bei dem anzufangen ihm die meiste Verheißung zu haben scheint; denn seine Einsicht und seine natürlichen Fähigkeiten stellen ihn wirklich auf eine sehr hohe Stufe, die Versicherungen seiner Zuneigung, die er den Fremden gegeben, sind sehr beachtenswerth und seine Gastfreiheit kennt, wie es scheint, gar keine Schranken. Wenn er in Europa erzogen worden wäre, so kann man wol kaum daran zweifeln, daß er ein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden wäre; aber da er im Schose des Heidenthums aufgewachsen ist und in keiner andern Facultät Würden erlangt hat, als im Aberglauben und in der Unwissenheit, so ist er heute eben auch nicht mehr als ein außergewöhnlicher Afrikaner.

Wie schmeichelhaft auch die Ehre für mich gewesen sein mag, den heidnischen Kaiser von Uganda zum Christenthum zu bekehren, so kann ich mir die Thatsache doch nicht verhehlen, daß diese Bekehrung nur nominell ist und daß zu der ernstlichen Fortsetzung des Werkes ein geduldiger, unverdrossener und eifriger Missionar erforderlich sein würde. Eine etliche Monate fortgesetzte Unterredung über Christus und sein segensreiches Wirken auf Erden war allerdings für Mtesa anziehend genug; sie reichte aber doch nicht aus zur Ausrottung der Verderbtheit, welche 35 Jahre eines brutalen, sinnlichen, allen Lastern ergebenen Zustandes seinem Geiste aufgeprägt hatten; dies verlangt die Arbeit eines nie erschlaffenden Eifers, einer unermüdlichen Hingabe an die geistlichen Pflichten und die väterliche Wachsamkeit eines Seelenhirten von echter Frömmigkeit. Weil ich aber eben der Unzulänglichkeit meines Werkes mir wohlbewußt und mit seinem starken Hange zur Sünde genau bekannt bin, habe ich nicht Anstand genommen, den wirklichen Charakter meines Neubekehrten zu schildern. Der großartige,

viele Mängel wieder gut machende Charakterzug in Mtesa ist die Bewunderung, welche er allen Weißen zollt, obgleich auch dieser eigentlich eigennützige Absichten zu Grunde liegen.

Bei seinem ersten Eintritt in Uganda scheint dem Reisenden sein Pfad mit Blumen bestreut zu sein, Begrüßungen, begleitet von willkommenen Gaben, folgen reißend schnell aufeinander, Pagen und Höflinge knien vor ihm und der leiseste Wunsch wird auf der Stelle befriedigt, denn man erobert den Kaiser besonders für sich, daß man ihn mit der Vollmacht, Geschenke geben zu können, beehrt. Solange als der Fremde noch eine neue Erscheinung ist und solange seine Fähigkeiten oder sein Werth noch nicht gründlich erforscht sind, scheint sein Leben in Uganda ein sonnenheller Festtag zu sein.

Mittlerweile haben ihn aber die Pagen, die Amtsbewerber, Staatsboten und Höflinge fortwährend nach ihrer eigenen Verfahrungsart und ihrer eigenen Elle gemessen. Seine Fähigkeiten sind abgewogen, seine Talente scharf beobachtet und sozusagen gebucht; seine allgemeine Brauchbarkeit und sein Werth wird genau bekannt, und die ganze Zeit hindurch ist königlich für seinen Lebensunterhalt gesorgt, ihm ist über alle seine Erwartungen hinaus der Hof gemacht und viele Begünstigungen sind ihm erwiesen worden.

Aber jetzt rückt die Zeit heran, wo er vergelten, wo er Versprechungen erfüllen soll, die er stillschweigend durch seine bereitwillige und freundschaftliche Annahme von Geschenken und Gunstbezeigungen gemacht hat. Er wird durch die Frage überrascht, ob er Schießpulver bereiten, Flinten fabriciren, Kanonen gießen, Schiffe bauen oder Häuser aus Bruch- oder Backsteinen errichten könne. Ist er ein ordinirter Priester und beweisen dies sein geistlicher Rock, sein sanftmüthiges, ruhiges Benehmen, so ist ihm seine Arbeit bald zugetheilt: er hat nur zu lehren und zu predigen. Ist er aber ein Soldat, warum sollte er da nicht wissen, wie man Flinten, Kanonen, Schiffe, Backsteinhäuser ꝛc. fertigt? Wenn er dem Kaiser erklärt, daß er dergleichen nicht versteht, nun so muß er in anderer Münze bezahlen. Er hat Flinten mitgebracht, er muß sie hergeben; er hat Uhren, verschiedene Kleinigkeiten von Werth, wie z. B. einen goldenen Schreibstift oder einen Ring, er mag sie schenken; er trägt gute Kleider, er „gebe sie“; er besitzt Perlen, Zeug und Draht, er gebe und gebe sie so lange, bis er arm ist wie ein Bettler. Wenn er nicht mit der Freigebigkeit eines „Speki“ oder eines „Stamlih“ schenkt, die von jetzt an zu seiner Verwirrung und Beschämung werden citirt werden, so werden sich auch noch andere Mittel und Wege finden lassen, um ihn seiner über-

flüssigen Besitzthümer zu erleichtern. Seine Leute werden sich treulos erweisen und werden, angelockt durch die Belohnungen Mtesa's und die glanzvollen Schilderungen seiner Freigebigkeit, desertiren, und eines Tages, wenn er im Begriff ist, sich selbst zu beglückwünschen, weil er glücklicher gewesen ist als andere, wird er sich plötzlich der Hälfte oder dreier Viertel seines ganzen Waarenvorrathes beraubt finden. Wenn der Reisende angibt, daß er mit einigen Kunstfertigkeiten vertraut ist, so erwartet man, daß er mit viel Aufwand von Zeit und Geduld — kostbare Monate können darüber hingehen — seine Aussage durch die That beweise, und auch dann wird das Wenige, was er mit so trägen Schelmen, wie die Waganda sind, fertig bringen konnte, sich als unzureichend erweisen und durch List wird auch dann noch sein Gepäck um einige Flinten und Waarenballen leichter werden.

Von diesem Druck und diesen Erpressungen würde nur der hier ansässige Missionar befreit sein, weil er allen Mangel an Geschenken u. dgl. reichlich durch seine hiesige, der Lehre und der Predigt gewidmete Thätigkeit wieder ersetzen würde, und mit der Zeit würde er wirklich der eigentliche Kaiser werden. Vor ihm würde sich Mtesa mit aller der Gelehrigkeit eines gehorsamen Kindes beugen und zu ihm mit Verehrung und Zuneigung emporblicken. Seine eigenthümlich launische, trotzige und inconsequente Natur würde in neue Formen gegossen und wiedergeboren werden, um hinfort den europäischen Reisenden in einer angenehmen, ja selbst liebenswürdigen Form entgegenzutreten. Mtesa ist der interessanteste Mann in Afrika und unserer wärmsten Sympathien wol würdig, und ich wiederhole, daß durch ihn allein Centralafrika für das Christenthum und die Civilisation gewonnen werden kann.

Man wird bemerkt haben, daß ich Mtesa „Kaiser" von Uganda betitelt habe und nicht König, wie meine Vorgänger Speke und Grant. Aber meine Leser mögen sich erinnern, daß schon in der oben gegebenen kurzen Skizze über den Premierminister erwähnt worden ist, daß alle Waganda, vom Kaiser bis zum Bauer, ihre Titel und Namen verändern, je nach der Werthschätzung, die ihnen die öffentliche Meinung zutheil werden läßt.

Vor Suna's Tode war Mtesa ein Mlangira (Prinz); als er seinem Vater als ein sehr junger Mann folgte, erhielt er den Titel Mukavja oder Mkavja (König) von Uganda; nachdem er sich aber durch die Besiegung anderer Könige ausgezeichnet und kaiserliche Rechte erworben hatte, wurde sein Titel in Kabaka oder Kawaka (Kaiser) ver-

wandelt; denn das Kaiserreich Uganda umfaßt, wie dies schon angegeben wurde, mehrere Länder außer dem eigentlichen Uganda.

Ich hatte kein Verständniß für diese verschiedenen Unterscheidungen oder Rangstufen, bevor ich nicht längere Zeit am Hofe verweilt hatte. Der Titel Mkama, wie z. B. in Mkama Rumanika von Karagwe, Mkama Mankorongo von Usui, ist gleichbedeutend mit Vice- oder Unterkönig, obgleich es, buchstäblich übersetzt, eigentlich „Herr" bedeutet. Mit dem Gesichte auf der Erde liegende Höflinge, die sich vor Mtesa in den Staub werfen, pflegen ihn oft „Mkama ange" (Mein eigener Herr) anzureden.

Die Kinder Mtesa's werden alle Ulangira (Prinzen) genannt. Unterhalb dieses Titels scheint es keine andere Bezeichnung eines erblichen Ranges oder Standes zu geben, außer Kopi (Bauer). Wakungu und Watongoleh sind in ganz gleicher Weise geborene Bauern, obgleich sie als Häuptlinge ersten und zweiten Ranges, als Gouverneure oder deren Stellvertreter, als Generale oder Obersten rangiren mögen. So kam es, daß Mtesa, als er zu Nakaranga denjenigen, welcher zuerst auf der Insel Ingira landen würde, mit der Stelle des Katekiro zu belohnen versprach, die versammelten Häuptlinge fragte: „Was ist denn Pokino eigentlich? Ist er nicht ein Bauer?"

Der moralische Charakter des Volkes steht sehr tief unter dem des Kaisers. In der That würde kein Fremder nach Uganda hinein zu reisen wagen, wenn er es nicht des Kaisers wegen thäte. Die Waganda haben keine Achtung vor Menschenleben und Menschenrecht. Unter sich selbst erkennen sie nur die Macht an, und man könnte es dem Mtesa sogar verzeihen, wenn er noch größere Strenge übte, als er dies wirklich thut, denn dieses stolze und leicht aufbrausende Volk will mit der fast beispiellos strengen Ausübung von Macht und Gewalt regiert sein, wie dies Suna in so grausamer Weise that. Sie sind im ganzen genommen lustige, verschlagene, betrügerische, lügenhafte, diebische Spitzbuben, und der unwiderstehliche Hang, Reichthum durch Räubereien, Gewaltthaten und Mord zu erwerben, scheint ihnen angeboren zu sein. Hierin ähneln sie fast allen afrikanischen Stämmen, nur mit der Ausnahme, daß dieser gesetzwidrige Instinct bei ihnen in weit höherm Grade als bei den meisten übrigen entwickelt ist. Infolge ihrer Furcht vor Strafe kann aber dennoch der Fremde in fast vollkommener Sicherheit durch ganz Uganda wandern und wird als des Kaisers Gast (Mgeni) gastfrei bewirthet. Man braucht eine angesehene Person nur einmal die Parole „Nganja" (Beute) geben zu

hören und man wird über die Gier, die sich dann überall und mannichfach äußert, erstaunen.

Seit langer Zeit hat das Sprichwort: „Wie der Herr, so der Knecht", für ein wahres Wort gegolten, und das Benehmen der Häuptlinge beweist, daß es wenigstens in Uganda wahr ist; denn wie der Kaiser nehmen sie despotische Manieren an und verlangen, daß ihre Untergebenen sie mit verächtlicher Servilität und sklavischer Schnelligkeit bedienen. Wie er, lieben auch die Häuptlinge Pomp und Gepränge und stellen diese Eitelkeit, soweit als es irgend ihr Rang und ihre Mittel erlauben, zur Schau.

Der Monarch selbst hat infolge dieser Prunksucht stets ungefähr 40 Trommler bei sich, ferner 20 Pfeifer, 10 einheimische Guitarrenspieler, verschiedene Quacksalber, Possenreißer, Zwerge, Albinos, eine Menge Laufburschen, Pagen, Boten, Höflinge, Bittsteller, außerdem eine bedeutende Anzahl Leibwächter und zwei Standartenträger, welche vor oder hinter ihm herschreiten, sobald er sich öffentlich zeigt, um seinen Stand und hohen Rang anzudeuten. Die Häuptlinge haben demgemäß auch ihr Gefolge, ihre Standartenträger und Pagen, und so fort bis zu dem Bauer oder Kuhhirten hinab, der ein Sklavenkind hinter sich hertraben und sich Schild und Speere nachtragen läßt.

Die Waganda sind von Gestalt meist groß und schlank. Ich habe Hunderte von ihnen gesehen, welche mehr als 1,88 m maßen, und einmal sah ich auch einen, welcher die Größe von 1,98 m hatte. Natürlich müssen die eingeborenen Waganda unterschieden werden von den Fremden und den Sklaven und ihren Abkömmlingen, die aus unterjochten Ländern eingeführt sind. Im allgemeinen zeichnen sie sich vor diesen aus durch ihr gefälligeres Aussehen und ihre angenehmern Gesichtszüge. Dies kann man wol auch einem allgemeinen Hange zur Reinlichkeit, Sauberkeit und Bescheidenheit zuschreiben, welcher Allen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, innewohnt. Eine nackte oder unbescheidene Person ist einem Mitgliede von Mtesa's Hofstaat geradezu ein Greuel, und selbst die ärmsten Bauern blicken unwillig und spöttisch auf vollkommen nackte Menschen herab.

Es ist oben bereits erwähnt worden, daß die Waganda andere afrikanische Stämme durch ihr verschmitztes und betrügerisches Wesen übertreffen; dies kann aber zugleich auch als ein Anzeichen ihrer höhern Intelligenz aufgefaßt werden. Diese Ansicht wird durch viele andere Beweise aufrecht erhalten. Ihre Kleider sind feiner angefertigt, ihre Wohnungen sind besser und reinlicher; ihre Speere sind, wie ich behaupten möchte, die besten in Afrika, und sie entfalten eine außer-

ordentliche Geschicklichkeit und Gewandtheit im Gebrauche dieser tödlichen Waffe; ihre Schilde sind so verfertigt, daß sie in jedem Lande Bewunderung erregen können, und ihre Kanoes übertreffen alle andern in dieser Welt der Wilden.

Die Waganda nehmen häufig ihre Zuflucht zu Zeichnungen, die sie auf dem Erdboden entwerfen, um eine unvollkommene mündliche Beschreibung anschaulich zu machen. Ich bin oft über die Geschicklichkeit und Naturwahrheit erstaunt, mit der sie solche Illustrationen in groben Zügen hinwerfen. Wenn sie Gründe, erstens, zweitens und drittens angeben, so haben sie die sonderbare Gewohnheit, einen Stock zu nehmen und in kleine Stücke zu zerbrechen. Das erste Stück wird mit ausdrucksvoller Geberde dem Zuhörer übergeben und von demselben ernsthaft auf der Handfläche in Empfang genommen, während der Redner seinen ersten Grund vorträgt; ein zweites Stückchen bezeichnet die zweite Schlußfolgerung; kommen die Waganda aber zu dem „drittens", so heben sie beide Hände, die Handflächen nach außen von sich kehrend, empor, als wenn sie sagen wollten: „Da, ich habe euch nun alle meine Beweisgründe gegeben und ihr müßt dies unbedingt nun alles verstehen."

Fast alle bedeutendern Personen, welche bei Hofe erscheinen, können arabische Buchstaben schreiben. Der Kaiser und viele der Häuptlinge lesen und schreiben diese Schriftzüge mit Leichtigkeit und bedienen sich derselben häufig, wenn sie einander oder an fern wohnende Fremde Botschaften übersenden. Das Schreibmaterial, das sie dabei benutzen, besteht aus sehr dünner, glatter Rinde des Baumwollbaumes. Mtesa besitzt viele Dutzende solcher Platten, auf welche seine „Bücher der Weisheit" geschrieben sind, wie er diese Resultate seiner Unterredungen mit Weißen zu nennen pflegt. Es ist wol möglich, daß ein auf alles merkender Reisender es eines Tages der Mühe werth halten wird, uns Uebersetzungen dieser kaiserlichen Notizen über Vorgänge und Unterredungen am Hofe als Curiosa mitzutheilen.

Die Eingeborenen haben ein außerordentlich scharfes Gesicht. Häufig übertrafen sie damit die Leistungen eines werthvollen Fernrohrs. Auch ihr Gehör ist sehr fein.

Es ist wirklich bewundernswerth, zu welch verschiedenen Zwecken der erfindungsreiche Wilde in diesen Gegenden eine einzelne einfache Pflanze zu benutzen versteht. Man betrachte z. B. die Bananenpflanze. Auf den ersten Blick scheint sie nach der Meinung des noch ununterrichteten civilisirten Europäers keinen andern Nutzen zu schaffen, als daß sie Früchte je nach ihrer Art, denn es gibt viele Varietäten, trägt;

der Stamm kann nicht als Brennmaterial benutzt werden und ihre schöngrünen Zweige verwelken bald, verdorren und brechen ab, und wenn die Wilden nicht ihre verschiedenartige Verwendbarkeit in sinnreichster Weise ausfindig gemacht hätten, so befürchte ich fast, daß der Culturmensch ihr nur einen geringen Werth beilegen würde. Und dennoch gereicht sie den Eingeborenen von Uganda zu vielfachem Nutzen.*

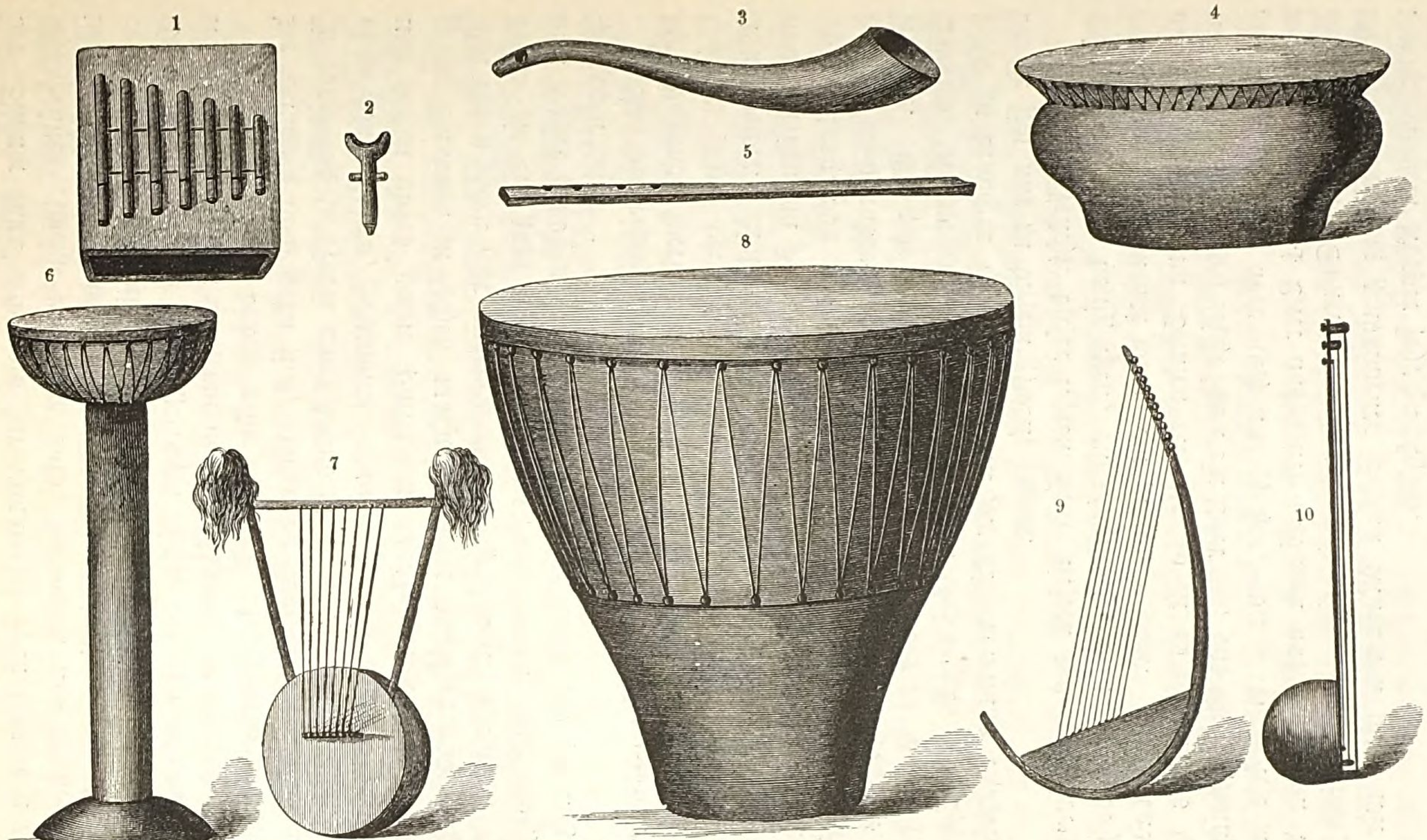
1. Ihre Frucht bildet, grün oder reif, die Hauptnahrung. Wenn die Bananen noch grün sind, schälen die Waganda dieselben ab, legen sie sorgfältig in Form eines Bündels, das in grüne Bananenblätter eingeschlagen wird, zusammen, thun ein wenig Wasser in ihren Topf und kochen dieses grüne Packet im Wasserdampfe. Diese Methode, grüne Bananen zu kochen, macht sie ihrem Aussehen nach mehlig und gibt ihnen einen sehr angenehmen Wohlgeschmack. Wenn sie reif sind, bilden sie ein ganz prächtiges Dessert und dienen, früh morgens vor dem Kaffee genossen, bei manchen Constitutionen als ein angenehmes Purgirmittel.

Von der eigentlichen Banane gibt es mehrere Varietäten, welchen die Waganda specielle Namen geben, gerade so wie der europäische Gärtner seine verschiedenen Kartoffelsorten durch besondere Namen unterscheidet. Einige sind $7\frac{1}{2}$ cm lang, haben dicke, grüne Schalen und scheinen an Nahrungsstoff besonders reich zu sein. Andere sind 15 cm lang, von einem hellern Grün, und werden für die besten gehalten; noch andere sind kleine, fleischige und auch besonders beliebte Früchte. Es gibt ferner eine an einem schwarzen Punkt kenntliche Species, die wegen ihres etwas bittern Geschmacks als Speisefrucht nicht zu brauchen ist, aber speciell zur Weinbereitung reservirt wird, da sie sich nur zu diesem Zwecke eignet.

2. Die Früchte dieser letzten Sorte liefern den Eingeborenen den Maramba, einen honigsüßen, ciderähnlichen Wein, und auch, wenn etwas Hirse beigemengt wird, ein süßliches Bier. Wenn das letztere ausgegoren und zum Trinken reif ist, so ist es ein starkes Getränk, und bei vielen Leuten reicht schon ein Liter hin, das Gleichgewicht etwas zu stören; es gibt aber auch alte Zecher, wie z. B. Fürst Kaduma, welche wol über 4 Liter ausschlürfen können und doch dem Anschein nach nur geringe Spuren von Trunkenheit zeigen. Ein kleiner, in der Morgendämmerung genommener Schluck Maramba war, wie ich bemerkte, meinem Körper sehr zuträglich.

---

* Man vergl. den Appendix G. zu J. H. Speke's „Entdeckung der Nilquellen" (Leipzig 1864), II, 337.



Musikalische Instrumente.

1. Kinanda. 2. Pfeife aus Ubudjwe. 3. Karavanenführer-Horn. 4. Trommel aus Usimba. 5. Flöte der Kopi oder Bauern. 6. Trommel aus Uganda. 7. Guitarre aus Usoga. 8. Große Kriegstrommel aus Uganda. 9. Guitarre aus Uganda. 10. Einsaitiges Bandjo aus Unjamwesi.

3. Die Bananenzweige dienen zur Bedachung der Häuser, zur Anfertigung von Umzäunungen und zur Herstellung von Bettlagern. Sie werden auch gebraucht, um Milch-, Wasser- und Mehlgefäße gegen den Staub zu schützen, ferner als Tischtücher, auf die man die Speisen legt, und ebenso wie wir Zeitungen oder Packpapier zum Einwickeln brauchen, zur Umhüllung von Geschenken an Eßwaaren, wie z. B. reife Bananen, Butter, Fleisch, Eier, Fische u. dgl. verwendet. Auch werden sie in den Haushaltungen täglich und allgemein benutzt wie Servietten, worin wir unsern Pudding kochen. Der kühle, dichte Schatten, den eine Bananenpflanzung gewährt, ist bekannt und unter den Tropen geradezu ein Bedürfniß.

4. Die Stämme werden bisweilen zu Zäunen und schützenden Einzäunungen benutzt, häufig auch als Walzen gebraucht, um schwere Blöcke fortzubewegen oder um Kanoes über Land von einer Stelle nach der andern zu transportiren, wenn der Kriegsplan dies verlangt. Das Mark oder die innere Masse der Stengel wird herausgeschabt und zu kuchenteigartigen Schwämmen geformt, die man fast an allen Waschplätzen sehen kann. Häufig kneten träge Personen sich lieber einen frischen Schwammkuchen zurecht und nehmen ihre Abwaschungen mit demselben vor, als daß sie erst an den Fluß, See, Teich oder Brunnen gehen oder sich mit dem Herbeiholen eines Gefäßes voll Wasser bemühen sollten.

Die Fasern der Stengel werden wie Stricke benutzt und lassen sich fast zu jedem Zwecke, wozu wir Stricke gebrauchen, verwendbar machen. Die ärmsten Bauern verfertigen aus dem Stengel auch rohe, aber doch brauchbare Schilde, während die Fischer auf dem See sich große Hüte zum Schutz gegen die Sonne daraus fabriciren. Noch manche andere Benutzung könnte ich erwähnen, aber das Gesagte genügt zum Beweis, daß die Bananenpflanze außer ihrem kühlen, angenehmen Schatten einen Bauer in Uganda mit Brot, Kartoffeln, Nachtisch, Wein, Bier, Arznei, Haus, Zaun, Bett, Kleidung, Kochgeschirr, Tischtuch, Packpapier, Zwirn, Strick, Seil, Schwamm, Bad, Schild, breitkrempigem Strohhut, selbst mit einem Kanoe versieht, in der That also mit fast allen seinen Lebensbedürfnissen, ausgenommen nur Fleisch und Eisen. Mit seiner Bananenpflanze ist er glücklich, wird fett und gedeiht; ohne dieselbe ist er ein verhungerter, misvergnügter, in Traurigkeit versenkter Elender, der stündlich seinen Tod erwartet.

Sechzehntes Kapitel.

Nach dem Muta-Nsige und zurück nach Uganda.

Die Frauen von Mtesa's Familie. — Sambusi erhält Befehl, mich an den Muta-Nsige zu begleiten. — Mein letzter Abend bei Mtesa. — Auf dem Marsche nach dem Muta-Nsige. — Sambusi wird hoffärtig. — Wir verständigen uns. — Das weiße Volk von Gambaragara. — Kriegsmusik. — Durch ein verlassenes Land. — Trübe Anzeichen. — Kriegsrath von Feiglingen. — Panik im Lager. — Sambusi verkündet seine Absicht, mich zu verlassen. — Flüchtlinge ohne Verfolger. — „Der aufgegessene Räuber." — Mtesa versucht, mich zur Rückkehr zu bewegen. — In Kafurro.

Am 29. October kam Mtesa und seine große Armee in der alten Hauptstadt Ulagalla an. Es fanden nur wenig Demonstrationen statt, um den aus dem Krieg zurückkehrenden Monarchen zu bewillkommnen. Nur die Frauen der kaiserlichen Hofhaltung begrüßten ihn; sie waren in voller Zahl in Parade aufgestellt unter der Führung der Nana Masuri, der Mutter das Kaisers, einer ehrwürdigen alten Dame von entschieden männlichem Charakter und von rachsüchtiger, heftiger Sinnesart.

Der Kaiser schätzt seine Mutter sehr hoch und er umarmte sie herzlich, ebenso die alten Reliquien seines Vaters Suna, welche ihm auch entgegengetragen wurden, gleichsam um ihn zu ehren und den Sohn des Helden Suna so zu empfangen, wie es ihrer Achtung für ihn und ihrer Ehrfurcht vor seinem Range und seiner Macht geziemte. Rufe der Begrüßung und des Willkommens und verliebtes Lächeln waren auf der Tagesordnung. Zunächst folgte ein großes Trinkgelage, wozu Maramba und starkes Bier in Menge bereit stand, ferner ein Salutiren mit Musketensalven, ein Abschlachten von Rindern und Ziegen; ein Austausch von Geschenken schloß die Feier des Tages unserer Rückkehr in die Hauptstadt ab.

Nachdem ich einige Rasttage hatte verfließen lassen, fing ich an, den Kaiser an den ursprünglichen Zweck meines ihm abgestatteten Be-

suches sowie an sein Versprechen, meinem Gesuch zu willfahren, zu erinnern. Er willigte in meine Abreise und erlaubte mir gütigst, aus seinen Häuptlingen mir selbst den Anführer der Truppenabtheilung auszuwählen, welche unserer Expedition zur Erforschung des Landes zwischen dem Muta-Nsige und dem Victoria-See ihren Beistand gewähren sollte. Ich wählte Sambusi, einen jungen Mann von ungefähr 30 Jahren aus, dessen Tapferkeit und persönlicher Muth mehrmals während des Krieges mit den Wavuma sehr deutlich hervorgetreten war und dessen Rang und Stellung mir eine Streitmacht garantirte, welche unter tüchtiger Leitung stark genug war, um selbst einer größern Macht zu widerstehen, als sie der damals mit Gordon Pascha im Kriege liegende König von Unjoro füglicherweise absenden konnte, um uns den Weg zu verlegen.

Indem Mtesa zugab, daß ich in Sambusi eine kluge Wahl getroffen, gab er mit der gewöhnlichen Uebertreibung eines Afrikaners oder Orientalen an, daß derselbe 5000 Krieger mit sich führen würde, und bei der Audienz stimmten alle Häuptlinge darin mit ihm überein. Auf mein an den Kaiser gerichtetes Gesuch, daß er deutlich und vor aller Ohren seine Befehle an Sambusi nochmals öffentlich ertheilen möge, rief Mtesa den Häuptling an sich heran, und dieser empfing, am Boden liegend, den folgenden mit lauter und heller Stimme ausgesprochenen Befehl:

„Sambusi, mein Gast Stamlih will eben nach dem Muta-Nsige (Albert-See) aufbrechen und hat mich gebeten, daß du die Waganda nach dem See hinführen möchtest. Ich habe eingewilligt, daß du hingehen solltest. Nun höre wohl auf meine Worte! In den meisten Fällen haben die Weißen, welche meine Leute zur Escorte erhielten, sich darüber beklagt, daß die Waganda ihnen viel Mühe und Noth gemacht haben. Laß mich dies nicht von dir hören! Ich werde Boten an Kabba-Rega absenden, um ihn von dem Zwecke deines Zuges in Kenntniß zu setzen und um ihm zu befehlen, sich jeder Störung desselben zu enthalten. Nun geh, sammle alle deine Leute, und ich selbst werde vier Unterbefehlshaber mit je 1000 Mann unter Watongoleh schicken, um dir beizustehen. Thue alles, was nach Stamlih's Rath oder Vorschlägen gethan werden soll, und kehre unter keiner Bedingung eher nach Uganda zurück, als bis du meine Befehle ganz vollständig ausgeführt hast. Wenn du ohne einen Brief Stamlih's, der dich bevollmächtigt, den geplanten Marsch aufzugeben, zurückkehrst, so wirst du meinen Zorn herausfordern. Ich habe gesprochen."

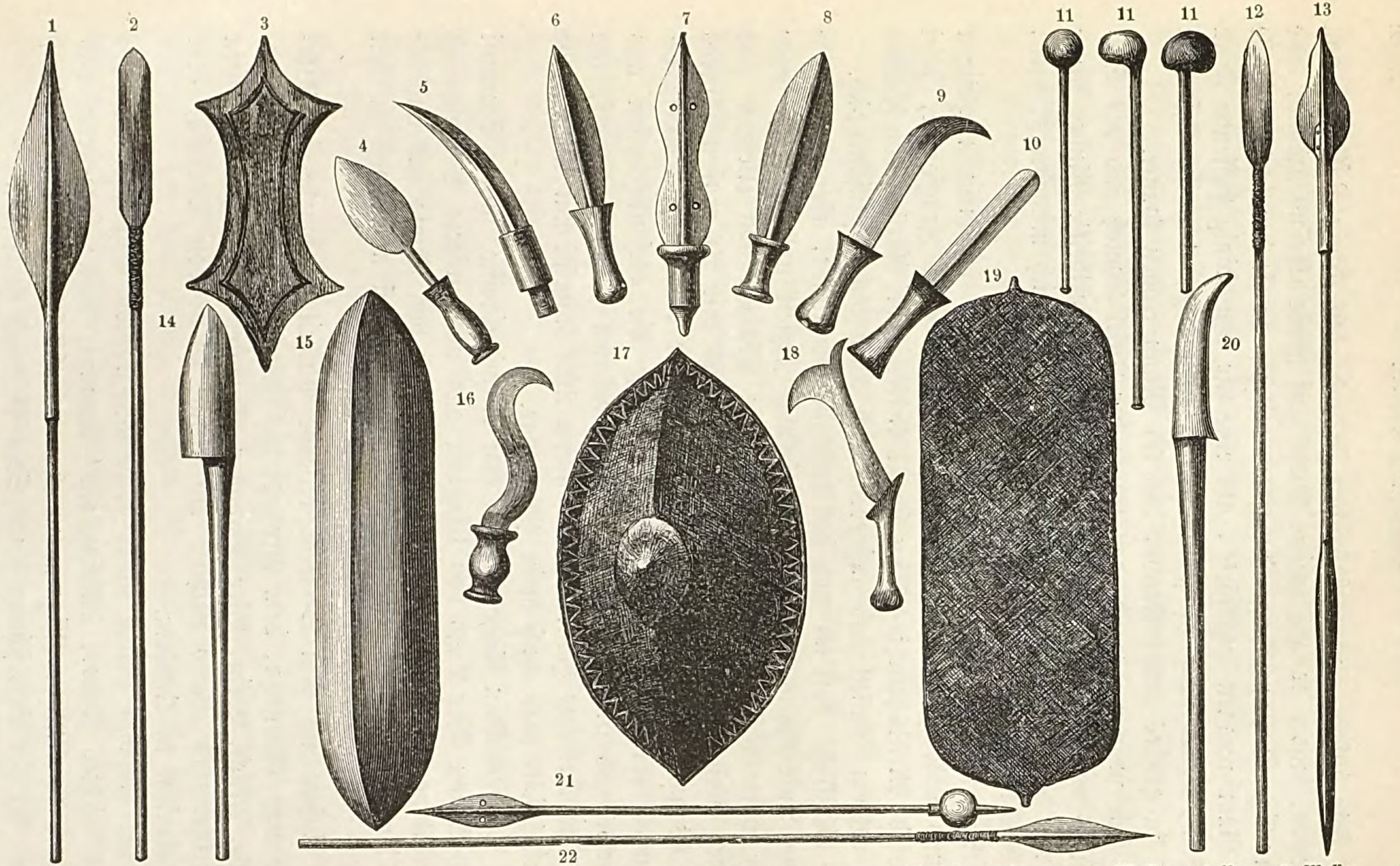
„Dank, Dank, Dank, o Dank, mein Herr!" erwiderte Sambusi,

indem er sein Gesicht im Staube rieb. Dann stand er auf, ergriff seine Speere, und dieselben wagerecht emporhaltend rief er aus: „Ich gehe auf des Kaisers Befehl, um Stamlih nach dem Muta=Nsige zu führen. Ich werde Stamlih durch das Innere von Unjoro nach dem See hinführen. Wir werden eine starke Palissadenverschanzung bauen und dort verweilen, bis Stamlih sein Werk vollendet hat. Wer soll mir widerstehen? Meine Trommel soll noch heute zur Truppenmusterung geschlagen werden, und ich werde alle die jungen Männer des Katonga=Thales unter meiner Fahne sammeln! Wenn Sambusi's Fahne gesehen wird, so werden die Wanjoro fliehen und meine Heerstraße weiß und frei lassen, denn der Kabaka ist es, der ihn aussendet, und Sambusi kommt im Namen des Kabaka! Dank, Dank, o vielen Dank, mein Herr, mein eigener theuerer Herr!"

Am Vorabend meiner Abreise hatte ich noch eine lange Unterredung mit dem Kaiser, dem es wirklich leidzuthun schien, daß die Zeit zu einem definitiven und letzten Abschiednehmen gekommen war. Der Hauptgegenstand der Unterredung war die christliche Kirche, welche man eben zu bauen angefangen hatte und in welcher der Gottesdienst von Dallington nach dem ihm von der Universitäten=Mission in Sansibar gelehrten Ritus verrichtet werden sollte, bis ein würdigerer Mann kommen würde, um seine Stelle einzunehmen.

Wir gingen die Grundlehren des christlichen Glaubens zusammen durch, und Mtesa wiederholte mir auf mein Gesuch alles wieder, was er von den durch die Annahme der christlichen Religion zu erzielenden Vortheilen und von den Vorzügen wußte, welche dieselbe über den Islam, in dem er früher unterrichtet war, erheben. Durch seine Bemerkungen bewies er, daß er ein sehr gutes Gedächtniß besaß und in seinen Glaubensartikeln recht festen Fuß gefaßt hatte. In der Nacht verließ ich ihn mit der dringenden, ernsten Bitte, an dem neuen Glauben festzuhalten und zu dem Gebete seine Zuflucht zu nehmen, indem er Gott bitten möge, ihm Kraft zum Widerstande gegen alle Versuchungen zu verleihen, welche ihn zur Verletzung der in der Bibel niedergeschriebenen Gebote verlocken könnten.

Früh am nächsten Morgen sandte mir noch der mir befreundete Neubekehrte viele Geschenke als Zeichen seiner Hochachtung, z. B. 4 Schilde, 16 Speere, 12 Messer, 10 Hakenmesser, 6 Spazierstöcke, 12 schön hergerichtete Felle und Pelze von wilden Thieren, 20 Pfund Myrrhen, 4 weiße Affenfelle, 10 Rinder, 16 Ziegen, ferner Bananen, Bier und Wein und eine Escorte von 100 Kriegern, die auf dem See bis Dumo mitfahren sollte.



1. Speer aus Ost-Manjema. 2. Speer aus Urundi, Karagwe und Uhha. 3. Schild aus Unjoro. 4. Messer aus Uregga. 5. Messer aus Rua. 6. Messer aus Uvuma und Usoga. 7. Messer aus Manjema. 8. Messer aus Uregga. 9. Messer aus Uganda. 10. Messer aus Ukerewe. 11. Keulen und Spazierstock. 12. Gewöhnlicher Speer aus Unjamwesi. 13. Speer aus Uregga. 14. Uganda Matschete. 15. Schild aus Manjema. 16. Hakenmesser aus Uhjeja. 17. Schild aus Uganda. 18. Hakenmesser aus Unjamwesi. 19. Schild aus Usongora und Bumbireh. 20. Usongora und Bumbireh Matschete. 21. Speer aus Manjema. 22. Speer aus Uganda.

Für unsern gemeinschaftlichen Freund, den König Lukongeh von Ukerewe, sandte er auf meine Bitte fünf große Elefantenzähne, eine anmuthige funfzehnjährige Jungfrau, welche, da sie der schönen Rasse von Gambaragara angehörte, als eine für den König passende Frau erschien, ferner noch 20 Pfund feinen Eisendraht, 6 weiße Affenfelle und ein großes neues Kanoe, das 50 Mann tragen konnte.

Für meinen Freund, den König der Insel Komeh und des Seegestades von Usindja, sandte er dasselbe und vertheilte Rinder unter die von dem König geschickten Gesandten, welche ich mitgebracht hatte, um diese Geschenke in Empfang zu nehmen.

Aus meinen eigenen Vorräthen übersandte ich meinem gütigen Freund Lukongeh einen Ballen mit verschiedenen Zeugsorten, zwei Gewinde Messingdraht, 27 kg schöne Perlen, zwei Anzüge von blauem und rothem Flanell und außerdem noch einen dicken Plüschteppich.

Glücklich, daß ich trotz des recht beschwerlichen, aber unvermeidlichen Aufenthalts doch so gute Erfolge erzielt und daß ich sogar mehr hatte leisten können, als ich den Königen von Ukerewe und Komeh versprochen, fuhr ich von Ntewi ab mit 20 großen Kanoes voll Waganda-Kriegern, mit fünf für meine persönliche Escorte bestimmten Kanoes, mit je zweien, welche die Gesandtschaften aus Ukerewe und aus Komeh nach Hause geleiten sollten, und elf, um auf dem Seewege Handelsverbindungen über Kagehji mit Unjanjembe anzuknüpfen, was auch mein Plan war.

An demselben Tage, wo ich von Ntewi abreiste, führte Sambusi 1000 Mann über Land von Ulagalla aus nach unserm Sammelplatz am Katonga-Flusse, wo auch die Expedition von Dumo aus und die vier Unterbefehlshaber Sekadjugu, Mkoma, Kurdji und Ngesi zu ihm stoßen sollten.

Unsere auf dem Seewege reisende Abtheilung wurde in Nakavidja von Gabunga, dem Großadmiral Mtesa's, gastfrei mit Rindfleisch, Milch, Wein, Bier, Bananen, Tomaten und süßen Kartoffeln bewirthet und ebenso nachher auf gleiche Weise von Djumba, dem Viceadmiral in Undjaku.

In Udjadju wurde unser Kautschuk-Ponton abgedankt und ein neues leichtes Kanoe, „Livingstone" benannt, dafür hergestellt, das ich nach dem Muta-Nsige mitzunehmen beabsichtigte, um der „Lady Alice" bei der Erforschung jenes Sees Beistand zu leisten.

Nach einer viertägigen Fahrt an der Küste entlang kamen wir in Dumo an und begrüßten unsere Reisegesellschaft nach einer Abwesenheit von drei Monaten fünf Tagen. Franz Pocock hatte sich der

besten Gesundheit erfreut und die Soldaten bewiesen durch ihre starken, wohlgenährten Gestalten, daß sie in Uddu auf das beste gelebt hatten und daß die sie betreffenden Befehle des Kaisers keineswegs misachtet worden waren. Die ganze Zeit über waren sie für mich kostenfrei erhalten worden, und ich konnte es nicht übers Herz bringen, die Waganda-Escorte an den Kaiser ohne irgendein Zeichen meiner Erkenntlichkeit zurückzusenden; demgemäß packte ich ein Geschenk zusammen, das aus vier Ballen Zeug und 64 kg auserlesener Perlen und noch aus verschiedenen andern Gaben bestand.

Wenige Tage genügten, um die Expedition neu zu organisiren, alle Ladungen umzupacken und das Boot, das nun fast neun Monate lang harte und schwere Dienste auf dem Victoria-See hatte leisten müssen, für den Landtransport nach dem Muta-Nsige vorzubereiten.

Das Kanoe „Livingstone" wurde auch in Stücke und zugleich in tragbare Lasten für die Landreise zerlegt. Dieses Kanoe war 7 m lang, 86 cm breit und 61 cm tief. Es war mittels Rohrfasern aus vier langen Planken und einem Kielstück zusammengefügt, und diese Bestandtheile bildeten, zusammen mit den Querbalken und dem Bugstück, leicht tragbare Lasten für 7 Mann.

Am siebenten Tage nach meiner Rückkehr nach Dumo traten wir unsern Marsch nach dem allgemeinen, am Katonga-Fluß belegenen Sammelplatz dieser zu einer Forschungsreise ausziehenden Armee an. Wir reisten durch Uddu in nordwestlicher Richtung, bis wir, auf den Kjogia-Fluß stoßend, dem Laufe dieses Nebenflusses des Katonga bis nach Kikoma folgten, wo wir über den Fluß setzten und in das Land Bwera hineinzogen, das mit Uddu parallel liegt und sich, von Koki westwärts, von Uddu bis an den Katonga ausdehnt.

Zu Kikoma mußten wir halt machen, bis Sambusi von unserer Ankunft benachrichtigt sein würde und bis wir von ihm Wegweiser erhalten könnten, die uns nach dem Sammelplatz hinführen sollten.

Diese Zwischenzeit suchte ich möglichst durch Jagen nach Wild auszunutzen, um für die Reisegesellschaft Fleisch herbeizuschaffen. Während der fünf Tage, in denen wir dort lagerten, war ich so glücklich, 57 Stück Hartbeest, zwei Zebras und einen Wasserbock zu schießen. Die Hauptursache meines großen Erfolgs war die in diesem wüsten, streitigen Districte vorhandene erstaunliche Menge von Wild und dessen Dreistigkeit; es ist nämlich hier vor Menschen ziemlich sicher, da diese selbst von den zahlreichen Löwen und Leoparden und auch durch die Nachbarschaft der Marodeure aus dem feindlichen Lande Ankori's verscheucht werden. Am ersten Tage, als ich auf die Jagd

ging, hatte ich binnen fünf Minuten fünf schöne Thiere erlegt, was nicht nur die Waganda-Leibwächter Mtesa's, sondern auch mich selbst in Erstaunen setzte.

Wir hörten, daß es in der Nachbarschaft von Kikoma viele Löwen gebe, aber obgleich ich weit in der Wildniß westlich von Kikoma herumstreifte, habe ich daselbst doch nie die geringste Spur eines Löwen oder Leoparden gesehen.

Die Ankunft der vom „General" Sambusi gesandten Führer machte diesem Aufenthalt ein Ende und ließ uns unsern Marsch fortsetzen. Am zweiten Tage erreichten wir den Fluß Katonga, der aber mehr den Charakter einer Lagune trägt; denn fließendes Wasser konnte ich in demselben nicht entdecken. Das ungefähr 1 km breite Bett des Katonga ist mit Stechgras und Papyrusstauden dicht bewachsen, das stagnirende Wasser ist 1 m und an einigen Stellen selbst etwas über 2 m tief.

Zum Uebersetzen über den Katonga brauchten wir einen ganzen Tag; wir bewerkstelligten es mit Hülfe der „Lady Alice", welche durch das dichte Schilf hindurchgezwängt werden mußte. In Ruwewa, am Nordufer des Katonga, gebot uns Sambusi's Marschverzögerung nochmals auf fünf Tage halt, was für mich eine schwere Geduldsprobe war und weder mit meinen Hoffnungen noch mit Mtesa's Instructionen übereinstimmte. Indessen hatten wir uns nun einmal so weit auf dieses Unternehmen eingelassen und waren von jedem andern, unser weiteres Vordringen ermöglichenden Mittel so weit entfernt, daß wir uns mit dem Gedanken trösten mußten, daß man ertragen muß, was nicht zu ändern ist; freilich in Gedanken verdammten wir ohne alles Erbarmen unsern zaudernden General. Die Landschaft zwischen Dumo und dem Katonga-Fluß bietet glatte, abgerundete Hügelrücken, die von breiten, wiesenreichen Thälern getrennt werden. Einzelne Ameisenhügel, sowie hier und da zerstreutes Gebüsch, unterbrechen ihre grünen Flächen. Es ist eine zum Grasen des Viehes vortrefflich geeignete Gegend, aber bei der Abwesenheit einer hinreichenden Bevölkerung ist dies eine vom Edelwild ganz besonders aufgesuchte Oertlichkeit, und dieses Wild ist so zahm und arglos, daß es zu einem leidlich guten Schuß leicht zugänglich ist. In den unbewohnten Partien des Landes sieht man nur wenige Bäume, mit Ausnahme der rauhen und stacheligen Euphorbien.

Dem Auge bieten sich hier manche weite Aussichten über ein wellenförmiges Land, auf grasbewachsene Hügel und Thäler, welche in fast regelmäßiger Reihe aufeinanderfolgen.

Da wir uns während unserer Reise in dieser Gegend einer ungewöhnlich guten Gesundheit erfreuten, so bildeten wir uns ein, daß die weiten, nach allen Seiten hin sich eröffnenden Fernsichten bei dieser der Gesundheit förderlichen Einwirkung des Landes einen starken Antheil hatten. So viel war gewiß, daß das Blut schneller circulirte, daß die Augen mit hellerm Glanze strahlten, und daß wir freier aufathmeten, als wir auf einem jener hohen, eine weite Aussicht über grasbewachsene Bergrücken gestattenden Berge standen, und daß wir das Land mit etwas parteiischer Vorliebe mit andern verglichen, die wir sonst gesehen und wo die Fieber nicht so herrschten.

Eine detaillirte Beschreibung von Uddu und Bwera würde eine ermüdende Arbeit sein, denn in den Umrissen von Berg und Thal, von Anhöhen und Hohlwegen, von Bergreihen und dazwischenliegenden Becken kehren häufig dieselben Formen wieder, aber in ihrem Totaleindruck von dem Gipfel irgendeiner Bodenerhebung betrachtet, zeigt die Gegend eine gewisse Erhabenheit und Großartigkeit.

Ich bemerkte, daß die von den Waganda bewohnten Landestheile in der Regel die Bergrücken und die tafelförmigen Gipfel der Hügel sind und daß die tiefern, ausgehöhlten Partien und Thalbecken den herumschweifenden Hirten der Wasuma zu Weidezwecken überlassen bleiben.

Am sechsten Tage nach unserer Ankunft in Ruwewa, im District Kahwangau, marschirten wir nach Langurwe, wo wir, wie uns Eilboten im voraus gemeldet hatten, den General Sambusi mit 1000 Mann antrafen. Wir lagerten in einer Entfernung von etwa einem Kilometer vom General und nahmen ein ganzes Dorf ein, aus dessen Pflanzungen wir so viel Nahrungsmittel entnehmen konnten, als unser Herz nur begehrte. Sambusi's Streitmacht hielt sich in den Dörfern nördlich von uns auf.

Im Laufe des Nachmittags stattete ich mit aller Förmlichkeit dem General meinen Besuch ab, denn die Weltklugheit und eine gewisse Vorahnung gaben mir die Weisung, daß die beste Methode, mittels welcher ich die von mir ins Auge gefaßten Pläne würde durchführen können, darin bestehen dürfte, daß ich auf die Schwächen dieses afrikanischen Generals äußerst aufmerksam war und alle Formen des Anstandes und der Höflichkeit gegen ihn beobachtete.

Während ich zur Zeit des Krieges mit Uvuma dem Kaiser bei seinen Morgenaudienzen regelmäßig und als geehrter Gast meine Aufwartung machte, hatte Sambusi mit seiner Streitmacht das Terrain hinter unserer Abtheilung innegehabt, und dieser Anführer hatte sich

damals sehr eifrig um meine Freundschaft beworben, was einer der Gründe war, weshalb ich ihn auswählte und seinen Namen dem Kaiser vorschlug. Als ich ihn aber jetzt wiedersah, fand ich, daß er in seinem Betragen den Kaiser in übertriebener Weise, jedoch ohne dessen Artigkeit und Freundlichkeit, nachahmte.

Als ich in den Hof eintrat, in dessen Bau die Absicht, seine Würde zu erhöhen — wenn man sagen kann, daß bloße Raumverschwendung die Würde vermehrt — deutlich hervortrat, bemerkte ich, daß der General aus der Mitte seiner Untergebenen aufstand und seine Stellung steif beibehielt, bis ich ihn bei der Hand faßte, worauf er sich so weit herabließ, meinen Gruß schwach und kalt zu erwidern.

Diese Manieren entsprachen im ganzen der Haltung, welche, wie ich mir dies im voraus gedacht hatte, das Resultat seiner Beförderung sein würde; dennoch äußerten sie eine recht erkältende und, wie ich nur gestehen will, auch etwas ärgerliche Wirkung auf mich und veranlaßten mich zu der Frage, ob irgendetwas nicht in Ordnung sei. „Nein", sagte er, „es ist alles in guter Ordnung."

„Warum benehmen Sie sich denn so steif gegen Ihren Freund?" fragte ich. „Gefällt Ihnen die Idee, nach dem Muta-Nsige zu gehen, nicht? Wenn Sie Ihre Ernennung zu dieser Stellung beklagen, so kann ich um einen andern nachsuchen."

„Ob ich nun zu diesem Reisezuge Lust habe oder nicht, das kann den Befehl des Kabaka nicht ändern", entgegnete er. „Ich habe meine Befehle erhalten, Sie nach dem Muta-Nsige zu geleiten, und ich werde Sie dorthin führen. Ich bin kein Kind, ich bin ein Mann und mein Name ist ziemlich gut bekannt in Unjoro, denn die Wanjoro und Wasongora haben die Schärfe meines Speers gefühlt, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie mich, bevor ich Sie an den See gebracht, in die Flucht zu schlagen vermögen. Ich stehe jetzt hier an der Stelle des Kabaka, denn ich repräsentire ihn hier und die Armee steht unter meinem Befehl. Sambusi, Ihr Freund in Uvuma, hat sich jetzt in den General Sambusi verwandelt. Verstehen Sie mich?"

„Vollkommen", antwortete ich. „Ich habe nur wenige Worte darauf zu erwidern, und Sie werden mich ebenso gut verstehen, wie ich Sie verstehe. Ich wünsche nach dem See Muta-Nsige zu reisen. Solange als Sie mich dahin führen und damit die Befehle des Kaisers genau befolgen, soll Ihnen von meiner Seite ebenso viel Ehre und Achtung zutheil werden, als wenn Sie der Kaiser selbst wären, und außerdem sollen Sie eine so reiche Belohnung erhalten, daß sogar der

Katekiro von Uganda Sie darum beneiden wird. Mit Ihren Anordnungen über den Marsch oder das Aufschlagen des Lagers habe ich, solange wir in Uganda sind, nichts zu thun; aber wenn wir die Grenze von Unjoro überschreiten, möchte ich Ihnen doch, in Anbetracht daß wir gegen den Willen des Volkes in dessen Land einziehen, als Freund rathen, die Armee zusammenzuhalten, sodaß ein gemeinschaftliches Lager errichtet und gute Stellungen eingenommen werden, und daß Sie, wenn irgendeine Störung oder ein Angriff uns bedroht, nicht ohne den Rath anderer handeln, die da fähig und bereit sind, Ihnen Rath zu ertheilen. Das ist alles."

„Es ist gut", sagte er, „wir verstehen nun einander. Wir wollen in langsamem Schritt bis an die Grenze marschiren, damit die andern Häuptlinge Zeit haben, heranzukommen, und dann sollen Sie selbst urtheilen, ob die Waganda zu marschiren verstehen."

Wenn wir die ganze Sachlage so betrachten, wie wir sie in ähnlichen Verhältnissen in Europa anschauen würden, konnte man Sambusi deshalb nicht tadeln, daß er ein würdevolles Wesen annahm, und nur indem ich die Sachlage mit europäischen Verhältnissen auf gleiches Niveau stellte, konnte ich das, was man sonst an ihm als ein grobes Betragen hätte auffassen können, übersehen und verzeihen. Sambusi's Streitmacht mußte ja der Zahl nach zwanzigmal stärker werden als die meinige, und nur durch seine Vermittelung und Beihülfe konnte ich mich ja durch Unjoro hindurchschlagen. Die Klugheit gab mir den Rath, daß ich falschen Stolz bei der Ausführung und dem Erfolge meines Unternehmens nicht zu einem Hinderniß werden ließ, und ich beschloß auf den Rath der Klugheit zu hören.

Unsere Reise nach Kawanga an der Grenze von Uganda ging am nördlichen Ufer des Katonga entlang durch eine offene wellenförmige Gegend, welche häufig durch kleine, in den Katonga einmündende Flüsse und Bäche durchschnitten wurde. Obgleich diese Gewässer zum Theil Flüsse genannt werden, so lassen sie doch keine Strömung bemerken, sondern sind nur flußähnliche Sümpfe oder breite Abzugskanäle, welche mit Binsen, Stechgras und Papyrus in derselben Weise wie der Katonga selbst vollgestopft sind. Nördlich und südlich von demselben steigt in einer Entfernung von ungefähr 16 km das Land schnell empor, und hier entspringen zahlreiche Bäche klaren, süßen Wassers, aber indem sie ins Katongathal hinabfallen, vereinigen sie sich und werden von breit ausgedehnten flußähnlichen Sümpfen absorbirt, deren schlammiger Inhalt von dem breiten, lagunenartigen Katonga langsam

abgeleitet wird.* Er behält diesen Charakter bis in die Nähe des Fußes eines niedrigen Bergzuges bei, welcher die Zuflüsse des Muta-Nsige von denen des Victoria-Sees scheidet. Der Kamm dieses Berges liegt nicht höher als 76 m über dem Bett des Katonga und die Entfernung zwischen seinem östlichen und westlichen Fuße beträgt nicht über $3^1/_4$ km; längs des östlichen Fußes krümmt sich aber das Bett des Katonga von Nordwesten her, und längs des westlichen strömt in schnellem Laufe der Rusango vom Fuße des Lawson-Berges südwärts nach dem Muta-Nsige zu.

Außer in der Nachbarschaft des Katonga ist kaum etwas von einer Ebene zu sehen. Unsere Augen ruhten auf grasbewachsenen Schluchten, Abhängen und Bergrücken und täglich wurde die Fernsicht von blauen Hügelreihen begrenzt, welche, je weiter wir nach Westen vordrangen, mehr und mehr die Höhe von Bergen annahmen.

Als in Kawanga die Streitmacht Sambusi's sich vollständig gesammelt hatte, bestand unsere Armee aus folgenden streitbaren Kriegern:

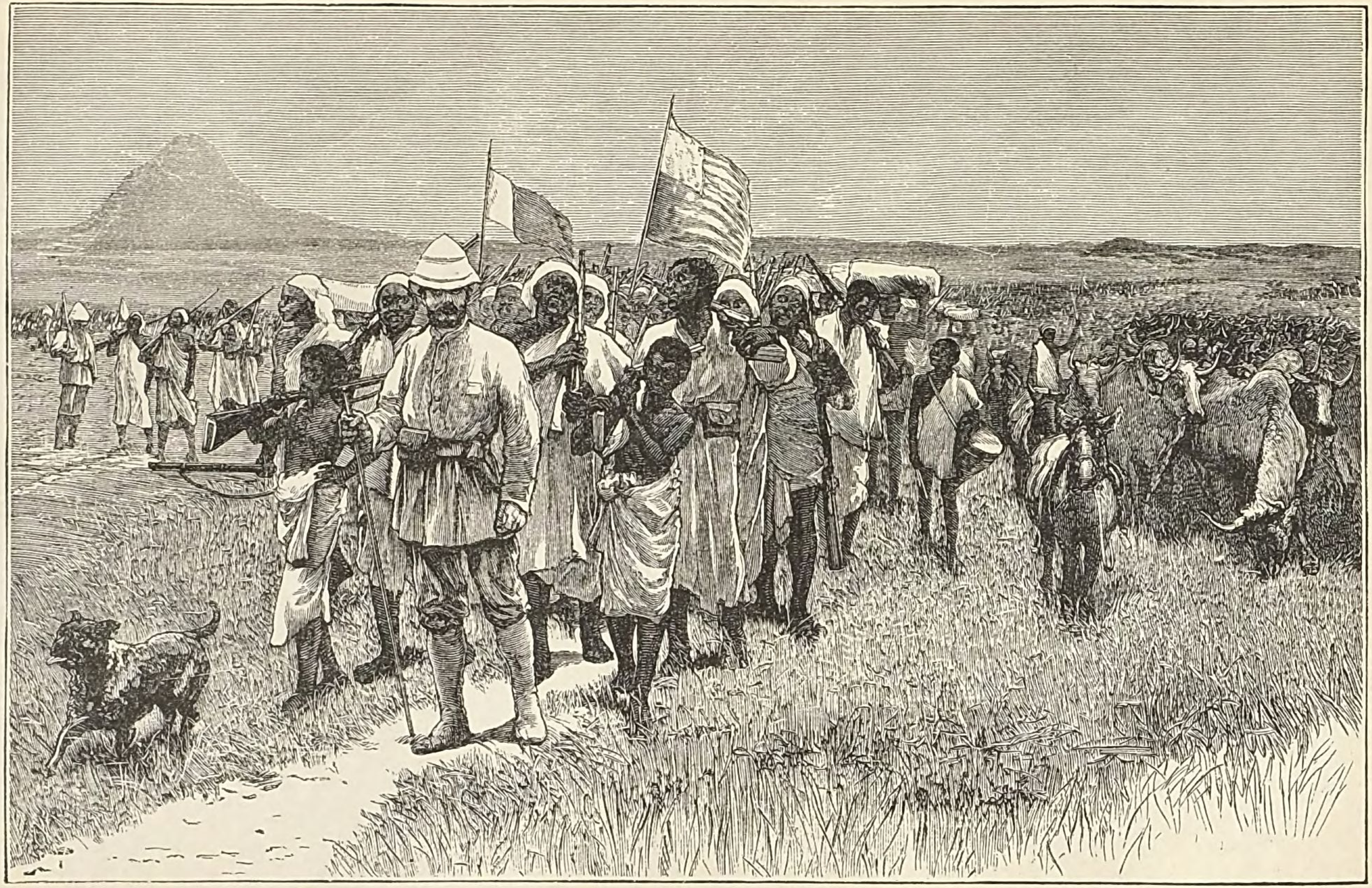
Die Expedition des Daily Telegraph und New York Herald	180
General Sambusi	1000
Oberst Mkoma	250
Oberst Ngesi	250
Oberst Sekadjugu	450
Hauptmann Mrowla	100
Hauptmann Kurdji	40
	2270
Mtesa's Leibwache unter dem Sergeanten Sabadu	20
Summa:	2290

Da dieser kleinen Armee noch ungefähr 500 Weiber und Kinder folgten, so berechnet sich die Totalsumme auf nahezu 2800 Seelen.

Bei dem Oberst Sekadjugu befanden sich vier Männer aus Gambaragara von auffallend heller Hautfarbe, welche sich der von Europäern mit gebräunten Gesichtern näherte. Auch in ihren Sitten und Gewohnheiten unterschieden sie sich wesentlich von den Waganda. Sie hatten ihre eigenen Milchkühe bei sich und ihre Nahrung schien durchaus nur aus Milch zu bestehen. Die Gesichtszüge dieser Leute waren, abgesehen von ihrer Hautfarbe, so regelmäßig und bemerkenswerth, daß meine Wißbegierde und mein Forschungstrieb in Bezug auf sie aufs höchste gespannt wurde. Ich hatte schon bemerkt, daß sich einzelne Repräsentanten dieses Volksstammes an den Hof Mtesa's ver-

---

* Am Zusammenfluß des Wakassi mit dem Katonga ergab die Messung mittels des Siedepunkts eine Höhe von 4111 Fuß (1253 m) über dem Meere, nur $5^1/_2$ m höher als an den Ripon-Fällen!



Marsch durch Unjoro. Der Berg Gordon-Bennett in der Ferne. I. S. 387.

irrt hatten, aber ich hatte dort nicht die mir gegenwärtig gebotene Gelegenheit gefunden, mich mit der definitiven Erforschung der Verhältnisse dieser Rasse zu beschäftigen. Ich stelle nun hier alles zusammen, was ich sowol aus ihrem eigenen Munde, als aus den Mittheilungen des Obersten Sekadjugu, der von den Waganda am besten über sie unterrichtet war, habe sammeln können.

Diese Leute mit heller Hautfarbe und regelmäßigen Gesichtszügen stammen aus Gambaragara, einem zwischen Usongora und Unjoro liegenden Lande. Gambaragara umfaßt alle die unmittelbar an den Fuß des hohen Berges Gordon-Bennett, auf dessen Gipfel man häufig Schnee liegen sieht, angrenzenden Districte. Wir bekamen während unsers Zuges durch Unjoro die Aussicht auf diesen hohen Berg, welcher nordwestlich vom westlichen Benga in Unjoro lag; aber die Entfernung war für mich zu groß, als daß ich ihn genau beschreiben könnte. Er erschien mir wie ein ungeheuerer abgestumpfter Kegel von ungefähr 14—15 000 Fuß (4250—4500 m) Höhe.

Nach Sekadjugu's Angaben steigt der Berg in einer Reihe von Terrassen aus einer horizontalen Ebene empor; zahlreiche Wasserfälle stürzen an seinen steilen Abhängen herunter und man braucht zum Ersteigen seines höchsten Gipfels gewöhnlich zwei Tage. Der König Nj-ika lebt mit seinen vornehmsten Häuptlingen und ihren Familien in Kriegszeiten auf dem höchsten Theile des Berges, welcher, nach den Berichten, einem erloschenen Krater etwas zu ähneln scheint. Sie beschrieben ihn mir als eine von hohen Felswänden umgebene Aushöhlung, welche einen kleinen runden See enthält, aus dessen Mitte sich ein hoher, säulenförmiger Fels erhebt. Es ist dort sehr kalt und es fällt häufig Schnee. Der Gipfel, die Abhänge und besonders der Fuß des Berges sind dicht bevölkert; aber so zahlreich auch diese Volksstämme sind, so wird doch ihr Muth und ihre Kriegstüchtigkeit von den Waganda sehr verhöhnt. Diese sagen ihnen nach, daß sie lieber in Höhlen und auf den Gipfeln fast unzugänglicher Felsen sich Zufluchtsorte aufsuchten, als daß sie sich ins Freie zu einer Feldschlacht hinauswagten.

Obgleich sie wahrscheinlich den Waganda in Bezug auf ihren Muth nachstehen, müssen sie sich doch zeitweilig auch im Kriege einmal ausgezeichnet haben, sonst würde es mir unerklärlich bleiben, wie die tapfern und kriegerischen Bewohner von Usongora sich dem Könige Nj-ika von Gambaragara haben unterwerfen können.

Dieser König besitzt mehrere Dörfer in verschiedenen Theilen des Gebirges, und er scheint von einem zum andern überzusiedeln, je

nachdem seinen zahlreichen Rinderheerden auf den einzelnen Weideplätzen das Futter zu mangeln anfängt. Da Milch das Hauptnahrungsmittel dieser Leute ist, so läßt sich wol annehmen, daß Gambaragara und Usongora überaus reich an Rindern sind. Der Katekiro von Uganda soll bei seinem großen Einfall in diese Gegend „50000“ Stück Rindvieh zusammengeraubt haben. General Sambusi begleitete ihn während dieser thatenreichen Zeit und hat mich oft in Mußestunden mit lebhaften Schilderungen seiner Abenteuer ergötzt.

Das Volk ist eine Rasse von ganz eigenthümlicher Körperbildung. Sie sollen einstmals ganz weiß gewesen und aus dem nördlichen Unjoro ausgewandert sein, aber gegenwärtig sind die dunkel- und die hellfarbigen Individuen an Zahl ungefähr gleich. Die Schwarzen sind infolge der in früherer Zeit schnell aufeinander folgenden Kriege und der Wechselheirathen zwischen den Siegern und ihren Gefangenen entstanden und sind eine Rasse mit auffällig langen Gliedern und schlanken Körpern. Die königliche Familie sowie die Familien der Häuptlinge beharren bei ihrer Abgeschlossenheit und heirathen nur unter sich, woraus es sich erklärt, daß die ursprüngliche Farbe der Gründer dieses Staates sich erhalten hat. Die Frauen sollen ganz ausnehmend schön sein; ich habe verschiedene von ihnen gesehen, und obgleich ich sie nicht gerade schön — wie wir diesen Ausdruck in Europa und Amerika verstehen — nennen möchte, so sind sie doch allen Frauen, die ich sonst in Afrika gesehen, überlegen und haben mit den Negerinnen nichts gemein als das Haar. Man sagt, daß ihnen auch die Obhut über Kabba-Rega's Zaubermittel anvertraut ist, und daß sie durch Erbrecht das Privilegium von Priestern der Musimu von Unjoro besitzen.

Ich hatte erwartet, irgendetwas von ihrer Ueberlegenheit über ihre körperlich weniger begünstigten Nachbarn in Rücksicht auf ihre Sitten und Gebräuche oder ihre ganze Lebensweise zu hören, doch wurden in dieser Beziehung meine Erwartungen getäuscht.

Am Neujahrstage des Jahres 1876 zog unsere beinahe 2800 Menschen zählende Armee in Reihe und Glied aus dem Schatten der Pisanghaine von Kawanga heraus, jede Abtheilung unter der Fahne ihres betreffenden Führers und jede auch an der eigenthümlichen Art von Musik kenntlich, welche der große Häuptling, dem sie zu Kriegsdiensten verpflichtet war, für dieselbe angeordnet hatte. So konnte man Sambusi's eigene Streitmacht schon aus großer Entfernung vermöge einer eigenthümlichen Tonweise unterscheiden, welche, wie mir dies die Waganda erklärten, ankündigte: „Mta-usa, Mta-usa kommt

jetzt!" oder: „Jetzt kommt der Räuber, der Räuber!" Lukoma's Musikbande ließ in ähnlicher Weise erklingen: „Mkoma, Lukoma ist nahe!" „Schauet aus nach Lukoma!" Sekadjugu's Name wurde andererseits in der Manier eines Klingklangs verschiedener Glocken angedeutet oder zu „Se-ka-dju-gu, Sekadjugu!" auseinandergezogen.

Als wir aus dem Laubdach unsers unter Pisangbäumen aufgeschlagenen Lagers hervortauchten, zog sich unser Heereszug auf der engen Straße zu einer langen Linie auseinander. Sekadjugu wurde dem Vortrab, Lukoma dem Nachtrab als Führer zugewiesen, Sambusi und die anglo-amerikanische Expedition nahmen das Centrum ein, während die kleinern Abtheilungen unter den Hauptleuten Ngesi, Mrowla und Kurdji zur Rechten und Linken Stellung nahmen, um die Hauptcolonne gegen Hinterhalte zu schützen. Mit diesen Anordnungen wurde keine Zeit verloren, und bei Sonnenaufgang gab die große Trommel Sambusi's das Zeichen zum Marsche. Um Mittag nahmen wir ein unter dem Namen Salz-Bunder bekanntes verlassenes Lager am Nabutari, dem Grenzfluß zwischen Unjoro und Uganda, ein. Wir beobachteten, daß die Höhen auf dem gegenüberliegenden Ufer von vielen Wanjoro besetzt waren.

Mit dem östlichen Ufer des Flusses Nabutari oder Nabwari nahmen die milden und stillen Wiesenlandschaften, welche wir von Dumo am Victoria-See an bis hierher fast ausschließlich vor Augen gehabt hatten, ein Ende, denn gleich am Westufer begann eine rauhere Gegend, welche, je weiter wir nach Westen vorrückten, täglich mehr den Charakter eines Gebirgslandes annahm. Die ganze Landschaft löste sich in Bergmassen von bedeutender Höhe auf, in kahle und zackige Bergrücken, isolirte, schroffe und holperige Hügel, welche von welligen Landstrecken getrennt wurden, auf deren Oberfläche man manchmal große Platten von Eisensteinfels, vermengt mit Granitfragmenten, bemerkte. Jeder Tagesmarsch bot unsern Blicken zwei oder drei Berge von ungewöhnlicher Höhe dar, welche uns bei der Messung von Winkeln und der correcten Aufzeichnung unserer Reiseroute gute Dienste leisteten, da alle andern gegen sie winzig klein erschienen.

Am 2. Januar überschritten wir den Fluß Nabutari oder Nabwari, zogen nun in das feindliche Unjoro hinein, legten auf einem durchaus ungestörten Marsche 16 km zurück und nahmen am Ende desselben verschiedene Dörfer im südlichen Ruoko in Unjoro ein. Wenn wir auch von dem Eintritt in ein anderes Land keine Kunde gehabt hätten, so würden wir diese Thatsache doch sogleich erkannt haben an dem

Unterschied in dem Aufbau der Hütten und an den Vegetabilien, welche das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen bildeten; denn während in Uganda uns die Bananen hauptsächlich zur Nahrung dienten — und sie erwiesen sich gut, gesund und verdaulich —, bestand auf unserm Zuge durch Unjoro unsere tägliche Kost aus süßen Kartoffeln und Salz, und nur einige andere Gemüsearten, wie sie eben durch Fourragiren zu erlangen waren, gewährten etwas Abwechselung.

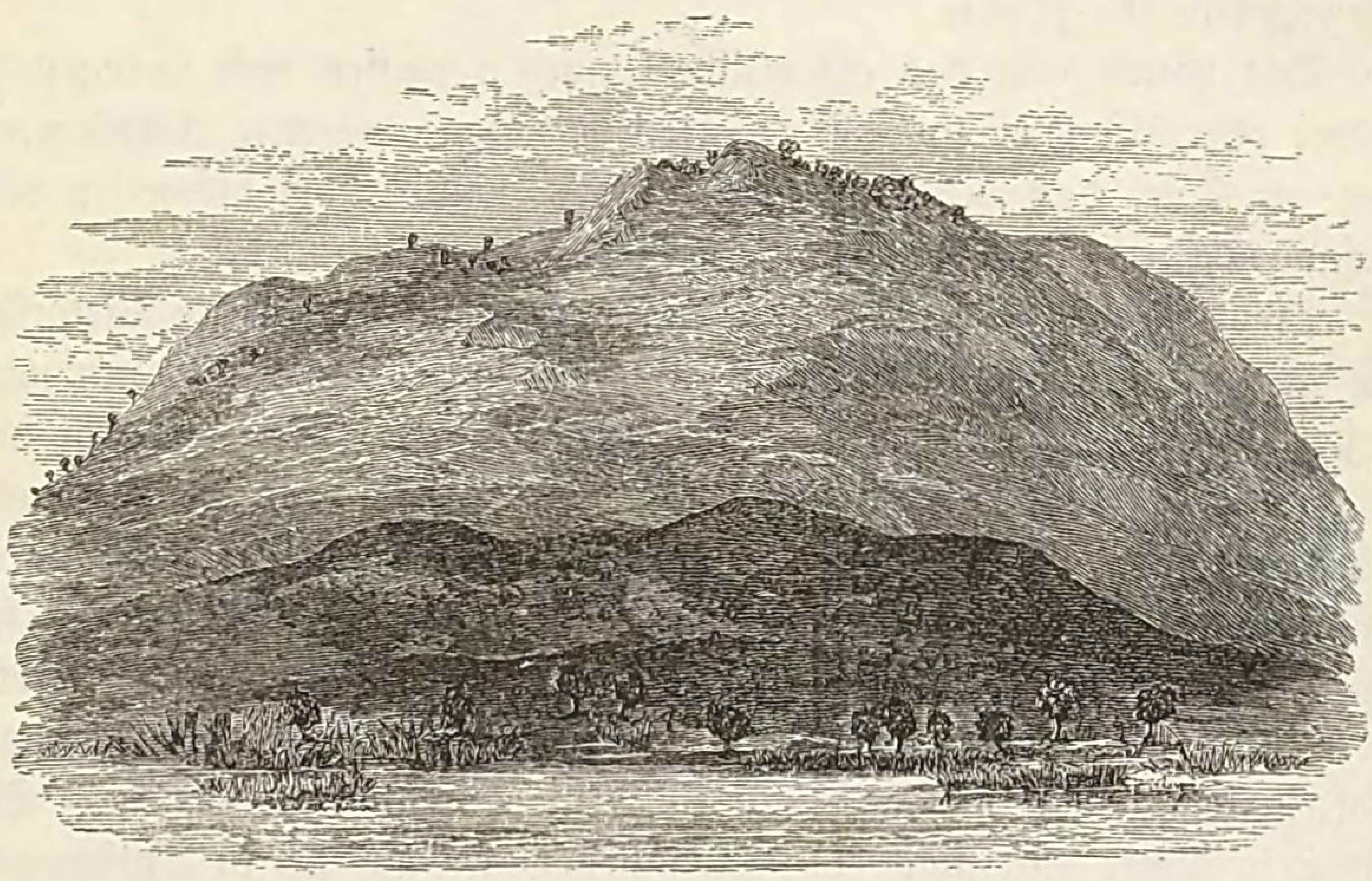
Es war ein ergötzliches Schauspiel, die Hast zu sehen, mit welcher die verschiedenen Abtheilungen über die Felder herstürzten, um ihre Rationen auszugraben. Es schien auf den ersten Blick, als wenn wir unsere Armee hergebracht hätten, um die Ländereien Unjoros von neuem anzubauen, so dicht geschart und so geschäftig waren die auf den Dorfäckern grabenden Leute. Das Graben wurde bis zum Sonnenuntergang fortgesetzt und solche Massen von Kartoffeln wurden in das Lager geschafft, daß es mir vorkam, als ob sich in unsern Leuten etwas wie Plünderungsgelüst regte.

Inzwischen wurde doch unserm Vorrücken kein Hinderniß in den Weg gelegt und unsere Besetzung des südlichen Ruoko konnte ungestört erfolgen. Sambusi und Sekadjugu erkannten hierin unheilschwangere Vorbedeutungen. „Die Wanjoro", sagten sie, „müssen sich anderswo sammeln, um uns Widerstand zu leisten; denn die Eingeborenen pflegen sonst, wenn wir einen Einfall in dieses Land machen, uns von den Berggipfeln aus anzurufen, um sich nach den Beweggründen unsers Einmarsches zu erkundigen; jetzt aber ist das Land überall still und wie ausgestorben; kein einziger Bewohner läßt sich blicken." Sie beschlossen deshalb, Spione nach allen Richtungen auszusenden, um die Ansichten der Eingeborenen über unsern seltsamen Einfall in ihr Land auszukundschaften, und um zur Einziehung sicherer Nachrichten Zeit zu gewinnen, wurde befohlen, am nächsten Tage im Lager zu rasten.

Am 5. Januar kündigten die verschiedenen Musikbanden und Kriegstrommeln den Aufbruch zur Fortsetzung des Marsches an. Da die Waganda mit Gepäck, mit Ausnahme des von ihren Weibern getragenen Bettzeuges, der Matten und überflüssigen Kleider nicht belastet waren, so marschirten sie schnell vorwärts und legten dadurch unserer schwer beladenen Reisegesellschaft eine mühevolle anstrengende Arbeit auf; aber meine Leute ließen mich trotzdem nicht im Stich; sie waren ja schon lange für solche gelegentlich, wie jetzt wieder, eintretende Fälle einexercirt und hielten mit den leicht ausgerüsteten Waganda wacker Schritt. Die Männer, welche die Bootsectionen und das Kanoe trugen, jagten wie Rennpferde und kamen bald nach dem Vortrabe im

Lager an. Bei unserm Zuge durch den District Süd-Ruoko kamen wir in eine unbewohnte Berggegend und lagerten nach einem 17—18 km langen Marsche in Kasinga, im östlichen Benga.

Am nächsten Tage setzten wir über den Katonga, denn unser Weg nahm jetzt eine westliche Richtung und ging durch das westliche Benga. Von dem Gipfel eines hohen Berges in diesem Districte sahen wir in weiter nebeliger Ferne eine ungeheuere blaue Bergmasse, welche, wie man uns sagte, der „Große Berg" im Lande Gambaragara war. Ich nannte ihn zu Ehren meines amerikanischen Chefs Gordon-Bennett.



Der Edwin Arnold-Berg.

Unsere Fourragirer bekamen hier zum ersten mal von einigen Eingeborenen etwas zu sehen und zu hören. Diese schrien uns zu, wir möchten nur ohne Furcht weiterziehen, obgleich sie die Möglichkeit unserer Rückkehr bezweifelten, wenn uns nicht etwa Flügel wüchsen, wie den Vögeln, sodaß wir durch die Luft fliegen könnten. Einige Verstecke der Eingeborenen wurden auch durch Zufall in dem hohen Grase jenseit der Felder aufgefunden. In einer kleinen Entfernung vom Dorfe fanden wir auch viele tiefe Gruben mit kleinen kreisrunden Oeffnungen. Eine genauere Untersuchung ergab, daß von der Grube aus unter der Oeffnung verschiedene Gänge zu geräumigern Aushöhlungen führten, welche ebenso vielen Zimmern glichen. Solche unterirdische Wohnungen werden in Süd-Unjoro häufig gebaut.

Nach einem Marsche von beinahe 26 km durch eine wilde Gegend lagerten wir am 8. Januar auf dem östlichen Ufer des Flusses Mpanga.

Derselbe entspringt nahe am Fuße des Berges Gordon-Bennett und trifft, nachdem er einige Kilometer östlich von dem hochragenden Buckel des Edwin Arnold-Berges hingeflossen, auf den Fluß Rusango, der nordwestlich vom Lawson-Berg durch den District Kibanga in Ankori fließt; vereint stürzen dann die beiden Flüsse mit Ungestüm ein wenig nördlich vom Westpunkt aus vorwärts und münden, nachdem sie mehrere Wasserfälle gebildet haben, in den Beatrice-Golf. Der Edwin Arnold-Berg, dessen Höhe etwa 2700 m über dem Meeresspiegel beträgt, erhob sich westlich von unserm Lager am Mpanga in einer Entfernung von 9—10 km.

Wir hatten nun das eigentliche Unjoro verlassen und drangen in Ankori oder Usagara ein. Eine alte, verfallene hölzerne Einzäunung zeigte uns an, daß dieser äußerste Winkel von Ankori bisweilen von Wasagara-Hirten der Weideplätze wegen aufgesucht wurde.

Die mittlere Höhe unserer verschiedenen Lager, von dem Victoria-See an, ging nicht über 1400 m hinaus; aber als wir weiter nach Westen zogen, wurden die Nächte empfindlich kalt. In der Nacht des 7. Januar sank das Thermometer bis auf $9^1/_3$° R. und in der Nacht des 8. auf 10°. Diese kalte Temperatur wurde ohne Zweifel durch Nachtwinde, die vom Gordon-Bennett-Berge herwehten, veranlaßt. Nebel, welche mit den berüchtigten Novembernebeln in London wetteiferten, herrschten regelmäßig an jedem Morgen und machten die Morgenzeit an jedem Tage naßkalt, düster und unangenehm. Sie waren so dicht, daß man eine Menschengestalt auf 50 m Entfernung nicht erkennen konnte, und nur Hörner und Trommeln deuteten uns auf unserm Marsche den Weg an. Während der Nachmittage klärte sich die Atmosphäre ein wenig auf, und die am Westhimmel hinter tiefen Schichten düstern Gewölks kämpfende Sonne bemühte sich, uns durch einzelne Lichtblicke zu zeigen, daß der Tag schon seinem Ende zuneige.

Am 9. Januar 1876 gaben die wirbelnden Trommeln schon zwei Stunden vor Sonnenaufgang das Zeichen zum Aufbruch, denn wir hatten eine lange Tagereise vor uns und sollten an diesem Tage Usimba, das Land des Häuptlings Ruigi, betreten.

Bis zu Tagesanbruch zogen wir am Rusango entlang oder doch nicht weit von diesem Fluß entfernt, dessen viele großen und kleinen Wasserfälle und Stromschnellen uns anzeigten, mit welchem Ungestüm er sich nach dem Muta-Nsige hinabstürzt. Beim Eintritt der Morgendämmerung befanden wir uns in einer eigenthümlich wilden, aber malerisch schönen Gegend, einer afrikanischen Schweiz.

Bergspitzen, -Kegel und -Höcker, sowie kuppelähnliche Hügel ragten

nach allen Richtungen hin empor, während eiskalte Gewässer zwischen zerspaltenen und nackten Felsen sich hindurchdrängten oder mit wüthendem Tosen unter natürlichen Felsenbrücken hervorstürzten. Die griesigen Sandsteinblöcke, welche den Gewässern des Rusango den Weg zu versperren suchten, erschienen in sehr verzerrten und excentrischen Formen, oft wie schlackenähnliche Massen. Die Spuren irgendeiner Naturkraft, welche vor langer Zeit diese Gebirgsgegend krampfhaft erschüttert hatte, waren an mannichfachen Gebilden erkennbar, die wie Bergtrümmer erschienen. Die Schichten waren senkrecht, Adern von weißem Quarz zogen sich an einigen Stellen längs der Lagen der einzelnen Schichten hin, und an andern schien dieser Quarz gleichsam in rundliche Formen hineingegossen zu sein, welche dann die ungestümen Gewässer durch ihr unaufhörliches Anprallen ausgehöhlt hatten, indem sie den Quarz wegspülten und große Höhlungen, Klüfte und Spalten im Sandstein zurückließen. Ein Nebenflüßchen des Rusango lief vom Süden her über ein Bett geglätteten Basalts, welcher gleichfalls große Quarzadern enthielt.

Bald nach Mittag langte die Hauptcolonne auf der Mitte einer ca. 1700 m über dem Meere liegenden Vertiefung in dem Usimba-Bergrücken an, von wo aus wir, fern unter uns, die Felder, Gärten und Dörfer des volkreichen Landes des Königs Ruigi zu Gesicht bekamen. Aber das plötzliche Vorrücken des Vortrabs mit fliegenden Fahnen und wirbelnden Trommeln mitten in die bestürzten Eingeborenen hinein hatte für den Augenblick die schöne, lächelnde Gegend entvölkert und für das Hauptcorps eine freie, offene Straße gelassen. Wenn die Eingeborenen von der Art unsers Anrückens Kenntniß gehabt hätten, so wäre ihnen eine äußerst günstige Gelegenheit geboten gewesen, an den Nachzüglern hinter der Nachhut in vollem Maße Rache zu nehmen, denn der überlange Marsch von 30 km hatte den bisher sich dicht zusammenhaltenden Heereszug größtentheils in kleine Banden entmuthigter und ermüdeter Nachzügler aufgelöst, ohne daß Abhülfe möglich war. Ein Bursche Namens Andrew, von der britischen Mission in Sansibar, hatte seine Bürde abgeworfen und sich in die Gebüsche versteckt, um dort seine Müdigkeit auszuschlafen, und eine Abtheilung von 20 Mann mußte vom Lager aus 8 km weit zurückgesandt werden, um ihn auszukundschaften. Glücklicherweise retteten sie ihn, der schon von einem Trupp Eingeborener bedroht wurde, noch zu rechter Zeit. Einige erkrankte Waganda fielen am Abend der Wuth einer herumstreifenden Bande von Eingeborenen zum Opfer, welche unser Erscheinen in große Aufregung versetzt hatte.

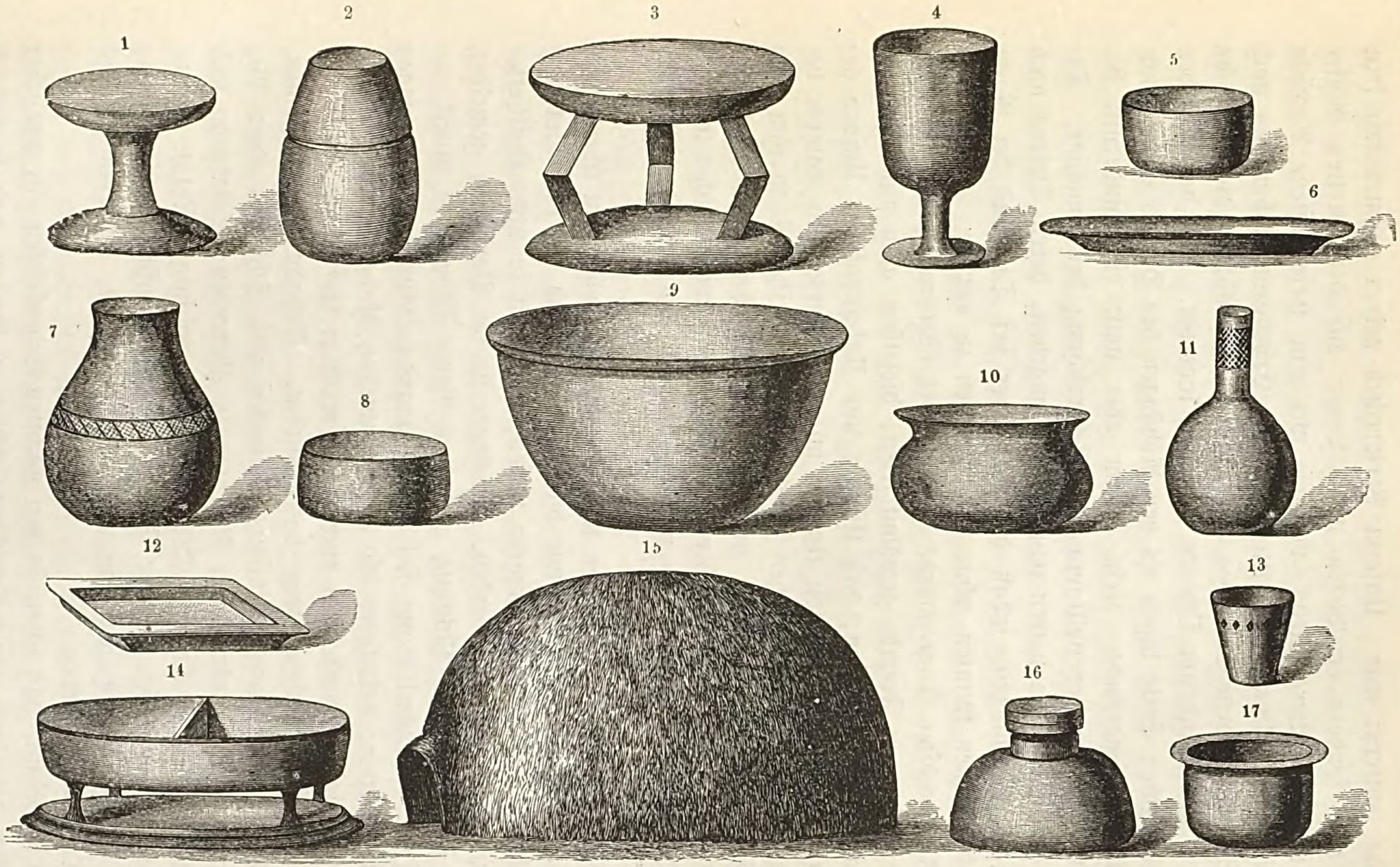
Unser Herabsteigen in die Felder von Usimba kam so unerwartet, daß sich die Einwohner in völliger Unwissenheit über unsern Charakter und unsere Nationalität befanden. Indem sie wegliefen, fragten sie den Vortrab, warum der König Ankori seine Leute in ihr Land sende, und kündigten ihnen drohend an, daß sie am nächsten Tage sich zum Kampfe mit ihnen einstellen würden. In der Nacht offenbarte jedoch die große Kriegstrommel des Generals Sambusi weit und breit den Charakter der Streitmacht und verkündigte zugleich, daß die Waganda mitten unter ihnen waren.

Am nächsten Tage hielten alle Häuptlinge und Anführer unserer Expedition eine Rathsversammlung, in welcher beschlossen wurde, in der folgenden Nacht 200 Mann auszusenden, um einige Gefangene ins Lager zu bringen, durch deren Vermittelung wir dem König Ruigi von Usimba und dem König Kaschesche von Unjampaka, welches Land westlich von Usimba an den See grenzt, unsere Absichten mittheilen könnten. Da der See nur $6^1/_2$ km entfernt lag, so war es nothwendig uns zu vergewissern, wie wir von den Eingeborenen angesehen würden und ob wir erwarten könnten, daß man uns gestatten werde, ungefähr einen Monat lang ein Lager friedlich innezuhaben.

Ungefähr zehn Gefangene wurden eingebracht und nach Empfang von Geschenken an Zeug und Perlen wieder freigelassen, um ihren betreffenden Häuptlingen die Nachricht zu überbringen, daß die Waganda einen weißen Mann hergebracht hätten, welcher den See zu sehen wünsche und welcher um die Erlaubniß bitte, einige Tage friedlich im Lande wohnen zu dürfen; daß der weiße Mann für alle von den Fremden verzehrten Nahrungsmittel zu bezahlen beabsichtige; daß er kein Dorf in Besitz nehmen und sich an keinem Eigenthum vergreifen, sondern sein Lager getrennt von den Dörfern aufschlagen würde. Die Eingeborenen, welche Lebensmittel zu verkaufen hätten, wurden ersucht, sie in dieses Lager zu bringen und Bezahlung dafür in Zeug, Perlen, Messing oder Kupfer anzunehmen. Sie könnten sicher sein, daß sie, solange sie selbst keine Veranlassung gäben und Frieden hielten, nicht belästigt werden würden. Eine Antwort, sagten wir, würde binnen zwei Tagen erwartet.

Am 11. Januar verließen wir die Dörfer von Usimba und marschirten vorwärts bis zu einem Punkte, der etwa $1^1/_2$ km von dem Rande des Plateaus*, an dessen Fuße, ungefähr 450 m tiefer, der

* Unser Lager war einer Siedepunkt-Beobachtung zufolge 4724 Fuß (1430 m) über dem Meere.



Hütte und Hausgeräthe von Usimba und Ankori.

1. Hölzerner Sessel. 2. Hölzernes Milchgefäß. 3. Hölzerner Sessel. 4. Hölzernes Trinkgefäß. 5. Hölzerner Suppennapf. 6. Hölzerner Suppenteller. 7. Hölzernes Milchgefäß aus Ankori. 8. Hölzerner Napf. 9. u. 10. Irdene Kochtöpfe. 11. Irdenes Wassergefäß. 12. Hölzerner Teller. 13. Hölzerne Tasse. 14. Hölzerne Schüssel für Bananen und süße Kartoffeln. 15. Haus in Usimba. 16. Hölzernes Wassergefäß aus Usimba. 17. Hölzerner Napf aus Usimba.

See lag, entfernt war. Unserm Versprechen getreu nahmen wir kein Dorf ein, sondern errichteten unser Lager auf dem breiten Gipfel eines niedrigen Bergrückens, von wo wir eine freie, offene Aussicht auf die ganze Umgegend hatten. Unsere Expedition nahm das nach dem See zu gelegene Ende des Bergrückens ein, während die Waganda auf der Mitte und am Ostende desselben lagerten. Auf der südlichen und nördlichen Seite lagen an den Abhängen des Hügels etwas ausgehöhlte Wiesengründe. Kein Baum oder sonst ein Hinderniß beschränkte uns in der vollkommenen Beherrschung der Zugänge. Die Lager der Waganda waren von Hütten umgeben, deren Thüren nach außen zu aufschlugen, sodaß die Bewohner bei Tag und bei Nacht alles beobachten konnten, ohne selbst gesehen zu werden.

Am nächsten Tage wurde die Antwort überbracht, daß die Einwohner nicht an Fremde gewöhnt seien, dieselben auch nicht gern in ihr Land kommen sähen; daß Usimba und Unjampaka zu Unjoro gehörten; daß der König von Unjoro mit den Weißen im Kampfe begriffen sei, und unter solchen Umständen der weiße Mann ihm doch nicht in den Rücken kommen und noch dazu Frieden erwarten könne; unsere Worte seien ja gut, aber unsere Absichten, wie sie sicher wüßten, nichtsdestoweniger böse; wir müßten deshalb am nächsten Morgen Krieg erwarten.

Diese Antwort wurde von ungefähr 300 Eingeborenen überbracht. Wir bemerkten sehr wohl, wie dieselben, während sie ihre Botschaft ausrichteten, Vorsichtsmaßregeln trafen, um nicht in unvortheilhafter Stellung überfallen zu werden. Nachdem sie ihr Vorhaben gemeldet, zogen sie sich in der Richtung nach dem Berge Usimba zu zurück.

Diese Kriegserklärung fiel den Waganda-Häuptlingen sozusagen auf die Nerven, besonders die Führer zweiten Ranges und die Leibwache Mtesa's geriethen in eine wankelmüthige Aufregung, und eine stürmische Versammlung war das Resultat. Sabadu und Bugomba, der Bruder des Premierministers, öffneten alle Schleusen ihrer Beredsamkeit, um Sambusi zum Rückzuge zu überreden; Sekadjugu und Lukoma wußten in schlauer Weise sogleich gewichtige Motive vorzubringen, warum sie auf der Stelle umkehren müßten. Gleichzeitig sagten sie allerdings, daß sie völlig bereit wären, bei Sambusi bis zum Tode auszuharren.

Die Gefahr, daß schon in den nächsten Augenblicken ein panischer Schrecken die Leute überfallen könne, schien zu drohen, und so bat ich denn Sambusi, daß er auf wenige Worte, die ich selbst sagen wolle, hören möge. Ich setzte ihm auseinander, daß wir zwar nur etwa

in Flintenschußweite vom Njansa entfernt seien, aber dennoch den See noch nicht gesehen hätten, daß aber Mtesa ihm den bestimmten Befehl ertheilt habe, mich zu dem Njansa zu führen; daß man, ehe man sich noch nach einem festen, vertheidigungsfähigen Lager umgesehen, schon von einem Rückzuge schwatze; daß ich, wenn sie alle zur Rückkehr entschlossen seien, von ihnen nur verlange, sie möchten mir zwei Tage Frist einräumen, danach wollte ich ihnen einen Brief an Mtesa mitgeben, der sie von Schuld und Verantwortlichkeit freisprechen würde; daß in der Zwischenzeit fünfhundert von den Waganda und funfzig von meinen Leuten abgesandt werden sollten, um einen Pfad nach dem See auszuwählen, auf welchem das Boot, das Kanoe und sämmtliches Gepäck an der Wand des Plateaus ohne Beschädigung hinabgeschafft werden könnten, und sie sollten zugleich bei ihrer Ankunft am See zu erkunden versuchen, ob man sich wol Kanoes verschaffen könne, um die Expedition einzuschiffen. Dieser Rath gefiel den Häuptlingen, und da keine Zeit zu verlieren war, wurden um 8 Uhr morgens 500 Waganda und 50 von unserer Expedition unter Lukoma und meinem Hauptmann Manwa Sera nach dem See abgesandt mit dem Befehle, vorsichtig zu verfahren und auf keine Weise die Eingeborenen an der Seeküste zu alarmiren. Ich selbst führte auch eine Abtheilung von 50 Mann und suchte an dem Rande des Plateaus einen Pfad zu finden, auf dem wir sicher und möglichst bequem hinabsteigen konnten. Der See lag gleich einer ungeheuern Spiegelfläche ruhig und blau unter uns, nur an der Küste bemerkte man eine schmale weißliche, von der aufspritzenden Brandung gezeichnete Linie. Die gegenüberliegende Küste war der hohe Bergrücken von Usongora, der nach meiner wegen Unklarheit der Atmosphäre etwas unsichern Schätzung ungefähr 23 km entfernt lag. Usongora begrenzt den Beatrice-Golf nach Westen.

Um Mittag kehrten Lukoma und Manwa Sera vom See zurück und berichteten, daß es ein schweres Stück Arbeit sein würde, das Boot ohne lange und sehr starke Seile an einem schroffen Abhang von 15 m Höhe hinabzulassen, denn ein solcher Abhang sei gleich zuerst auf dem zum See hinführenden Pfade zu passiren; daß die Eingeborenen bei ihrem Verkehr mit dem Salzmarkte am See ihre in Rinderhäute fest eingewickelten Salzsäcke an dem Abgrunde hinaufzögen; daß niemand mit einer Bürde auf seinem Rücken hinauf- oder hinabsteigen könne, da man beim Klettern an dem jähen Abhange beide Hände brauche. Sie meldeten ferner noch, daß sie nur fünf kleine Fischerkanoes bemerkt hätten, welche zum Seetransport von Menschen oder Waaren völlig unbrauchbar wären. Große Vorräthe

von Salz hatte man gesehen, welches aus Usongora gekommen sei, und auch bedeutende Massen von Mais, Hirse, süßen Kartoffeln, Bananen und Zuckerrohr waren am Seegestade bemerkt worden.

Diese unwillkommenen Nachrichten flößten den Waganda das fieberhafte Verlangen ein, auf der Stelle den Rückweg anzutreten. Große Mengen von Eingeborenen, welche sich auf den Gipfeln aller Berge um uns herum aufstellten, vermehrten noch die Furcht, welche sich der Gemüther der Waganda bemächtigte, und Gerüchte verbreiteten sich von heimtückischen, mit ungeheuerer Kraft begabten Menschen, die vom Süden her zum Kampfe des nächsten Tages heranrückten. Dies veranlaßte die Waganda, schleunigst große Vorräthe von süßen Kartoffeln für ihre Rückreise durch die Wildniß von Ankori zusammenzupacken. Selbst die Mitglieder der Expedition ergriff diese Panik und sie rüsteten sich ganz in der Stille, um den Waganda zu folgen, da ihnen der gesunde Menschenverstand sagte, daß, wenn sich eine Streitmacht von über 2000 kampffähigen Männern nicht für stark genug hielt, um ihre Stellung zu behaupten, unsere nur aus 180 Mann bestehende Expedition dies doch gewiß nicht versuchen würde. Man konnte beobachten, wie sie sich ganz offen zum Rückmarsch vorbereiteten, ehe noch irgendwelche darauf bezügliche Befehle erlassen waren oder ehe nur die Alternative besprochen worden war. Andere wanderten fort, um sich in herumschlendernde Haufen von Waganda zu mischen, und sie waren in ihrem Gemüthe nur allzu geneigt, deren Befürchtungen zu theilen.

Die Wangwana-Hauptleute der Expedition kamen im Laufe des Nachmittags in äußerst niedergeschlagener Stimmung zu mir und baten mich, ihnen meinen Entschluß mitzutheilen. Ich eröffnete ihnen, daß ich beschlossen hätte, Sambusi den vierten Theil des gesammten Eigenthums der Expedition als Geschenk anzubieten, wenn er noch zwei Tage bei uns bleiben wolle. Ich hoffte, in dieser Zeit das Boot und das Kanoe an den Felsenklippen hinunterlassen und auf dem Njansa flott machen zu können, wodurch ich 60 Mann von ihren Traglasten befreien könnte, sodaß sie der Mannschaft auf dem Lande als Wachen beigegeben werden könnten. Das Boot und das Kanoe würden der Küstenlinie folgen, um im Falle eines Angriffs der Truppenabtheilung auf dem Lande Hülfe zu leisten und sie über Flüsse zu transportiren, bis wir in der Nähe irgendeiner unbewohnten Insel ankommen würden. Nach einem solchen sichern Platze sollte dann die Expedition geschafft werden, bis wir durch unsere Nachforschungen friedlichere Landstriche oder andere Mittel und Wege auffinden würden,

unsere Reise weiter fortzusetzen. Die Hauptleute nahmen diesen Plan, der uns drohenden Gefahr zu begegnen, beifällig auf.

Um 5 Uhr nachmittags lud mich ein Bote von Sambusi zu einer Rathsversammlung ein, bei welcher alle seine Offiziere gegenwärtig waren, um dort über alle die Hülfsmittel, über die wir für die Offensive oder Defensive zur Abwendung der Gefahr verfügen konnten, sowie über die Chancen der Flucht zu discutiren. Sabadu, der Hauptmann der Abtheilung der uns beigegebenen Leibgarde Mtesa's, wurde zum Reden aufgefordert, was er mit all der feigen Bosheit eines Thersites that. Jeder Wink, der irgendwie den kräftigen Entschluß, Mtesa's Befehlen pflichtgetreu zu gehorchen, wankend machen konnte, wurde mit all der Wirkung, welche seine Stellung als Anführer der Leibwache und sein vermeintlicher Einfluß auf den Kaiser ausübte, in verschmitzter Rede hingeworfen und er maßte sich vertrauensvoll die Macht an, den Zorn seines gefürchteten Herrn wie durch Zauber beschwören und ihn auf das Haupt des Königs Kabba-Rega von Unjoro ablenken zu können. Bugomba, der Bruder des Premierministers von Uganda, welcher, obgleich nur ein 16jähriger Jüngling, doch weit mehr Einfluß in diesem Kriegsrath ausübte und weit mehr Befähigung dazu besaß, als man dies in Europa für möglich halten würde, unterstützte Sabadu in einem speciell dazu angenommenen unterthänigen Tone, und alles, was Sabadu etwa hervorzuheben vergessen hatte, wußte dieser junge Page geschickt einzuflechten, und er stellte somit den Beweis fest, daß man augenblicklich fliehen müsse.

Die Versammlung hörte ihm sehr beifällig zu und viele waren der Meinung, daß es das Beste sei, sofort zu fliehen, ohne erst die Nacht oder den Morgen abzuwarten. Lukoma und Sekadjugu, die unter Sambusi stehenden Obersten, ersuchten denselben in ernsten Worten, der Menge der Feinde, welche uns am nächsten Tage gewiß in der Schlacht entgegentreten würden, wohl eingedenk zu sein und ferner nicht zu vergessen, daß uns im Falle einer Niederlage alle Hülfe fern, dagegen alle Kriegsvortheile auf der feindlichen Seite seien. Der Feind würde auf seinem eigenen Grund und Boden kämpfen, mit dem Bewußtsein, daß er seinen eigenen Herd vertheidige. Wenn der Feind auch am ersten Tage zurückgeschlagen werden sollte, würde er in immer größerer Zahl wiederkommen, und es würde, sobald sich das Gerücht vom Kriege von Tag zu Tag mehr verbreiten und Zeit gewonnen würde, bald die ganze Heeresmacht von Unjoro, einem an Größe Uganda gleichkommenden Lande, aufgeboten werden, um uns

zu verjagen und niederzumetzeln. Jedoch sei Sambusi ihr General und ihr Oberhaupt, und wenn er es für das Beste halten sollte, bei „Stamlih" standzuhalten, so würden auch sie bis in den Tod bei ihrem Befehlshaber ausharren.

Sambusi bat mich darauf zu sprechen. Der Zorn lähmte mir beinahe die Zunge, denn ich war ernstlich böse, daß man mich nun erst zum Sprechen aufforderte, da sie schon alle entschlossen waren, dem Ziel und Zweck meiner Reise direct entgegenzuhandeln, daß selbst die Furcht vor dem Kaiser nicht wirksam genug war, um sie zum Ausharren zu veranlassen, daß ferner ein Mann wie Sambusi, ein Heerführer von solcher Erfahrung und so anerkannter Tapferkeit sich so weit herablassen konnte, Knaben wie Bugomba oder solchen Menschen wie Sabadu sein Ohr zu leihen. Dennoch nahm ich alle meine Geduld zusammen und sagte: „Ich kann nicht recht einsehen, was es nützen soll, wenn ich selbst noch irgendetwas sage, da ich weiß, daß ihr ja doch allen Rathschlägen, die ich euch geben mag, entgegenhandeln werdet; aber damit ihr mir deshalb keine Vorwürfe macht, weil ich euch meinen Rath vorenthalten und euch auf die Gefahr, in die ihr euch mit euerm Rückzugsplane stürzt, nicht hingewiesen hätte, will ich meine Meinung sagen. Ihr, Sambusi, habt mir in Laugurwe gesagt, daß Ihr kein Kind, sondern ein Mann seid. Wenn Ihr ein Mann seid, wie kommt es dann, daß Ihr einem Knaben wie Bugomba, dessen feige Furcht mit seinem Verstand davongelaufen ist, in einer Rathsversammlung von so erprobten Kriegern, wie ich sie hier sehe, zu reden gestattet? Glaubt Ihr, daß Bugomba Euern Kopf retten kann, wenn der Kaiser von Euerer feigen Flucht hört? Nein; die Liebe, welche jener Knabe für Euch zu hegen vorgibt, wird dahinschwinden, wenn er den finstern Blick in Mtesa's Antlitz sieht. Wird der Katekiro Euch beistehen, weil Ihr seinen Bruder Bugomba liebt? Nein; der Minister wird Bugomba geißeln lassen und der erste sein, der den Befehl gibt, Euch zu tödten. Wenn Ihr ein Mann und ein Feldherr seid, wie könnt Ihr nur diesem Sklaven Sabadu Gehör geben, der nicht kühnern Muth hat, an den Fußschemel Mtesa's heranzutreten, als er Muth haben würde, den Wanjoro morgen in der Schlacht zu begegnen? Ist Sabadu das Oberhaupt und der General der Waganda, oder ist es Sambusi, der Befehlshaber, der in Uvuma so tapfer focht? Wenn Euere Häuptlinge Lukoma und Sekadjugu Euch rathen davonzulaufen, so thut Ihr unrecht auf sie zu hören, denn nicht sie wird Mtesa bestrafen, sondern Euch. Ich rathe Euch deshalb als Euer Freund, zwei Tage hier zu bleiben, während ich das Boot und das

Kanoe zurechtmache. Am Schlusse des zweiten Tages will ich einen Brief an Mtesa schreiben, der Euch von aller Schuld und jedem Tadel freisprechen soll, und wenn Ihr mir eine solche Frist von zwei Tagen einräumt, so will ich ein Viertel meiner fahrenden Habe — ja ich will Euch sogar die Hälfte von allen Perlen, von allem Draht und Zeug, das ich besitze, geben, sodaß Ihr damit Euch selbst und Euere Freunde belohnen möget. Fürchtet Euch nicht vor den Wanjoro! In der Nacht können wir ein so starkes Pfahlwerk um das Lager bauen, daß Kabba-Rega selbst, wenn er hier wäre, nichts gegen uns würde ausrichten können. Es ist keine große Gefahr dabei, wenn wir ein paar Tage hier bleiben, wenn Ihr aber ohne meinen Brief nach Uganda zurückkehrt, so geht Ihr einem sichern Tod entgegen. Ich habe gesprochen."

Nach einer kleinen Pause, während welcher er und seine Leute einige Bemerkungen gegenseitig ausgetauscht hatten, erwiderte mir Sambusi:

„Stamlih, du bist mein Freund, des Kaisers Freund und ein Sohn Ugandas, und ich will gern alle meine Pflichten gegen dich erfüllen, so gut ich es nur vermag; du mußt aber die Wahrheit hören. Wir können nicht thun, was du von uns verlangst. Wir können hier nicht zwei Tage lang warten, ja nicht einmal einen Tag. Wir werden morgen kämpfen, das ist gewiß, und wenn du glaubst, daß ich aus Furcht so rede, so sollst du sehen, wie ich mit dem Speere kämpfen werde. Diese Leute kennen mich von frühern Zeiten her und sie wissen recht wohl, daß mein Speer scharf und tödlich ist. Wir werden morgen beim Sonnenaufgang kämpfen und wir müssen uns durch die Wanjoro nach Uganda durchhauen. Wir können nicht kämpfen und dabei im Lager bleiben; denn wenn dieser Krieg einmal begonnen hat, so ist es ein Krieg, der so lange dauern wird, als wir am Leben sind, denn diese Leute machen keine Feinde zu Sklaven, wie es die Waganda thun. Daher besteht die einzige Möglichkeit, unser Leben zu retten, meiner Ansicht nach darin, daß wir in der Nacht alles zu unserm Zuge aufpacken und daß wir morgen früh aufbrechen und uns durch sie hindurchschlagen. Nun sage mir, als deinem Freunde, was du thun willst. Willst du hier bleiben oder mit uns ziehen und einen andern Weg einzuschlagen versuchen? Denn ich muß es dir sagen, wenn du es nicht wissen und von selbst einsehen solltest, daß du nimmermehr das Boot und das Kanoe an dieser Stelle auf dem Njansa flottmachen wirst. Wie kannst du dein Boot an diesem Felsabgrund hinunterschaffen, während du kämpfen mußt und Tausende dich ringsum bedrängen? Und wenn du

selbst den Rand des Wassers erreichen solltest, wie wirst du zwei Tage am Boot arbeiten und zugleich kämpfen können?“

Auf diese Fragen entgegnete ich: „Ich war über Euere Entscheidung im voraus im Klaren, wenn ich erwog, was die Waganda bei frühern Gelegenheiten gethan haben. Als Magassa mit mir auf dem See nach Usukuma gesandt wurde, lief er davon und ließ mich mit Bumbireh allein kämpfen. Als die Waganda mit Abdul Assiz Bey (Linant de Bellefonds) nach Gondokoro gesandt wurden, folgten sie ihm bis nach Unjoro, und als sie die Wanjoro kommen sahen, ließen sie ihn im Stich und stahlen fast alle seine Kästen mit Waaren, und Abdul Assiz Bey mußte sich auf seinem Wege nach Gondokoro allein durch die Feinde hindurchschlagen. Wir Weißen werden nun bald gelernt haben, daß es keinen feigern Menschen gibt, als einen Eingeborenen aus Uganda. Für Euern Rath danke ich Euch; in der Nacht will ich Euch meine Antwort ertheilen.“

Sobald ich den Kriegsrath verlassen hatte, ließ Sambusi die große Kriegstrommel für den auf morgen festgesetzten Marsch und für die erwartete Schlacht schlagen und er kündigte auch den in Angst versetzten Mitgliedern meiner Expedition an, daß die Waganda den Rückzug beschlossen hätten. Als ich in meinem Lager ankam, sah ich Bangigkeit und Schrecken auf allen Gesichtern. Ich rief Pocock und die Hauptleute der Expedition herbei und schritt sogleich zu einer gründlichen Darlegung unserer Lage und des Sambusi'schen Rückzugsplanes, schilderte ihnen die uns umringenden Gefahren, sowie die uns noch übrigbleibenden Hoffnungen, und bat sie dann, ihre eigene Meinung über die ganze Sachlage frei und offen auszusprechen.

Nach längerm Zögern und Stillschweigen ergriff der tapfere und immer treubewährte Katschetsche das Wort und sagte: „Herr, ich weiß nicht, was meine Brüder hier über die Sache denken, aber so viel ist mir klar, daß wir an den Rand einer tiefen Grube gebracht sind und daß die Waganda, wenn wir ihnen nicht folgen, uns in dieselbe hineinstoßen werden. Ich meinestheils habe weiter nichts zu sagen, außer daß ich Euere Befehle genau befolgen werde. Leben oder sterben ist mir alles eins. Wenn Ihr sagt, laßt uns vorwärts gehen und die Waganda ohne uns heimkehren, so sage ich dasselbe; wenn Ihr sagt, laßt uns zurückgehen, so sage ich auch dasselbe. Das ist meine Meinung. Aber ich möchte Euch gern fragen, ob uns für den Fall, daß wir für uns selbst vorwärts gehen wollen, wol noch irgendeine Möglichkeit bleibt, aus diesem Lager wegziehen zu können, das ich von kriegsbereiten Eingeborenen ganz umringt sehe? Wenn alle diese

Waganda mit unserer Beihülfe nicht im Stande sind, unsere Stellung haltbar zu machen, wie kann eine so kleine Schar wie wir darauf hoffen, dies zu vermögen? Dies habe ich auf dem Herzen gehabt und dies ist auch meiner Meinung nach die Ursache des Schreckens, der die Mitglieder der Expedition ergriffen hat. Auch will ich Euch noch eins sagen: wenn Sambusi morgen die Trommel zum Rückmarsche schlagen läßt, so wird ihm mehr als die Hälfte der Expedition folgen, und Ihr könnt das nicht verhindern."

„Nun gut", erwiderte ich, „dies ist meine Entscheidung. Ich wurde ausgesandt, um diesen See zu erforschen. Als ich von Usukuma aufbrach, hegte ich Zweifel, ob ich dies ohne Hülfe der Waganda würde ausführen können, weil es an diesem See keine Volksstämme gibt, welche gegen Fremde freundlich sind; aus diesem Grunde ersuchte ich Mtesa, mir ein so starkes Corps von Kriegern zu leihen. Da kein uns freundlicher Hafenplatz gefunden werden konnte, wo ihr zurückbleiben konntet, während ich den See in meinem Boote befuhr, gedachte ich einen Hafen für ein paar Monate gewaltsam in Besitz zu nehmen und zu vertheidigen. Die Streitmacht, auf die ich mich verließ, läßt mich nun im Stiche und die Bevölkerung ist feindlich; es bleibt mir also nichts weiter übrig, als mit Sambusi zurückzukehren und den Versuch zu machen, den See auf einem andern Wege zu erreichen. Wenn kein anderer Weg gefunden werden kann, müssen wir sogar mit dem, was wir gethan, zufrieden sein."

Die draußen stehenden Wangwana hörten diese Entscheidung mit Freuden und schrien: „Will's Gott, so finden wir noch einen andern Weg, und das nächste mal, wenn wir wieder eine solche Arbeit ausführen wollen, werden wir damit ohne die Waganda fertig werden."

Sambusi wurde von unserm Entschluß in Kenntniß gesetzt und zugleich ersucht, 20 Mann zu schicken, um unsern ermüdeten Leuten beim Rücktransport der Waaren nach Uganda Hülfe zu leisten. In der Morgendämmerung sammelten wir unsere Streitkräfte und trafen Anstalten, unser Lager an den Felsklippen des Muta-Nsige in besserer Form und größerer Ordnung als bei unserm Einzuge in Unjampaka zu verlassen. 1000 Speerträger mit Schilden bildeten die Avantgarde und ebenso 1000 Speerträger und 30 als die Bravsten ausgesuchte Wangwana mit Schilden den Nachtrab. Die Waaren und die Expedition nahmen das Centrum ein. Die Trommeln und Pfeifen und die Musikbanden gaben das Signal zum Aufbruch.

Die Eingeborenen, von denen wir einen Angriff erwartet hatten, begnügten sich damit, uns in einer ehrerbietigen Entfernung zu folgen,

bis wir aus Usimba heraus waren. Sie hatten doch wol bemerkt, daß unsere Aufstellung beim Marsche für den Angriff zu compact war, und ließen uns daher in Frieden ziehen.

Unsere Rückzugsroute ging südlich von derjenigen, auf welcher wir in die Seegegend von Usimba eingezogen waren, und zwar führte sie nach Ankori hinein; am ersten Tage wurde unser Lager um 4 Uhr nachmittags an dem Ufer des Flusses Rusango aufgeschlagen.

Am Morgen des 15. zogen wir zunächst über einen 3 km breiten niedrigen Bergrücken, überschritten darauf den von Nordwesten kommenden Katonga und betraten abermals das Gebiet von Unjoro. Unsere Expedition bildete an jenem Tage den Nachtrab, und als wir uns wenige Kilometer von Kasinga in Benga befanden, wurde aus einem Hinterhalte ein wüthender Angriff auf unsere Nachhut gemacht, den wir aber ohne Verluste auf unserer Seite in kurzer Zeit zurückschlugen.

Am 27. lagerten wir bei Kisossi in Uganda, etwas östlich von dem Punkte, wo Sambusi mit seiner Streitmacht zu uns gestoßen war. In diesem Lager trennten wir uns: Sambusi oder Mta-usa, der Räuber, zog in sein eigenes in der Nähe liegendes Land — ich zu dem Glück oder Unglück, das die Vorsehung noch für mich und die Meinigen aufgespart hatte. Der „Räuber" machte seinem Beinamen Ehre, denn auf dem Wege von dem See beraubte er mich um 180 Pfund verschiedener Perlensorten, indem er mir drei Ladungen Perlen, welche ich ihm zum Transport nach Uganda übergeben hatte, nicht zurücklieferte und mir so noch weitere Veranlassung gab, mit ihm unzufrieden zu sein.

In Kisossi verweilte ich drei Tage, um der Expedition etwas Ruhe zu gewähren, die sie redlich verdient hatte. Während dieser Zeit schickte ich Katschetsche und zwei andere mit einem Brief an Mtesa ab, in welchem ich nicht verfehlte zu berichten, daß Sambusi nicht alles ausgeführt, was er mir versprochen, daß er mir drei Säcke mit Perlen gestohlen und daß sich Sabadu und Bugomba unschicklich betragen hätten.

Wie mir Katschetsche einige Tage später berichtete, als er uns in Tscharugawa einholte, wirkte dieser Brief auf Mtesa beschämend und überraschend und reizte ihn zur Wuth. Katschetsche wurde vor die Bursah gerufen und mußte dort mit lauter Stimme alles wiederholen, was zwischen mir und Sambusi seit unserm Zusammentreffen in Laugurwe vorgefallen war. Mtesa und seine Häuptlinge hörten dabei mit gespannter Aufmerksamkeit zu und die Erzählung wurde von seiten des Kaisers mit heftigen Ausrufen und Worten von übler Vorbedeutung unterbrochen.

Als Katschetsche seine Rede geendigt hatte, sagte Mtesa: „Seht ihr nun, wie ich von meinen eigenen Leuten um Ehre und guten Namen gebracht werde? Dies ist das dritte mal, daß ich in die Lage versetzt worden bin, mein weißen Männern gegebenes Wort zu brechen. Aber bei dem Grabe meines Vaters Suna" (in Uganda ein starker Eid!), „ich will Sambusi und euch allen zeigen, daß ihr den Kabaka nicht verspotten dürft! Stamlih ist ebenso zu meinem als zu seinem Vortheil nach dem See gegangen, aber ihr seht, wie meine Pläne durch einen gemeinen Sklaven wie Sambusi durchkreuzt werden, der sich herausnimmt, meinem Gaste gegenüber mehr zu sein als ich selbst. Wann habe ich es gewagt, gegen meinen Gast so unhöflich zu sein, wie dieser Kerl gegen Stamlih gewesen ist? Du, Saruti", sagte er, sich plötzlich an den Anführer seiner Leibwache wendend, „nimm Krieger und zehre Zambusi's Land rein auf und bringe ihn selbst in Ketten zu mir."

Saruti warf sich zu Boden und schwor, er wolle des „Räubers" Land rein aufzehren und selbst der „Räuber" werden und den wie ein Sklave gefesselten Sambusi zum Kaiser bringen. Dennoch wollen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß Saruti und Sambusi im Lager am Cap Nakaranga einander so innig liebten, wie zwei, die sich Brüderschaft geschworen.

„Und du, Katekiro", sagte Mtesa, seine glühenden Augen auf ihn richtend, „wie kommt es, daß dein Bruder Bugomba, ein bloßes Knäblein, den großen Herrn spielen will? Sage mir, wo er diesen seinen aufgeblasenen «Dickkopf» her hat?"

„Mein Herr" (Mkama ange), „Bugomba ist ein Kind und verdient für sein Betragen die Ruthe, und ich selbst will dafür sorgen, daß er seine Strafe dafür erleidet."

„Sehr gut, schicke nach Bugomba und nach jenem Sabadu mit der langen Zunge und bringe sie sofort her zu mir, und ich werde dafür sorgen, daß sie ihre Zungen nie wieder gegen einen meiner Gäste gebrauchen."

„Nun, Katschetsche", fragte dann Mtesa, „was will Stamlih jetzt thun? Glaubst du, daß, wenn ich ihm 100000 Mann unter Sekebobo und Mkwenda gebe, er sich auf einen zweiten Reiseversuch nach dem Muta-Nsige einlassen wird?"

„Das dürfte er wol, Kabaka, aber ich glaube nicht, daß er den Waganda nochmals Vertrauen schenken wird, denn dies ist das zweite mal, daß sie ihn hintergangen haben. Magassa lief davon und Sambusi lief davon, und er wird vielleicht sagen, Sekebobo werde dasselbe

thun. Die Waganda sind sehr tapfer vor Euern Augen, Kabaka, aber wenn sie fern von Euch sind, vergessen sie Euere Befehle und stehlen Menschen, Rinder und Ziegen", sagte geradeheraus der ehrliche Katschetsche.

Sekebobo und Mkwenda sprangen jetzt vor dem Kaiser auf und sagten laut: „Wohlan, laß uns ziehen, Kabaka, und wir wollen uns durch das Herz des Kabba-Rega von Unjoro oder durch das Herz des Königs Mtambuko von Ankori bis zum Muta-Nsige durchhauen und alle die Volksstämme ringsum sollen uns nicht zurücktreiben."

„Es ist gut", sagte der Kaiser. „Jetzt schreibe du, Dallington", wandte er sich an den an seinem Hofe zurückgelassenen Zögling der englischen Mission, „einen Brief an Stamlih. Sage ihm, er möge nochmals an den Katonga kommen und Sekebobo und Mkwenda sollten ihn mit 60000 oder sogar 100000 Mann nach dem Muta-Nsige geleiten und dort bleiben, bis er mit seinen Arbeiten fertig sei. Schreibe ihm, daß er, wenn diese ihn im Stiche lassen, mit jedem Häuptling, der nach Uganda zurückkehrt, ganz nach seinem Belieben verfahren soll."

In Tscharugawa, nahe bei dem Alexandra-Nil, erhielt ich Dallington's Brief, der mich aufforderte umzukehren und die Reise nach dem See nochmals zu versuchen.* Dieser Brief setzte mich in peinliche Verlegenheit, aber nach langer und kalter Ueberlegung kam ich zu dem Schluß, daß es kein normales Verfahren sei, die Zeit in solcher Weise zu vertrödeln; außerdem würde eine solche Heeresmasse ohne Disciplin nicht im Zaum zu erhalten sein und jedenfalls dem Volke Elend als Erbschaft hinterlassen. Ich war jetzt auch zu weit

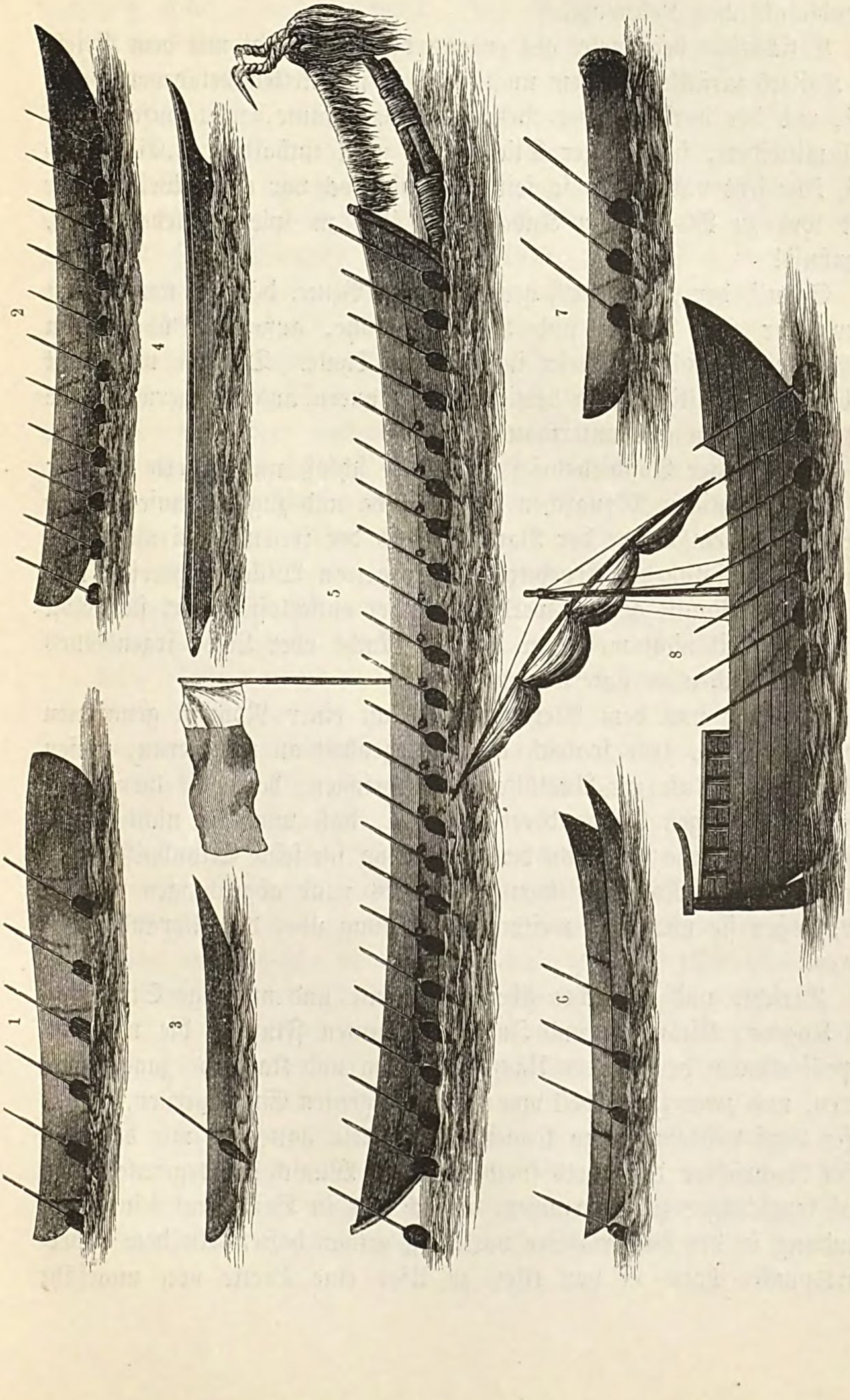
* Der Brief lautete wie folgt:

„Mein theuerer Herr, H. M. Stanley!

Was gemeint mit seinen Nachrichten, daß wir Sagadu kommen sehen ohne einen Brief zu rechter Zeit? Er kam zuerst. Ich fragte ihn: Wo ist der Brief, den du brachtest? So antwortete er mir: Der Brief ist mein Mund; aber ich glaubte nicht an seine Worte. Dann ging ich zu dem Sultan und erzählte ihm diese Dinge. Darauf ließ der Sultan Sabadu rufen und fragte ihn: Wo ist der Brief? und er antwortete: Es ist kein Brief da. So sandte ich ihn zu Pokino, dem Katekiro; aber ich der weiß in meinem Herzen, daß sie von Euch weggelaufen. So sendet er denn jetzt andere Leute statt ihrer und er geht daran, Sambusi zu bestrafen. Es ist weit besser für Euch, auf Waganda zu warten, um Euch nach Mutenzige zu führen, weil sie sehen, daß Sambusi bestraft worden und alle andern werden dem Wort des Königs gehorchen. Ich, Dallington, der Diener der weißen Männer, ich will Euch keine Lüge sagen, sondern ich will Euch die Wahrheit sagen. Der Sultan (Mtesa) ist nicht schlecht. Diesen Brief, ich schreibe ihn in der Eile, und sendet mir zwei oder drei Stück Papier um das letzte an Euch zu schreiben.

Seyid Mtesa,
Sohn des Sultans Suna von Uganda,
30. Januar 1876."

vom Muta-Nsige entfernt, und aufs Ungewisse hin zurückzukehren — und der Charakter der Waganda ließ mich die Sache ganz so ansehen — schien mir trotz der Betheuerungen und Versprechungen des



Afrikanische Kanoes und Ruderboote.

1. Usukuma. 2. Udjidji und Urundi. 3. Unjampaka (Beatrice-Golf). 4. Manjema, am Luama-Fluß. 5. Uganda. 6. Ukerewe. 7. Karagwe am Alexandra-Nil. 8. Arabische Dhau in Udjidji.

Kaisers meiner Ansicht nach ein die Narrenkappe verdienender Schritt zu sein. Ich schrieb demzufolge einen Brief solchen Inhalts an Mtesa und schloß denselben mit Danksagungen für seine Güte und einem freundschaftlichen Lebewohl.

Katschetsche begegnete, als er aus der Hauptstadt mit dem Briefe des Kaisers zurückkehrte, dem unglücklichen, mit Ketten beladenen Sambusi, und der barsche, aber ehrliche Soldat konnte, weit entfernt ihn zu bemitleiden, sich einiger Stichelreden nicht enthalten. „Ei, Sambusi, Ihr seht nicht mehr so fein aus wie noch vor einer Weile. Ihr geht wol zu Mtesa, um Kabaka vor ihm zu spielen; lebet wohl, Sambusi!"

Saruti, der „Aufesser", gewann große Beute, denn er wurde nun Herr über 200 Weiber und 300 Milchkühe, außerdem über einen großen, einträglichen District im Katonga-Thale. Derselbe war dicht bevölkert mit rüstigen und betriebsamen Bauern und Kriegern, welche von jetzt an ihm alle unterthan waren.

Mein letzter Abschiedsbrief an Mtesa schloß nun unsern Verkehr mit dem mächtigen Monarchen von Uganda und zugleich unsern Aufenthalt in jenem Lande der Bananen und der freien Bewirthung ab. Von jetzt an sollte die Expedition durch einen Willen beherrscht und von einem Manne geführt werden, welcher entschlossen war, sich selbst oder seine Zeit nicht mehr der Laune, Macht oder Liebe irgendeines andern Menschen zu unterwerfen.

Als wir uns dem Alexandra-Nil an einer Ndongo genannten Stelle näherten, trat sogleich eine Gelegenheit an uns heran, diesen kräftigen Entschluß zur Ausführung zu bringen, denn die hier angesiedelten unruhigen Einwanderer erklärten, daß wir hier nicht durchziehen dürften, ehe wir nicht dem Häuptling für seine Erlaubniß etwas bezahlt hätten. Nachdem ihnen aber dies rund abgeschlagen worden war, ließen sie uns ohne weitere Belästigung über den Alexandra-Nil fahren.

Berichte und Gerüchte über die Breite und mächtige Strömung des Kagera, Kitangule und Ingesi genannten Flusses, die mir von Repräsentanten der Länder Uganda, Kisiwa und Karagwe zugegangen waren, und zwar zum Theil von sehr intelligenten Eingeborenen, welche dessen Lauf vollkommen zu kennen behaupteten, hatten in mir den trotz dieser Nachrichten doch stets fortbestehenden Wunsch hervorgerufen, den Fluß sorgfältiger zu untersuchen, als ich dies in Bezug auf seine Ausmündung in den Victoria-See vorläufig gethan hatte. An dem Ueberfahrtspunkte hatte er von Ufer zu Ufer eine Breite von ungefähr

520 m; ungefähr 320 m seiner Breite flossen oder sickerten durch Schilfgras, Wasserrohr und Papyrusstauden. Den Rest der Breite nahm eine mächtige und tiefe Wassermasse ein mit einer Strömung von $3^1/_2$ Knoten in der Stunde. Das Wasser hatte eine matte Eisenfarbe, war für einen so breiten Fluß äußerst klar und sah aus, als wenn es aus irgendeinem nicht sehr entfernt liegenden See käme.

Die Waganda und Wanjambu an Rumanika's Hofe nennen diesen Fluß die „Mutter des Flusses bei Djindja" (des Victoria-Nils), aber die erstern haben sehr sonderbare Vorstellungen von seiner Quelle. Sie sagen, er komme aus dem Muta-Nsige in Mpororo und schneide, nach Süden fließend, Ruanda in zwei Hälften, mache dann einen Bogen um Kischakka und trenne, nach Norden laufend, Karagwe von Ruanda.

Rumanika, der König von Karagwe, ist nicht weniger seltsam in seiner Theorie betreffs der Quelle des Alexandra-Nils, denn er sagte, er ströme aus dem Tanganika-See durch Urundi. Indessen erregten diese und verschiedene andere Berichte mein Interesse an dem prächtigen Fluß nur noch mehr und erzeugten eine um so stärkere Neigung, die Untersuchungen über ihn zum Abschluß zu bringen; denn schon sehr wenige in ihm vorgenommene Sondirungen setzten mich, nachdem ich den Victoria-See umschifft und die verschiedenen in ihn einmündenden Gewässer untersucht hatte, in den Stand, diesen für den Hauptzufluß zu halten, der vor allem den See mit Wasser versorgt.

Eine Reise von $22^1/_2$ km in südlicher Richtung quer durch das Thal des Alexandra von seinem südlichen Ufer aus brachte uns an den Fuß der hohen Bergketten von Karagwe. Dieses Land faßt alle die Bergrücken zwischen Usongora im Osten und dem Alexandra-Nil nach Westen zu in sich. Es scheint, als ob in einer sehr frühen Epoche diese Bergrücken mit den Hochebenen von Koki und Ankori im Norden und Ruganda im Westen zusammengehangen hätten, daß aber, als sich der Victoria-See einen Ausflußkanal durch den Thon und Schiefer von Usoga und Uganda ausgehöhlt hatte, und als seine Meereshöhe abnahm, die wüthende Strömung des Kagera oder Alexandra ein tieferes Bett in ein früher ein hohes Plateau bildendes Terrain gerissen und daß ihr Tausende von Nebenflüßchen dann in die durch den Strom gebildete tiefe Sohle hinabstürzten.

Am 24. Februar schlugen wir unser Lager in Nakahanga, einem 19 km von Kijanga in der Richtung West zu Süd belegenen Dorfe auf, und am nächsten Tage zogen wir nach einem Marsche von 21 km in den arabischen Handelsplatz Kasurro in Karagwe ein.

Siebzehntes Kapitel.

Kafurro und seine Magnaten. — Der Windermere-See. — Rumanika, der edle König von Karagwe. — Sein Land. — Der Ingesi. — Unter den Moskitos. — Die Insel Ihema. — Der dreifache Kegel von Ufumbiro. — Doppelgehörnte Rhinoceros. — Die heißen Quellen von Mtagata. — Die Geographische Gesellschaft von Karagwe. — Der Nasenphilosoph. — Rumanika's Schatzhaus. — Einige neue Thatsachen über Rhinoceros und Elefant. — Uhimba. — Rückblick.

Kafurro verdankt seine Wichtigkeit als Niederlassung zwei oder drei reichen arabischen Kaufleuten, Hamed Ibrahim, Said ben Saif und Said dem Maskati. Es liegt in einer tiefen Schlucht oder einem Thale, wenigstens 360 m unter den Gipfeln der dasselbe umgebenden Berge und an der Quelle eines Gewässers, welches östlich und dann nördlich nach dem Alexandra-Nil fließt.

Hamed Ibrahim ist reich an Rindern, Sklaven und Elfenbein. Wenn man seine eigenen Angaben für richtig halten darf, so besitzt er 150 Rinder, junge Stiere und Milchkühe, 40 Ziegen, 100 Sklaven und 450 Elfenbeinzähne. Der größte Theil der letztern soll in dem sichern Gewahrsam seines Freundes, des Häuptlings von Urangwa in Unjamwesi aufgespeichert liegen.

Hamed besitzt ein geräumiges und bequemes Haus mit einem Giebeldache. Er hat eine Anzahl Frauen und mehrere Kinder. Er ist ein schöner, fein aussehender Araber von heller Gesichtsfarbe, edelmüthig und gastfrei gegen seine Freunde, freigebig gegen seine Sklaven und gütig gegen seine Weiber. Er hat 18 Jahre in Afrika gelebt und 12 davon in Karagwe zugebracht. Suna, den kriegerischen Kaiser von Uganda, Mtesa's Vater, hat er noch gekannt. Uganda hat er häufig durchreist und auch die Reise zwischen Unjanjembe und Kafurro verschiedene male gemacht. Da er so lange in Karagwe gelebt hat, steht er auf freundschaftlichem Fuße mit Rumanika, der es wie Mtesa liebt, Fremde an seinen Hof zu ziehen.

Hamed hat mehrere Versuche gemacht, einen regelmäßigen Handelsverkehr mit der mächtigen Kaiserin von Ruanda zu eröffnen, aber sie sind ihm immer mislungen. Obgleich es einigen seiner Sklaven gelang, den kaiserlichen Hof zu erreichen, so konnten doch nur wenige durch große Schlauheit und Geschicklichkeit aus den dort von Verrätherei und Arglist gelegten Schlingen sich wieder befreien. Fast alle starben an Gift.

Er theilte mir mit, daß die Kaiserin eine große Frau sei von mittlerm Alter und fast heller arabischer Gesichtsfarbe, mit sehr großen, glänzenden Augen. Ihr Sohn, der Prinz, hatte sich als ungefähr 18jähriger Jüngling vor einigen Jahren durch einen Gifttrank selbst getödtet, weil ihm seine Mutter mit etwas scharfschneidiger Zunge einige bittere Vorwürfe gemacht hatte, was ihn bei seinem empfindlichen Wesen so tief gekränkt hatte, daß, wie er sagte, „nichts als der Tod ihm Hülfe bringen könne".

Hamed ist der Ansicht, daß diese Mitglieder der kaiserlichen Familie Abkömmlinge eines hellfarbigen, möglicherweise arabischen Volksstammes im Norden sind, denn „wie konnte", fragte er, „der König von Kischakka einen arabischen Säbel besitzen, der als das Schwert des Gründers jenes Königreiches ein ehrwürdiges Erbstück der königlichen Familie ist?"

„Alle diese Völker hier herum", sagte er, „sind so verschieden von den gewöhnlichen Waschensi (Heiden), wie ich selbst mich von ihnen unterscheide. Ich würde ebenso gern ein Weib aus Ruanda, wie ein Frauenzimmer aus Maskat heirathen. Wenn Sie Rumanika aufsuchen, werden Sie einige Wanja-Ruanda sehen und können dann selbst darüber urtheilen. Die Leute in jenem Lande sind keine Memmen. Maschallah! Sie haben Kischakka und Muvari eingenommen und vor kurzem noch Mpororo erobert. Die Waganda haben ihre Kräfte mit ihnen gemessen und wurden zum Rückzuge gezwungen. Die Wanja-Ruanda sind ein großes Volk, sie sind aber habsüchtig, boshaft, verrätherisch und äußerst unzuverlässig. Sie haben noch nie einem Araber gestattet, in ihrem Lande Handel zu treiben, was beweist, daß sie schlimme Kunden sind. Elfenbein ist dort in Menge vorhanden und Chamis ben Abdallah, Tippu-Tib, Said ben Habib und ich selbst, wir haben häufig, der erstgenannte schon vor acht Jahren, versucht in dieses Land einzudringen, es ist aber keinem von uns je gelungen. Selbst den Unterthanen Rumanika's wird es nicht erlaubt, weit in das Land hineinzureisen, obgleich der König selbst jedem gestattet, in sein Land zu kommen, und ein Mann ihres eigenen Blutes und

ihrer eigenen Rasse ist, der auch mit unbedeutender Verschiedenheit ihre eigene Sprache spricht.“

Hamed Ibrahim eröffnete mir keine glänzenden Aussichten; dessenungeachtet beschloß ich persönlich mich nach irgendeiner bekannten Straße nach jenem seltsamen Lande umzusehen, damit ich einen directen Weg nach Njangwe verfolgen könne.

Nachdem der König von meinem beabsichtigten Besuche benachrichtigt worden war, begleiteten mich am dritten Tage nach meiner Ankunft Hamed Ibrahim und Said ben Saif bei dem officiellen Besuche, welchen ich dem Könige Rumanika von Karagwe, der dem Kaiser Mtesa von Uganda tributpflichtig ist, abstatten wollte.

Kafurro liegt nach Angabe des Aneroidbarometers 1204 m über dem Ocean. An dem steilen Abhange des Berges westlich von Kafurro emporsteigend, erreichten wir eine Höhe von 1570 m und standen eine halbe Stunde später auf einem Bergrücken, welcher 1630 m hoch über dem Meere lag und von wo aus wir eine sehr großartige und imposante Aussicht gewannen. Ungefähr 180 m unter uns baute sich eine grasbedeckte Terrasse dicht über dem etwa 300 m tiefer liegenden kleinen Windermere-See auf, dessen ruhig glatte Oberfläche in ihrer Farbe mit dem Azurblau des wolkenlosen Himmels wetteiferte. Ueber einen schmalen Bergrücken hinweg blickten wir in das breite, mit Papyrusstauden bedeckte Thal des Alexandra-Flusses, während nach Norden und Süden zu viele schöne blaue, kleine Seen, welche die silberne Schlangenlinie des Alexandra-Nils miteinander verband, in uns den Gedanken weckten, daß hier dem Forscher noch viel Arbeit von höchst interessantem Charakter aufgebürdet war, um die Lage und Beziehungen von See, Fluß und Thal zueinander vollständig zu verstehen.

Jenseit des breiten Thales erhob sich Berg an Berg, durch tiefe Seitenbecken oder Thäler voneinander getrennt, und dahinter thürmten sich, in matte und unbestimmte Umrisse zurückweichend, in weiter Ferne höhere Gebirgszüge auf. Nach Nordwesten zu erhob sich in einer Entfernung von ungefähr 100 km ein zuckerhutförmiger Berghaufen von gewaltiger Höhe, wie man mir sagte das Ufumbiro-Gebirge. Von seinem nördlichen Fuße aus streckten sich die Gegenden von Mpororo und Süd-Ruanda hin.

Am Nordende des Windermere-Sees endigt eine unregelmäßige Bergreihe, welche sich nördlich bis Ugoi in dem kuppelähnlichen Berge Issossi ausdehnt. Südlich von meinem Standpunkte erhob sich kühn, höchstens 2 km weit entfernt, der Berg Kaswiro, und ungefähr 48 km

jenseit desselben konnte ich die regellosen und verschwommenen Massen des Kischakka-Gebirges erkennen.

Auf der Rasenterrasse unter uns lag Rumanika's Dorf, rings eingehegt durch ein starkes und kreisrundes Pfahlwerk. Dorthin stiegen wir nun hinunter, nachdem wir uns an der herrlichen und begeisternden Fernsicht geweidet hatten.

Es dauerte nicht lange, bis unser Zug Hunderte von Personen, besonders junges Volk, herbeizog. Alles was im Knabenalter stand, konnte man in vollkommener Nacktheit sehen.

„Wer sind diese?“ fragte ich den Scheich Hamed.

„Einige der Jüngsten sind Söhne Rumanika's, andere sind junge Wanja-Ruanda“, erwiderte er.

Die nur mit Milchkost ernährten Knaben Rumanika's strotzten von Gesundheit. Ihre ölige Haut glänzte, wie wenn die darunterliegenden Fettgewebe in der Hitze schmölzen, und ihre rundlichen Körper erschienen so straff gespannt wie ein Trommelfell. Ihre Augen waren groß, voll frischer Lebenslust glänzend und strahlend, und doch auch sanft durch eine außerordentliche Milde des Ausdrucks. Ein Bildhauer würde an jedem dieser königlichen Knaben ein schwarzes Modell für eine Statue gehabt haben, welche mit dem classischen Antinous um den Vorrang streiten konnte.

Während uns diese mit anmuthiger Höflichkeit uns bewillkommnende Jugend begleitete, kamen mir die auf sie gut anwendbaren Verse in den Sinn:

O dreimal glückliches Geschlecht! Unschuldig Blut,
Dem reine Milch die Nahrung bietet, schlicht und gut.

Wir wurden bald in die Hütte eingeführt, in welcher Rumanika auf uns wartete und mit einem Lächeln dasaß, wie man es sich in in der Phantasie nicht freundlicher und väterlicher vorstellen kann.

Ich bekenne, daß gleich der erste Blick auf diesen ehrwürdigen Heiden mit seinem vornehm gütigen Wesen denselben Eindruck auf mich machte, als wenn ich irgendeinem christlichen Patriarchen oder Heiligen, deren Gedächtniß die Kirche von uralten Zeiten her in Ehren hält, in sein ruhig heiteres, friedliches Antlitz schaute. Sein Gesicht erinnerte mich an einen tiefen, stillen Brunnen; die Klänge seiner Stimme waren so ruhig, daß sie mich, mir selbst unbewußt, nöthigten, ihm nachzuahmen, während sowol die lebhaften, nervös erregten Gesten als auch der scharfe Stimmton des Scheich Hamed, die hier gar nicht herzugehören schienen, mich wie Mistöne unangenehm berührten.

Es war kein Wunder, daß Mtesa mit seinem fest entschlossenen

herrischen Wesen und seinem scharfen Blick diesen freundlich gesinnten Heiden achtete und liebte. Obgleich sie nie persönlich zusammengekommen waren, hatten ihn doch Mtesa's Pagen geschildert und mit ihrer nachäffenden Fertigkeit die so sanft modulirten Stimmtöne Rumanika's ihm ebenso getreu ins Ohr klingen lassen, wie sie seine freundschaftlichen Botschaften an ihn überbracht hatten.

Welch größerer Gegensatz läßt sich wol denken, als die Naturen des Kaisers Mtesa und des Königs Rumanika? In einigen seiner vulkanischen Leidenschaften schien Mtesa der personificirten Wuth zu gleichen, und wenn er in einer seiner rasenden Stimmungen auf der Bühne dargestellt werden sollte, so befürchte ich, daß der arme Schauspieler ein Blutgefäß zersprengen, seine Augen verderben und nach dieser Kraftanstrengung an temporärem Wahnsinn leiden würde. Die Waganda nehmen ihre Zuflucht fortwährend zur Action und zum Geberdenspiel, um ihre in Worte gefaßten Beschreibungen seiner Wuthanfälle dadurch zu ergänzen. Seine Augen, sagten sie, glichen „Feuerbällen und wären groß wie eine Faust", während seine Worte explodirten „wie Schießpulver".

Die Natur, welche Mtesa mit einem nervös erregten und äußerst heftigen Temperament begabte, hatte dem König Rumanika die sanfte Stimme, die milde Gutmüthigkeit und den angenehmen Charakter eines gütigen Vaters verliehen.

Der König erschien mir, wie er so in rothes Deckenzeug gekleidet vor mir saß, als ein Mann von mittlerer Größe, als er aber nachher aufstand, erhob er sich zu der riesigen Statur von ungefähr 2 m, denn der Scheitel meines Kopfes reichte ihm, während wir nebeneinander hingingen, noch nicht ganz bis an die Schultern. Sein Gesicht war lang und seine Nase von etwas römischer Form; das Profil zeigte einen entschieden feinen Typus.

Unsere Zusammenkunft und Unterredung war höchst angenehm, und er nahm das lebhafteste Interesse an jeder Frage, die ich an ihn richtete. Solange ich sprach, erlegte er seinen Freunden Stillschweigen auf und bog sich mit gespannter Aufmerksamkeit vor. Wenn ich irgendetwas in Bezug auf die Topographie des Landes zu erfahren wünschte, sandte er auf der Stelle nach irgendeiner besondern Persönlichkeit, welche mit jenem Landestheile bekannt war, und fragte diese gründlich darüber aus. Er lachte aus vollem Halse, wenn er mich mein Notizbuch benutzen sah, als wenn er an der Zahl der Bemerkungen, welche ich eintrug, ein starkes persönliches Interesse hätte. Er schien immer entzückter zu werden, je weiter sich ihre Masse ausdehnte, und wies

die Araber triumphirend auf die Ueberlegenheit hin, welche die Weißen über sie beanspruchen könnten.

Er versicherte, daß er über meine beabsichtigte Erforschung seines Landes überaus erfreut sei. Es wäre ein Land, sagte er, das die Weißen kennen lernen sollten. Es besäße viele Seen, Flüsse und Gebirge und heiße Quellen, und viele andere Dinge, deren sich kein anderes Land rühmen könne.

„Was hältst du für das Bessere, Stamlih, — Karagwe oder Uganda?“

„Karagwe ist großartig, seine Berge sind hoch und seine Thäler tief. Der Kagera ist ein großer Strom und die Seen sind sehr schön. Es gibt mehr Rinder in Karagwe als in Uganda, Udda und Koki ausgenommen, und Wild ist in Ueberfluß vorhanden. Aber Uganda ist ein herrliches und reiches Land; seine Bananenpflanzungen bilden ganze Wälder und niemand braucht den Hungertod zu fürchten, und Mtesa ist gut — und gut ist auch der Vater Rumanika“, antwortete ich ihm lächelnd.

„Hört ihr ihn, Araber? Spricht er nicht gut? Ja, Karagwe ist schön“, seufzte er zufrieden. „Aber schaffe dein Boot herauf und bringe es auf den Rweru (See), und du kannst dann den Fluß bis nach Kischakka hinauffahren und herab bis zu den Morongo (den Wasserfällen), wo das Wasser gegen einen großen Felsen geworfen wird und über ihn wegspringt und dann nach dem Niandja von Uganda hinabläuft. Wahrhaftig, mein Fluß ist groß; er ist die Mutter des Flusses in Djindja (die Ripon-Fälle). Du sollst mein ganzes Land sehen, und wenn du mit dem Flusse fertig bist, werde ich dir mehr zu sehen geben, die heißen Quellen von Mtagata!“

Bis zum 6. März hatte Frank das Boot von dem Landungsplatze beim Dorfe Kasinga aus auf den Gewässern des Windermere-Sees* oder dem Rweru, wie ihn Rumanika nannte, flottgemacht, und am nächsten Tage begleitete mich Rumanika in vollem Staat nach dem Wasser. Ein halbes Dutzend schwerer Knöchelspangen von glänzendem Kupfer verzierten seine Beine, herabhängende Ringe von demselben Metall umgaben seine Handgelenke, ein Ueberwurf von karmoisinrothem Flanell hing von seinen Schultern herab. Sein Spazierstock war über 2 m lang; er machte ungefähr 1 m weite Schritte. Trommler und Pfeifer, die ein wildes Musikstück vortrugen, und 50 Speerträger, außerdem

* Dieser See hat seinen Namen vom Kapitän Speke erhalten, weil sein Begleiter Oberst Grant in demselben eine Aehnlichkeit mit dem Windermere-See in England zu erkennen glaubte.

noch seine Söhne und Verwandten, Wanja-Ruanda, Waganda, Wasui, Wanjamwesi, Araber und Wangwana folgten in einer bunt gemischten Menge.

Vier mit Wanjambu bemannte Kanoes waren zur Hand, um mit unserm Boot eine Wettfahrt zu machen, während wir unsere Sitze auf dem Rasen der Abhänge Kasingas einnahmen, um dem Schauspiele zuzusehen. Ich schärfte Frank und der braven Bootsmannschaft ein, ihre Kräfte zu Ehren der Kinder des Oceans anzustrengen und uns nicht von den Kindern der Landseen übertreffen zu lassen.

Ein Boot- und Kanoe-Wettrudern auf dem Windermere-See in Karagwe mit 1200 wohlgesitteten Eingeborenen als Zuschauern! Eine internationale Streitfrage mitten in Afrika! Rumanika war in seinem Elemente; jeder Nerv schien ihm vor Freude zu prickeln, indem er auf den köstlichen Spaß wartete. Seine Söhne saßen um ihn herum und sahen ihrem Vater ins Gesicht, wobei sich sein Entzücken auf ihren eigenen Gesichtern abspiegelte. Die neugierigen Eingeborenen nahmen alle lebhaft theil an dem allgemeinen Vergnügen.

Das Wettrudern war bald vorüber; die Bahn war nur ungefähr 800 m lang, bis zur Kankorogo-Spitze hin. Es zeigte sich kein großer Unterschied in der Geschwindigkeit, aber die Wettfahrt gewährte doch die größte Befriedigung. Angespornt von dem Zujauchzen ihrer Landsleute, strengten die einheimischen Kanoeleute, welche mit ihren langen Schaufelrudern aufrecht standen, alle ihre Kräfte an, während die Wangwana an der Küste die Bootsmannschaft zur äußersten Energie anzutreiben suchten.

Am nächsten Tage nahmen wir die Umschiffung des Windermere-Sees in Angriff. Die äußerste Länge des Sees beträgt während der Regenzeit ungefähr 13 km und seine größte Breite 4 km. Er zieht sich von Nord nach Süd, umgeben von rasenbedeckten Bergen, welche sich 370—460 m über denselben erheben. In dem See befindet sich eine Insel, Kankorogo genannt, welche in der Mitte zwischen dem Issossi-Berg und dem äußersten Südende liegt. Ich nahm drei Tiefenmessungen vor und erhielt Tiefen von $13^1/_2$—$14^1/_2$ m an verschiedenen Stellen. Der Boden der Gestade ist meist entschieden eisenrostfarbig und bringt, außer in der Nachbarschaft der Dörfer, nur Euphorbien, dornige Gummibäume, Akazien und aloëartige Pflanzen hervor.

Am 9. durchruderten wir die der Kankorogo-Insel gegenüberliegende Seefläche und richteten dann durch einen Kanal von 450—730 m Breite unsern Curs auf den Kagera zu, in welchem wir gegen

eine uns entgegenkommende Strömung von $2^1/_2$ Knoten in der Stunde zu kämpfen hatten.

Die Breite des Flusses schwankte zwischen 45 und 90 m. Die mittlere Tiefe betrug nach den an diesem Tage längs der Mitte des Flußbettes vorgenommenen zehn Sondirungen 15,85 m; dicht an den Papyruswänden, welche sich waldartig über uns wölbten, fand sich eine Tiefe von 2,75 m. Bisweilen hatte diese Wand buchtartige, von Flußpferden gebildete Oeffnungen, welche zu beiden Seiten Hunderte von Metern weit durch die Papyrusstauden liefen. Bei Kagaijo landeten wir auf kurze Zeit am linken Ufer, um uns die umliegende Landschaft anzusehen, da wir, solange wir auf dem Flusse fuhren, nichts als die Papyruswände, darüber die Bergrücken von Karagwe und den Himmel sehen konnten.

Wir lernten nun zuerst den wahren Charakter dieses Terrains kennen, das wir, als wir es von dem Gipfel des Berges zwischen Kafurro und der Hauptstadt Rumanika's ansahen, für ein Thal gehalten hatten.

Der Ingesi, wie ihn die Eingeborenen nannten, nimmt den ganzen Raum ein von dem Fuße der Muvari-Berge bis zu dem der Bergrücken von Karagwe mit dem Fluß, der Kagera heißt, dem Funso oder Papyrus und den Rwerus oder Seen, deren es mit Einschluß des Windermere siebzehn gibt. Seine größte Breite zwischen den einander gegenüberstehenden Bergen, respective ihrer Basis, beträgt $14^1/_2$ km die schmalste Stelle ist ungefähr $1^1/_2$ km breit. Der Funso oder Papyrus hat eine Wassertiefe von $2^3/_4$—$4^1/_4$ m. Die Tiefe der verschiedenen Seen schwankt zwischen 6 und 20 m. Unterhalb des Papyrus stehen der Fluß und die Seen miteinander in Verbindung.

Als wir uns um 5 Uhr nachmittags ungefähr 5 km nördlich von Kisinga befanden, zogen wir unser Boot dicht an den Papyrus heran und trafen Vorbereitungen zu unserer Nachtruhe, und die Wanjambu thaten dasselbe.

Die Bootsmannschaft drückte einige der dürrsten Papyrusstengel nieder, und nachdem sie die besenartigen Wipfel abgeschnitten, häuften sie diese zusammen und legten ihre Matten darauf, indem sie sich schmeichelten, auf solche Weise ein sehr bequemes und behagliches Nachtlager zu gewinnen. Ihre Feuer zündeten sie zwischen je drei Stengeln an, welche ihre Kochtöpfe trugen. Diese Methode zeigte sich ziemlich unzweckmäßig, weil die Stengel häufig durch neue ersetzt werden mußten; aber endlich waren die Bananen doch gar gekocht. In der Nacht jedoch wurden die Leute von einer äußerst blutgierigen

Species von Moskitos in dichten Scharen angegriffen, und man hörte ein paar Stunden lang nichts als das fortwährende Klatschen und Klappen mit den besenartigen Papyruswedeln, und dazwischen das Jammern, daß sie nicht schlafen könnten. Darauf fingen sie auch an, über Kälte und schließlich über Nässe zu klagen, denn ihre Betten senkten sich nach und nach immer tiefer unter dem Papyrus ein, und schließlich sahen sie sich genöthigt, in das Boot zu kommen, wo sie eine ganz jammervolle Nacht durchwachten, denn die Moskitos umschwärmten und peinigten sie bis zum Morgen mit der größten Hartnäckigkeit, wie sie im Charakter dieser gierigen Blutsauger liegt.

Am nächsten Tage entdeckten wir um Mittag eine schmale, durch die Berge sich windende Bucht, welche uns zu einem flußähnlichen, 8 km langen See führte. Aus diesem trieben wir durch einen zweiten kleinen Fluß unsere Boote und Kanoes mit den Staken nach der grasreichen Insel Unjamubi hindurch.

Ein den Ingesi ungefähr 15 m überragender Bergrücken gewährte uns einen freiern Umblick und wir fanden, daß wir uns ungefähr $6^1/_2$ km weit von Kischakka und in einer ähnlichen Entfernung genau östlich von einer aus den Muvari-Bergen hervorspringenden Landspitze befanden.

Am nächsten Tage fuhren wir auf dem Kagera ungefähr 16 km stromauf und gelangten, nachdem wir $22^1/_2$ km rückwärts zurückgelegt hatten, in den See Ihema, eine ungefähr 12 qkm große Wasserfläche. Wir lagen hier auf der Insel Ihema, ungefähr $1^1/_2$ km von Muvari.

Die Bewohner der Insel Ihema gaben mir an, daß der See Muta-Nsige nur elf Tagereisen weit von den Küsten von Muvari entfernt liege und daß die Wanja-Ruanda sie häufig besuchten, um ihre Fische gegen Milch und Nahrungspflanzen auszutauschen. Sie theilten mir ferner mit, daß der Fluß Mworongo — oder, wie ihn andere nannten, Nawarongo — von dem Ufumbiro-Gebirge kommend mitten durch Ruanda fließt und in den Kagera in der Richtung Südwest zu West eintritt; daß der Akanjaru ein ebenso großer See sei von einem Umfang von drei Tagereisen, welcher Ruanda, Uhha und Urundi voneinander trenne; daß sich mitten in demselben eine Insel befände, wo die Mannschaft der von Uhha kommenden Kanoes die Nacht zu rasten pflegte, worauf sie dann zu Mittag in Ruanda ankäme.

Ein fröhliches Völkchen waren diese Ihema-Insulaner, aber zwei sehr üble Krankheiten, der Aussatz und die Elephantiasis, waren leider

bei ihnen epidemisch. Die Insel zeigte einen Untergrund von Schiefer, welcher nur mit einer dünnen Schicht Alluvialboden bedeckt war. Das Wasser des Sees Ihema war gut und von angenehmem Geschmack, obgleich es sich, wie alle Gewässer des Alexandra-Nils, durch seine trübe bräunliche Eisenfarbe auszeichnete.

Am nächsten Tage begannen wir vom äußersten Südende des Sees längs der Muvari- oder Ruanda-Küste hinzufahren und versuchten in der Nähe eines Dörfchens zu landen, aber die Eingeborenen knurrten wie tückische Hunde und spannten ihre Bogen, was uns — da wir Gäste Rumanika's waren — zwang, uns auf- und davonzumachen und sie ihrer wilden Abgeschiedenheit zu überlassen.

Als wir wieder auf dem Kagera ankamen, fuhren wir stromab und waren um 7 Uhr abends wieder in unserm kleinen Lager in Kasinga am Südende des Windermere-Sees.



Eingeborener von Uhha.

Am 11. ruderten wir in den Kagera hinein, fuhren den Fluß bis nach Ugoi hinunter und kehrten am Abend des 12. nochmals nach unserm Lager am Windermere-See zurück.

Nachdem ich am nächsten Tage Frank aufgetragen hatte, das Boot nach Kafurro zu bringen, ersuchte ich Rumanika, mich mit Führern nach den heißen Quellen von Mtagata zu versehen, und sein Wort haltend, wählte er 30 Wanjambu zu dieser Dienstleistung aus.

Unsere Route ging nach Norden, dem Kamme eines hohen Bergrückens zwischen Kafurro und dem Windermere-See entlang. Wohin wir auch blickten, sahen wir Graswiesen auf Bergrücken, Abhängen, Berggipfeln und in Thälern; das Land eignet sich deshalb ausnehmend zur Viehzucht. Nur in wenigen Bergschluchten bemerkten wir dunkle Baumgipfel.

Als wir den Windermere-See und den nördlich von demselben liegenden Berg Issossi im Süden hatten, stiegen wir in ein gewundenes, grasbewachsenes Thal hinab. Auf unserm 16 km langen Marsche vom Issossi bis Kasja zählten wir 32 einzelne Rinderheerden, welche zusammengerechnet wahrscheinlich 900 Stück enthielten. Wir sahen auch sieben Rhinocerosse, von denen drei weiß und die übrigen dunkelbraun waren. Die Führer wünschten, daß ich eins schießen möchte, aber meine Munition war knapp, und da ich nicht zu einem

sichern Schuß herankommen konnte, so hatte ich keine Lust, eins unnöthigerweise zu verwunden oder eine Patrone unnütz zu verschießen.

Am nächsten Tage kamen wir um 8 Uhr morgens in der Nähe des Thalendes an den See Merure, der ungefähr 3 km lang ist, zogen von da über drei verschiedene Berge und gelangten danach an den Berg Kiwandare. Von seinem wenigstens 1700 m über dem Meere liegenden Gipfel erlangten wir eine ziemlich klare Aussicht auf die dreifachen Kegel von Ufumbiro in nordwestlicher Richtung. Ich möchte die Entfernung vom Kiwandare bis zum Ufumbiro ungefähr auf gegen 70 km schätzen und auf beinahe 100 km von der Höhe des Berges oberhalb der Residenz Rumanika's. Verschiedene Bergreihen, getrennt durch Seitenthäler, erhoben sich zwischen dem Thale des Alexandra-Nils und dem Ufumbiro-Gebirge.

Vom Kiwandare stiegen wir dem Kamme entlang allmählich zu einer niedrigern Terrasse hinunter. Um 5 Uhr abends wurde einer aus unserer Reisegesellschaft ein dunkelbraunes Rhinoceros gewahr, und da wir kein Fleisch hatten und das Terrain zur Annäherung günstig war, so schlich ich mich bis auf 45 m heran und jagte ihm dicht am Ohre eine Zinkkugel in den Kopf, sodaß es zusammenbrach. Das Quantum Fleisch, das wir von dem Thiere erhielten, war weit größer als der Bedarf für die 18 Mann Wangwana, die mich begleiteten; deshalb ließ ich, ihrem Wunsche nachgebend, gleich auf der Stelle, wo das Nashorn geschossen worden, das Lager aufschlagen. Es war hier den kalten Winden ausgesetzt, welche uns während der Nacht heimsuchten. Die Männer schleppten aber fortwährend viel Brennmaterial herbei, das sie in einer nahen bewaldeten Bergschlucht zusammenlasen, und litten nicht durch den Nachtfrost, da sie überdies bei dem für sie interessanten Braten der Fleischmassen um viele lodernde Feuer sich vereinigten.

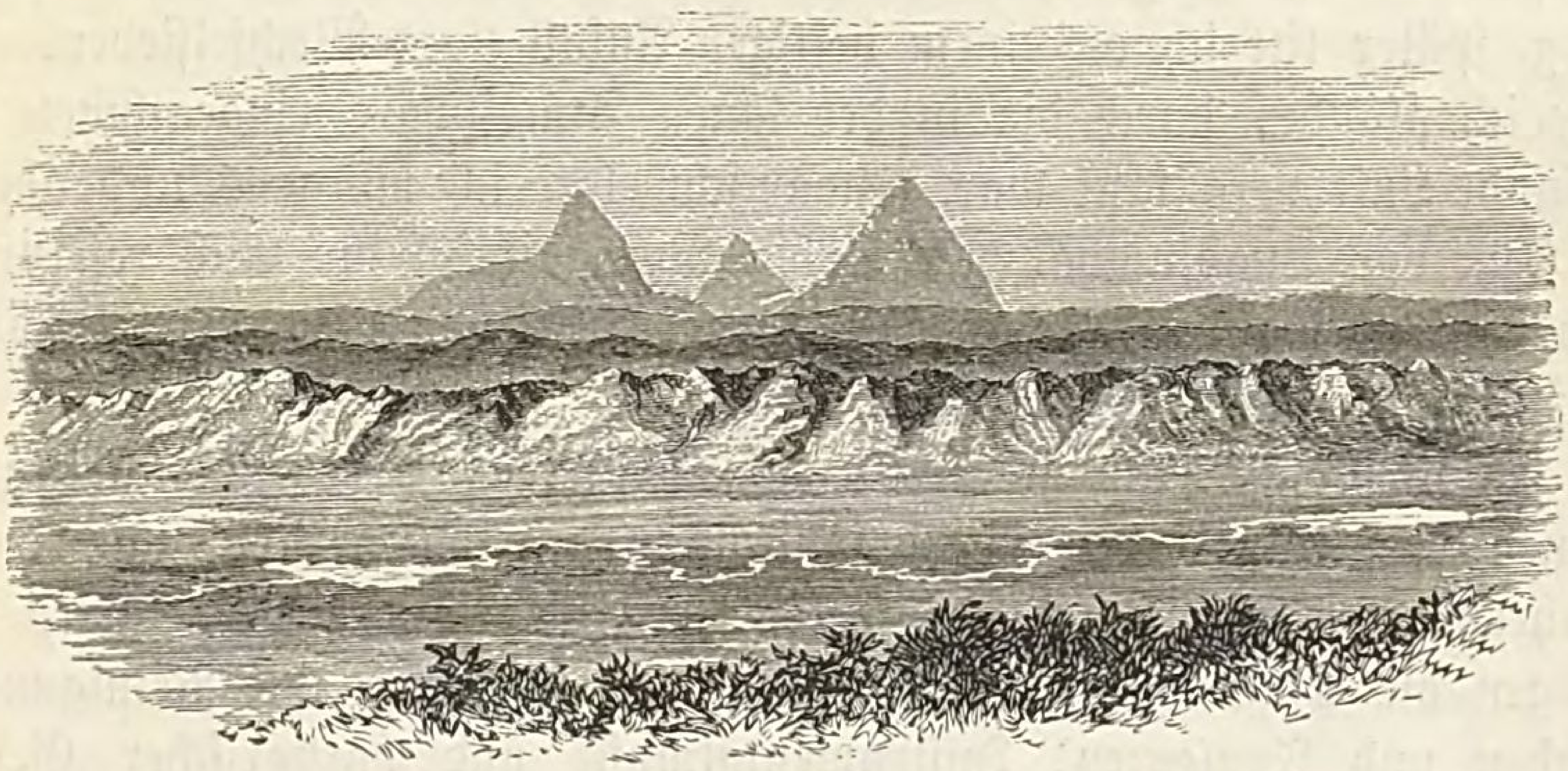
Am folgenden Tage stiegen wir um 9 Uhr vormittags in die bewaldete Bergschlucht von Mtagata hinab, nachdem wir von Kafurro aus 56 km fast genau nach Norden zurückgelegt hatten.

Diese Schlucht wird gebildet durch einen Winkel, in dem das äußerste Nordende des Kiwandare-Berges mit einem querlaufenden Bergzug zusammentrifft. Sie ist dicht mit hohen Bäumen bestanden, welche durch die warmen Dämpfe von den Quellen und durch den erhitzten Erdboden zu einer riesigen Größe und ungewöhnlichen Dichtigkeit des Laubes gediehen sind. Ein dichtes Unterholz von mannichfachen Pflanzen, Lianen und Schlinggewächsen jeder Größe ist unter dem Schatten der emporstrebenden Bäume aufgeschossen und die da-

durch in der Schlucht erzeugte Dunkelheit ist sehr auffällig. Ich glaube, man würde die Schlucht für einen unheimlichen, gespenstischen Ort halten, wenn man sie in der Nacht allein beträte. Große Paviane und langgeschwänzte Affen schrien und klapperten in den Zweigen und ließen diese hin- und herschwanken und rascheln, indem sie sich von Baum zu Baum jagten.

Zur Zeit unsers Besuches waren die Quellen von kränkelnden Personen aus Iwanda, Ngoi, Kisiwa, Usongora und Usui besucht, denn diese Quellen hatten, wie sich dies denken läßt, in den Districten von Karagwe und den benachbarten Gegenden einen bedeutenden Ruf erlangt.

Man zählt im ganzen sechs Brunnen und an ihrem eigentlichen und äußersten Hauptquell hatten sie, als ich sie untersuchte, eine Tem-



Die drei Kegel des Ufumbiro-Gebirges von dem Berge in der Nähe der heißen Quellen von Mtagata aus gesehen.

peratur von $43\frac{1}{3}°$ R. Die Badebassins, welche ungefähr 4 m im Durchmesser haben und $1\frac{1}{2}$ m tief sind, zeigten eine Temperatur von $34\frac{2}{3}°$ R., mit Ausnahme des nördlichsten, das nur $33\frac{1}{3}°$ R. hatte.

Ich füllte eine 8 Unzen enthaltende Flasche mit Wasser aus einer dieser Mineralquellen und sandte sie bei meiner Ankunft in London an die Herren Savory und Moore, die rühmlichst bekannten Chemiker (Bondstreet 143). Diese waren so gütig, mir nach einigen Tagen die nachfolgende Analyse zu übersenden:

Das Fluidum war klar, farb- und geruchlos; als es ruhig dastand, lagerte sich eine kleine Quantität rothen, körnigen Stoffes ab.

Bei der chemischen Untersuchung fand sich, daß es eine schwache alkalische Reaction zeigte und sein specifisches Gewicht betrug, auf 60° F. ($12\frac{4}{9}°$ R.) berechnet, 1004, das reine Wasser zu 1000 angenommen.

100 gr verdunstet hinterließen ein weißes, krystallinisches Residuum, das 0,37 gr wog und aus kohlensaurem Natron, kohlensaurem Kalk, Schwefelkalk und Chlornatron bestand; diese Reihenfolge stellt zugleich das Verhältniß dar, in

welchem diese Bestandtheile im Wasser enthalten waren, sodaß nämlich das kohlensaure Natron die andern überwog.

Der Niederschlag wurde darauf aus dem Gefäß genommen und mikroskopisch untersucht. Man fand auf solche Weise, daß er aus eisenhaltigem Sande und zwei kleinen Stückchen vegetabilischer Cellulose bestand.

Es war demzufolge ein schwach alkalisches Wasser und seine alkalische Beschaffenheit hing von der Anwesenheit kohlensauren, in der Auflösung möglicherweise als doppeltkohlensaures Natron vorhandenen Natrons ab, da das Wasser kohlensaures Gas aufgelöst enthielt und da sich dasselbe bei der Erhitzung des Wassers entwickelte.

Die Eingeborenen priesen mir das Wasser dieser Quellen so sehr an, daß ich mich zu einem dreitägigen Aufenthalte entschloß, um an meinem eigenen Körper zu erproben, welche Heilkraft es besäße. Ich trank ungeheuer viel von dem Wasser mit dem eifrigen Verlangen nach einer wohlthätigen Wirkung, aber ich machte dabei keine guten Erfahrungen — im Gegentheil bekam es mir recht schlecht, denn wenige Tage später litt ich an einem heftigen Anfall eines Wechselfiebers, der, wie ich glaube, durch die in der lauen Atmosphäre eingeathmete ungesunde Luft veranlaßt war. Zwar schwelgte ich morgens und abends in dem von Luadjumba, dem Sohne Rumanika's, für mich reservirten Bade, das war aber auch der ganze Vortheil, der mir aus dieser afrikanischen Badereise erwuchs.

Patienten, welche an Hautkrankheiten leiden, ziehen, wie ich glaube, schnell Nutzen aus der ihnen sonst nicht gewöhnten Reinlichkeit, und während der wenigen Tage, welche wir hier verweilten, kamen und gingen die Eingeborenen in Scharen, und Lustigkeit und Reinigungen, Baden und Faulenzen, Instrumentalmusik und barbarischer Gesang wechselten fortwährend und ließen die Echos in der Bergschlucht nicht zur Ruhe kommen.

Unser Aufenthalt bei den Heilquellen wurde auch durch die Anwesenheit Luadjumba's angenehm und heiter gemacht, welcher, dem Beispiel seines Vaters Rumanika folgend, gastfrei und von sanftem, mildem Wesen war. 1 Ochse, 2 Ziegen, 10 Hühner, außerdem Bananen, süße Kartoffeln und Mehl, endlich 14 große Kürbisse voll Maramba wurden dankbar angenommen — und bezahlt.

Am 18. März brachen wir zu unserer Rückreise von den heißen Quellen nach Kafurro auf, und unterwegs schoß ich ein weißes Rhinoceros, das die Leute alsbald in Stücke schnitten, um diese ihren Kameraden zu bringen. Am 19. langten wir wieder in Kafurro an, jeder der Wangwana mit 9 kg Fleisch beladen.

Nach einer zweitägigen Rast stattete ich Rumanika einen zweiten Besuch ab, wobei viele geographische Fragen weitläufig erörtert wurden. Es ist unnöthig, die Auskunft, welche ich Rumanika in Bezug

auf die geographische Vertheilung der Stämme und Rassen über den dunkeln Continent zu geben hatte, hier zu wiederholen; da ich aber überzeugt bin, daß die geographische Welt sich für die Mittheilungen, welche mir Rumanika und die eingeborenen Reisenden an seinem Hofe machten, interessiren werden, so füge ich hier die Bemerkungen bei, welche ich mir an Ort und Stelle aufschrieb.

Hamed Ibrahim ergriff das Wort und sagte:

Meine Sklaven sind weit herumgereist und sie sagen, daß der Fluß Ni-Nawarongo auf der Westseite der Ufumbiro-Berge entspringt, einen weiten Bogen durch Ruanda macht und dann in den Akanjaru-See einmündet, wo er mit dem von Süden kommenden Kagera zusammentrifft. Vereinigt laufen sie dann aus dem See zwischen Uhha und Kischakka und gehen, zwischen Karagwe und Ruanda hinfließend, in den Nianza (Njansa).

Der Fluß Rwisi, der ebenfalls am nördlichen Fuße der Kegel des Ufumbiro-Gebirges in Mpororo entspringt, fließt durch Igara, danach durch Schema und Ankori in den See des Königs von Koki (Luampula) und indem er zum Tschibarre- oder Kiware-Fluß wird, vereinigt er sich mit dem Kagera unterhalb Kitangule.

Wenn ihr von Mpororo aus gegen Sonnenuntergang weiter reist, so werdet ihr den Muta-Nsige, den Nianza von Unjoro sehen. Es befinden sich viele große Inseln in demselben. Utumbi ist ein Land der Inseln und die Eingeborenen sind sehr gut, aber durch Mpororo könnt ihr nicht reisen, da die Leute dort Schaitans — Teufel — sind, und die Wanja-Ruanda sind Bösewichte, und weil etwas vorgefallen ist, als die Wangwana zum ersten mal dort hinzugehen versuchten, dulden sie niemals Fremde im Lande. Ein sonderbares Volk und wahrlich voll Arglist!

Westlich von Ruanda liegt ein Land mit Namen Mkinjaga und es ist, wie ich gehört habe, ein großer See dort. Araber sind niemals dort gewesen.

Darauf erzählte ein Eingeborener aus dem westlichen Usui auf die Bitte Rumanika's Folgendes:

Mkinjaga liegt westlich vom See Kivu oder Niandscha Tscha-Ngoma, aus dem der Fluß Rusizi in den See von Uzige (den Tanganika) fließt. Um nach Mkinjaga zu gelangen, müßt ihr zuerst durch Unjambungu reisen, dann werdet ihr den großen See von Mkinjaga sehen. Der See Kivu steht mit dem See Akanjaru in Zusammenhang, obgleich dort viel Schilfgras ist, sowie hier unten im Ingesi. Ein Kanoe könnte fast den Kivu von Kischakka aus erreichen, es würde aber saure Arbeit sein.

Der Akanjaru, den die Wahha Niandscha Tscha-Ngoma nennen, ist sehr breit. Man braucht anderthalb Tage zur Ueberfahrt und er ist ungefähr zwei bis drei Tagefahrten weit für ein Kanoe. Er liegt zwischen Ruanda, Uhha und Urundi. Der aus der Grenzgegend zwischen Uhha und Urundi kommende Kagera fließt in ihn hinein. Der Nawarongo-Fluß ergießt sich in den Ruvuvu zwischen Ufugu und Kischakka. Der Ruvuvu mündet zwischen Kischakka und Karagwe in den Kagera ein; der Kagera läuft in den Ingesi und fließt durch Kitangule in den Niandscha von Uganda. Der See Kivu liegt westsüdwestlich von Kibogoro's Hauptstadt in West-Usui. Der Kivu hat keine Verbindung mit dem Muta-Nsige, dem See von Unjoro.

Darauf sagte ein aus Sansibar gebürtiger Mann, welcher Chamis ben Abdallah nach dem nordwestlichen Uhha begleitet hatte:

Ich bin westlich von dem Uhha des Königs Khanza gewesen und habe einen großen See gesehen. Es ist wahrhaftig dort viel Wasser. Urundi lag zu meiner Linken. Ruanda lag quer vor mir und ich stand auf dem Boden von Uhha.

Rumanika selbst folgte nun mit einer sehr weitläufigen Ausein-

anderſetzung aller ſeiner geographiſchen Kenntniſſe, welche ich nur ihrem weſentlichſten Inhalte nach beifüge:

Wenn ihr Mpororo verlaßt, könnt ihr durch Kanoes das Land Makinda's in Utumbi in einem halben Tage erreichen. Die Inſel heißt Kabuſſi. In drei Stunden fährt ein Kanoe von da nach der Inſel Karara, und von da gelangt ihr wieder in einem halben Tage nach Ukondju, wo ein Stamm von Kannibalen lebt.

Mkinjaga liegt am Ende von Ruanda und der See deſſelben iſt der Muta-Nſige, auf welchem ihr nach Unjoro fahren könnt. Es exiſtirt eine Raſſe von Zwergen irgendwo im Weſten von Mkinjaga, welche Mpundu heißen, und noch eine andere, welche Batwa oder Watwa heißen und nur 2 Fuß hoch ſind. In Uriambwa lebt eine Raſſe kleiner Leute mit Schwänzen.

Uitwa oder Batwa (Watwa) liegt am äußerſten Südende von Uſongora.

Von Butwa, das auf dem Ende einer Landſpitze in Ruanda liegt, könnt ihr Uitwa Uſongora ſehen.

Von Butwa aus liegt Mkinjaga zu euerer Linken in einer Entfernung von ungefähr drei Tagereiſen.

Einige von den Waſiwa ſahen ein ſonderbares Volk in jenen weit entfernten Ländern. Die Leute hatten dort bis zu ihren Füßen herabreichende Ohren. Das eine Ohr bildete eine Matte, um darauf zu ſchlafen, das andere diente als Decke gegen die Kälte wie ein gegerbtes Fell! Sie ſuchten einen derſelben durch Schmeicheleien zu veranlaſſen, mich zu beſuchen, aber die Reiſe war lang und er ſtarb unterwegs.

Der liebe alte Rumanika, wie er ſich freute, in der Geographiſchen Geſellſchaft zu Karagwe zu präſidiren, und wie er lächelte, als er dieſes letzte Prachtexemplar einer Münchhauſiade auskramte! Er war feſt überzeugt, daß er für den Beſtunterrichteten unter allen Anweſenden gehalten werden würde, und empfand im voraus das Entzücken mit, welches das altersſchwache Europa ergreifen müßte, wenn es dieſe wunderbaren Märchen aus dem äquatorialen Afrika hören würde. Es war auch ſein Ehrgeiz, als Zeuge zu beobachten, wie ſich infolge ſeiner Schwatzhaftigkeit mein Notizbuch füllte; auch möchte ich ihm faſt einige Neigung vindiciren, der Leichtgläubigkeit nüchterner Chriſten etwas aufzubinden. Dennoch dürften, mit dieſem dem Leſer gegebenen Wink zur Vorſicht, ſeine Fabeln harmlos ſein, und wir können ihm für ſeine intereſſanten Belehrungen nur Dank zollen.

Da ich einmal bei der Veröffentlichung ſolcher geographiſchen Notizen bin, ſo darf ich wol hier, ebenfalls in der Kürze, einige andere Mittheilungen anknüpfen, welche ich anderswo in Bezug auf den Muta-Nſige von einem Eingeborenen aus Uſongora erhielt. Wir trafen ihn in Kawanga bei Sekadjugu, einem der Watongoleh, die uns nach dem Beatrice-Golf begleiteten.

Wenn ihr Ruoko in Unjoro verlaßt, ſo werdet ihr Gambaragara zu euerer Rechten und Uſagara oder Ankori zu euerer Linken haben. Uſimba, das Land Ruigi's, wird vier Tagereiſen weit weſtlich von euch liegen.

Wenn ihr Uſimba erreicht habt und euch dann zur Linken wendet, ſo werdet ihr nach Luhola kommen. Uſongora wird zu euerer Rechten liegen.

Zur euerer Linken werdet ihr auch haben: Unjampaka, Kasita, Kischakka, Tschakiomi, Nitere, Buhudju, Makara, Unjamururu, Munja Tschambiro und die Bwambu, welche Kannibalen sind.

Wenn ihr aus Ruigi's Lande nach rechts geht, so gelangt ihr nach Usongora, Mata, zwei Tage später nach Nabweru und dann nach Butwa. Wenn ihr in Butwa steht, so werdet ihr Ruanda zur linken Hand sehen.

Das Land Ruigi's heißt Usimba.

Kitagwenda ist der Name des Nachbarlandes.

Unjanuruguru liegt zwischen Ruanda und Usongora.

Alle Wasongora sind aus Unjoro ausgewandert.

Folgende Auskunft hat mir ein Eingeborener aus Unjampaka über den Muta-Nsige ertheilt:

Mein König heißt Bulema. Kascheschе ist der große König von Usimba. Ruigi ist todt. Usongora wird, wenn ihr nach Sonnenuntergang blickt, vor euch liegen, indem ihr in Kascheschе's Lande steht. Um aus dem letztern nach Usongora zu reisen, geht ihr erst nach der Insel Nkoni, dann nach der Insel Ihundi und endlich nach Usongora.

In der Ferne zu euerer Linken habt ihr, wenn ihr das Gesicht dem Sonnenuntergang zuwendet, Utumbi und die Inseln Mahinda, Karara und Kabussi.

In Usongora ist Ueberfluß an Salz und wir gehen von Unjampaka (meinem Lande) dorthin, um Salz zu holen und es an die ganze umliegende Gegend zu verkaufen. Das Land Ankori dehnt sich nicht bis an den Nsige aus. Buhudju und Unjamuruguru liegen zwischen Ankori und dem See.

Njika ist König von Gambaragara und Usongora. Nördlich von Gambaragara ist das Land Toru oder Tori, ein Theil von Unjoro. Kabba-Rega ist der große König aller dieser Länder. Die Zaubermittel (Medicin) Unjoro's werden von Njika auf dem Gipfel seines hohen Berges aufbewahrt. Es sind dort ebenso viele Weiße wie Schwarze. Auf dem Gipfel ist ein kleiner Niandscha und ein Fels erhebt sich senkrecht und hoch aus dessen Mitte. Es fallen eine Menge Gewässer mit lautem Getöse von den Seiten des Berges, bisweilen senkrecht herab. Es gibt Rinderheerden über Rinderheerden, Hunderte von ihnen sind in Gambaragara und Usongora. Die Leute von Usongora sind gewaltige Kämpfer; sie führen je drei Speere und einen Schild und leben nur von Milch und Kartoffeln.

Ich gehe nun zu einigen „Reflexionen" eines jungen Philosophen aus Uganda über, eines der Pagen Sambusi's, der seinen Herrn auf dem vor drei Jahren unternommenen großen Zuge des Katekiro gegen Usongora begleitet hat.

Dieser Jüngling machte mich, der ich bisher an der Idee festgehalten hatte, daß das Philosophiren kein Gemeingut aller sei und daß nur Mitglieder der weißen Rasse wegen ihres Beobachtungsvermögens bemerkenswerth seien, durch die folgende Frage ganz stutzig:

„Stamlih, sagt mir doch, wie es kommt, daß alle weißen Männer lange Nasen haben, während an allen ihren Hunden die Nasen sehr kurz sind*, daß dagegen die Schwarzen kurze Nasen, aber ihre Hunde sehr lange Nasen haben?"

* Der junge Philosoph hatte die breite Stumpfnase meines englischen Bulldog „Jack" beobachtet und war schleunigst zu dem Schluß gelangt, daß alle Hunde der Weißen offenbar Stulpnasen haben müssen.

Ein Jüngling aus Uganda, dachte ich bei mir, der ein solches wissenschaftliches Thema wie dieses aufstellen kann, verdient unsere Aufmerksamkeit.

„Theilt mir", sagte ich, „alles mit, was Ihr über den Muta-Nsige und den Kagera wißt."

Gut, du siehst den Kagera; er ist breit und tief und reißend und sein Wasser ist zwar dunkel, aber doch klar. Woher mag er kommen? Es ist eine ungeheuere Masse Wasser in diesem Flusse. Er ist die Mutter des Stromes bei Djindja, und wenn dieser Fluß nicht wäre, würde unser Niyanza austrocknen!

Sage mir, woher er kommen mag! Es ist kein Land groß genug, um ihn mit Wasser zu versehen, weil er, wenn du in Rumanika's Land kommst, immer noch ein großer Fluß ist. Wenn du weiter nach Süden, nach Kischakka gehst, ist er immer noch groß, und in Kibogora's Lande ist er auch noch ein großer Fluß. Urundi liegt nicht fern und darüber hinaus liegt der Tanganika.

Sage mir, wo geht das Wasser des Muta-Nsige hin? Es fließt natürlich in den Kagera; der Kagera ergießt sich in unsern Niyanza und der Fluß bei Djindja (der Victoria-Nil) fließt nach Kaniessa (Gondokoro). Ich sage dir der Wahrheit gemäß, daß die Sache sich so verhalten muß. Du sahst den Rusango und Mpanga nach dem Muta-Nsige gehen, nicht wahr? Nun wohl, es müssen viele Flüsse wie jener da sein, die sich auch in den Muta-Nsige ergießen. Und welcher andere Fluß trinkt alle diese Flüsse aus, als der Kagera? fragte er triumphirend.

Usongora ist ein wundervolles Land! Seine Bewohner sind tapfer, und als der Katekiro, begleitet von Mkwenda und den Häuptlingen Sekebobo's und von einigen Kitunsi's, mit ihnen zusammenstieß, waren sie verschieden von den Leuten aus Gambaragara. Es sind sehr große Menschen mit langen Beinen, und sie sind mit Speeren und Schilden bewaffnet. Sie haben alle Ränke und Kniffe gegen uns versucht. Als wir an den Ufern eines nach Norden durch den Tinkatinka und ebenso wie dieser in den Katonga fließenden Stromes standen, da waren die Wasonga auf dem entgegengesetzten Ufer und schrien uns zu, daß sie kampfbereit seien. Sambusi wäre am nächsten Tage beinahe getödtet worden und wir verloren viele Leute, aber der Katekiro kämpft nicht wie andere Häuptlinge; er ist außerordentlich tapfer und er wollte um jeden Preis die Zufriedenheit Mtesa's erwerben. Wir kämpften sechs Tage lang.

Die Wasongora hatten auch eine Anzahl großer Hunde, welche sie auf uns hetzten; während wir ihre Rinder nach Gambaragara zu trieben, erbebte die Erde, Schlammquellen sprangen empor und das Wasser in der Ebene war sehr bitter und tödtete viele Waganda; es hinterließ an seinen Rändern etwas Weißes, wie Salz.

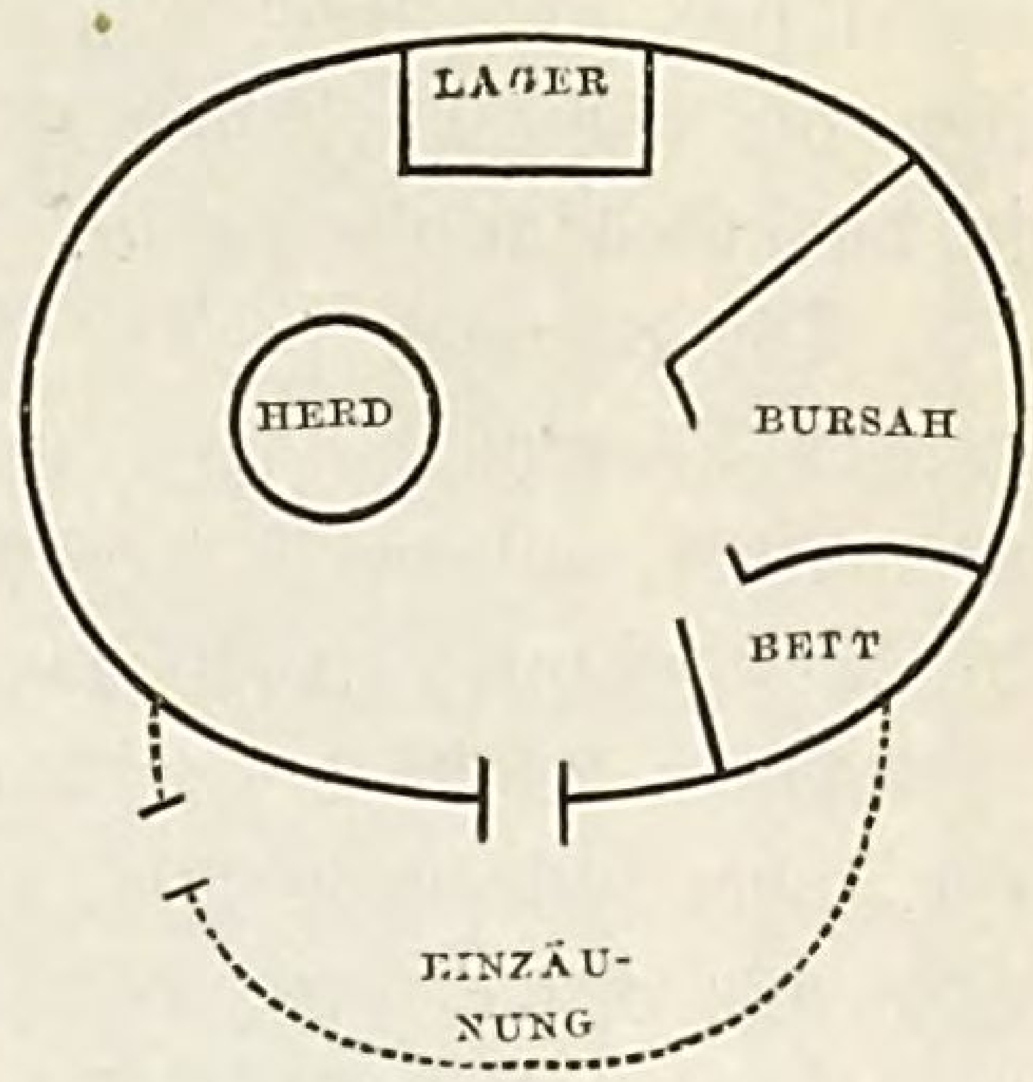
Wir sahen den Muta-Nsige zuerst, als wir Njika auf den Gipfel seines großen Berges in Gambaragara folgten. Wir konnten nicht ganz bis zum Gipfel hinaufkommen, er war zu hoch. (Hiermit ist der Gordon-Bennett-Berg gemeint.) Wir konnten aber Usongora sehen und einen großen, ganz um dasselbe herum sich ausdehnenden See. Als wir mit unserer Kriegsbeute zu Mtesa zurückkamen, schickte er uns kurze Zeit darauf nach Ankori zurück, und von dem Gipfel eines hohen Berges bei Kibanga (der Lawson-Berg) sahen wir den Muta-Nsige wieder westlich von uns ausgebreitet. O, es ist ein großartiger See, nicht so breit wie unser Niyanza, aber sehr lang. Wir bekommen all unser Salz aus Usongora, da Njika seinen Tribut an uns mit so und so viel Säcken bezahlt. Es wird in den Ebenen gesammelt, ist aber nicht genießbar, wenn man es nicht vorher wäscht und reinigt.

Dieser junge Bursche hatte mich nach Karagwe begleitet und sich durch seine Intelligenz und rastlose Wißbegier von den Wanjambu-Höflingen am Hofe des Königs Rumanika manche Nachricht verschafft. Er hielt mir in Bezug darauf folgenden Vortrag:

Meister, ich habe fortwährend Fragen an Wanjambu gerichtet und sie sagen, daß Ihr ein Kanoe von hier nach Udjidji rudern könnt; nur auf eine gewisse Strecke werdet Ihr Euere Kanoes über das Land zu schleifen haben. Sie sagen auch, daß Ndagara, der Vater Rumanika's, gern mit den Wadjidji habe Handel treiben wollen und deshalb versucht habe, einen Kanal durchzugraben, durch den seine Kanoes hindurchfahren könnten. Sie sagen auch, daß der Kivu mit dem Akanjaru zusammenhängt und daß der Rusizi den Kivu verläßt und durch Uzige in den Tanganika läuft, aber der Kagera fließt durch Karagwe nach Uganda zu. Glaubt Ihr das?

Zum Schluß des interessanten Tages bat Rumanika den Hamed Ibrahim, die Schätze, Trophäen und Merkwürdigkeiten in dem Museum oder der Rüstkammer des Königs vorzuzeigen. Hamed that dies mit dem größten Eifer, wie er die dort befindlichen Seltenheiten schon häufig angepriesen hatte.

Die Rüstkammer war eine kreisrunde Hütte, welche äußerlich einer sauber mit Stroh bedeckten Kuppel glich. Sie hatte ungefähr 9 m im Durchmesser.



Die Waffen und sonstigen Gegenstände von Messing, Kupfer und Eisen waren in vollkommenster Ordnung aufgestellt und zeigten, daß Rumanika seine Schätze nicht vernachlässigte.

Es befanden sich daselbst ungefähr 16 roh aus Messing gearbeitete Figuren von Enten mit Kupferflügeln, 10 sonderbare Dinge aus demselben Metall, welche Elenantilopen vorstellen sollten, und 10 kupferne Kühe ohne Kopf. Ferner eiserne Streitäxte von wirklich bewundernswerther Arbeit, Speere mit doppelten Klingen, mehrere gewaltig große Klingen mit außerordentlich scharfer Schneide, 203 mm querüber breit und 457 mm lang, vorzüglich gute Speere, einige mit Klingen und Schaften von zusammengeschmiedetem Eisen, andere mit einem kettenförmigen Schaft und wieder andere mit Massen kleiner starrer und scharfer Ringe, die unten an der Klinge und am Ende des Stabes kugelähnlich zusammengeballt sind; andere Speere mit Kupferklingen hatten seltsam ineinandergeschlungene Stäbe als Schaft. Es waren ferner aufgestellt: große in Eisen gefaßte Fliegenwedel, deren Griffe bewundernswerthe Probestücke einheimischer Kunst waren; massive Messer, den Hackmessern der Fleischer ähnlich, mit polirten Klingen, und ein Gegenstand von der Gestalt eines Wurf- oder Bugsirankers aus glänzendem Messing mit vier hakenförmig gekrümmten Zinken. Einige vorzügliche, aus feinem Gras im Lande

selbst gearbeitete Zeuge waren wirklich so schön, daß sie im Gewebe mit Baumwollentüchern weitteifern konnten. Sie waren überdies schwarz und roth in Mustern und Streifen gefärbt. Der königliche Sessel war ein Meisterstück der einheimischen Drechslerkunst. Er war aus einem einzigen massiven Block aus dem Holze des Baumwollbaums geschnitzt. Außer diesen Proben der einheimischen Kunst sah man noch Tassen, Becher, große Teller und Milchschüsseln, alle wunderbar sauber und geschickt aus Holz gearbeitet. Der kreisförmige Feuerherd in der Mitte des Gebäudes war gleichfalls in sehr geschmackvoller Weise erbaut. Rings an den Wänden hin waren auf dem Fußboden andere Geschenke arabischer Freunde in Reihen niedergelegt, massive Speisebreter von Kupfer, auch einige Terrinendeckel von Britanniametall, offenbar aus Birmingham. Auch die vom Kapitän Speke ihm geschenkte Revolverflinte darf nicht vergessen werden, denn sie hatte einen Ehrenplatz und Rumanika schaut sie besonders gern an, denn sie ruft ihm die Gestalten seiner genialen weißen Freunde Speke und Grant in das Gedächtniß zurück.

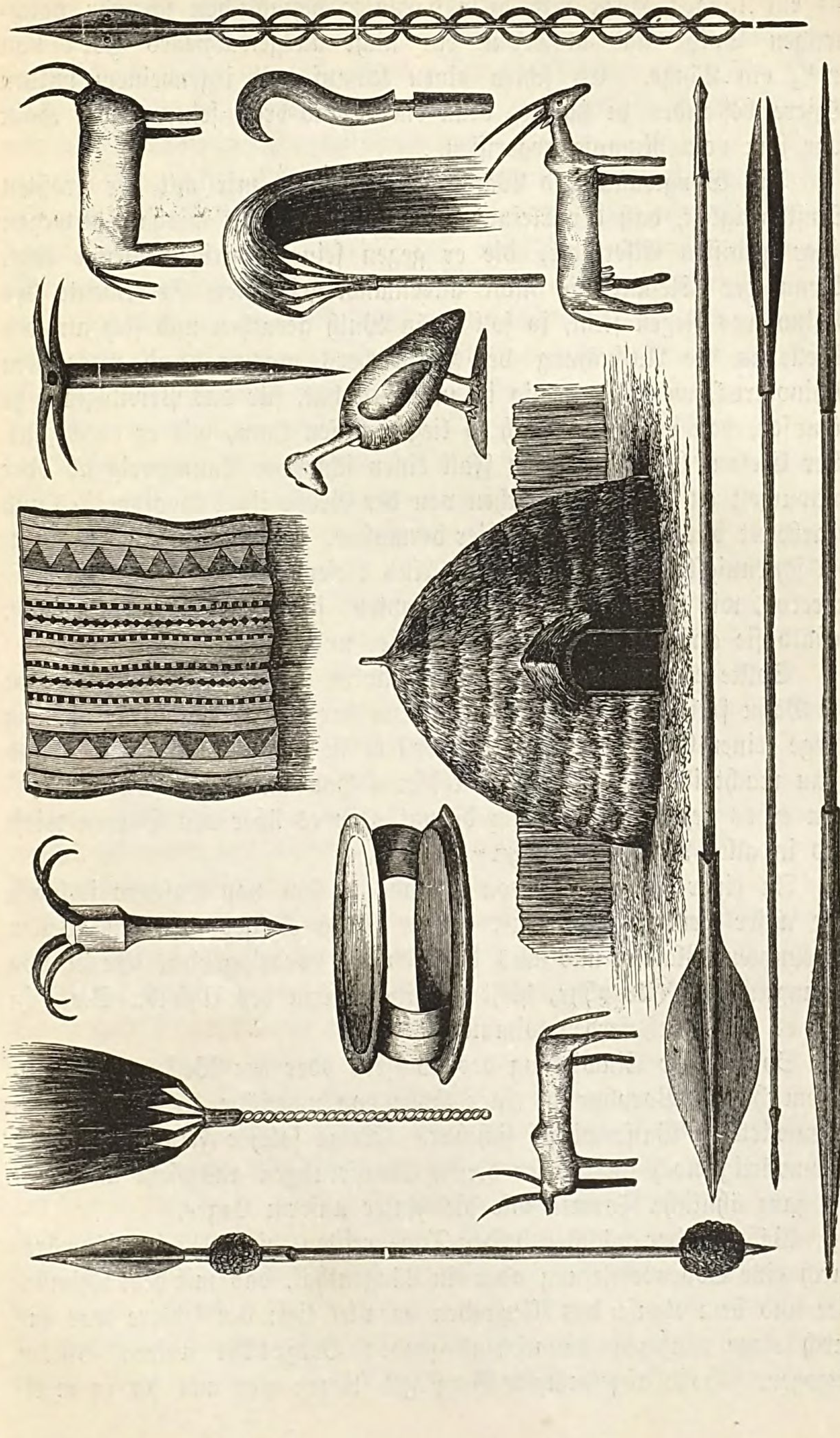
Die draußen in einer Reihe nebeneinander aufgestellten ungeheuer großen Trommeln ließen uns schon vermöge ihrer äußern Erscheinung vermuthen, mit welch betäubendem Lärm sie den Neumond feiern oder die Kriegssignale verkünden mögen.

Mein Abschied von dem heitern, lieben Greise, der jetzt ungefähr 60 Jahre zählen mochte, war sehr rührend und herzlich. Er schüttelte mir oftmals die Hand und sagte dabei jedesmal, er bedauere es vom Herzen, daß mein Besuch so kurz sein müsse. Er schärfte es seinen Söhnen auf das strengste ein, mir jede Art von Aufmerksamkeit zu erweisen, bis ich bei Kibogora, dem König von West-Usui, ankommen würde. Es gewährte ihm Befriedigung, daß dieser erfreut sein würde, mich als einen Freund Rumanika's zu empfangen.

Am 26. März machte sich die Expedition nach ihrem Rastmonat in Kafurro, den ich zu fleißig fortgesetzten Forschungen im westlichen Karagwe benutzt hatte, wieder auf die Reise und lagerte nach einem Marsche von 8 km in Nakawanga am Südabhange des Kibonga-Gebirges.

Am nächsten Tage brachte uns ein Marsch von 21 km an das nördliche Ende des Sees Uhimba, eines breiten flußähnlichen Gewässers, das vom Alexandra-Nil seinen Zufluß erhält.

Am 27. hatte ich das Glück, drei Rhinocerosse zu schießen, deren Körper uns reichliche Massen von Fleisch für unsere Reise durch die Wildniß von Uhimba lieferten. Eins dieser enormen Thiere hatte ein



Rüstkammer, Waffen und Schätze Rumanika's.

60 cm langes Horn mit einer darunter befindlichen scharfen dolchartigen Spitze und außerdem ein nicht ausgewachsenes Horn von $22\frac{1}{2}$ cm Länge. Es schien einen Kampf mit irgendeinem wilden Thiere bestanden zu haben, denn eine Hand breit seiner dicken Haut war ihm vom Rumpfe abgerissen.

Die Wangwana und Wanjambu erzählten mir mit der größten Ernsthaftigkeit, daß der Elefant das Rhinoceros oft mishandelt wegen einer gewissen Eifersucht, die er gegen seinen feurigen Vetter hegt. Wenn der Elefant die nicht auseinandergestreuten Excremente des Rhinoceros liegen sieht, so soll er in Wuth gerathen und sich auf der Stelle an die Aufsuchung des Verbrechers machen, und wehe dem Rhinoceros, wenn es trotzig ist und Lust hat, für das Privilegium zu kämpfen, daß es seinen Koth so liegen lassen kann, wie er eben fällt. Der Elefant bricht in jenem Fall einen schweren Baumzweig ab oder entwurzelt ein derbes Bäumchen von der Größe eines Bootsmastes und bearbeitet das unglückselige Thier dermaßen, daß es froh ist, sich durch die schleunigste Flucht zu retten. Aus diesem Grunde wirft das Rhinoceros, wie die Eingeborenen behaupten, jedesmal seine Excremente, sobald sie auf den Boden fallen, umher und zerstreut sie gänzlich.

Sollte ein Rhinoceros einem Elefanten begegnen, so muß es ihm die Bahn freilassen und fortgehen, denn der letztere duldet auf seinem Wege keinen Gefährten; aber das erstere ist bisweilen halsstarrig und dann macht ihm der Elefant mit seinen Hauzähnen den Garaus, indem er es gegen einen Baum drängt oder es über den Haufen wirft und in aller Ruhe zerquetscht.

In einer Entfernung von beinahe 42 km von Kafurro schlugen wir unser drittes Lager auf, in der Nähe einiger von den Wellen abgenutzten Platten und aus dem Boden vordringenden Buckel von braungeadertem Porphyr, dicht an einem Arm des Uhimba-Sees, in dem es von Flußpferden wimmelte.

Spuren der Einwirkung des Wassers oder der Wellen waren an diesem harten Porphyr in einer Höhe von ungefähr 15 m über dem gegenwärtigen Wasserspiegel sichtbar. Einige solcher Felsbuckel waren gegenwärtig noch im Wasser diesen Einwirkungen ausgesetzt und zeigten ganz ähnliche Formen wie die hinter unserm Lager.

Während der nächsten beiden Tage reisten wir $43\frac{1}{2}$ km südwärts durch eine Bodenvertiefung oder ein Längenthal, das mit dem Uhimba-See und dem Laufe des Alexandra parallel lief; der letztere war nur durch einen einzigen dazwischenliegenden Bergrücken unsern Blicken entzogen. Hohe abgestumpfte Bergkegel stiegen hier und da in merk-

würdig gleichmäßigen Formen bis zu derselben Höhe wie die grasreichen, seitwärts sich hinziehenden Bergrücken empor. Ihre Gipfel waren flach, aber der Eisenstein zeigte durch seine zerfressene Oberfläche das Element getreulich an, das sie von den Berghöhen getrennt und dieses Thal zuerst ausgefurcht hat.

Uhimba, dessen Verwaltung von Rumanika seinen Söhnen Kakoko, Kananga und Ruhinda übertragen ist, liegt 110 km weit südlich von seiner Hauptstadt und besteht aus wenigen Hirtenniederlassungen. Vor wenigen Jahren stritten sich Usui und Karagwe um den Besitz dieses Landes, als aber Kischakka von Ruanda erobert war, nahm es Rumanika in Besitz, damit sein eifersüchtiger und unfreundlicher Rival Mankorongo von Usui ihm nicht zuvorkommen möchte.

An diesem Orte traf ich auf Boten, welche Mankorongo abgesandt hatte, um mich zu einem Besuche bei ihm einzuladen. Diese erklärten mit der für ihr Benehmen gegen die Araber charakteristischen Unverschämtheit, daß, wenn ich den Versuch machen sollte, irgendein Land in seiner Nachbarschaft zu durchreisen, ohne ihm meine Aufwartung zu machen, dies mein Verderben sein würde!

Sie wurden mit einer friedlichen Botschaft zurückgesandt und beauftragt zu sagen, daß mein Reiseziel Kibogora's Hauptstadt sei, um zu versuchen, eine Straße quer durch Urundi nach Westen ausfindig zu machen, und daß ich, wenn mir dies nicht gelingen sollte, an Mankorongo's Worte denken würde; gleichzeitig möchte sich aber Mankorongo versichert halten, daß es selbst einer großen Heeresabtheilung, welche etwa mit der Absicht, mich einzuschüchtern, im Walde sich verbergen sollte, sehr schlimm bekommen würde.

Ich hatte von den Erpressungen gehört, welche sich Mankorongo gegen Araber und Waganda erlaubt und durch welche er sich als ein würdiger Nachfolger des raubsüchtigen Swarora gezeigt hatte, der Speke und Grant so viel Noth machte.

Während des zweiten Tages meines freundlichen Verkehrs mit Kakoko erstieg ich einen ungefähr 180 m hohen, beinahe 5 km vom Lager entfernten Berg, um die Lage einer Anzahl von Oertlichkeiten festzustellen, welche mir Kananga auf meine Bitten zeigte. Fünf Länder konnte man von diesem Höhenpunkte übersehen: Karagwe, Kischakka, dahinter Ruanda, Ugufu und Usui. Parallel mit Usui wurde uns die Lage von König Khanza's Uhha gezeigt, jenseit Uhha liegt, wie man uns sagte, Urundi, jenseit Urundi, nach Westen, der Tanganika und Usige; welche Länder aber dann über Usige hinaus lägen, wußte niemand. Akanjaru lag Süd zu West zwischen Ruanda, Uhha und Urundi;

in einer südwestlichen Richtung sollte Kivu, in der Richtung West zu Nord Mkinjaga und nach Westen zu Unjambungu liegen. Ugufu wurde von Kischakka durch den Nawarongo oder Ruvuvu getrennt und von Uhhu und Usui durch den Alexandra-Nil, welcher aus der Gegend zwischen Uhha und Urundi herkam. Man sagte mir auch, daß ein Fluß von einiger Größe aus der Richtung von Unjambungu in den Akanjaru* fließe.

Am nächsten Tage zogen wir nach West-Usui hinein und lagerten im Lande Kasurra's. In Usui herrschte eine Hungersnoth und ich mußte 32 Doti (117 m) Zeug aufwenden, um Rationen auf vier Tage zu kaufen. Kibogora verlangte und erhielt 30 Doti, ein Gewinde Draht und 40 Perlenhalsbänder als Tribut; Kasurra, sein vornehmster Häuptling, verlangte 10 Doti und eine Quantität Perlen; ein anderer Häuptling erbat sich 5 Doti; die Königin wünschte sich eine Lieferung Zeug für ihren Anzug; auch die Prinzen erhoben Ansprüche; die Führer forderten laut Belohnungen für ihre Dienste. So wurden wir gezwungen, binnen vier Tagen von den 22 Ballen, welche uns im ganzen noch von den bei unserer Abreise aus Sansibar mitgenommenen ungeheuern Vorräthen übrigblieben, zwei zu vertheilen. Was hatten wir unter solchen Umständen für Aussichten auf Forschungsresultate, wenn wir unsere Reise durch Uhha fortsetzen wollten, durch ein Land, in welchem 1871 täglich 2 Ballen Zeug zur Deckung der Reisekosten verbraucht worden waren? 20 Tage mit ähnlichen Erfahrungen würden uns an den Bettelstab gebracht haben. Die hungerigen Mutwares und die raubgierigen Mkamas und andere zu Erpressungen geneigte Leute können in diesem Lande nur mit fürstlichen Spenden von Zeug und Perlen zufrieden gestellt werden. Gegen 100 Ballen Zeug würden nur hinreichen, um in Uhha 100 Menschen ungefähr 6 Wochen zu verpflegen. Jenseit Uhha lagen aber die unzugänglichen Länder Urundi und Ruanda, deren Einwohner gegen Fremde sich feindselig verhielten.

Kibogora und Kasurra benahmen sich offenherzig genug und in freundschaftlicher Weise mittheilsam, denn mein Eintritt in ihr Land war ja unter den allerbesten Auspicien erfolgt, nämlich mit einer warmen Empfehlung von dem gütigen und beliebten Rumanika.

Ich wandte dem interessanten Lande den Rücken mit einem Seufzer, aber zugleich mit dem allmählich immer fester gewordenen Entschlusse,

---

* Ein Vierteljahr später erfuhr ich von Warundi und Wasige, daß der Fluß, der von Westen kam, der Ruanda war, welcher in den Rusizi und von da in den Tanganika fließt.

daß mich jetzt, wo ich zum dritten male einen Weg nach Westen aufsuchte, nichts in der Welt mehr abschrecken solle.

Am 7. April nahmen wir mit Widerstreben unsere Reise in südlicher Richtung wieder auf und zogen 8 km eine Schlucht entlang, in deren Tiefe unweit seiner Quelle der Bach Lohugati murmelte. Als wir an dieselbe kamen, stiegen wir an einem steilen Abhange hinauf, bis wir auf dem Gipfel eines grasbedeckten Bergrückens in einer Höhe von 1707 m nach Angabe des Aneroidbarometers standen.

Erst als wir bereits $1\frac{1}{2}$ km nach dem Thale Ujagoma hinabgestiegen waren, erkannte ich die Wichtigkeit dieses Bergrückens als Wasserscheide zwischen einem der Zuflüsse des Victoria-Sees und als Quelle des Malagarasi, des wichtigsten der in den Tanganika-See mündenden Flüsse.

Obgleich wir durch einen quer durch Uhha genau nach Westen oder nach Südwesten gerichteten Zug den Alexandra-Nil und die Zuflüsse des Alexandra-Sees erreicht haben würden, so sollte doch nach unserm Plane unser künftiger Curs niemals ein anderes Gewässer oder einen Bach durchkreuzen, der dem großen, durch Aegypten in das Mittelmeer fließenden Strome sein Wasser zuführt.

Vom 17. Januar bis zum 7. April 1876 waren wir damit beschäftigt gewesen, die äußersten Südquellen des Nils aufzuspüren, erst oben in den Sumpfebenen und den cultivirten Hochlanden, wo sie entspringen, und dann hinab bis zu dem gewaltig großen Wasserbehälter, welcher Victoria-Njansa heißt. Wir hatten ihn in seiner ganzen Ausdehnung umschifft, waren in jede Bai, jede Ein- und Durchfahrt, jedes Flüßchen eingedrungen; wir waren bekannt geworden mit fast jeder nur denkbaren Art der wilden Menschennatur — mit milden und versöhnlichen, mit grimmigen und ganz unzugänglich wilden, mit gastfreien und ungastlichen, mit edelmüthigen und gemeinen Menschen; wir hatten ihre Methoden der Kriegführung kennen gelernt und waren Zeugen gewesen des wilden Triumphes und Frohlockens, mit dem sie ihre Hände in das Blut ihrer Feinde eintauchen; wir hatten fünfmal unter Kriegs- und Mordlust leiden müssen und hatten viele Leute durch ihr gesetzloses und wildes Benehmen verloren; wir waren Hunderte von Kilometern an der Nordküste des Victoria-Sees hin- und hergereist und hatten schließlich in Begleitung einer starken Streitmacht die unbekannten, zwischen den beiden Seen Muta-Nsige und Victoria liegenden Länder durchforscht; wir hatten einen Blick auf den Seearm, welcher Beatrice-Golf heißt, thun und von seinem süßen Wasser trinken dürfen. Wir waren dann, da es uns nicht mög-

lich war, einen friedlichen Ruheplatz an dem Seegestade aufzufinden, von weitern Nachforschungen nach jener Richtung hin zurückgekehrt und hatten uns von der Katonga-Lagune südlich gewandt nach dem Alexandra-Nil, dem wichtigsten Zufluß des Victoria-Sees, zu dessen Stromgebiet fast das ganze Land im Westen und Südwesten gehört. Wir hatten die Hälfte seines Laufes mit ausdauernder Geduld ausgemessen und kartirt; dann aber wurden wir durch den Mangel an Mitteln, um die Raubgier der groben und schwer zugänglichen, in der Nähe des Alexandra-Njansa wohnenden Stämme zu befriedigen und durch unsere Abneigung gegen ein gewaltsames Wegbahnen gegen den Willen der Eingeborenen, wobei wir unsere Flinten unnöthigerweise ihren Speeren und Pfeilen gegenüberstellen mußten, gezwungen, am 7. April den Ländern Lebewohl zu sagen, welche den Nil mit Wasser versehen, und unser Gesicht dem Tanganika zuzuwenden.

Ich habe den Versuch gemacht, ein treues Abbild der belebten und unbelebten Natur in allen ihren seltsamen und eigenthümlichen Phasen zu geben, wie dieselben sich vor uns entfalteten. Ich bin mir wohl bewußt, daß ich nicht bis in die Tiefen eingedrungen bin, aber dabei habe ich mich nicht über die mir gesteckten Grenzen hinausgewagt, nämlich die Erforschung der Südquellen des Nils und die Lösung des von Speke und Grant ungelöst gelassenen Problems: Ist der Victoria-Njansa ein See, oder besteht er aus fünf Seen, wie dies von Livingstone, Burton und andern berichtet worden ist? Dieses Problem ist in befriedigender Weise gelöst worden und Speke hat nun den Vollgenuß des Ruhmes, den größten Binnensee* auf dem Continent von Afrika und ebenso dessen hauptsächlichsten Zufluß sowie dessen Ausfluß entdeckt zu haben. Ich muß es auch auf sein Conto schreiben, daß er die Geographie der Gegenden, welche er durchreiste, gründlicher verstanden hat, als irgendeiner der eigensinnigen Bekämpfer seiner Hypothesen, und ich gebe hier meiner Bewunderung des genialen Geographen Ausdruck, der nach bloßen Berichten der Eingeborenen zuerst mit Meisterhand die Umrisse des Victoria-Njansa skizzirte.

---

* Speke's hypothetische Skizze dieses Sees gab ihm eine Ausdehnung von 29000 engl. Quadratmeilen. Meine Vermessungen haben diese Flächenangabe auf 21500 engl. Quadratmeilen oder 55683 qkm reducirt.

Achtzehntes Kapitel.

Die Zwillingsgewässer. — Mankorongo wird um seine Beute betrogen. — Msenna's wiederholter Friedensbruch. — Armer Bull! Treu bis zum Tod. — Der Schrecken Afrikas erscheint auf der Scene. — Mars im Frieden. — „Grabt Kartoffeln, Kartoffeln, Kartoffeln!" — Mirambo, der Räuberhauptmann. — Ich mache Blutsbrüderschaft mit ihm. — Dünkelhafte kleine Könige. — Praktische Bekehrung des Häuptlings von Ubagwe. — Die Watuta, die afrikanischen Ismaëls. — Ihre Geschichte. — Afrikanische Nomenclatur. — Von Msene über den Malagarasi nach Udjidji. — Traurige Erinnerungen.

Am schönen Ujagoma-Thale im westlichen Usui streckt sich nach Ost und West ein grasbedeckter Bergrücken hin, an einzelnen Stellen unterbrochen durch enge, mit Felsen bestreute Thäler, deren Wände von Farrnkräutern und Moos gebildete Tapeten sowie der Glanz des frischen Laubwerks ausschmücken. Aus einem solch wunderschönen Thalspalt, halbwegs an beiden Abhängen, dem nördlichen und dem südlichen, tröpfelt in klaren, vollen Tropfen je ein Quell eines ungestümen Flusses — des Malagarasi am nördlichen, des Lohugati am südlichen Abhang. Obgleich in derselben Wiege genährt und nur in einer Entfernung von noch nicht 2000 m voneinander entspringend, bleiben doch die Zwillingsgewässer ihr Lebelang einander fremd. Durch die dichten Farrnkräuter und Blätter träufelnd, rieselt jedes der beiden Bächlein an dem ihm zugewiesenen Abhang hinunter, und an Kräften zunehmend, murmeln sie einander zu, daß jeder den ihm bestimmten Lauf verfolgen will, der Lohugati nach dem Victoria-See, der Malagarasi nach dem fernen Tanganika.

Solange der letztere Fluß in seiner Kindheit ist und seinen ersten Wassertribut aus den Bächlein einsammelt, welche aus den Bergfalten rings um das Becken von Ujagoma niederrieseln, und solange er so seicht ist, daß kleine Kinder ihn durchrudern können, nennt ihn das Volk von Usui den Merusi. Wenn man die Reise von Ujagoma aus beginnt, folgt man ein paar Stunden lang seinem immer breiter wer-

benden Laufe durch das Thalbecken und dann ist er zu einem seines Namens würdigen Fluß geworden, und indem wir durch ihn hindurchziehen, fangen wir an, den Bergen wieder die Stirn zu bieten, welche quer durch Usui von Nordost nach Südwest zu diagonalen Bergrücken aufsteigend in unterbrochenen Reihen nach dem nördlichen Uhha laufen und sich dort in einem Gewirr verwickelter Massen und Gruppen verlieren.

Der Merusi wandert in labyrinthischen Curven um und durch diese Bergmassen, stürzt sich von Höhe zu Höhe, von Terrasse zu Terrasse hinab und empfängt auf seinem Wege Tausende von Bächlein und klaren Wasserrinnen, bis er bei seiner Ankunft in der großartigen Waldlandschaft von Unjamwesi den Namen Lukoke angenommen hat und den Ländern Unjamwesi und Uhha zur Grenze dient.

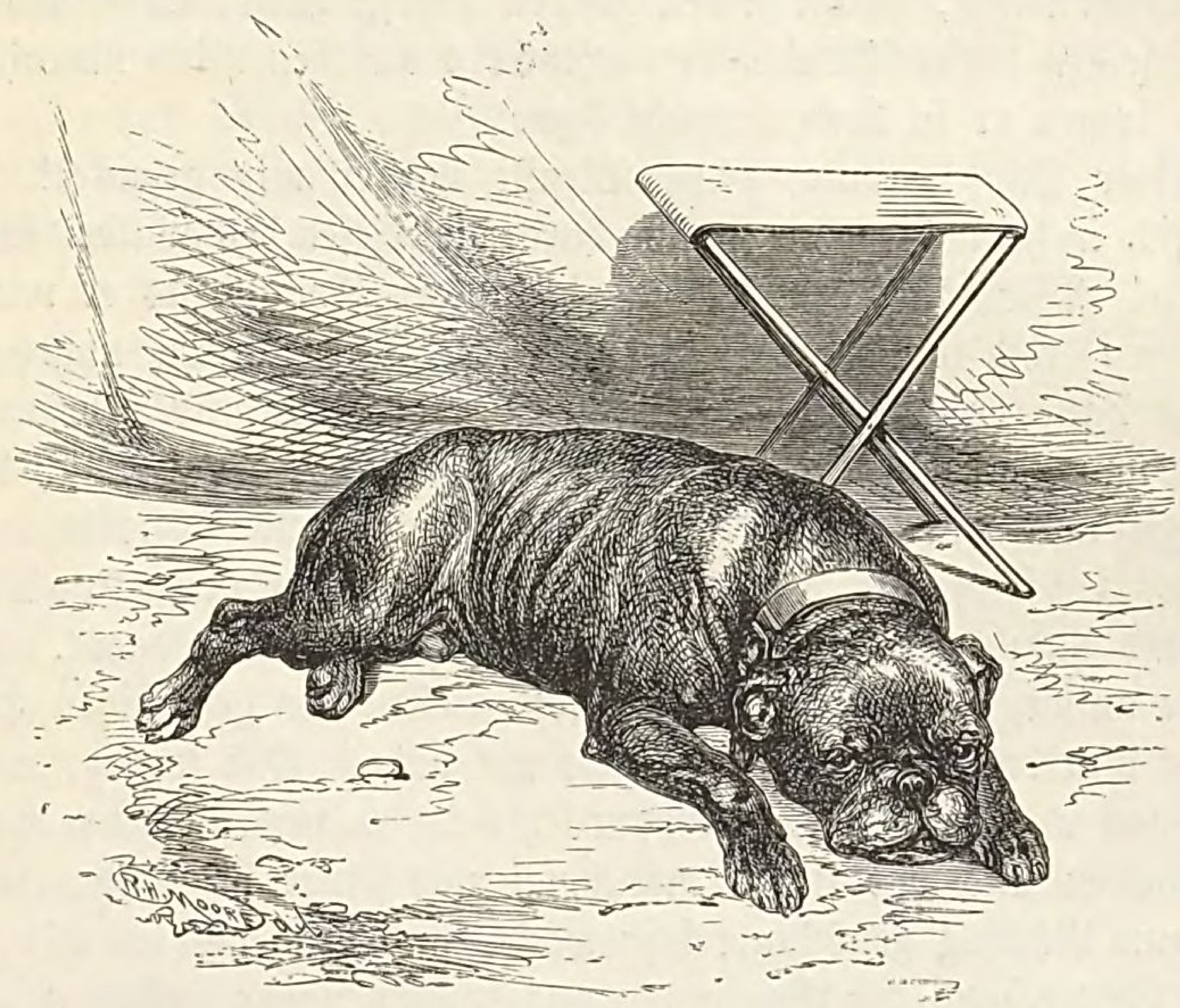
Mittlerweile haben wir über eine Reihe von waldbekleideten Bergrücken hinwegzuziehen, und auf einem aus Kibogora's Land nach dem Gebiete des unruhigen und rachsüchtigen Mankorongo, des Nachfolgers Swarora's, führenden Wege begegnen wir einer Gesandtschaft, welche in einem äußerst frechen Tone verlangt, daß wir durch sein Dorf ziehen müßten. Dies bedeutet natürlich, daß wir uns sollen um 2—3 Ballen Zeug, ein halbes Dutzend Gewehre, ein paar Säcke Perlen und sonstiges Eigenthum, das zu fordern ihm belieben wird, übervortheilen lassen, und alles dies für das Privilegium, unsere Reise räumlich um 60—70 km und zeitlich um 2—3 Wochen zu verlängern.

Auf die unverschämte Forderung gehen wir deshalb nicht ein und senden eine entschiedene Weigerung zurück. Sie sind nicht befriedigt von der Antwort und gehen zu Drohungen über. Drohungen begreifen aber in dem freien, unbewohnten Walde einen casus belli in sich. Die Häuptlinge werden genöthigt, auf der Stelle ohne einen Meter Zeug abzuziehen. Nach ihrem Abzuge beschleunigen wir unsere Schritte bis in die Nacht, und von der Dämmerung an setzen wir am andern Morgen um 3 Uhr unsere Reise mit unverminderter Eile fort, bis wir Njambarri im Lande Usambiro erreichen, hoch erfreut, daß wir nun die Gewißheit haben, die Anschläge des gefährlichen Königs vereitelt zu haben.

Am 13. April machten wir halt, um unsern Leuten eine Erholung zu gönnen. Usambiro erzeugt, wie ganz Unjamwesi, Korn, Sesam, Hirse, Mais und Wicken, außerdem Bohnen und Erbsen in hinreichender Menge, um alle Karavanen und Expeditionen mit Proviant zu versorgen. Ich habe beobachtet, daß kornerzeugende Länder stets leichter

zugänglich sind, als viehzuchttreibende oder solche, die ihren Einwohnern nur Milch, Bananen und Kartoffeln liefern.

In Njambarri trafen wir zwei arabische Karavanen, welche eben erst von Mankorongo's Dorf gekommen waren. Sie statteten über Mankorongo schreckliche Berichte ab, aus denen ich schließen konnte, daß der zu Erpressungen stets bereite Häuptling wol keineswegs erfreut gewesen sein mag, als ihm klar wurde, wie er in Bezug auf seinen Plan, unsere Expedition auszuplündern, hintergangen worden war.



Bull.
(Nach einer Photographie des Verfassers.)

Hier beging der berüchtigte Msenna zum dritten male einen Friedensbruch. Es wurde über ihn berichtet, daß er eine große Zahl von Wangwana und Wanjamwesi zu einer massenhaften Desertion zu verleiten suche, wobei er sich selbst ihnen als Führer anbiete, um sie nach Unjanjembe zu bringen, und mehrere junge Kerle hatten, eingeschüchtert durch sein unbändiges Wesen und seine brutalen Manieren, seinen Ueberredungskünsten nachgegeben. Msenna wurde deshalb degradirt und anstatt der ihm bisher anvertrauten Führerschaft von 10 Mann bekam er jetzt nach richterlichem Spruch auf ein Halbjahr unter dem wachsamen Auge Katschetsche's eine Kiste zu tragen.

Während des Marsches von Njambarri nach Gambawagao, dem Hauptdorfe von Usambiro, unterlag auch der alte treue „Bull", der

letzte aller Begleiter aus dem Hundegeschlecht, welche England mit mir verlassen hatten, sowol der Last seiner Jahre, als auch den Beschwerden einer Landreise von ungefähr 2400 km. Mit Bulldoggenzähigkeit suchte er beharrlich den ihm immer weiter vorauseilenden Gestalten der Flintenträger, welche ihm auf den engen Wegen vorauszugehen pflegten, zu folgen. Obgleich er öfters wankte und winselte, machte er doch die wackersten Anstrengungen, Schritt zu halten, aber zuletzt legte er sich auf dem Pfade nieder und stöhnte kläglich über die Körperschwäche, welche seinen Willen besiegt hatte, und starb kurz darauf, seinen letzten Blick noch vorwärts auf den Pfad hinrichtend, dem zu folgen er so brav versucht hatte.

Armer Hund! Gute, treue Dienste hat er mir geleistet! Wer freute sich mehr als er, die Büchse durch die Tiefen des Waldes knallen zu hören! Wer zollte dem Erfolge je lautern Beifall als er mit seinem tiefen und doch weichklingenden Gebell! Welche ungeheuern Strecken hatte er nicht auf den Fährten im Walde, über bräunliche Ebenen und Bergreihen durchlaufen! Wie kühn stürzte er sich durch Dschungel und Marschland, durch Moräste und Wasserströme! In der schwarzen Finsterniß der Nacht verscheuchte sein Knurren die Marodeure und Raubthiere aus der Nähe des schlafenden Lagers. Sein Geknurr antwortete auf das abscheuliche Bellen der gefräßigen Hyän und der knurrende Leopard erschreckte ihn nicht. Mit seinen feurigen Augen und unerschrockenen Geberden setzte er die verwunderten Wilden in Erstaunen und hat sie so manchmal mit seiner herzhaften, kecken Stirn zum Rückzug genöthigt; sehr wacker und brav half er uns z. B. bei der Vertreibung der Wanjaturu aus unserm Lager in Ituru. Lebe wohl, du Zierde deines Geschlechts! In der Waldesstille ruhe aus von deinen Arbeiten! Deine Füße werden nun nicht mehr die Berge hinauf oder quer durch Wiesen und Ebenen eilen; dein sehniger Körper wird nicht mehr durch die Gräser rascheln oder sich der Fährte nach durch das Dorngebüsch drängen; man wird dich nicht mehr hinter mir her durch die Savannen jagen sehen, denn du bist nun in dein Grab gesenkt wie alle deine Gefährten!

Der König von Usambiro tauschte Geschenke mit uns aus und schien ein gewandter, angenehmer junger Mann zu sein. Obgleich seine Unterthanen Wanjamwesi zu sein versichern, so halten wir sie doch für eine Mischung von Wahha und Wasindja. Der König hat ein befestigtes Dorf gebaut und dasselbe mit einem 1,2 m tiefen und 1,8 breiten Graben umgeben, hinter dem eine Palissadenverschanzung und ringsum in gewissen Zwischenräumen Schützenstände errichtet

sind. Die Bevölkerung des Hauptdorfes beläuft sich auf ungefähr 2000 Seelen.

Boma Kiengo oder Msera liegt 8 km südsüdöstlich von der Residenz. Da der Häuptling des Dorfes sah, daß wir mit dem Könige in so gutem Einvernehmen standen, so suchte er ebenfalls einen günstigen Eindruck auf uns zu machen.

Musonga liegt 19 km südsüdöstlich von Boma Kiengo und ist das nördlichste Dorf des Landes Urangwa. Am 18. April erreichten wir nach einem Marsche von 23 km den Hauptort Ndeverva, wieder ein großes Dorf, das von Palissaden mit Schützenständen umgeben und mit einem Graben umzogen war.

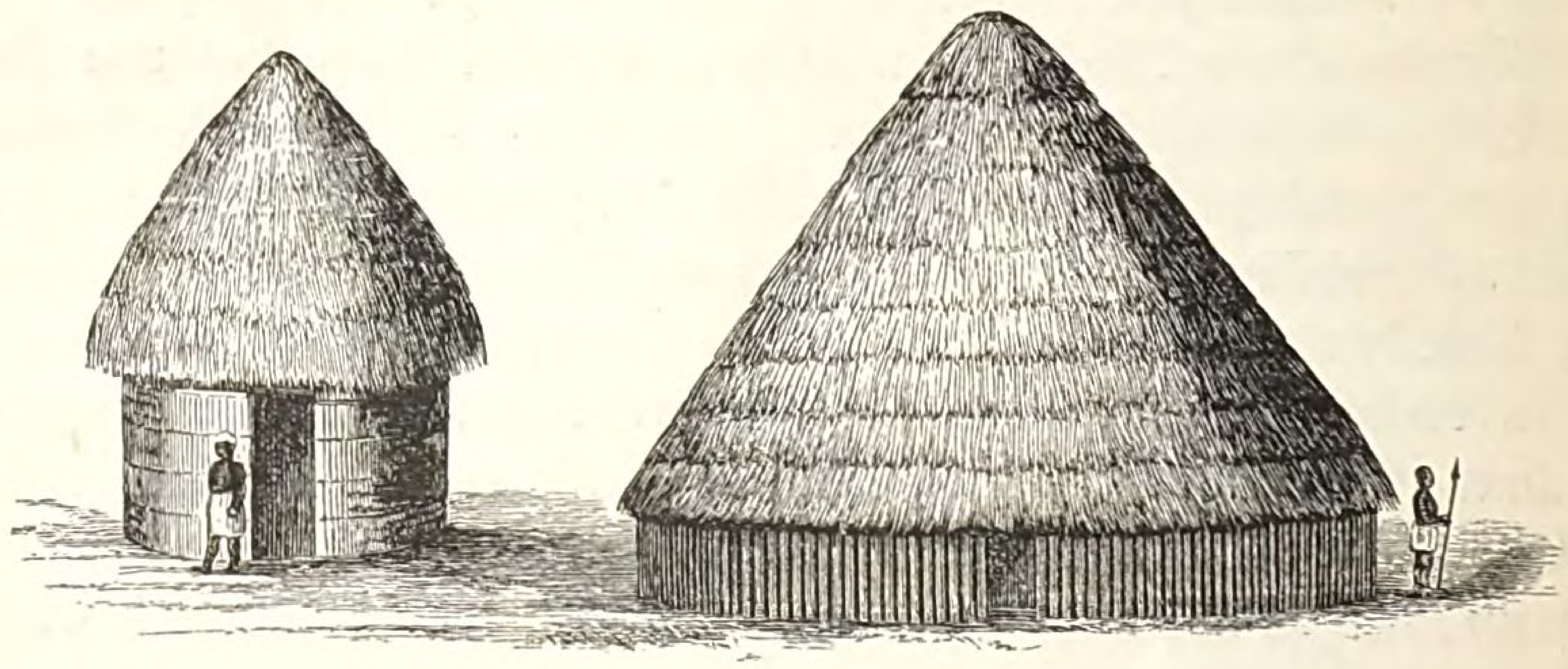
Wir machten jetzt immer starke Tagesmärsche. Obgleich die kleinen Könige einen allerdings nicht beträchtlichen Austausch von Geschenken verlangten, der mich zu einer etwas häufigern Vertheilung von Zeug nöthigte, als absolut nothwendig war, so waren sie doch nicht unverschämt und erlaubten sich keine derartigen Erpressungen, daß dieselben unsern Verkehr in seinem freundschaftlichen Charakter hätten beeinträchtigen können. Aber an dem Tage, als wir in Urangwa ankamen, stürzte plötzlich, während wir gesellig miteinander plauderten, in Eile ein Bote mit der Nachricht herbei, daß das Phantom, der Popanz, der Mann des Schreckens, bei dessen Namen alle Kinder in Unjamwesi und Usukuma verstummten und alle Weiberherzen vor Furcht erbebten, daß Mirambo selbst herannahe, daß er nur zwei Tagereisen oder ungefähr 32 km von uns entfernt sei und daß er eine ungeheuere Armee von Ruga-Ruga (Banditen) bei sich habe!

Die Bestürzung bei Empfang dieser Nachricht, die Bangigkeit und Aufregung, die Erörterungen und der hastige Austausch der den Dorfbewohnern von dem Schrecken eingegebenen Gedanken, alles dies kann man sich wol vorstellen. Barrikaden wurden errichtet und Plattformen für Scharfschützen mit dichten Bollwerken von Holzblöcken umgeben. Die Weiber beeilten sich, ihre Zaubermittel herzustellen, die Waganga fragten ihre Dämonen um Rath, alle Krieger und Aeltesten untersuchten ihre Flinten und luden sie, indem sie das Pulver in die Läufe ihrer Brummagem-Musketen mit verzweifelt rachgierigen Intentionen hinabstießen. Der König selbst, in einem Paroxysmus der Leidenschaft, eilte hin und her, wobei seine baumwollenen Kleider weit hinter ihm her flatterten.

Ich hatte 175 Mann unter meinem Commando, ferner befanden sich 40 Leute der Araber bei mir und wir besaßen auch viele Kisten mit Munition. Der König erinnerte sich an diese Thatsachen und sagte: „Ihr werdet doch hier bleiben, um mit Mirambo zu kämpfen?“

„Das werde ich nicht thun, mein Freund; ich habe keine Ursache zum Kampfe mit Mirambo, und wir können uns nicht mit jedem beliebigen Eingeborenen verbinden, um seinen Nachbar zu bekämpfen. Wenn Mirambo das Dorf angreift, während ich hier lagere, und nicht wegziehen will, wenn ich ihn darum bitte, so werden wir fechten; wir können aber nicht hier bleiben, um auf ihn zu warten."

Der arme König war sehr unglücklich über unsern Abzug am nächsten Morgen. Wir sandten unsere Kundschafter unserm Zuge voraus, wie wir dies beim Passiren unruhiger Gegenden gewöhnlich thaten, und trafen überhaupt alle Vorsichtsmaßregeln, um uns gegen eine Ueberrumpelung sicherzustellen.



Hütten in Serombo.

Am 19. kamen wir in einem der größten Dörfer oder Städte von Unjamwesi an, Serombo oder Sorombo genannt. Die Ortschaft hatte 4 km im Umfang und enthielt wahrscheinlich mehr als 1000 großer und kleiner Hütten und eine Bevölkerung von ungefähr 5000 Seelen.

Der jetzige König heißt Ndega und ist der 16jährige Sohn Makaka's, der vor ungefähr zwei Jahren starb. Da er zu jung war, um selbst die große Ansiedelung und deren Umgegend zu regieren, so waren ihm zwei Aelteste oder Manjapara während seiner Minderjährigkeit als Regenten beigegeben.

Es wurde uns eine eigenthümlich geformte, einer abessinischen Wohnung sehr ähnelnde Hütte angewiesen. Die Thüröffnung hatte etwas über 2 m Höhe und von dem Fußboden bis zu der Spitze des kegelförmigen Daches war die Hütte 6 m hoch. Die Wände bestanden aus ineinandergeflochtenen, sauber mit Lehm beworfenen Stangen. Das Haus des Königs war vom Erdboden bis zu der Spitze des Kegels 9 m hoch und hatte inwendig reichlich 12 m im Durchmesser; aber der Durchmesser des kreisrunden Zauns oder Pfahlwerks, das

die breiten Dachrinnen trug und eine rund um das Haus laufende Galerie einschloß, betrug beinahe 16½ m.

Infolge dieser eigenthümlichen Bauart konnte wol eine verwegene Abtheilung von 150 tapfern Männern in der kreisrunden Galerie einen längere Zeit fortgesetzten Angriff von seiten eines bei weitem überlegenen Feindes aushalten und ihn wahrscheinlich zurückschlagen.

Ndega ist mit Mirambo verschwägert, und er beruhigte alle bangen und unruhigen Gemüther durch die Meldung, daß der berüchtigte Mann, der jetzt gegen Serombo vorrückte, eben erst mit den Arabern Frieden geschlossen habe, und daß deshalb von seinem Erscheinen, das nur durch einen freundschaftlichen Besuch bei seinem jungen Verwandten veranlaßt würde, keine Gefahr und Belästigung zu befürchten sei.

Natürlich waren wir alle sehr gespannt darauf, den „Mars von Afrika" zu sehen, der sich seit dem Jahre 1871 bei Eingeborenen und Fremden von Usui bis Urori und von Uvinsa bis Ugogo, in einem ungefähr 230000 qkm umfassenden Landstriche einen gefürchteten Namen gemacht hat und der sich, von der Würde eines Oberhauptes des Dorfes Ujoweh ausgehend, einen ebenso weit verbreiteten Ruf wie Mtesa in der ganzen Osthälfte des äquatorialen Afrika erworben hat, sodaß sein Name in jeder Hütte von Njangwe bis Sansibar heimisch, und daß er von den Barden von Unjamwesi, Ukimbu, Ukonongo, Usindja und Uvinsa zum Thema so manches Liedes gewählt worden ist.

Am Abend unserer Ankunft in Serombo hörten wir die „Brown Beß"-Flinten des Königs, welche die Eingeborenen Gumeh-Gumeh nennen, aller Welt ankündigen, daß der Mann mit dem gefürchteten Namen nicht weit in unserer Nachbarschaft lagere.

In der Dämmerung geboten die großen Trommeln Serombos Schweigen für die Ausrufer; man hörte darauf den Klang eiserner Glocken und gleich darauf kündigten die lauten Stimmen der Ausrufer Folgendes an:

„Hört zu, ihr Männer von Serombo! Mirambo, der Bruder Ndega's, kommt um die Morgenzeit. Bereitet euch also vor, denn seine jungen Leute sind hungerig. Schickt euere Weiber fort zum Kartoffelholen, grabt Kartoffeln, grabt Kartoffeln. Mirambo kommt. Grabt Kartoffeln, Kartoffeln, morgen früh!"

Um 10 Uhr vormittags verkündigten die schwergeladenen und zu Hunderten abgefeuerten „Brown Besses" laut Mirambo's Anrücken, und fast alle meine Wangwana folgten den Einwohnern von Serombo zur Stadt hinaus, um den berüchtigten Häuptling zu sehen. Große Kriegstrommeln und das Zujauchzen der bewundernden Tausende kün-

digten an, daß er in die Stadt eingerückt sei, und bald überbrachten mir der kleine Mabruki, der Anführer der Zeltjungen, und Katschetsche, unser Polizist, auf deren Nachrichten ich mich verlassen konnte, einen interessanten Bericht.

Mabruki sagte: „Wir haben Mirambo gesehen. Er ist angekommen. Wir haben uns auch die Ruga-Ruga angesehen, und es sind ihrer viele, und alle sind mit Gumeh-Gumeh bewaffnet. Ungefähr hundert sind mit karmoisinrothem Zeug und weißen Hemden bekleidet, wie unsere Wangwana. Mirambo ist kein alter Mann."

Katschetsche berichtete: „Mirambo ist nicht alt, er ist jung; ich muß älter sein als er. Er ist ein sehr hübscher Mann und gut gekleidet, ganz wie ein Araber. Er hat den Turban, das Fes und den Zeugrock eines Arabers und trägt einen Säbel. Er trägt auch Pantoffeln und seine Unterkleider sind sehr weiß. Ich möchte behaupten, daß er ungefähr anderthalb tausend Mann bei sich hat und sie sind alle mit Musketen oder mit Doppelflinten bewaffnet. Mirambo hatte drei junge Männer bei sich, die ihm seine Flinten tragen. Mirambo ist wahrhaftig ein großer Mann!"

Unterdeß hörte man die Weiber, welche vor dem größten König in Unjamwesi eine große Achtung hegten, noch immer in langgezogenen und hellen Tönen ihre gellenden Lu-lu-lus schreien.

Gleich darauf kam Manwa Sera, der erste Hauptmann der Wangwana, in meine Hütte, um mir drei junge Männer vorzustellen — Ruga-Ruga (Banditen), wie wir sie bisher nannten, jetzt aber nicht länger nennen durften, um bei ihnen nicht anzustoßen. Sie waren ganz hübsch in feine rothe und blaue Zeugröcke und schneeweiße Hemden gekleidet und hatten große Turbans um ihre Köpfe gewunden. Dies waren Vertrauenspersonen von Mirambo und Hauptleute seiner Leibwache.

„Mirambo entsendet seine Salaams an den Weißen", sagte der Vornehmste unter ihnen. „Er hofft, daß der Weiße freundlich gegen ihn gesinnt ist und die Vorurtheile der Araber nicht theilt und etwa Mirambo für einen schlechten Menschen hält. Wenn es dem weißen Mann angenehm ist, wird er Worte des Friedens an Mirambo senden?"

„Sagt Mirambo", erwiderte ich, „daß ich begierig bin, ihn zu sehen, und sehr gern einem so großen Manne die Hand schütteln möchte, und da ich mit Mtesa, Rumanika und allen Königen längs der Straße von Usoga bis Unjamwesi vertraute Freundschaft geschlossen habe, so soll es mich freuen, auch mit Mirambo den Freund-

schaftsbund zu schließen. Sagt ihm, ich hoffte, daß er kommen und mich sobald als möglich besuchen würde."

Am nächsten Tage schickte Mirambo einen Ruga-Ruga, ich wollte sagen einen patriotischen Freund, um seine Ankunft zu melden, und erschien mit ungefähr 20 der ersten Personen seines Gefolges.

Ich schüttelte ihm mit Feuer die Hand, was ihm ein Lächeln entlockte, indem er sagte: „Der Weiße drückt die Hand wie ein guter Freund."

Seine Persönlichkeit nahm mich ganz für ihn ein, denn er war seiner äußern Erscheinung nach ein vollkommener afrikanischer „Gentleman" und ganz verschieden von dem Bilde, das ich mir in meiner Phantasie von dem schrecklichen Banditen entworfen hatte, der seine berüchtigten Schläge an eingeborene Häuptlinge und an Araber mit derselben Schnelligkeit ausgetheilt hatte, wie einst Friedrich der Große, als den preußischen König die Feinde rings umgaben.



Ein „Ruga-Ruga", einer von Mirambo's Patrioten.

Ich trug am 22. April 1876 die folgenden Notizen in meine Tagebuch ein:

Dieser Tag wird mir stets bemerkenswerth sein wegen des Besuches des berüchtigten Mirambo. Er war geradezu das Gegentheil von allen den Vorstellungen, welche ich mir von dem furchtbaren Häuptling und dem Manne, den ich früher „schrecklicher Bandit" genannt, gebildet hatte.

Er ist ein Mann von ungefähr 5 Fuß 11 Zoll (1,8 m) Höhe, ungefähr 35 Jahre alt, ohne ein Loth überflüssigen Fleisches. Ein schöner Mann mit regelmäßigen Gesichtszügen, milder Stimme, sanfter Sprache, mit einem Benehmen, das man fast sanft- und demüthig nennen könnte, dabei großmüthig und freigebig. Sein Charakter zeigte sich so verschieden von dem, wie ich ihn mir in meinen Gedanken zurechtgelegt hatte, daß auf einige Zeit der Verdacht in meinem Geiste aufstieg, daß man mich täuschen wolle; es traten aber Araber an mich heran, welche mir bezeugten, daß dieser ruhig aussehende Mann wirklich Mirambo sei. Ich hatte erwartet, etwas von dem Mtesa-Typus zu sehen, einen Mann, dessen Aeußeres seine Lebensführung und seinen Rang verkündigen würde; aber dieser anspruchslose Mann mit seinen milden Augen, mit seinem stillen, in keiner Weise auffälligen, fast demüthigen Aeußern und einem ruhigen, alle Gesten vermeidenden Wesen, bot dem Auge durchaus nichts von dem napoleonischen Genie dar, das er bereits fünf Jahre lang im Herzen von Unjamwesi, die Araber und ihren Handel schädigend und die Elfenbeinpreise verdoppelnd, entfaltet hat. Ich sagte „durchaus nichts", aber ich muß doch seine Augen ausnehmen, welche den ruhigen, aber zugleich festen und sichern Blick eines Herrn und Meisters hatten.

Während der Unterredung, welche ich mit ihm hatte, sagte er unter anderm, daß er Knaben und Jünglinge als Begleiter auf seinen Kriegszügen vorzöge; er nähme nie Leute mittlern oder höhern Alters, da sie sicherlich durch Weiber und Kinder gestört und vom Dienst abgezogen würden, und nicht halb so gut kämpften wie junge Burschen, welche auf jedes seiner Worte lauschten. Er sagte: „Sie haben

schärfere Augen und ihre jungen Glieder befähigen sie, sich mit der Leichtigkeit von Schlangen und der Geschwindigkeit von Zebras zu bewegen, und wenige Worte genügen, um ihnen den Muth von Löwen einzuflößen. In allen meinen Kriegen mit den Arabern hat eine Armee von Jünglingen, von unbärtigen Knaben, mir den Sieg verliehen. 15 meiner jungen Leute fielen an einem Tage, weil ich sagte, ich müsse ein gewisses rothes Tuch haben, das als eine Herausforderung hingeworfen worden war. Nein, nein, gebt mir Jünglinge für den Krieg, für die offene Feldschlacht, und Männer für die Palissadenverschanzungen des Dorfes."

„Was veranlaßte Sie zu Ihrem Kriege mit den Arabern, Mirambo?" fragte ich.

„Es gab vielerlei Veranlassung dazu. Die Araber wurden dickköpfig und man konnte mit ihnen gar nicht mehr reden. Mkasiwa von Unjanjembe verlor auch ganz und gar den Kopf und glaubte, ich wäre sein Vasall, was ich doch nicht war. Mein Vater war König von Ujoweh und ich bin sein Sohn. Welches Recht haben Mkasiwa oder die Araber, zu sagen, was ich thun oder lassen soll? Aber der Krieg ist nun vorüber — die Araber wissen, was ich thun kann, und auch Mkasiwa weiß es. Wir wollen gar nicht mehr fechten, aber wir wollen sehen, wer die besten Handelsgeschäfte machen kann und wer der größte Schlaukopf ist. Jeder Araber oder weiße Mann, der Lust haben sollte, durch mein Land zu reisen, ist willkommen. Ich will ihm Speise und Trank und ein Haus geben, und niemand soll ihm etwas zu Leide thun."

Mirambo zog sich zurück und am Abend machte ich ihm mit zehn der stattlichsten Wangwana meinen Gegenbesuch. Ich traf ihn, von seinen Häuptlingen umgeben, in einem glockenförmigen Zelte von 6 m Höhe und $7^1/_2$ m Durchmesser.

Manwa Sera wurde ersucht, unser Freundschaftsband zu befestigen, indem er die Ceremonie des Blutsbrüderschaftsschließens zwischen Mirambo und mir vornahm. Nachdem er uns einander gegenüber auf einen Strohteppich hatte niedersetzen lassen, machte er in unsere rechten Beine einen kleinen Einschnitt, aus dem er Blut entnahm, und indem er dies unter uns austauschte, rief er laut aus:

„Wenn einer von euch beiden diese jetzt zwischen euch geschlossene Brüderschaft bricht, so möge der Löwe ihn verschlingen, die Schlange ihn vergiften, möge Bitterkeit in seiner Nahrung sein, mögen seine Freunde ihn verlassen, möge seine Flinte in seinen Händen zerspringen und ihn verwunden und alles Böse ihm widerfahren, bis daß er sterbe."

Mein neuer Bruder gab mir dann 15 Kleider zur Vertheilung unter meine Führer, während er von mir nur drei annehmen wollte. Da ich aber nicht knauserig erscheinen wollte, so schenkte ich ihm einen Revolver nebst 200 Stück Patronen und außerdem einige feine Kleinigkeiten aus England. Da ihm aber der Ehrgeiz, mich in Freigebigkeit zu übertreffen, keine Ruhe ließ, so beauftragte er jetzt fünf seiner jungen Leute, nach Urambo zu reisen — so heißt jetzt das Land Ujoweh nach dem Namen des Königs — und drei Milchkühe mit ihren Kälbern, sowie drei junge Ochsen auszuwählen und sie nach

Ubagwe mir entgegentreiben zu lassen. Er gab mir auch drei Führer, um mich längs der Grenze der raubsüchtigen Watuta zu geleiten.

Am Morgen des 23. begleitete er mich bis zur Stadt Serombo hinaus, und im allerbesten Vernehmen miteinander nahmen wir dort herzlich Abschied. Ein Araber in seiner Begleitung, Namens Said ben Mohammed, beschenkte mich auch mit einem Riegel spanischer Seife, einem Sack Pfeffer und etwas Safran. Ein von Said gekaufter schöner Reitesel wurde Mirambo genannt, weil die Wangwana, welche ebenfalls von Mirambo's angenehmen Manieren eingenommen waren, darauf bestanden.

Am 23. machten wir in Majangira, 12 km von Serombo, halt und kamen am 24. nach einem recht langen Marsch von $17^1/_2$ km in südsüdöstlicher Richtung durch überschwemmte Ebenen in Ukombeh an.

In Masumbwa, $16^1/_2$ km von Ukombeh, begegneten wir einem sehr anmaßenden jungen Häuptling, der sich Mtemi oder König nannte. Se. Majestät erhob auch den Anspruch, mit einer Schenkung von 15 Kleidern geehrt zu werden, einen Anspruch, welchen nicht zu beachten ich peremtorisch erklärte, trotzdem er zur Begründung desselben vielerlei vorbrachte.

Wir hatten verschiedene überschwemmte Ebenen zu passiren, in denen das Wasser an den meisten Stellen bis an die Hüften reichte, und nachdem wir über einen bedeutenden, westsüdwestlich nach dem Malagarasi fließenden Strom gesetzt waren, kamen wir im Dorfe Mjonga's, dem Hauptorte in Süd-Masumbwa, an.

Dieser Mjonga ist derselbe tapfere Häuptling, welcher Oberst Grant beraubte, während er mit einer undisciplinirten Karavane hinter Speke hereilte. (Vgl. Speke, „Entdeckung der Nilquellen", Bd. I, S. 181, wo der folgende, sehr anschaulich beschreibende Brief mitgetheilt wird:)

In den Dschungles nahe bei M'yonga's, 16. Sept. 1861.

Mein lieber Speke! Als die Karavane diesen Morgen in M'yonga's Land marschirte, wurde sie angegriffen, geplündert und die Leute in alle Winde zerstreut.

Mit Hahnenkrähen erwachend erweckte ich unruhig, mich mit ihnen zu vereinigen, das Lager: während die Lasten gepackt wurden, richtete sich meine Aufmerksamkeit auf eine ärgerliche Discussion zwischen den Hauptleuten und sieben oder acht bewaffneten Kerlen, die vom Sultan M'yonga geschickt waren, um darauf zu bestehen, daß ich den Tag über in seinem Dorfe bleiben solle. Es wurde ihm in Kürze gesagt, daß er, weil Sie ihm schon ein Geschenk gemacht hätten, keinen Besuch von *mir* zu erwarten nöthig habe. Ohne Zweifel ihres Herrn Befehlen nachkommend, installirten sie sich officiell als unsere Führer, bis wir ihrem Wege aus-auszuweichen Miene machten. Schnell sich an die Spitze unsers Zuges stellend vertraten sie den Weg, pflanzten ihre Speere auf und drohten uns, wenn wir weiter wollten.

Diese Drohung machte uns fester in unserm Entschlusse, und wir gingen an ihren Speeren vorüber. Nachdem wir sieben oder acht Meilen unbelästigt weiter

marschirt waren, fesselte ein lautes Bellen vom Walde her unsere Aufmerksamkeit, und plötzlich wurde ein Angriff auf uns gemacht von ungefähr zweihundert Mann, die anscheinend in großer Freude herankamen. In einem Augenblicke warfen sie sich in die Mitte der Karavane auf die armen Träger. Der Kampf war kurz; mit der Drohung eines Pfeiles oder eines Speers auf ihre Brust wurden die Leute ihrer Zeuge und Schmucksachen beraubt; Lasten wurden ergriffen und fortgeschleppt, ehe nur ein Widerstand organisirt werden konnte; nur drei von hundert Leuten standen bei mir; die andern, deren einziger Gedanke ihr Leben war, flohen in die Wälder, wo ich nach ihnen gerufen habe. Ein Mann, der kleine Rahan, so kratzig er ist, stand mit gespanntem Hahne seine Last gegen fünf Wilde mit erhobenen Speeren vertheidigend. Keiner weiter war zu sehen. Zwei oder drei sollen getödtet worden sein, einige wurden verwundet. Perlen, Kisten, Zeuge lagen zerstreut im Walde. Ich fühlte mich in der That schiffbrüchig. Mein Versuch, beim Sultan Abhülfe zu erlangen, wurde zurückgewiesen, und in völliger Verzweiflung setzte ich mich neben eine Menge Schurken, die mich verhöhnten und sich unverschämt über den Erfolg des Tages aussprachen. Mehrere waren mit den nämlichen Zeugen u. s. w. bekleidet, die sie meinen Leuten gestohlen hatten.

Nachmittags wurden mir funfzehn Lasten und Männer gebracht mit einer Botschaft vom Sultan, daß der Angriff ein Misverständniß seiner Leute gewesen sei, daß einem Manne dafür die Hand abgeschlagen worden sei, und daß sämmtliches Eigenthum wiedererstattet werden solle! Aufrichtig der Ihrige J. W. G.

Das reifere Alter hatte den Dünkel Mjonga's nicht vermindert, noch seine Bescheidenheit vergrößert oder seine Begehrlichkeit gemäßigt. Er suchte die Rechte und Privilegien seiner königlichen Würde mit einem dünkelhaften Tone und mit ernster Miene zu vertheidigen. Er verlangte Tribut! 25 Kleider! Eine Flinte und 5 Fundo Perlen! Die Araber, meine Freunde, wurden dazu angehalten, dasselbe zu leisten!

„Das ist unmöglich, Mjonga!" erwiderte ich, voller Verwunderung über die unerhörte Frechheit dieses Menschen.

„Man ist zur Zahlung meiner Forderungen gezwungen worden", sagte der Greis, indem er schlau mit den Augen blinzelte.

„Vielleicht", antwortete ich, „aber seien andere nun gezwungen worden oder nicht, ich kann nicht so viel bezahlen, und was noch mehr besagt, ich will nicht bezahlen. Als ein Zeichen, daß wir durch dein Land ziehen, gebe ich dir ein Kleid und die Araber sollen dir auch nur eins geben."

Mjonga brauste auf und wüthete, bat und drohte, und einige von seinen jungen Leuten schienen eben zu Gewaltthätigkeiten schreiten zu wollen, als ich aufstand und ihn belehrte, daß das laute Schreien mir wie das Benehmen eines keifenden Weibes erscheine, und daß sein Aeltester, wenn er in unser Lager kommen würde, zwei Kleider, eins von mir und das andere von den Arabern, erhalten würde, um dadurch Mjonga's Rechte als Landesherr anzuerkennen.

Trommelschlag in Mjonga's Dorfe rief nun zu den Waffen, aber die Sache verwickelte sich nicht weiter und der Aelteste empfing den

billig und gerecht bemessenen Tribut von zwei Kleidern, nebst dem leisen Wink, daß es gefährlich sein dürfte, der Expedition auf der Landstraße während ihres Marsches den Weg zu vertreten, da die Flinten geladen seien.

Phunse, der Häuptling von Mkumbiro, einem 16 km Süd zu Ost von Mjonga liegenden Dorfe, und der Häuptling des 23 km von Phunse's Dorfe liegenden Ureweh waren ebenso dreist in ihren Forderungen, sie erhielten indeß nicht eine Spanne Zeug; aber keiner von diesen drei Häuptlingen war doch halb so habgierig und zu Erpressungen geneigt wie Ungomirwa, der König von Ubagwe, einer großen Stadt mit 3000 Einwohnern.

In Ubagwe begegneten wir einem arabischen Kaufmann, der auf einer Reise nach Uganda begriffen war und uns von den durch Ungomirwa an ihm verübten Erpressungen und Räubereien ganz Erschreckliches erzählte. Der Araber war durch einen wahren Terrorismus gezwungen worden, 150 Stück Zeug, 5 Fäßchen oder 50 Pfund Schießpulver, 5 Doppelflinten und 35 Pfund Perlen, Gegenstände, die einen Gesammtwerth von 625 Dollars repräsentirten, für das Privilegium eines freien und unbelästigten Durchzuges durch den District Ubagwe zu bezahlen.

Als der Häuptling mir einen Besuch abstattete, sagte ich zu ihm:

„Wie kommt das, mein Freund, daß Euer Name im Lande einen so übeln Ruf hat? Wie kommt es, daß dieser arme Araber für seine Waaren an Ubagwe einen so gewaltigen Durchgangszoll hat entrichten müssen? Ist denn Ubagwe etwa Unjamwesi, daß Ungomirwa von den Arabern so überaus viel verlangt? Der Araber bringt Zeuge, Schießpulver und Gewehre nach Unjamwesi. Wenn Ihr ihm sein Eigenthum raubt, so muß ich Briefe abschicken, um alle Leute von der Reise nach Ubagwe abzuhalten, dann wird Ungomirwa arm werden und weder Pulver, noch Gewehre, noch Zeuge für seine Kleider erhalten. Was hat Ungomirwa seinem Freunde zu sagen?"

„Ungomirwa", erwiderte er, „thut nicht mehr als Ureweh, Phunse, Mjonga, Ndega, Urangwa und Mankorongo; er nimmt so viel als er kann. Wenn der weiße Mann dies für unrecht hält und mein Freund sein will, so werde ich alles an den Araber zurückgeben."

„Ungomirwa ist gut; nein, alles gib nicht zurück. Behalte eine Flinte, 5 Stück Zeug, 2 Fundo Perlen und ein Fäßchen Pulver; das wird eine reichliche Gabe, aber doch eine rechtmäßige Forderung sein. Ich habe viele Wanjamwesi bei mir, die ich zu guten Männern gemacht habe. Ich habe zwei Leute aus Ubagwe und einen aus Phunse's

Dorfe gebürtigen Mann. Ungomirwa mag doch die Wanjamwesi rufen lassen und sie fragen, wie der Weiße die Wanjamwesi behandelt, und er mag versuchen, sie zum Weglaufen zu verlocken, und hören, was sie sagen werden. Sie werden ihm sagen, daß alle Weißen denen, welche gut sind, ebenfalls sehr gut sind.“

Ungomirwa ließ die Wanjamwesi herbeirufen und fragte sie, warum sie dem weißen Manne folgten, um in der Welt herumzuwandern, und ihre Brüder und Schwestern verließen. Die Frage entlockte ihnen die folgende charakteristische Antwort:

„Die weißen Männer wissen alles. Sie sind besser in ihren Herzen als die Schwarzen. Wir haben vollauf zu essen, Ueberfluß an Kleidern und Silber für uns selbst. Alles was wir dem weißen Mann geben, ist unsere Körperkraft. Wir tragen ihm seine Waare und er sorgt wie ein Vater für seine schwarzen Kinder. Mag sich Ungomirwa mit dem weißen Mann befreunden und thun was er sagt, und es wird für das Land Unjamwesi gut sein.“

Mochte nun der Grund sein welcher es wolle, thatsächlich gab Ungomirwa dem Araber fast all sein Eigenthum zurück und machte mir mit drei jungen Ochsen ein Geschenk; auch zeigte er während der ganzen Zeit, als ich sein Gast in Ubagwe war, warme Freundschaft gegen mich und rühmte mich gegen andere Watuta, welche ihn während jener Zeit besuchten; ich kann mich in der That kaum eines angenehmern Aufenthalts in irgendeinem Dorfe Afrikas erinnern, als diese Rasttage in Ubagwe waren.

Unjamwesi ist von einer Unzahl kleiner Duodezkönige geplagt, deren Armuth und Erbärmlichkeit ihren Stolz so vermehrt haben, daß jeder von ihnen mehr Drohungen anwendet und größere Forderungen stellt als Mtesa, der Kaiser von Uganda.

Das englische Sprichwort: „Kleine Dinge machen gemeine Menschen stolz“, bewährt sich in Afrika ebenso wie in andern Theilen der Welt. Said ben Saif, einer der Araber in Kafurro, bat mich, wenn mir mein Eigenthum und meine Gemüthsruhe lieb wären, nicht durch Unjamwesi nach Udjidji zu marschiren, sondern durch Uhha zu reisen. Ich lege diesen Worten Said's das schadenfrohe Vertrauen unter, zu hören, wie ich von Königen wie Khanza, Iwanda und Kiti in demselben Verhältniß wie er selbst um viel Geldeswerth gebracht worden sei. Er gestand zu, daß er an Kiti 60 Stück Zeug, an Iwanda ebenso viel und an den König Khanza 138 bezahlt habe, was sich im Werthe auf 516 Dollars belief, und das that dem feinen Kaufmann in der Seele weh.

Auf meiner frühern, zur Aufsuchung Livingstone's unternommenen Reise hatte ich das wunderbare Absorptionsvermögen, das die Häuptlinge in Uhha für fremdes Eigenthum besitzen, hinlänglich ausprobirt und das Gelübde gethan, ihnen für alle künftigen Zeiten weit aus dem Wege zu gehen. Said's Bericht über seine Erfahrungen, der durch Hamed Ibrahim und mancherlei Fälle, die mir selbst zustießen, bestätigt wurde, zeigte mir nur zu deutlich an, welcher Gebrauch in dieser Beziehung unter den Wahha üblich war. Auf der Strecke zwischen Kibogora's Hauptstadt und Ubagwe hatte ich nur 30 Kleider als Geschenke an neun Könige in Unjamwesi vertheilt ohne größere Belästigung als die Mühe, ihre höhern Forderungen durch Verhandlungen herabzumindern.

Kein Reisender ist im äquatorialen Afrika bisher mit einer wildern Rasse bekannt geworden, als die Mafitte oder Watuta sind. Sie sind die einzigen wahren afrikanischen Beduinen, und sicherlich muß sie irgendein afrikanischer Ismaël an Kindesstatt angenommen haben, denn ihre Hand ist wider jedermann, und jedermanns Hand scheint wider sie erhoben zu sein.

Einen einzelnen Mtuta todtzuschlagen, sobald man ihn nur erblickt, wird von einem Araber für ebenso verdienstlich und für weit nothwendiger gehalten, als eine Schlange zu tödten. Um gegen diese schwarzen Freibeuter auf seiner Hut zu sein, muß der Reisende, während er an ihren Schlupfwinkeln vorbeizieht, alle seine Geschicklichkeit, Kaltblütigkeit und Klugheit aufbieten. Der Ansiedler hat in ihrer Nachbarschaft sein Dorf mit uneinnehmbaren Zäunen zu vertheidigen und muß bei Tag und bei Nacht fortwährend ein wachsames Auge haben; seine Weiber und Kinder müssen bewacht werden, und Brennmaterial kann nur von einer starken Anzahl von Bauern gemeinschaftlich geholt werden; ihren Boden müssen sie mit dem Speer in der Hand bebauen, so sehr und so unausgesetzt haben sie diesen unruhigen und verwegenen Banditenstamm zu fürchten.

Die Watuta, durch deren Ländereien wir jetzt zu reisen im Begriff stehen, sind ein vereinzelter Stamm der Mafitte und trennten sich von den letztern auf einem weit nach Norden fortgesetzten Zuge, auf dem sie plünderten und Rindvieh wegtrieben. Dies hat sich vor ungefähr 30 Jahren zugetragen. Bei ihrem Einfalle trafen sie auf die Warori, welche zahllose Rinderheerden besaßen. Sie kämpften mit ihnen zwei Monate lang an einer Stelle und drei Monate an einer andern, und als sie zuletzt bemerkten, daß die Warori zu stark für sie waren — denn es waren viele von ihnen im Kriege erschlagen

worden und eine große Anzahl, die jetzt unter dem Namen Wahehe bekannt und in der Nähe von Ugogo angesiedelt ist, war von der Hauptmasse abgeschnitten worden — zogen die Watuta am Rande von Urori hin und drangen nach Nordwesten durch Ukonongo und Kawendi bis Udjidji vor. Die alten arabischen Einwohner in Udjidji wissen sich noch daran zu erinnern, wie die Watuta plötzlich erschienen und sie selbst und die Wadjidji dazu nöthigten, auf der Insel Bangwe einen Zufluchtsort aufzusuchen.

Durch die Siege in Udjidji war aber ihre Eroberungssucht noch nicht befriedigt worden und sie griffen Urundi an; aber hier begegneten sie Gesichtern, welche sie ganz anders anblickten als die Neger des Südens. Sie fielen nun zunächst in Uhha ein; allein die Rasse, welche die Gegenden zwischen den Seen innehat, besitzt in den Wahha tüchtige, jedem Feinde gewachsene Kämpfer. Da ihre Unternehmungen in Uhha und Urundi scheiterten, so fochten sie sich auf ihrem Verheerungszuge durch Uvinsa hindurch und rückten in Unjamwesi ein, drangen danach in Usumbwa, Usambara, Urangwa und Ujofu ein und gelangten so durch Usindja bis an den Victoria-Njansa, wo sie nach ihren verwegenen Kriegszügen einige Jahre blieben. Aber die Länder um den See waren nicht nach ihrem Geschmack und sie gingen deshalb bis nach Utambara zurück. Kututwa, der König von Utambara, warb aus Politik um die Tochter des Häuptlings der Watuta, und sein Land wurde ihm als Mitgift zurückgegeben, während die weiter nach Süden gehenden Watuta das Nachbarland Ugomba besetzten, das zwischen Uhha und Unjamwesi liegt. Es ist ein gut bewässertes, wiesenreiches Land und eignet sich deshalb sehr wohl für ihre Lebensweise und Gewohnheiten. Die Wanjamwesi-Könige von Serombo, Ubagwe, Ureweh, Renseweh und die Könige Mirambo und Phunse haben mit einflußreichen Häuptlingen Bündnisse geschlossen und stehen mit ihnen in ziemlich gutem Vernehmen; aber der halsstarrige alte Mjonga hält sich noch immer von den Watuta fern.

Die Leser meines Werks: „Wie ich Livingstone fand“, werden sich erinnern, wie Mirambo mit Tausenden von freien Lanzenträgern der Watuta in Tabora erschien, Chamis ben Abdallah und fünf andere Araber niedermetzelte und jene volkreiche Niederlassung verwüstete. Aus der obigen Skizzirung dieser schrecklichen Marodeure werden sie nun ersehen können, wie er es möglich machen konnte, ihre Hülfe zu erlangen, und der folgende Paragraph wird zugleich zeigen, wie ich die Thatsachen dieser räuberischen Wanderung erfahren habe.

Die Frau Wadi Safeni's, eines der Wangwana-Hauptleute und Führer der „Lady Alice" während ihrer Fahrt um den Victoria-Njansa, ging eines Tages aus der Palissadenverschanzung von Ubagwe hinaus, um Wasser zu holen, und hörte zufällig unsere Watuta-Besucher miteinander plaudern. Da der Dialekt und die Sprachtöne ihr bekannt klangen, so lauschte sie und sprach wenige Augenblicke später mit geläufiger Zunge mit ihnen über die Geographie der von den Mafitte zwischen dem Njassa- und Tanganika-See bewohnten Gegend. Hauptsächlich aus diesem zufälligen Gespräche erhielt ich die



Ein Mtuta.

später durch andere Nachweise der Araber, Wangwana, Wanjamwesi bestätigte kurze Skizze der Watuta-Wanderungen.

„Mono-Matapa", jener große afrikanische Name, welcher wegen seines hohen Alters und seines beharrlichen Erscheinens auf unsern Karten — wobei er verschiedene Stellungen einnimmt, um sich den Grillen verschiedener Kartenzeichner und den Hypothesen verschiedener gelehrter Geographen anzupassen — jetzt fast classisch geworden ist, steht zu dem Stamme der Watuta in einer entfernten Verwandtschaft.

Der fleißige Forscher und Reisende Salt sagt in seinem 1814 erschienenen Werk über Abessinien:

Dieses Land wird gewöhnlich Monomatapa genannt. In die Berichte über dasselbe hat sich eine verwirrende Unklarheit dadurch eingeschlichen, daß verschiedene

Schriftsteller die Namen der Districte des Landes mit den Titeln der Herrscher verwechselt haben, indem sie dieselben, ohne den gehörigen Unterschied zu machen, Quiteve, Mono-Matapa, Bene-Motapa, Bene-Motascha, Tschikanga, Manika, Bokaranga und Mokaranga nannten. Quiteve scheint thatsächlich der Titel des Souveräns und Motapa der Name des Landes gewesen zu sein, welchem Mono vorgesetzt wurde, wie in Monomugi und vielen andern Namen an der Küste; ferner scheint jenseit dieses Landes ein District Namens Tschikanga gelegen zu haben, der die Minen von Manica enthielt, und die andern Namen scheinen nur auf sehr kleine zu jener Zeit unter der Herrschaft des Quiteve stehende Districte anwendbar zu sein.

Zimbaoa, die Hauptstadt dieses interessanten Landes, sollte 15 Tagereisen westlich von Sofala und 40 Tagereisen von Senâ entfernt liegen.

Unermüdliche und ausdauernde Forschungen von seiten verschiedener einsichtsvoller Reisenden haben uns jetzt in den Stand gesetzt, die Bedeutung der verschiedenen Namen, mit welchen frühere Geographen uns ganz verwirrt machten, genau zu verstehen. Das alte Land Mono-Matapa nahm jenen Theil des südöstlichen Afrika ein, den jetzt die Matabele innehaben, und dieses Reich umfaßte alle die verschiedenen Stämme und Clane, welche gegenwärtig unter der populären Bezeichnung Kaffern oder Zulus bekannt sind.

Der Ruf, den sich Tschaka im ganzen Bereiche jenes Hochlandes erwarb, das sich von den Ländern der Hottentotten bis an den Zambesi ausdehnt, regte nach seinem Tode verschiedene ehrgeizige Geister auf. Seine großen Hauptleute führten kriegerische Heerscharen hinter sich her und verbreiteten dadurch Angst und Schrecken unter den Stämmen im Norden, Süden und Westen. Mosèle-Katzé überwältigte Transvaal und besiegte die Betschuanen, wurde aber später von den Boers gezwungen nach Norden auszuwandern, wo sein jetzt unter dem Namen Matabele bekanntes Volk sich unter Lo Bengwella, seinem Nachfolger, niedergelassen hat.

Sebituane, ein anderer kriegerischer Charakter nach der Art Tschaka's, stellte sich an die Spitze eines Stammes der Basutos und begründete nach zahlreichen Siegen über kleine Stämme seine Herrschaft unter dem Namen Makololo längs des Zambesi, wo sich sein Volk niederließ. Auf Sebituane folgte Sekeletu, Livingstone's Freund, und auf diesen Impororo, der letzte der Könige von Makololo.

Einer der Generale Tschaka's hieß Mani-Kus. Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß Mani, Mana, Mono, Moeni, Muini, Muinji durchweg Präfixe sind, welche Herr, Fürst und bisweilen Sohn bedeuten, z. B. Mana-Kus, Mani-Ema, jetzt Manjema genannt, und Mana-Mputu, Herr des Sees; Mono-Matapa, Mana-Ndenga, Mana-Butti, Mana-Kirembu, Mana-Mamba u. s. w. In Uregga

werden diese vorgesetzten Silben zu Wana oder Wane, z. B. in Wane-Mbesa, Wane-Kirumbu, Wane-Kamankua, Wana-Kibangu, Wana-Mukwa und Wana-Rukura, während in den Bateke- und Babwende-Ländern die Vorsilben in Mwana verwandelt werden, z. B. Mwana-Ibaka oder Mwana-Kilungu, ein Titel, welcher Livingstone von den Babwend gegeben wurde und „Herr des Sees“ bedeutet.

Doch kehren wir zu Mani-Kus zurück. Dieser General-Tschaka's griff die Portugiesen in der Delagoa-Bai, in Sofala und Inhambane an und zwang sie, ihm Tribut zu zahlen. Seine Heeresabtheilung setzte darauf oberhalb Tete, der Hauptstadt des portugiesischen Gebiets, über den Zambesi, verheerte die Länder längs des Njassa und ließ sich schließlich nordwestlich vom Njassa, zwischen diesem und dem Tanganika-See, nieder. Heute ist dieser Stamm unter dem Namen Manitu, Mafitte oder Maviti bekannt und drei Seitenzweige desselben sind die Watuta in der Nachbarschaft von Zombe am Südostende des Tanganika-Sees, die Wahehe, welche den Wagogo so schrecklich viel Noth machen, und die mit Mirambo verbündeten Watuta, welche von den Wanjamwesi Mwangoni genannt werden.

Nachdem ich am 4. Mai die von meinem neuen Bruder Mirambo gesandten Milchkühe, Kälber und Ochsen in Empfang genommen hatte, marschirten wir in südsüdwestlicher Richtung am Saume des Gebietes der Watuta hin nach Ruwinga, einem auf einer Waldlichtung angelegten Dorfe, das von einem kleinen, seinen gefürchteten Nachbarn tributpflichtigen Häuptling beherrscht wird.

Am nächsten Tage marschirten wir in gut geordnetem Zuge quer durch einen Theil des Gebietes der Watuta. Alle möglichen Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, um uns rechtzeitig von der Anwesenheit des Feindes in Kenntniß zu setzen; wir hielten uns auch auf unserm Wege nirgends auf, da die Bekanntschaft mit ihrer Angriffstaktik uns die Gewißheit gab, daß wir nur auf diese Weise Aussicht hatten, einen Conflict mit ihnen zu vermeiden. Msene wurde nach einem Tagesmarsch von 32 km ungefähr um 2 Uhr nachmittags erreicht und der König Mulagwa empfing uns dort mit offenen Armen.

Die Bevölkerung der drei von Mulagwa beherrschten Dörfer zählt wahrscheinlich gegen 3500 Seelen. Der König der Watuta sucht den District Mulagwa's häufig heim; aber die stark verschanzten Dörfer und die zahlreichen Musketen des letztern haben genügt, um die bösen Absichten der Räuber zu vereiteln, obgleich an unachtsamen Dorfbewohnern oft Greuelthaten verübt worden sind.

Maganga, der zum Zaudern geneigte Führer einer meiner Karavanen bei meiner ersten Expedition, wurde hier vorgefunden, und kraft seiner längern Bekanntschaft mit meinen guten Eigenschaften vermochte er Mulagwa, sich um mein bequemes Unterkommen zu bekümmern.

Ich sah ein armes Weib, das Opfer eines Streifzuges der Watuta, welcher die rohen Barbaren auf dem Felde aufgelauert und den linken Fuß abgeschnitten hatten.

16 km südwestlich von Msene liegt Kawangira, ein etwa 250 qkm großer District, den der Häuptling Njambu, ein Nebenbuhler Mulagwa's, beherrscht. Spuren der Grausamkeit und der verheerenden Angriffe der Watuta sind zwischen den beiden Districten sichtbar und das einst volkreiche Land nimmt reißend schnell sein ursprüngliches Aussehen einer unbewohnten Wüste wieder an.

Das nächste, 16 km südwestlich von Kawangira belegene Dorf Nganda wurde am 9. Mai erreicht. Von dieser Oertlichkeit bis zu dem 22½ km nach Südsüdwest entfernten Usenda dehnte sich eine ½ bis 1½ m hoch von dem ausgetretenen Gombe überschwemmte Ebene aus. Dieser Fluß entspringt 65 km südöstlich von Unjanjembe. In der Gegend, wo sich der Gombe mit dem Malagarasi vereinigt, erstreckt sich eine geräumige Ebene, die sich in der Regenzeit in einen See verwandelt.

Am 12. reisten wir in südsüdwestlicher Richtung nach dem wichtigen Dorfe Usagusi. Ebenso wie Serombo, Mjonga's Dorf Urangwa, Ubagwe und Msene ist es mit starkem Pfahlwerk umgeben, und in der Ueberzeugung, daß die Sicherheit seines Hauptdorfes von der auf seine Vertheidigungswerke verwandten Sorgfalt abhängt, treibt der Häuptling von denjenigen seiner Unterthanen, welche bei der Reparatur des Pfahlwerkes sich irgendwie säumig zeigen, schwere Abgaben als Strafe ein; diese wachsame Klugheit hat bisher die Angriffe der wolfähnlichen Marodeure von Ugomba vereitelt.

Im nächsten Dorfe Ugara traf ich noch einen meiner alten Freunde. Er hatte 1871 mein Lager zu Kusuri in Ukimbu besucht. Ugara liegt 27 km westsüdwestlich von Usagusi. Ich fand es in Unruhe wegen eines Krieges oder eigentlich zweier Kriege, eines zwischen Kasavula und Uvinsa, des andern zwischen Ibango von Usenje und Mkasiwa von Unjanjembe.

Nachdem wir darauf 40 km in westlicher Richtung durch ein entvölkertes Land zurückgelegt hatten, gelangten wir nach Zegi in Uvinsa, wo wir eine große, von einem im Auftrage seines Principals Said ben Habib reisenden Araber geführte Karavane vorfanden

Unter diesen Eingeborenen Sansibars befand sich auch ein Mann, welcher Cameron und Tippu-Tib nach Utatera begleitet hatte. Wie andere Münchhausen seiner Rasse versicherte er mir eidlich, er habe ein Schiff auf einem See westlich von Utatera gesehen, das mit schwarzen Wasungu oder schwarzen Europäern bemannt gewesen sei!

Bevor wir Zegi erreichten, sahen wir den See Sivue, ein von dem Fluß Sagala mit Wasser versehenes Becken; er ist bei $22^1/_2$ km Länge ungefähr 11 km breit. Durch ein breites, aber mit Ried- und Stechgras und mit tropischen Pflanzen vollgestopftes Flußbett ergießt er sich bei Kiala in den Fluß Malagarasi.

Im Dorfe Zegi wimmelte es auch von Kriegern Rusunsu's. Rusunsu ist seinem Vater Nsogera als König von Uvinsa gefolgt, und da er große Energie besitzt, ist er geneigt, gegen Mirambo's ehrgeizige Annexionspläne anzukämpfen. Ich hütete mich vorsichtig, etwas von unserer engen Beziehung zu Mirambo verlauten zu lassen, damit die Krieger nicht annehmen möchten, daß wir ihn in seinen Plänen gegen ihr geliebtes Vaterland unterstützen wollten.

Da diese Krieger bemerkt haben, daß das Wort Ruga-Ruga oder Banditen auf schwache Gemüther einen starken Eindruck macht, so legen sie sich selbst jenen Namen bei und suchen sich durch die Verhaftung aller eingeborenen Reisenden, welche der Feindseligkeit oder reichen Besitzes verdächtig sind, auszuzeichnen. Man wollte eben einem dieser vor kurzem gefangen genommenen Unglücklichen die Gurgel abschneiden, als ich mir den Rath zu geben erlaubte, man möge ihn doch lieber verkaufen, da sein Leichnam eine werthlose Sache sein würde.

„Kauft ihr ihn doch", riefen die aufgeregten Kerle; „gebt uns 10 Stück Zeug für ihn."

„Die Weißen kaufen keine Sklaven; aber ehe ich euch einen unschuldigen Menschen ermorden lasse, will ich euch 2 Stück Zeug für ihn geben."

Nach lebhaften Debatten kam man dahin überein, daß er mir für 2 Stück Zeug überlassen werden sollte; aber die Lebenskräfte des armen alten Mannes waren durch die brutale Behandlung, die er hatte erdulden müssen, so geschwächt, daß er wenige Tage darauf starb.

Zegi mit seinem Gewimmel von Gesetz und Sitte verachtenden Menschen war kein behaglicher Aufenthaltsort. Das Benehmen dieser Leute war ein weiterer Beleg für die Wahrheit jenes Sprichworts, daß „kleine Dinge schlechte Menschen stolz machen". Hier sah man eine Menge von Jünglingen, welche an jener seltsamen Krankheit

litten, die der eiteln Jugend in allen Ländern eigenthümlich ist. Mirambo nannte sie einen „dicken Kopf", das soll heißen eine unordentliche Aufblähung des Gehirns, die durch eine übertriebene Selbstschätzung herbeigeführt wird. Die Art und Weise, in der sie herumstolzirten, ihre hochmüthigen Mienen und trotzigen Blicke, ihr ungeheuerer Federkopfputz und martialischer Schritt waren höchst anstößig. Da sie einmal aus Prahlerei den Namen Ruga-Ruga angenommen hatten, so hielten sie es für eine Ehrensache, nun auch die Manieren der Banditen nachzuäffen, z. B. Banghi (wilden Hanf) zu rauchen. Ich kann mich auch nicht darauf besinnen, je ein so wildes Kreischen, ein so stürmisches Niesen, das überdies Tag und Nacht von dem eintönigen Geklimper auf einer einsaitigen Guitarre begleitet wird (einer weitern Fertigkeit, die bei einem vollkommenen Banditen unbedingtes Erforderniß ist), ein solches Schlucken und Schnarchen und so extravagante Töne gehört zu haben, wie wir sie im Dorfe Zegi ertragen mußten.

Wir bezahlten an Rusunsu einen bescheidenen Tribut von 15 Kleidern statt der 60, welche er, unverschämt genug, durch seinen Mutware oder Häuptling hatte fordern lassen, und dieser erhielt auch nur 4 von den 20, welche, wie er sagte, ihm selbst gegeben werden müßten; nachdem wir diesen Handel abgeschlossen, marschirten wir am 18. nach Ugaga am Malagarasi.

Der Mutware von Ugaga erhob am nächsten Tage Ansprüche auf 40 Doti Zeug, bevor er uns die Ueberfahrt über den Malagarasi gestatten könne. Ich sandte Frank mit 20 Mann nach einem 5 km unterhalb Ugaga belegenen Punkte, um unser Boot vorzubereiten, und unterdessen zogen wir die Verhandlungen in die Länge, bis ein Bote von Frank mit der Nachricht kam, daß das Boot fertig sei. Nachdem wir darauf mit einem Anerbieten von 2 Stück Zeug den Versuch gemacht hatten — ein Anerbieten, das mit jedem nur denkbaren spöttischen Ausdruck der Verachtung zurückgewiesen wurde — gaben wir 4 Stück. Der Mutware sagte danach, daß der König Rusunsu uns befohlen habe, nach Zegi zurückzukehren, um seine Feinde zu bekämpfen, sonst würde er uns die Erlaubniß vorenthalten, über den Fluß zu setzen. Ueber diese Anwandlung von Despotismus lächelten wir und marschirten nach unserm Boote hin, wo wir das Lager aufschlugen. Am 20. Mai um 4 Uhr morgens hatte ich bereits 80 Flintenträger über den 1 km breiten Malagarasi* geschafft und um

* In der trockenen Jahreszeit ist der Malagarasi bei Ugaga nur ungefähr 55 m breit.

3 Uhr nachmittags war die ganze Expedition nebst unsern arabischen Freunden, die wir in Zegi getroffen hatten, im nördlichen Uvinsa.

Am nächsten Tage reisten wir, mit Vermeidung der in mir traurige Erinnerungen erweckenden ausgedorrten Ebenen von Uhha, nach dem 17 km entfernten Ruwhera; von da nach Mansumba, genau nach Westen, 15 km durch dünnes Gebüsch; von dort aus sandten wir einige Wanjamwesi über die Grenze nach Uhha, um Getreide zum Lebensunterhalt der Expedition in der Wildniß zwischen Uvinsa und Udjidji einzukaufen.

Seltsamerweise pflegen die Wahha, welche unter allen Stämmen Afrikas sich am besten auf das Tributerpressen verstehen, einer Karavane, sobald dieselbe einmal über ihre Grenze hinaus ist, nicht mehr in den Weg zu treten, sondern bereitwillig Nahrungsmittel an dieselbe zu verkaufen. Ungefähr 50 Wahha brachten uns Getreide und Hühner in unser Lager zu Mansumba zum Verkauf. Obgleich die Wahrheit mich zu der Behauptung zwingt, daß wir auf einer Reise durch Uhha sehr schlecht weggekommen sein würden, so muß ich doch dem dortigen Volksstamme insofern Gerechtigkeit widerfahren lassen, als ich sage, daß er außerhalb seiner Grenzen gegen Fremde nicht lästig wird.

Es ist sehr zu bedauern, daß der Malagarasi nicht schiffbar ist. Der Höhenunterschied zwischen Ugaga und Udjidji beträgt mehr als 180 m. Eine Reihe von Wasserfällen hat der Fluß südsüdwestlich von Ruwhera, ungefähr 40 km unterhalb Ugaga; eine zweite Reihe von Fällen folgt ungefähr 32 km weit vom Tanganika-See.

Am 24. lagerten wir um Mittag auf dem Westufer des Flusses Rusugi. Ein Dörfchen Namens Kasenga liegt etwas über 3 km oberhalb der Furt. In der Nähe der Uebergangsstelle befinden sich auf beiden Seiten des Flusses die Salzgruben von Uvinsa, welche dem Könige dieses Landes bedeutende Revenuen liefern. In der Ausdehnung von $2^1/_2$ qkm ist der Boden mit zerbrochenen Töpfen, Asche von Feuerstellen, Salzabfällen, Klumpen gebrannten Thons und Ueberresten von Hütten bestreut. Da Rusunsu jetzt alles Land bis auf 23 km Entfernung besitzt, so ist niemand vorhanden, der mit ihm wegen des Besitzes der Salzgruben Krieg führen könnte.

Durch ein Waldesdickicht, das in Zwischenräumen von schmalen Streifen offener Flächen unterbrochen war, und auf unserm 37 km langen Wege sechs Nebenflüßchen des Malagarasi überschreitend, reisten wir dann nach einem Lager in der Nähe der Grenze des Districts Uguru oder des Hügellandes von West-Uhha.

Die Nordabhänge dieser Bergmassen Ugurus, ungefähr 23 km

nördlich von den Quellen des Liutsche, speisen mit ihren Gewässern die südlichen Zuflüsse des Alexandra-Nils, die Westabhänge den Mschala, die Südabhänge den Liutsche und die östlichen die Nebenflüsse des Malagarasi in Uhha. Die Grenzen von Uhha, Urundi und Udjidji stoßen in diesen Bergen zusammen, welche sich wahrscheinlich bis gegen 2000 m über die See erheben.

Wir begrüßten unsern Freund von Niamtaga, mit dem wir im November 1871 zusammengekommen waren, aber leider wurde der Unglückliche zwei Wochen später plötzlich von Rusunsu überfallen und mit fast drei Viertel seiner Leute niedergemetzelt.

Um die Mittagsstunde des 27. Mai erquickten die glänzenden Gewässer des Tanganika unsern Blick und zwangen mich eine Weile voll Bewunderung stehen zu bleiben, gerade so wie an jenem Tage, als ich sie zum ersten male zu Gesicht bekam. Um 3 Uhr nachmittags sind wir in Udjidji. Muini Cheri, Mohammed ben Gharib, Sultan ben Kassim und Chamis der Belutsche begrüßten mich freundlich. Mohammed ben Sali ist gestorben. Nichts hat sich wesentlich verändert mit Ausnahme der stets veränderlichen Lehm-Tembes der Araber. Der freie Platz, auf dem ich im November 1871 David Livingstone antraf, ist jetzt von großen Tembes eingenommen. Das Haus, wo wir beide zusammen wohnten, ist schon längst niedergebrannt und an seiner Stelle waren nur etwas Asche und Kohlen und ein unheimlich leerer Raum übriggeblieben. Der See breitet sich mit derselben großartigen Schönheit vor unsern Augen aus, während wir ihn vom Marktplatz aus betrachten. Die gegenüberliegenden Berge von Goma haben dieselbe blauschwarze Farbe, denn solche Farben sind unvergänglich, und der Fluß Liutsche setzt seinen Lauf noch immer so braun wie vor Jahren östlich und südlich von Udjidji fort. Die Brandung ist noch ebenso unruhig und die Sonne scheint ebenso hell; der Himmel hat sein herrliches Azurblau und die Palmen haben alle ihre Schönheit bewahrt; aber der große, alte Held, dessen Anwesenheit im Jahre 1871 in diesem Udjidji mein gespanntestes Interesse allein auf sich zog — seine Tage sind dahin!

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisewerke über Afrika.

von Behr, H. F. Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika. Mit Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Böhm, R. Von Sansibar zum Tanganika. Briefe aus Ostafrika. Nach dem Tode des Reisenden nebst einer biographischen Skizze des Verstorbenen herausgegeben von Hermann Schalow. Mit einem Porträt und einer Karte. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Buchholz, R. Reisen in West-Afrika nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen. Nebst einem Lebensabriß des Verstorbenen. Von C. Heinersdorff. Mit Abildungen und Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Buchta, R. Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft. Rückblicke auf die letzten sechzig Jahre. Nebst einem Anhange: Briefe Dr. Emin-Pascha's und Lupton-Bey's an Dr. Wilhelm Junker, 1883—1885. Mit einem Titelbild und zwei Karten. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Cameron, V. L. Quer durch Afrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Theile. Mit 156 Holzschnitten, 4 Tafeln und 1 Karte. 8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.

Cecchi, A. Fünf Jahre in Ostafrika. Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa. Nach dem italienischen Orginal in abgekürzter Fassung von M. Rumbauer. Mit über 100 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Emin-Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern. Herausgegeben von Dr. G. Schweinfurth und Dr. F. Ratzel mit Unterstützung von Dr. R. W. Felkin und Dr. G. Hartlaub. Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniß. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Farini, G. A. Durch die Kalahari-Wüste. Streif- und Jagdzüge nach dem Ngami-See in Südafrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 46 Abbildungen und 2 Kartenskizzen. 8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

Förster, Brix. Deutsch-Ostafrika. Geographie und Geschichte der Colonie. Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

von François, Curt. Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo. Reisen in Centralafrika. Mit 33 Abbildungen, 12 Kartenskizzen und einer Uebersichtskarte. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

von Freeden, W. Reise- und Jagdbilder aus Afrika. Nach den neuesten Reisewerken zusammengestellt. Mit 88 Abbildungen und 1 Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Hartmann, R. Die Völker Afrikas. Mit 94 Abbild. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Hübner, A. Freiherr von. Durch das Britische Reich. Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada. 2 Bände. Mit 1 Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Johnston, H. H. Der Kilima-Ndjaro. Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika. Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerziellen Verhältnisse sowie der Sprachen des Kilima-Ndjaro-Gebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit Porträt, über 80 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Johnston, H. H. Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo. Nebst einer Schilderung der klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse des westlichen Kongogebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 78 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Kremer, A. von. Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Mit 1 Karte. 2 Theile. 8. Geh. 10 M. Geb. 12 M.

Lenz, O. Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880. 2 Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. 8. Geh. 24 M. Geb. 27 M. 50 Pf.

Lüttke, M. Aegyptens neue Zeit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts sowie zur Charakteristik des Orients und Islams. 2 Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 20 Pf.

Müller, Max. In ägyptischen Diensten. Erlebnisse eines ehemaligen preußischen Husarenoffiziers. Mit 10 Abbildungen und einer Karte. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Gustav Nachtigals Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerk dargestellt von Dr. A. Fränkel. Zweite Auflage. Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und 1 Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Paulitschke, Ph. Harar. Forschungsreise nach den Somâl- u. Galla-Ländern Ost-Afrikas. Nebst Beiträgen von Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer und Dr. H. Wichmann. Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten. 8. 1888. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Pietsch, L. Marokko. Briefe von der Deutschen Gesandtschaftsreise nach Fez im Frühjahr 1877. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Rohlfs, G. Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschad-See und zum Golf von Guinea. 2 Theile. Mit 2 Karten. 8. Geh. 14 M. Geb. 16 M.

Rohlfs, G. Kufra. Reise von Tripolis nach der Oase Kufra. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Nebst Beiträgen von P. Ascherson, J. Hann, F. Karsch, W. Peters, A. Stecker. Mit 11 Abbildungen und 3 Karten. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Rohlfs, G. Meine Mission nach Abessinien. Auf Befehl Sr. Maj. des Deutschen Kaisers im Winter 1880/81 unternommen. Mit 20 Separatbildern und 1 Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Schmidt, K. W. Sansibar. Ein ostafrikanisches Culturbild. Mit 15 Abbildungen und einem Plan. 8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

Schweinfurth, G. Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im Centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871. Neue umgearbeitete Orginalausgabe. Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Karten. 2 Theile. 8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

Schweinfurth, G. Artes Africanae. Abbildungen und Beschreibungen von Erzeugnissen des Kunstfleißes centralafrikanischer Völker. Mit 21 lithographirten Tafeln. — A. u. d. T.: Artes Africanae. Illustrations and descriptions of productions of the industrial arts of Central African tribes. With XXI lithographed plates. Folio. Cart. 10 M.

Sibree, J. Madagascar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Titelbild und 2 Karten. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Soyaux, H. Deutsche Arbeit in Afrika. Erfahrungen und Betrachtungen. 8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Soyaux, H. Aus West-Afrika. 1873—76. Erlebnisse und Beobachtungen. 2 Theile. Mit 1 Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.


Speke, J. H. Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch. Aus dem Englischen übersetzt. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 2 Karten, 2 Stahlstichen und Holzschnitten. 2 Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 20 M. 40 Pf.

Thomson, J. Durch Massai-Land. Forschungsreise in Ostafrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Victoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

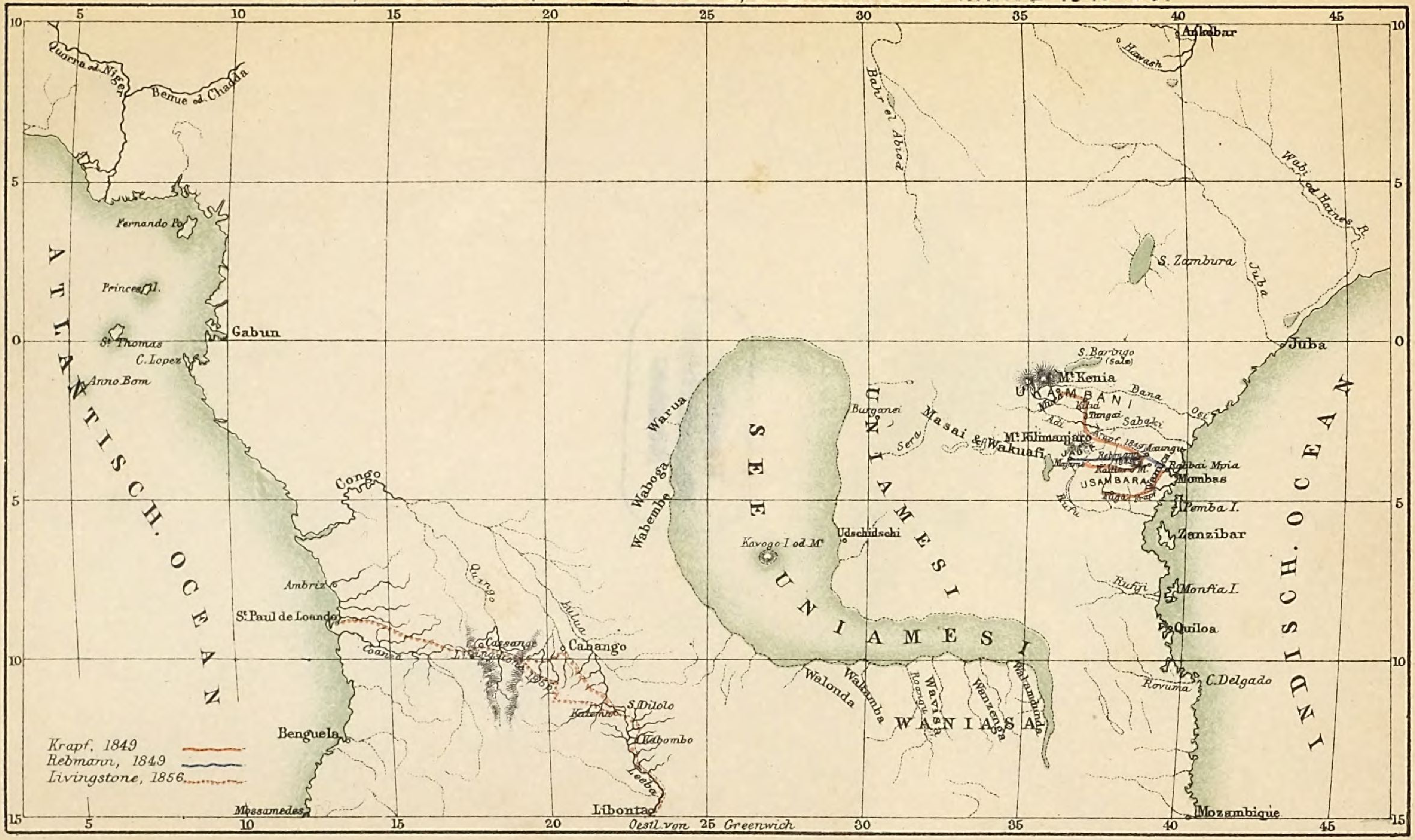
Weber, E. von. Vier Jahre in Afrika. 1871—75. Mit Abbildungen, einem Plane und einer Karte. 2 Theile. 8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.

Wißmann, H., L. Wolf, C. von François, H. Mueller. Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885. Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten. Zweite Auflage. 8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

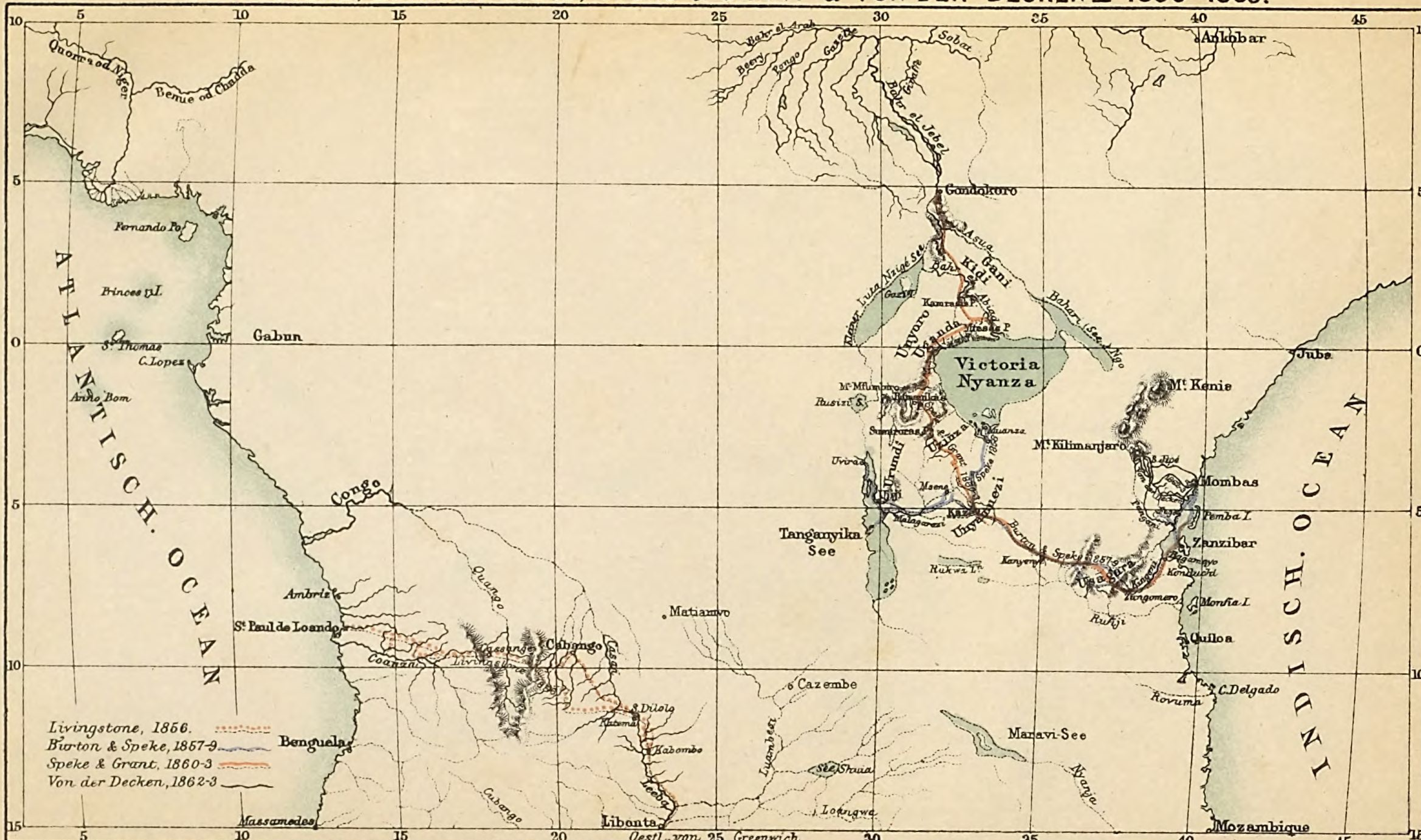
ÄQUATORIAL-AFRIKA (NACH DAPPER'S KARTE) 1676.



KRAPF, REBMANN, LIVINGSTONE, & ERHARDT'S KARTE 1849-56.



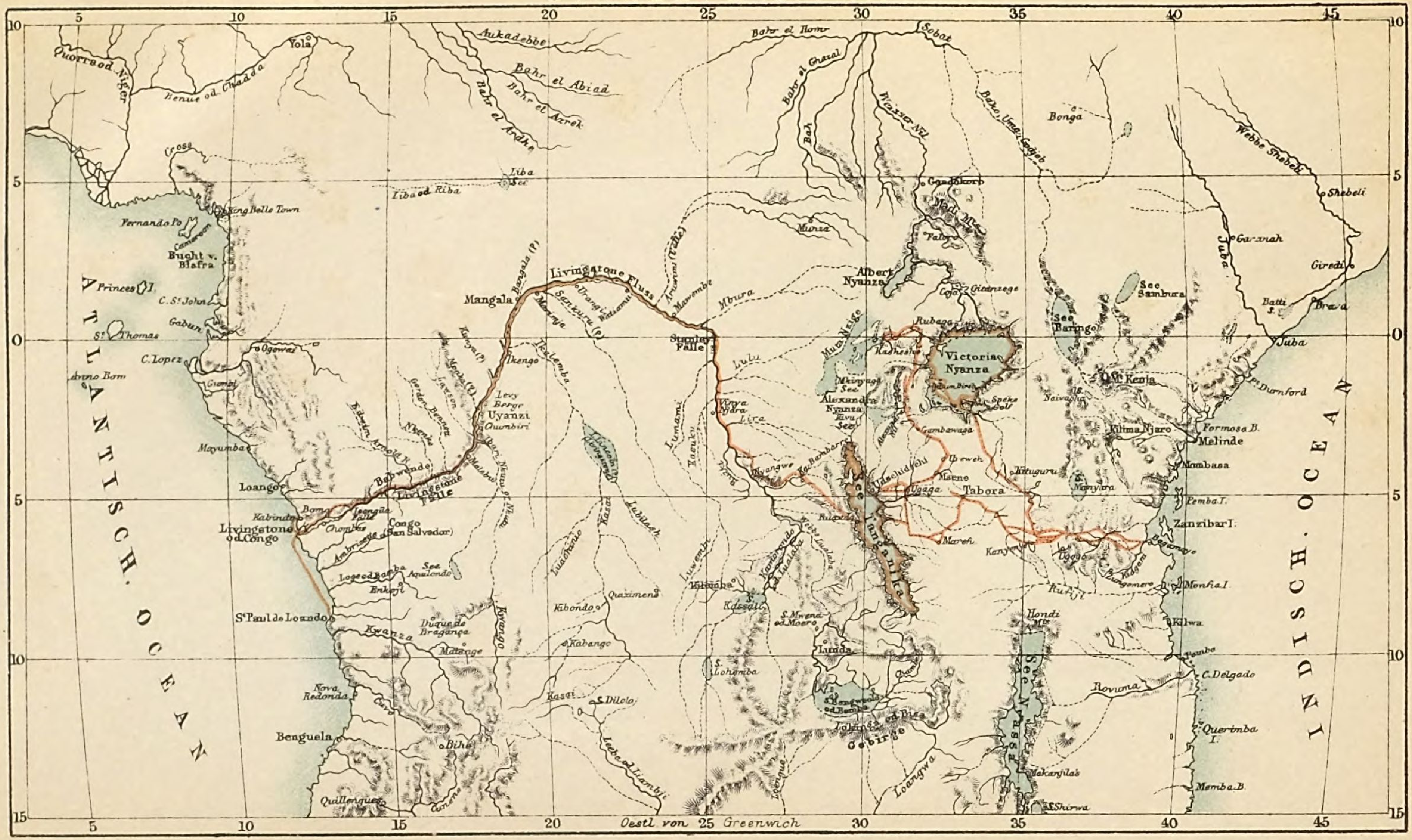
LIVINGSTONE, BURTON & SPEKE, SPEKE & GRANT & VON DER DECKEN _ 1856-1863.



SCHWEINFURTH, BAKER, LIVINGSTONE, STANLEY & CAMERON — 1866-75.



STANLEY – 1874-77.



Stanley, Henry Morton,

Durch den dunklen Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des äquatorialen Afrika und den Livingstone-Fluß abwärts nach dem Atlantischen Ocean von Henry M. Stanley. Aus dem Englischen von C. Böttger. Mit 240 Abbildungen und 10 Karten
Bd.: 1

Leipzig 1891